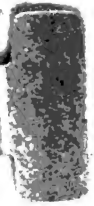
Die Grenzboten

0902
.407

ANNEX LIB.



Library of

Princeton University.

Printed in Germany.

Digitized by Google

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

48. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig

Verlag von Fr. Wilh. Grunow

1889

Digitized by Google

(RECAP)

0502
.407
Jahrs. 48
pt.3
1985

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1889. Drittes Vierteljahr

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterrichtswesen

Die böhmischen Landtagswahlen. S. 97.
Der Einbruch der Derwische in Ägypten. S. 145.
Der Kampf der französischen Regierung mit Boulanger. S. 193.
Russische Politik. S. 241.
Der Aufstand auf Kreta. S. 337.
Frankreich nach Boulangers Verurteilung. S. 385.
Die großserbische Idee. S. 433. 481.
Vom politischen Theater in Paris. S. 578.

Die deutsche Arbeitergesetzgebung. Von Ronald Keßler. 1. S. 152. — 2. S. 201. — 3. S. 246. — 4. S. 304. — 5. S. 392. — 6. S. 440. — 7. S. 535.

Eine neue Strafrechtswissenschaft. S. 208.
Zum bürgerlichen Gesetzbuch. Von Otto Gerland. S. 584.

Arme Studenten. S. 222. 266.
Wider die Einheitsschule. Von J. v. Unger. S. 343.

Geschichte und Kulturgeschichte

Späte Sühne? Ein paar Fragen an die Gelehrten von Maria-Laach aus Anlaß der Wettinfeier. S. 160.
Wilibald Pirkheimer und die Reformation. S. 122.
Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik. Von Paul Kayser. S. 289.
Die revolutionäre Propaganda auf deutschem Boden. Von Woldemar Wenck. S. 62.
Eine französische Quelle zur Geschichte des Festungskrieges im Jahre 1813. Von E. J. Groth. S. 1.
Zur Geschichte Leipzigs. S. 357.

Sprach- und Litteraturwissenschaft

Die nordschleswigsche Mundart. Von J. P. Filskow. S. 315. 461.

Zur Geschichte der litterarischen Kritik. S. 500.
Kaiserin Katharina und Melchior Grimm. Von Eugen Guglia. S. 599.
Emma Förster. S. 19.

Tagesschriftsteller und Zeitromane. S. 70.
Gottfried Keller. Von Moritz Necker. S. 128.
Naturalistische Litteratur. S. 133.
Neue Erzählungen. Von Moritz Necker. S. 326. 560
Auf halber Höhe. Ein Kapitel zur deutschen Romanschriftstellerei. S. 470.
Ludwig Pfaus Gedichte. Von Moritz Necker. S. 508.
Detlev von Liliencrons Gedichte. S. 604.

Kunst- und Altertumswissenschaft. Kunstpflege

Aus Altägypten. S. 413.
Der neue trojanische Krieg. S. 557.
Kunstgeschichtliche Ergebnisse der Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen. Von Ernst Böttticher. S. 10.
Die alexandrinische Kunst. S. 517.
Kunst und Handwerk in Japan. S. 378.
Die historische Ausstellung deutscher Graphikerarbeiten im Berliner Kupferstichkabinet. (Schluß.) S. 26.

Friedrich der Große als Musiker. S. 166.
Am Panamakanal. Ein musikalisches Capriccio. S. 32.

Vom Münchner Theater. Von Rudolf Aßmus. S. 79.
Das deutsche Volkstheater in Wien. S. 612.

Verschiednes

Die beste Größe der Staaten. Von Ronald Keßler. S. 49.
Oxford und Cambridge und die weiblichen Hochschulen in England. Von W. Henkel. S. 102. 256. 309.
Psychophysiologie. Von Karl Jentsch. S. 111.
Aus Neuösterreich. 1. Am Kordon. S. 173.
Aus Paris. S. 234.
Bruder Jonathan in französischer Beleuchtung. S. 276.
Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. 13. Die Rede des Prinzen Ludwig. S. 281. — 14. Aus der Geschichte unsrer Sitte. S. 405.
Nochmals die Pariser Ausstellung. S. 369. 421.
Zwei Kapitel über den Talmud. 1. S. 454. — 2. S. 547.
Psychometrie. Von Karl Jentsch. S. 489.
Friedrichsruhe. S. 529.
Materialistische Narrheiten. Von Karl Jentsch. S. 589.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlamentsstatistik. S. 38. — Zum Feuerversicherungswesen. S. 39. — Des alten Dorfes Ende. S. 41. — Der Grundschuldschein. S. 87. — Zum Geheimmittelschwindel. S. 138. — Ungenügende Strafen. S. 180. — Auch einer. S. 183. — Aus

611993

Digitized by Google

der österreichischen Presse. S. 237. — Ein neuer Briefsteller. S. 238. — Was uns nottut. S. 284. — Die Vortragsseuche. S. 332. — Sächsische Reiseeindrücke. S. 383. — Gottfried Kellers Anfänge. S. 383. — Zum papiernen Stil. S. 384. — Anthropologie. S. 428. — Zur Gewissensfreiheit in Rußland. — S. 476. — Nochmals die Anthropologie. S. 521. — Zur Frauenfrage. S. 522. — Die bedingte Verurteilung. S. 566. — Pädagogisches. S. 568. Zur Hebung der Volkssittlichkeit. S. 572. — Hut ab! S. 574. — Das Leben ist doch schön. S. 615.

Besprochene Bücher

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden.)

*Campredon, Défense de Dantzig en 1813. S. 1.
*B. Förster, Das Leben Emma Försters. S. 19.
H. Kohl, Fürst Bismarck-Gedenkbuch. S. 41.
Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik. S. 42.
R. Försch, Die Fremdwörter der deutschen Sprache. S. 43.
L. A. Frankl, Friedrich von Amerling. S. 44.
K. Niemann, Coeur-As. S. 46.
*H. Heiberg, Romane. S. 70.
B. Frank, Rußland, seine Hilfs- und Machtmittel. S. 92.
R. Möller, Der serbisch-bulgarische Krieg. S. 93.
Übersichtskarte der deutschen Kolonien. S. 94.
M. Schwalb, Gebrechen des kirchlichen Protestantismus. S. 95.
F. Schanz, Gedichte. S. 95.
*Derzen, Grundlinien der Psychophysiologie. S. 111. 489. 589.
*S. Kawerau, De digamia episcoporum S. 122.
M. G. Conrad, Fantasio. Pumpanella. S. 133.
E. v. A., Die äußere Politik und die sittlichen Gesetze. S. 139.
J. Rethwisch, Die Deutschen im Auslande. S. 139.
A. de Heyking, L'exterritorialité. S. 140.
E. v. Bunsen, Die Überlieferung. S. 141.
P. Heusel, Ethisches Wissen und ethisches Handeln. S. 143.
A. Freybe, Züge deutscher Sitte und Gesinnung. S. 143
H. Kolb, Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance. S. 144.
*Friedrichs des Großen Musikalische Werke. S. 166.
Ph. Sheridan, Von Gravelotte nach Paris. S. 186.
Ph. Mayer, Die kulturhistorische Entwicklung Deutschlands. S. 187.
O. Mejer, Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. S. 187.
W. Germann, Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen S. 188.
M. Kronenberg, Herders Philosophie. S. 188.
F. Groß, Was die Bücherei erzählt. S. 189.
P. Mantegazza, Das heuchlerische Jahrhundert. S. 190.
*O. Rell, Bruder Jonathan und sein Land. S. 276.
A. Freybe, Martin Luther in Sprache und Dichtung. S. 286.
F. Th. Fischer, Altes und Neues. S. 287.
*R. Schück, Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik. S. 289.
*H. Lingg, Furchen. S. 326.
*M. Brociner, Jouel Fortunat. S. 329.
H. Greinz, Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung. S. 335.
*Ersch und Gruber, Encyklopädie. S. 357.
*Brückmann, Kunst und Handwerk in Japan. S. 378.
*A. Erman, Ägypten. S. 413.
A. Kohut, Fürst Bismarck und die Litteratur. S. 431.
O. Benndorf, Das Heroon von Gjölbaschi. S. 432.
*W. Pressel, Die Zerstreuung des Volkes Israel. S. 454. 547.
*A. Niemann, Bei Hofe. S. 472.
*A. von der Elbe, Ein Sohn. S. 473.
*L. Haidheim, Im tiefen Forst. S. 474.
*H. Dalton, Sendschreiben an Popedonoszeff. S. 476.
A. Kleinschmidt, Charakterbilder aus der französischen Revolution. S. 479.
Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Amalie. S. 479.
*F. Braitmaier, Geschichte der poetischen Theorie und Kritik. S. 500.
*L. Pfau, Gedichte. S. 508.
*Th. Schreiber, Die hellenistischen Reliefs. S. 517.
B. Valentin, Kunst, Künstler und Kunstwerke. S. 527.
*M. Schmidt, Der Leonhardtsritt. S. 560.
*A. Müller-Guttenbrunn, Gescheiterte Liebe. S. 563.
*F. von Kapff-Essenther, Auf einsamer Höhe. S. 564.
A. Garborg, Bauernstudenten. S. 575.
*L. Goldschmidt, Erörterungen zum Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches. S. 584.
*O. Gierke, Die soziale Aufgabe des Privatrechts. S. 584.
*D. v. Liliencron, Gedichte. S. 604.
E. Bernheim, Lehrbuch der historischen Methode S. 617.
L. Felix, Der Einfluß der Religion. S. 617.
Ch. Sigwart, Logik. S. 618.
S. Rubinstein, Aus der Innenwelt. S. 619.
F. Polle, Wie denkt das Volk über die Sprache? S. 619.
E. L. Rochholz, Reichstreu-Denkfrei. S. 620.

Digitized by Google

Eine französische Quelle
zur Geschichte des Festungskrieges im Jahre 1813

Von E. J. Groth

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß während der napoleonischen Kriege, die in der gewaltigen Fülle der Ereignisse unter beständig wechselnden Verhältnissen dem Beobachter immer Neues, Unerwartetes, Unvergleichliches darbieten, doch zwei Episoden hervortreten, in denen sich fast dieselben Vorgänge zu wiederholen scheinen. Es sind die politischen und kriegerischen Ereignisse, die sich in jener Zeit um Genua und Danzig abspielten.

Wie Genua durch seine geographische Lage, seine unmittelbare Verbindung mit dem Mittelländischen Meere, seinen ausgezeichneten Hafen, seine mächtigen Befestigungen einen vortrefflichen Stützpunkt für Frankreichs Feldzüge gegen Italien lieferte, so hatte auch Napoleons scharfer Blick nach Preußens Niederwerfung sofort in Danzig den Platz erkannt, der als starker Rückhalt für seinen russischen Feldzug und als sichere „Operationsbasis“ für seine Pläne in Preußen dienen konnte. Auch das Schicksal beider Städte, die innern Umwälzungen, die Kriegsdrangsale und Belagerungen in jenen bewegten Zeiten bieten auffallende Ähnlichkeiten. Hier wie dort wird der Stadt von Napoleon eine scheinbare Selbstherrlichkeit verliehen. Genua erhält den Namen einer ligurischen Republik, Danzig den einer Freistadt. Aber hier wie dort bestand die gerühmte Freiheit thatsächlich nur in der Einbildung; der republikanische Zustand in jenen Städten war nur eine andre Form, in der sich Napoleons rücksichtslose Herrschsucht Geltung verschaffte. Napoleon machte keine politischen Zugeständnisse, am wenigsten an geschichtliche Überlieferungen; und wenn er

Digitized by Google

es dennoch that, seinem ausgesprochnen Grundsatze gemäß: Ma politique est de gouverner les hommes, comme le grand nombre veut l'être, so geschah es aus kluger Berechnung und mit ganz bestimmten Absichten. Die eigentümliche Verfassung in beiden Städten, z. B. die Einführung des Code Napoléon, bieten für seine Politik treffende Belege. Aber die Ähnlichkeit zwischen Genua und Danzig geht noch weiter. Beide spielen in der Geschichte des Festungskrieges der napoleonischen Feldzüge die hervorragendsten Rollen. Mit Stolz und Genugthuung blickt noch jetzt der Franzose auf die heldenmütige Verteidigung der beiden Plätze.

Als Oberitalien im Jahre 1800 schon in den Händen der Feinde war, hielt sich Massena in Genua ohne irgend welche Verproviantirung trotz des heftigen Angriffes der Engländer von der Seeseite und der Österreicher vom Lande viele Wochen lang mit unerschrockenem Mute, und nur der Hunger konnte ihn zur Kapitulation zwingen; in Danzig verteidigte sich der General Rapp fast das ganze Jahr 1813 hindurch unter den ungünstigsten Verhältnissen mit einer Besatzung, die aus allen möglichen Trümmern des französischen Heeres nach der unheilvollen Flucht aus Rußland zusammengewürfelt war. Die französischen Militärschriftsteller rechnen diese Verteidigung Danzigs in dem verhängnisvollen Jahre zu den glänzendsten Ruhmesthaten der französischen Kriegsgeschichte. Während aber die Belagerung Hamburgs im Jahre 1813 und 1814 gründlich durchforscht und selbst bis auf die Einzelheiten genau bekannt ist, hat man die von Danzig aus Mangel an zuverlässigen Quellen nur in geringerm Maße zum Gegenstande kriegsgeschichtlicher Studien gemacht. Man war bei dieser Begebenheit im allgemeinen auf die gefärbten Berichte und Darstellungen angewiesen, die Augenzeugen wie A. F. Blech in seiner „Geschichte der siebenjährigen Leiden Danzigs" (Danzig, 1816) und Plümecke in seiner „Skizzirten Geschichte der russisch-preußischen Blokade und Belagerung von Danzig im Jahre 1813" (Berlin, 1817) überliefert haben. Auf französischer Seite versuchte eine Darstellung d'Artois in der Relation de la Défense de Dantzig en 1813 (Paris, 1820), während Richemonts Schrift Capitulation de Dantzig (Paris, 1841) nur als Kritik zu Plothos Auffassungen anzusehen ist.

Neuerdings ist nun ein interessanter Beitrag zur Kenntnis dieser Episode in dem Tagebuche eines französischen Augenzeugen, des Generals Campredon veröffentlicht worden. Charles Auriol hat die hinterlassenen Papiere dieses Generals, der damals das französische Genieкorps in Danzig befehligte, mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben unter dem Titel: Défense de Dantzig en 1813 (Paris, Plon, Nourrit u. Co., 1888). Seltsamerweise haben die Nachkommen Campredons eine Übersetzung des Buches in die deutsche Sprache nicht gestattet — weil les héritiers du général de Campredon verraient inconvéniant à ce que des documents authentiques fussent reproduits sous une forme autre que l'original.

Digitized by Google

Unter Benutzung andrer zum Teil noch nicht bekannter Schriftstücke, besonders der Briefe des Marschalls Macdonald und des Generals Rapp sucht Auriol die Aufzeichnungen Campredons zu ergänzen und ein vollständiges Bild von den Schicksalen des zehnten französischen Korps vom Tage des Rückzugs bis zur Kapitulation Danzigs vor unsern Augen zu entwerfen.

Der General de Campredon wurde den 15. Januar 1761 zu Montpellier geboren. Im italienischen Feldzuge zeigte er als Soldat bald hervorragende Eigenschaften, besonders bei der Belagerung von Mantua, in den Schlachten bei Solferino, bei Fossano, bei der langen Verteidigung der Apenninen und des Var, wo er zuerst durch die Anlage von Feldbefestigungen den Kämpfen eine ganz andre Gestalt gab. Die Eroberung der Festung Gaeta, des italienischen Gibraltars, im Jahre 1806 war hauptsächlich seinem energischen Vorgehen zu verdanken. Während des russischen Feldzuges wurde ihm das Kommando der Genietruppen beim zehnten Korps übertragen, das bekanntlich die preußischen Hilfstruppen enthielt und unter Macdonalds Oberbefehl stand. Zum Generalgouverneur von Kurland bestimmt, war er gerade im Begriff, die Belagerung von Riga einzuleiten, als von Berthier aus Wilna der Befehl an das zehnte Korps kam, Rußland zu räumen und über den Niemen zu rücken. Dieser Befehl war erst zehn Tage nach der Ausgabe, am 18. Dezember 1812, in Macdonalds Hände gelangt; nun hieß es sich beeilen, wollte man noch vor den Russen den Niemen erreichen. Der Marschall Macdonald stellte sich an die Spitze der siebenten polnischen Division; den Rest, der aus preußischen Truppen bestand, befehligten Massenbach und York. In Eilmärschen war die Spitze am 26. Dezember an der Grenze angelangt. In Tilsit hoffte man wieder Atem zu schöpfen. Während die siebente Division schon auf dem linken Ufer des Niemen weilte, verblieb York noch auf dem rechten und schloß mit den Russen die bekannte Konvention zu Tauroggen. In seinem Briefe an Macdonald sagt er: Wie auch immer das Urteil sein mag, das die Welt über meine Haltung fällen wird, mich kümmert das wenig. Die Pflicht gegen meine Truppen und die reiflichste Überlegung schreiben sie mir vor.

Die Franzosen hatten damals für Yorks Handlungsweise die Ausdrücke trahison, infamie u. s. w. gleich bei der Hand; allein Charles Auriol urteilt heute doch ruhiger, wenn er bemerkt: Il faut bien reconnaître, qu'il obéissait au cri patriotique de tout ce qui était prussien, à la haine de l'oppresseur, car nous étions alors pour la Prusse l'oppresseur.

General Massenbach befand sich mit sechs Bataillonen, sechs Schwadronen und zwei Batterien bereits in Tilsit; er verließ aber mit diesen Truppen am Morgen des 31. Dezember die Stadt und ging wieder über den Niemen zurück, um sich mit York zu verbinden. So blieb denn Macdonald fast gänzlich ohne Kavallerie; seine Lage wurde durch diesen Mangel immer gefährlicher. Tilsit mußte sofort wieder geräumt und der Marsch trotz der vollständigen Ermattung

Digitized by Google

seiner Truppen beschleunigt werden. Schon damals, am 2. Januar, schrieb er aus Labiau an Berthier, den major-général: „Ein sehr böser Geist offenbart sich. Schon haben hier einige Reibereien zwischen preußischen und polnischen Offizieren stattgefunden. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß die Stimmung der Bewohner, besonders der Landbevölkerung, uns sehr ungünstig ist, und daß eine Erhebung, zum mindesten ein Aufstand, der aber in der Folge allgemein werden kann, vorauszusehen ist." Zwar verlangte Berthier am 5. Januar von Elbing aus, daß Macdonald nunmehr keinen Schritt mehr ohne Schwertstreich zurückgehen sollte, aber dieser hielt unter den obwaltenden Verhältnissen jeden Kampf für zwecklos, ja geradezu für verderblich. Man müsse sobald wie möglich befestigte Plätze zu erreichen suchen, den ermatteten Truppen Ruhe gewähren und die Disziplin in den Reihen wieder herstellen. Die Infanterie sei nur noch mit Lumpen bekleidet, die Pferde der Artillerie seien durch Hunger und Überanstrengung unbrauchbar geworden, die zur Unterstützung herbeigeeilte Division Heudelet aber bestehe nur aus Kindern, denen man noch keine Strapazen zumuten dürfe. Tout le monde est fatigué. Le relâchement de la discipline, qu'on ne peut bien retablir qu'en des lieux de repos, et les privations de toute espèce dégoûtent généraux et officiers. J'ai le courage de dire la vérité, il faut avoir celui de l'entendre et ne pas se faire illusions; autrement on achèvera de perdre ce qui reste de l'armée.

Mit diesen freimütigen Worten hatte Macdonald den traurigen, völlig kampfunfähigen Zustand seines Korps aufgedeckt; an Widerstand war nicht mehr zu denken, also weiter im Rückzuge bis zur Weichsel, bis hinter die Wälle Danzigs! Man hatte schon in Königsberg die ungeheuern Magazine im Stich lassen müssen, man sah sich nun gezwungen, auch Elbing zu räumen, ehe man noch anfangen konnte, die aufgespeicherten Vorräte nach Danzig zu schaffen. Danzig sollte alles wieder gut machen, was Murat durch seine taktischen Fehler heraufbeschworen hatte, von Danzig aus wollte man zum Angriffe übergehen, den Rückzug decken und Preußen zwingen, Frankreichs Verbündeter zu bleiben. Napoleon hatte schon in Rußland die Notwendigkeit erkannt, diesen festen Platz auf alle Fälle zu halten und zum Mittelpunkte seiner künftigen Unternehmungen zu machen. Wie wichtig ihm Danzig erschien, ersehen wir aus der fieberhaften Eile, mit der er schon am 3. Dezember 1812 seinen persönlichen Adjutanten, den General Rapp, nach dieser Weichselfestung schickte, um dort den Posten eines Gouverneurs zu übernehmen, den er schon 1811 verwaltet hatte.

Niemand eignete sich zu dieser Stellung besser als Graf Rapp, niemand verband mit so seltnen militärischen Fähigkeiten das Talent eines gediegnen Verwaltungsbeamten, den Takt eines umsichtigen Diplomaten und das für eine so schwierige Stellung notwendige Ansehen, besonders in einer Stadt, die sich vorbereiten mußte, unter Umständen auf lange Zeit von aller Welt abgeschlossen zu werden. Am 4. Januar 1813 schrieb Napoleon aus Paris an

Digitized by Google

Rapp: „Danzig muß so verproviantirt und bewaffnet werden, daß es sechs Monate abgetrennt und belagert Stand halten kann. Ich vereinige vier Armeekorps in Gesamtstärke von 300 000 Mann, abgesehen von der großen Armee. Sollte jemals der Fall eintreten, daß Sie eingeschlossen werden, so würde ich selbst zu Ihrer Befreiung herbeieilen. Nehmen Sie Bedacht darauf, die notwendige Verproviantirung auszuführen."

Aber vergebens bemühte sich Rapp schon im Dezember, die aufgespeicherten Vorräte aus Königsberg und Elbing nach Danzig zu erlangen. Die Ausrüstung mit Mund- und Futtervorrat unterblieb, weil Murat eine Belagerung Danzigs für ausgeschlossen hielt, bis plötzlich die Russen vor den Wällen Danzigs standen und jede Einführung von Lebensmitteln abschnitten.

Am 4. Januar hatte Rapp nur eine Besatzung von 3000 Mann, und etwa 30 000 waren notwendig, um eine regelrechte Verteidigung der Festung durchführen zu können. Es fehlte schon damals in der Stadt an Fleisch und infolge der Kontinentalsperre selbst an Salz. Auch zeigten sich unter der Danziger Bürgerschaft hier und da Zeichen von Unzufriedenheit und Unwillen. Trotzdem glaubte Rapp die meisten Bewohner für sich zu haben. In einem Briefe an Murat sagt er: „Die vollständige Unterbrechung des Handels und die ungeheuern Opfer, die Danzig für die Armee hat bringen müssen, könnten vielleicht für die Bevölkerung Grund zur Mißstimmung sein; allein ich stehe dafür, daß die Danziger zu keiner Unzufriedenheit Veranlassung geben werden. Ich habe sie immer gut behandelt und kann mich auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen über die öffentliche Meinung nicht sehr beklagen."

Am 11. Januar erhielt der General Campredon den Befehl, nach Danzig zu eilen, um das Oberkommando über die Genietruppen zu übernehmen. Zugleich rückte das zehnte Korps in Danzig zur Verstärkung der Garnison ein; es war auch die höchste Zeit, denn schon am 18. Januar begannen die Russen die Einschließung des Platzes, bereits am 21. war sie vollständig. Die Besatzung hatte nun allerdings eine Stärke von 36000 Mann, aber diese Truppen gehörten zu mehr als hundert verschiednen Korps und waren aus allen möglichen Nationen, Franzosen, Polen, Spaniern, Neapolitanern, Deutschen u. s. w., zusammengesetzt. Wie weit die Kampfunfähigkeit dieser buntscheckigen Besatzung ging, ist aus der Thatsache ersichtlich, daß man Anfang März kaum 6000 bis 7000 Mann dem Feinde entgegenstellen konnte. Überdies war die großartig geplante Neubefestigung der Stadt kaum halb ausgeführt, obgleich die Franzosen bereits sieben bis acht Millionen verbaut hatten; einige Werke waren noch gar nicht angefangen, und gerade dort fehlte es an Festungsanlagen, wo die Angriffsfront erwartet werden mußte. Man hatte sich auf eine gewaltige Beschießung gefaßt zu machen; um so beunruhigender war es, daß es in Danzig kein bombensicheres Magazin gab, um die Lazarete, die Kriegs- und Mundvorräte gedeckt unterzubringen. So sah man sich denn gezwungen, die

Digitized by Google

schutzlosen Warenspeicher der Kaufleute auf der Speicherinsel zu diesem Zwecke einzurichten. Wie verhängnisvoll diese unvorsichtige Maßnahme wurde, sollte die Folgezeit bald lehren. Zu diesen Übelständen kam noch die Gefahr, daß bei Beginn der Belagerung die Weichsel, die Mottlau und die Radaune durch Überschwemmung und Gefrieren eine selbst für schwere Artillerie zugängliche Eisfläche darboten und hierdurch gerade zu den Werken den Zugang gestatteten, deren Ausbau man mit Rücksicht auf den natürlichen Schutz der Wassermassen gänzlich vernachlässigt hatte. Toute sa force — sagt Auriol von der Stadt — résida dans l'énergie du commandement, qui sut transformer en troupes vaillantes disciplinées et dévouées, des conscrits, frappés de terreur, et des fuyards de toutes les armes et de toutes les nationalités ... Officier aussi brillant que brave, Rapp savait frapper l'imagination du soldat. Se montrant partout où il y avait du danger, au chevet du malade comme sur le champ de bataille, il apprenait à tous le mépris de la mort.

Trotz einer andauernden Kälte von 20 Grad suchten die Franzosen die Vororte Ohra, Stolzenberg, Schidlitz, Langfuhr, Strieß, Bohnsack und das dazwischen liegende Gelände zu behaupten; doch schon Ende Februar schloß der Feind seinen Ring enger um die Festung. Die Radaune wird abgesperrt, sodaß den Danziger Mühlen das Wasser fehlt; ungefähr 2000 Mann der Besatzung werden in diesem Monat vom Typhus dahingerafft. Endlich entschließt sich Rapp, den Herzog von Aremberg zur See abzuschicken, um dem Kaiser einen Bericht über die verhängnisvolle Lage Danzigs zu übermitteln. Das Schiff wird jedoch an die Küste zurückgeworfen. Zwar weicht jetzt die furchtbare Kälte, Thauwind und Regengüsse lösen die Eismassen auf, allein eine noch größere Gefahr für Danzig tritt nun durch den Eisgang und die Überschwemmungen ein. Dämme werden durchbrochen, Pallisadenschanzen fortgespült und besonders an dem Fort Napoleon heillose Verwüstungen angerichtet. In seinem Rapport sur les travaux du génie giebt Campredon eine ausführliche Schilderung der gewaltigen Arbeiten, die durch diese Überflutung den Verteidigern auferlegt wurden. Überdies fanden während des März und April hartnäckige Kämpfe, besonders um Ohra und Langfuhr, statt, deren siegreiche Ergebnisse der Besatzung Mut und frische Thatkraft verliehen. Bald machte sich aber in der Festung die mangelhafte Verproviantirung geltend, und da der Herzog von Württemberg im April den Oberbefehl über die Belagerungstruppen erhalten hatte und nunmehr eine energische Berennung Danzigs sicher bevorstand, so mußten auf alle Fälle Mund- und Futtervorräte in die Stadt geschafft werden. Noch hatte man das Gebiet der Nehrung nordöstlich von Danzig nicht abgesucht, hier konnten noch Lebensmittel erbeutet werden. Am 27. April unternahm daher der General Bachelü einen von den Franzosen viel gerühmten Streifzug in die Nehrung, auf dem in der That so viel Fourage gewonnen wurde, daß der Unterhalt der Truppen in Danzig wieder für drei

Digitized by Google

Monate gesichert war. Cette brillante sortie — sagt Campredon — qui eut lieu dans un temps où les maladies contagieuses commençaient à disparaître, releva beaucoup l'esprit de la garnison et lui inspira une confiance et une fermeté, qui ne se dementirent pas un instant pendant le reste de la défense.

Inzwischen hatten die Befestigungsarbeiten ihren regelrechten Verlauf genommen; Ende Mai waren alle Werke fertig, sodaß die freigewordnen Streitmittel nunmehr zu einem kräftigen Angriff auf die vereinigten Russen und Preußen verwandt werden konnten. Am 9. Juni wurde denn auch ein allgemeiner Ausfall unternommen und der Feind, angeblich infolge schlechter Haltung der preußischen Landwehr, aus seinen Stellungen geworfen. Les officiers russes ont raconté que des milices prussiennes étaient restées à plat ventre pendant toute l'action, et que les coups de bâtons n'ont pu les faire relever. Dieser blutige Zusammenstoß hätte vermieden werden können, wenn der am 4. Juni zu Breslau geschlossene Waffenstillstand zur rechten Zeit nach Danzig gemeldet worden wäre, die Nachricht davon traf aber erst am 10. Juni ein.

Im vierten Artikel des geschlossenen Vertrages hatte sich Napoleon ausbedungen, daß die noch von seinen Truppen behaupteten Festungen: Danzig, Modlin, Yavosk, Stettin und Küstrin aller fünf Tage von dem betreffenden Befehlshaber des Einschließungsheeres verproviantirt werden sollten. Diese Bestimmung scheint, nach Rapps wiederholten Klagen zu urteilen, wenig Entgegenkommen bei Alexander von Württemberg gefunden zu haben; ja die Lieferungen hörten vollständig auf, als das Lützowsche Freikorps während des Waffenstillstandes von den Franzosen angegriffen worden war. Es kam demzufolge zu einem heftigen Meinungsaustausch zwischen Rapp und dem Herzog. In einem Briefe schreibt Rapp: „Von Anfang an habe ich aus den schönen Redensarten des Herrn Herzogs gesehen, daß er nicht mit edler Offenheit handelt. Ich habe mit den Türken, die Sie Barbaren nennen, zu thun gehabt, aber ich habe bei diesen mehr Freimütigkeit gefunden. Sagen Sie dem Prinzen, daß wir hier fünfzehn Generale sind, von denen jeder zwanzig Feldzüge auf dem Rücken trägt, daß wir nicht die Leute sind, denen man derartiges bieten darf. Wir stehen hier und werden das bleiben, was wir bei Austerlitz, bei Eylau, bei Friedland und bei Moskau gewesen sind."

So wurden denn am 20. Juli die Feindseligkeiten thatsächlich wieder begonnen, und erst jetzt erklärten sich die Russen zu weiteren Lieferungen bereit. Während des Waffenstillstandes befanden sich noch in den Händen der Franzosen die Vororte Ohra, Schottenhäuser, Stolzenberg und Schidlitz, die von der Division Heudelet besetzt waren. Das übrige Vorgelände mit den Ortschaften Zigankenberg, Langfuhr, Strieß, Neuschottland bis an die Weichsel behauptete die Division Grandjean. Das linke Weichselufer gewährte eine freie Verbindung mit Weichselmünde; auf dem rechten hielten die Franzosen Heu-

Digitized by Google

bude und das Gebiet bis zum Bürgerwalde. So lange sich diese weite Zone im Besitze der Belagerten befand, war eine Beschießung Danzigs unmöglich. Angriff und Verteidigung mußten unter solchen Verhältnissen vorläufig mehr mit Hacke und Spaten als mit den Waffen durchgeführt werden. So arbeitete denn das französische Geniekorps, nach Ablauf des Waffenstillstandes am 24. August, unausgesetzt unter heftigem Feuer, um das seit acht Monaten gehaltene Terrain noch weiter zu behaupten.

Von dieser Zeit an wird das Tagebuch des Generals Campredon ziemlich ausführlich; alle Ereignisse, Maßregeln und Unternehmungen sind genau aufgezeichnet und geben ein klares Bild von der Verteidigung Danzigs. Doch kann es hier nicht unsre Aufgabe sein, den wechselvollen Verlauf derselben nach dem Tagebuche vorzuführen, die fortgesetzten Ausfälle und Kämpfe zu schildern, das Heranrücken der Verbündeten, das Bombardement, die Feuerbrünste, die Hungersnot — on a mangé environ 29 mille chiens ou chats dans la ville de Dantzig pendant le blocus et le siège. Bezeichnend für die mangelhafte Verproviantirung sind die unglaublichen Preise, die schon im Oktober für Nahrungsmittel gezahlt wurden; so kostete ein Pfund Speck, für das man früher 35 Centimes gegeben hatte, 13 Franks, ein Pfund Butter 16 Franks, ein Scheffel Roggen 150 Franks, ein Scheffel Kleie, nourriture de beaucoup d'habitants pendant 4 mois, 45 Franks.

Im November wurde Rapps Lage immer unhaltbarer. Die deutschen Truppen in Danzig, die das Unglück bei Leipzig erfahren hatten und von ihren Herrschern zurückgerufen wurden, verweigerten den äußern Dienst und ließen, trotz der Anstrengung ihrer Führer, jeden Augenblick einen Aufstand befürchten. Bei dieser Gelegenheit spendet Campredon den deutschen Offizieren das höchste Lob: sie hätten in ihrer schwierigen Lage bis zum Schlusse verstanden, die Gesetze der Ehre mit dem Gehorsam zu versöhnen, den sie ihrer Regierung schuldig waren. Schon damals begannen Unterhandlungen zwischen dem Gouverneur und dem Herzog von Württemberg; der Herzog erinnert Rapp in einem Briefe an das Elend, das durch seine Hartnäckigkeit über die Stadt gebrachte würde. Aber Rapp erwiderte: V. A. R., pour me déterminer, appuye sur la misère et les souffrances des habitans; assurément (et ils le savent tous) j'y prends, comme homme, la plus grande part, mais comme militaire, V. A. R. sait que cette considération est la moindre de toutes. So zerschlugen sich die Unterhandlungen, und die Kämpfe begannen von neuem.

Zwei Begebenheiten hebt Campredon in seinen Bemerkungen besonders hervor: die kräftige Verteidigung des Vorortes Schottland und den langwierigen und blutigen Kampf um Ohra; den letztern vergleicht er geradezu mit der heldenmütigen Verteidigung von Saragossa. Man verteidigte sich, sagt er, Schritt für Schritt, von Haus zu Haus und durch Verschanzungen, die man hinter einander in aller Eile und unter beständigem und heftigem Artilleriefeuer

Digitized by Google

aufführte. Drei Erdwerke, die man herstellte, um die rechte Flanke des Vorortes zu decken, dessen linke infolge der Überschwemmung geschützt war, wurden länger als einen Monat von mehr als zehn Geschützen beschossen und von Bomben zerrissen; sie bildeten schließlich nur unförmliche Erdmassen, die kaum noch wie Befestigungen aussahen.

Am 28. November kam es endlich zu nähern Verhandlungen wegen Übergabe der Stadt. Nach Artikel 4 des Vertrages wurde der französischen Besatzung freier Abzug nach Frankreich unter der Bedingung gestattet, während des Krieges nicht mehr gegen die Verbündeten zu kämpfen. Dieser Artikel wurde aber später vom Kaiser Alexander verworfen und dem Herzog der Befehl übermittelt, der französische und neapolitanische Teil der Garnison Danzigs sollte kriegsgefangen nach Rußland geführt werden.

Rapp erblickte in dieser Änderung einen offenbaren Vertragsbruch und schrieb am 24. Dezember in heftiger Erregung an den Herzog: „Ich habe eine Kapitulation mit Eurer königlichen Hoheit abgeschlossen; heute teilen Sie mir mit, daß der Kaiser Alexander ohne Rücksicht darauf befiehlt, die Danziger Besatzung, statt sie nach Frankreich zu entlassen, kriegsgefangen nach Rußland zu schicken. Das zehnte Korps überläßt Europa, der Geschichte und der Nachwelt das Urteil über eine derartige Vertragsverletzung, gegen die ich hiermit öffentlich Einspruch erhebe. . . . Gewalt und Mißbrauch der Übermacht werden uns nach Rußland, nach Sibirien, überall hinschleppen können, wohin man will; wir werden das ertragen und in den Tod gehen als Opfer unsers Vertrauens zu einem feierlichen Vertrage. Der Kaiser Napoleon und Frankreich sind mächtig genug, uns früher oder später zu rächen."

Allein an Widerstand war nicht mehr zu denken; die Vorräte waren vollständig aufgezehrt; die Besatzung bestand nach dem vertragsmäßigen Ausrücken der Westfalen nur noch aus 6500 Mann, die zur Verteidigung nicht mehr ausreichten. So mußte sich denn Rapp nach langer Weigerung den ihm am 29. Dezember 1813 auferlegten Bedingungen unterwerfen. Am 2. Januar verließ die Besatzung, und mit ihr auch der General Campredon, die Festung, um nach Kiew geführt zu werden, wo sie nach mühseligem Marsch am 15. März 1814 ankam.

Der General schließt sein Tagebuch mit einer anerkennenden Bemerkung über die Bürgerschaft Danzigs. „Während des Verlaufs dieser langen und unseligen Verteidigung, sagt er, waren die Belagerten des Lobes voll über die Haltung der unglücklichen Bewohner Danzigs. Getroffen von den Schrecken einer entsetzlichen Epidemie, von Entbehrungen aller Art, von der Hungersnot, der Beschießung, den Feuersbrünsten, haben sie bis zum Schluß eine wahrhaft bewundernswerte Geduld und Festigkeit bewiesen. Man hat unter ihnen weder Aufstand noch Unordnung, nicht einmal Murren wahrgenommen. Niemals hat die Bevölkerung den Truppen ernsthafte Besorgnis verursacht. Von un-

Digitized by Google

gefähr vierzigtauſend Seelen war ſie gegen Ende der Belagerung durch Krankheit, Hungersnot und Auswanderung auf die Hälfte heruntergekommen. Man könnte eine Menge rührender Züge über die Leiden aufzählen, in denen ſich bei den Bewohnern die mutvolle Entſagung zu erkennen gab. Eine große Zahl von ihnen fürchtete ſich nicht, vom Hunger getrieben, täglich für ein Stück Brot an den Befeſtigungen zu arbeiten und zwar gerade an den am meiſten vorgeſchobenen Stellungen unter feindlichem Feuer; Frauen und Kinder wurden bei der Arbeit getötet, aber das entmutigte die andern nicht. Il y a sûrement très peu de villes en Europe qui aient été aussi maltraitées des suites d'une guerre qui a coûté tant de maux a l'humanité."

Campredons Tagebuch iſt nicht allein für Danzigs Geſchichte, ſondern auch für einen wichtigen Abſchnitt der Befreiungskriege und insbeſondre für die Geſchichte des Feſtungskrieges von hoher Bedeutung. Zum richtigen und vollen Verſtändnis der Aufzeichnungen gehört allerdings eine genaue Kenntnis der örtlichen Verhältniſſe. Der Herausgeber hat dies auch wohl erkannt und dem Werke daher einen Plan von Danzig und ſeiner Umgebung mit der Angabe aller Angriffs- und Verteidigungsarbeiten hinzugefügt.

Kunſtgeſchichtliche Ergebniſſe

der Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen

Von Ernſt Boetticher

Die jahrelang fortgeſetzten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen ſind jetzt zu Ende. Eine Muſterung ihrer für die Kunſtgeſchichte bedeutſamſten Ergebniſſe dürfte daher erwünſcht ſein. Im Nachſtehenden ſollen die bedeutenderen Funde, zuerſt die Statuen und Reliefs, dann das Kleingerät, endlich die architektoniſch wichtigen Entdeckungen ins Auge gefaßt und unter Vermeidung von Erörterungen, die mehr der Philologie als der Kunſt dienen, beſprochen werden.

Zuerſt wenden wir uns natürlich zu den Bildwerken, die die hehre Göttin verherrlichen, deren Heiligtum die Fundſtätte war. Eine koloſſale Pallas Athene, leider zertrümmert, die auf lang herabflutendem Haar einſt einen

Digitized by Google

goldnen oder bronzenen Helm trug, wie aus der oben abgeplatteten Form des Kopfes zu erkennen ist, ist eine archaische Arbeit und giebt zu Betrachtungen darüber Anlaß, ob Phidias sie in einigen Punkten als Vorbild seiner Parthenos vor Augen gehabt haben könne. Trümmer von Athenebildern sind überhaupt besonders zahlreich zu Tage gekommen, darunter auch Teile der „Burgschlange," die auf den ältesten Darstellungen der Göttin als ihr Attribut erscheint, eines Sinnbildes, das den Besitz übernatürlicher, dämonischer Kräfte ausdrückt und seine Verwandtschaft mit babylonisch-assyrischen und ägyptischen Vorstellungen nicht verleugnet. Diese Bildwerke sind oder waren bemalt, zuweilen ist die Bemalung noch wunderbar frisch erhalten. Ein schönes Flachrelief von 0,53 Meter Höhe verdient besondere Beachtung: „Athene, behelmt und bewaffnet, steht, den Kopf nach dem Boden geneigt, in einer noch unaufgeklärten Haltung von Schwermut und Trauer (ἐν μελαγχολίᾳ καὶ λύπῃ sagt Kabbadias); vor ihr steht eine viereckige Stele mit Spuren von Bemalung am Rande." Diese Arbeit, die nicht archaisch genug ist, um sie vor die Perserkriege zu setzen, wird dem Künstlergeschlecht zugeschrieben, das dem Phidias unmittelbar voranging. Die Auffassung der Göttin als trauernde ist für uns neu. Ihre annehmbarste Erklärung ist vielleicht die von einem Bonner Gelehrten, Dr. Künzel, ausgesprochene, die Göttin trauere über die Verwüstung ihrer Stadt durch die Perser. Dagegen macht sich S. Reinach in seiner Chronique d'Orient über die „melancholische" Athene lustig und meint, sie komme gerade recht für empfindsame Archäologen, die in dem Hermes von Olympia bereits den Weltschmerz entdeckt hätten.

Wir betrachten nun eine Reihe von sehr anziehenden weiblichen Statuen. Diese zeigen eine gleichmäßig einfache Haltung. Der eine Arm ist im Ellbogen emporgehoben, als sollte die Hand etwas darbieten, der andre ist abwärts gestreckt, um das Gewand hochzuschürzen. Das Haupt ist aufgerichtet, das auf dem Scheitel gewellte Haar fällt an den Schläfen in drei oder vier Ringellocken herab, während eine Menge Schmachtlocken Nacken und Schultern umspielen; zuweilen deckt ein knappes Tuch den Kopf, meist aber ist er mit einem Diadem oder Stirnband geschmückt, das, wie die in den Befestigungslöchern verbliebenen Drahtreste beweisen, aus Bronze oder aus Gold bestand. Die Augen blicken leicht abwärts. Farbspuren zeigen, daß Iris und Pupille gemalt waren, und in einem Falle waren die Augen eingesetzt, oder vielmehr, die Augenhöhlen waren ausgekratzt und mit einem das natürliche Auge nachahmenden Schmelz ausgefüllt, wie es ägyptische Statuen der realistischen Schule von Memphis (z. B. der Schreiber im Louvre, der Dorfschulze und der Schreiber in Bulak) aufweisen. Unter- und Obergewand sind, wie es bei ältern Tempelbildwerken die Regel ist, in vielen zierlichen Parallelfalten angeordnet, und die Gewandborten tragen das auch auf Vasen aus jener Zeit erscheinende Ziermuster, gewöhnlich in Schwarz und Rot, einmal

Digitized by Google

auch in mehr Farben. Im allgemeinen erinnern diese Frauenbilder auffallend an die auf dem Harpyienmonument von Xanthos (Britisches Museum) und auf dem Relief von Thasos (Louvre) dargestellten, die opfernd vor die Gottheit treten, auch in dem lächelnden Ausdruck der Gesichter. Aber dies Lächeln ist nicht starr, wie bei jenen, sondern süß und geheimnisvoll, wenn man einem kunstsinnigen Beobachter, Herrn Henry Wallis glauben darf, der es (siehe Londoner Athenäum 1887) mit dem Ausdrucke vergleicht, den Lionardo da Vinci den Mädchen von Florenz und den Schönheiten am Hofe des Lodovico Sforza gegeben hat. Wallis findet die Ähnlichkeit der Richtung Lionardos mit der jener Künstler aus einer Zeit vor Phidias geradezu überraschend. Lionardo war für die ihm bekannten Bildwerke der Antike nicht eingenommen; ein begeisterter Verehrer der Natur, sah er mit Gleichgiltigkeit, ja mit Geringschätzung auf die oft so fade Idealisirung der Antike und suchte mit tiefer Seelenkunde jeden einzelnen Gesichtsausdruck aus dem Charakter zu entwickeln. Wir wissen, in wie hohem Grade seine weiblichen Bildnisse durch die Anmut der ganzen Erscheinung und den Zauber eines süßen, fast verführerischen Lächelns fesseln. Wallis greift nun aus jenen archaischen Statuen eine heraus und sagt, eine photographische Wiedergabe derselben in entsprechender Größe könne fast mit Photographien der bewundernswerten Kreidezeichnungen Lionardos verwechselt werden, obwohl genauere Prüfung eine nicht ganz so naturgetreue Bildung der Augen und weniger Schick in der Anordnung des Haares wahrnehmen würde; dagegen hätten gewiß auch bei Lionardo wärmstes Lob gefunden die Vollkommenheit der Formen, ihr Ebenmaß und Gleichgewicht, der edle Typus mit breiter Stirn und entschlossenem Kinn, der auf vollem Halse wohlaufgesetzte Kopf, die ausnehmende Feinheit in der Modellirung des Fleisches und namentlich das leichte, bezaubernde Lächeln, das um die wohlgeformten, nicht zu üppigen Lippen spielt. Damit will aber Wallis nicht sagen, daß diese Kunst etwa der Lionardos ebenbürtig sei; dies zeige schon die Vergleichung der Hände jener Statue mit denen der Mona Lisa. Eine andre Bildsäule erinnert ihn an Botticellis schmachtende Nymphen und Jungfrauen, aber nur im Gesichtsausdruck, den vielleicht die schwergeliderten Augen und das etwas erzwungene Lächeln der matten Lippen hervorrufen, während die Formen voll, der halb enthüllte Busen fest und rund, Hals und Schultern wundervoll geformt sind. „Das Modell muß eine sehr verführerische junge Person gewesen sein, die sich des Besitzes von mehr als gewöhnlichen Reizen vollkommen bewußt war; doch liegt nichts Rohes oder Gemeines in ihren Zügen, vielmehr ein Ausdruck von Zartheit und Tiefe der Empfindung.“ Gegen solche Bildwerke stehen andre freilich weit zurück. Da ist beispielsweise ein Weib mit einem Apfel in der ausgestreckten Hand — das langgezogene Gesicht, die ungestalten Augen, die zusammengepreßten Lippen, der Mangel an Ebenmaß und die Härte der Formen, dazu nur Andeutung

Digitized by Google

des Faltenwurfes durch eingeritzte Linien, alles das deutet nach Wallis, der hier der überlieferten Anschauung folgt, auf eine vielleicht Jahrhunderte ältere Zeit. Man sieht aber nicht ein, warum. Alle diese Bildwerke sind Gaben, die infolge von Gelübden in die Tempel gelangten; wie nahe liegt es nun da, zu glauben, daß sich der eine fromme Mann an einen hervorragenden Künstler, ein andrer, minder bemittelter, an einen geringern wandte, vielleicht an einund demselben Tage, oder daß beide aus derselben „Werkstatt für Tempelbilder" kauften, der eine teuer, der andre billig. Die hergebrachten Schlüsse aus der Güte der Arbeit auf die Zeit schweben sicherlich großenteils in der Luft. Zwischen den von Wallis gekennzeichneten Gegensätzen vermittelt eine lange Reihe von kunstvollen und geringwertigen Arbeiten die Übergänge, und es ist bemerkenswert, daß einige dieser „archaischen" Werke nicht in der uns geläufigen, etwas steifen, sondern in sehr freier Behandlung der Gewandung auftreten, z. B. mit einem geschickten Wurf den einen Busen enthüllen.

Neben diesen weiblichen Statuen erscheinen nicht minder bedeutende männliche, und in den besten tritt wiederum das Streben nach „Individualisirung" hervor. So naturgetreu des Phidias Gestalten sind, niemals hat er eine lebensvollere, niemals eine besser „individualisirte" geschaffen, als das hier zu Tage gekommene Bronzehaupt eines Kriegers mit wohlgepflegtem Vollbart, spitzem Schnurbart und kraftvollem, gutgelauntem Gesicht, das Werk eines unbekannten Künstlers der archaischen Zeit.

Besondre Beachtung verdienen ferner zwei Giebelbildwerke, von denen eines den Herakles im Kampfe mit dem Triton, das andre den Typhon oder vielmehr drei Typhonen darstellt, drei „blaubärtige" Mannsgestalten, die jede in einen Schlangenleib endigen und mit ihren in einander verschlungenen Leibern die Ecke des Giebels ausfüllten. Jede äußere Figur dieser Trias hat einen Flügel. Die etwas mehr als lebensgroßen menschlichen Teile sind samt ihrer Bemalung ausgezeichnet erhalten. Die Köpfe der beiden Bildwerke sind sehr eigentümlich bemalt, die Haut rot, Bart und Haupthaar tiefblau, die Augenbrauen und die Pupille schwarz, die Iris grün. Man denkt unwillkürlich an Böcklinsche Gestalten. Diese Eigentümlichkeit ist assyrischen oder ägyptischen Ursprunges und nicht nur an assyrischen und ägyptischen, sondern auch an persischen Bildwerken angetroffen. Dieulafoy hat Beispiele aus dem Palast von Susa nach Paris gebracht (vgl. die Revue archéologique 1886). Aber nicht nur die äußere Behandlung, sondern auch der Inhalt der Darstellung weist auf assyrische Kultur. Sowohl der sogenannte Triton, wie der Typhon sind wohl nichts andres als der babylonisch-assyrische Tiamat, das Wesen, das wir Teufel nennen. Der Triton entspricht der ältern babylonischen, auf Siegeln überlieferten, der Typhon der assyrischen Darstellung des Tiamat. In diesen Bildern sehen wir als Sieger über den drachengestaltigen Fürsten der Finsternis den „gottgesandten Marduk," den Urahnen St. Michaels und St. Georgs, der

Digitized by Google

in der ältern Darstellung mit Pfeil und Bogen, in der spätern mit Schwert und doppeltem Dreizack (Zeus Blitzen?) bewaffnet ist. Das wirft nun auch helles Licht auf die Gestalt des Herakles, der im Kampfe mit dem Triton-Tiamat, wohl auch im Kampfe mit der Hydra (dem dreileibigen Typhon) niemand andres ist, als der babylonisch-assyrische Marduk.

Die Kunstgeschichte bietet kaum eine schwierigere Aufgabe, als die ersten Kapitel der hellenischen Kunst zu schreiben. Bisher nahm man an, die hellenische Kunstblüte sei das Ergebnis einer sozusagen darwinistischen Entwicklung archaischer Kunst. Die Akropolisfunde, die, wie ihre Lage im Boden beweist, unzweifelhaft der Zeit vor der persischen Verwüstung angehören, sind nun Zeugnisse einer in ihrer realistischen und individualisirenden Art abgeschlossenen archaischen Kunstblüte, an deren Stelle nach einem durch die Perserkriege verursachten Niedergang die von Phidias eingeleitete idealistische Richtung trat. Diese beiden Richtungen, von denen die ältere in der asiatischen Kultur wurzelt, haben im Grunde nichts mit einander gemein, sie lösten einander ab, wie ähnliches in der Folgezeit und bis zum heutigen Tage oft geschehen ist, und es ist bemerkenswert, daß die realistische Richtung alsbald wieder aufblühte, als das Hellenentum aus seiner Abgeschlossenheit herausgedrängt und aufs neue mit ägyptischem und asiatischem Wesen in innigere Berührung gebracht wurde. Die realistische Kunst der alexandrinischen Zeit ist also die Fortsetzung oder Erneuerung der schon in archaischer Zeit geübten, und es fragt sich nur, ob nicht die idealistische Kunst vorzugsweise dem Tempel gewidmet, und ob die realistische, wenn auch aus dem Tempel verbannt, im profanen Leben jemals ganz erloschen war.

Wenn es früher noch eine Frage war, ob die Hellenen ihre Statuen bemalten, so haben die Akropolisfunde jeden Zweifel darüber gehoben, nur über die Ausdehnung der Bemalung sind wir noch unsicher, doch scheint es, als sei die volle Bemalung, als notwendige Folge farbenprächtiger Behandlung der Wände, wie in Assyrien und in Ägypten, so auch im archaischen Hellas ursprünglich allgemein üblich, später aber vorwiegend auf hieratische, kirchliche Bildwerke beschränkt gewesen. Die Bildwerke der Akropolis in Athen, von denen die archaischen aus einem tuffartigen Kalkstein, die spätern aus Marmor bestehen, sind sämtlich „polychrom," farbig behandelt, sämtlich aber auch hieratischer Natur, selbstverständlich, denn man darf nicht vergessen, daß eine Akropolis nicht eine Burg in dem uns geläufigen, sondern in dem Sinne einer „Heimstatt der Götter und ihrer Priester" war, wo das Profane, das Weltliche nicht geduldet wurde. Ähnliches sehen wir am Sitze des Papsttums: Schöpfungen vollendeter Kunst, alle aber der Verherrlichung der Religion und der Kirche gewidmet. Da nun die bisher aufgefundenen bemalten Bildwerke regelmäßig Tempel- oder Gräberbilder, also hieratische sind, so scheint es immer sicherer zu werden, daß die Alten, gerade so wie wir, vorzugsweise in ihre

Digitized by Google

kirchlichen Bauten (Tempel, Hauskapellen, Gräber*) bemalte Bildwerke setzten, dagegen für die in das Haus und die Gärten bestimmten namentlich in späterer Zeit die Naturfarbe des Marmors aus ästhetischen Gründen vorzogen; die bemalten Bildwerke fertigten sie gerade deshalb, weil das Material doch nicht zur Geltung kam, vorwiegend aus geringwertigem Stein oder aus Terrakotta, selten aus Marmor. Aus der ältesten Zeit haben sich nur diese erhalten, denn die Tempelbilder überdauerten aus natürlichen Gründen überall die profanen. Mustern wir die der antiken folgende europäische Kunst, so finden wir auch dort aus ältester Zeit bis in das Mittelalter hinein nur kirchliche Bildwerke. Archaisch, altertümlich und hieratisch, kirchlich ist hier ein und dasselbe. Sollte es in der vorchristlichen Zeit anders gewesen sein? Man sieht nicht ein, warum. Die Schulgelehrsamkeit, die seit Winckelmann den Ägyptern irrigerweise nur hieratische Kunst zugeschrieben hat, läßt die griechischen Künstler in der Darstellung der Götter ganz frei gewesen sein. Wenn wir aber, wie ich glaube, in der Antike ebenfalls hieratische, kirchliche und profane, bürgerliche oder weltliche Kunst unterscheiden müssen, so werden wir auch ins Auge zu fassen haben, wieviel von dem, was archaisch, altertümlich und was archaistisch, altertümelnd genannt wird, lediglich dem hieratischen Kanon, dem priesterlichen Gesetz gefolgt ist, um erst allmählich die das künstlerische Schaffen hemmende kirchliche Symbolik nach Möglichkeit zurückzudrängen, bis beispielsweise die Maskirung der Götterbilder und der die Götter darstellenden Priester nur noch an einer gewissen Starre der Züge und an dem zu hoch sitzenden Ohre zu erkennen war.**) Mit solcher Maskirung hängt auch sicher manches eigentümliche in der Bemalung der archaischen Bildwerke, so auch die rote, blaue und grüne Färbung der Haare zusammen. Alles das ist Symbolik. So finden wir in Hellas gleiches wie überall im Orient und Occident bis hinüber zum Lande der Azteken, und wie noch heute auf Ceylon und in China. Gewisse Ideologen sollten endlich aus der Völkerkunde erkennen, daß der hellenische Genius nicht auf ihrem Isolirschemel stand. Die polychrome Behandlung der Statuen schließt natürlich eine entsprechende Herstellung der Augen ein. Diese sind entweder aus Glas und Schmelz gefertigt oder mit dem Meißel gebildet und bemalt. Letztere Wahrnehmung berichtigt die kunstgeschichtlichen Anschauungen in einem neuen Punkte. Die Schule lehrt, die Darstellung der Augen mittels Vertiefung der Iris und Pupille sei erst in der Zeit des

*) Ich erinnere hier nur an die berühmten Tanagrafiguren, bekanntlich Grabfunde und stets bemalt. Sie sind im kleinen, was gewisse bemalte Statuen der oft palastartigen Grabbauten Ägyptens und Unteritaliens im großen sind: Bilder der Abgeschiedenen, deren Seele ihrer für das Jenseits bedurfte, und zuverlässig ist ihre Mitgabe ein Rest ägyptischer Anschauungen.

**) Vgl. meine Mitteilungen „Die Kultmaske und der Hochsitz des Ohres an ägyptischen, assyrischen und griechisch-römischen Bildwerken" im Archiv für Anthropologie Bd. XVI.

Digitized by Google

Niedergangs der griechisch-römischen Kunst entstanden. Das ist nun als irrig erwiesen, denn schon an manchen der in Rede stehenden archaisch-griechischen Bildwerke, beispielsweise an den Kolossalköpfen des Herakles und des Triton sowie des dreileibigen Typhon, sind, wiederum im Einklang mit altägyptischer und assyrischer Kunstweise, Iris und Pupille mit dem Meißel zu verschiedner Tiefe ausgehöhlt und dann bemalt. Diese auch ohne Bemalung wirkungsvolle Behandlung des Auges, die die Renaissance wieder aufgenommen hat, ist mithin uralt. Sie hebt in Anlehnung an den Bau und die Lichtstrahlung des Auges die dunkle Pupille durch einen tiefern, also stark beschatteten Kreis von dem heller beleuchteten Irisкreis ab oder läßt auch wohl umgekehrt, um das Funkeln des Auges wiederzugeben, die Pupille wie einen Stift, also hell beleuchtet, in der vertieften, dunkeln Iris stehen. Die ägyptischen Künstler gingen so weit, daß sie zu diesem Zweck einen kleinen silbernen Nagel in die Mitte der Iris schlugen, der das Licht empfing und zurückstrahlte (vgl. den Schreiber im Louvre, eine steinerne Statue). Es entsteht nun die Frage, warum solche Hilfsmittel in der Blütezeit der antiken Kunst aufgegeben wurden, deren herrlichste Bildwerke uns, sofern wir nicht im Banne angelernter Kunstanschauungen stehen, mit ihren leeren Augen so befremdlich anschauen. Es ist eitel Phrase, vom Ausdruck dieser Augen zu sprechen. Den „großen Blick" der Juno Ludovisi mag man aus ihren weitgeöffneten Augenlidern erkennen, wer aber vom sterbenden Gallier sagt: „Todesschatten umfloren schon seinen Blick," oder gar vom Apoll von Belvedere: „das leuchtende Auge scheint die Wirkung des eben abgeschossenen Pfeiles zu verfolgen," dem fehlt aller Blick für das Wirkliche, denn die leeren Augen zeigen nichts von alledem, und ebenso kann man auf einen Blick der Niobe, in welchem sich „tiefer Schmerz und hoher Seelenadel wunderbar mischen," nur aus dem Gesichtsausdruck schließen. Dieses Andichten, dieses Hineinlegen eines Ausdrucks in das leere Auge ergänzt das, was für unser Empfinden fehlt, es zeigt also, daß diese Meisterwerke wenigstens in ihrem jetzigen Zustande einen großen Mangel aufweisen, der mit dem feinen künstlerischen Sinn der antiken Künstler nicht zu vereinen ist. Wir müssen deshalb annehmen, daß die Augen jener Bildwerke gemalt waren, gemalt mit aller Meisterschaft tüchtiger Porträtmaler, wie sie die alten Schriftsteller so überschwänglich rühmen; dies ist der Grund, weshalb man in der Blütezeit hellenischer Kunst die Vertiefung der Iris und Pupille aufgab und eine glatte Fläche für die Arbeit des Pinsels vorzog. Zwar hat einmal ein Physiologe behauptet, der Ausdruck des Auges beruhe einzig und allein in Form und Stellung der Lider, etwas wie Seele habe mit dem Blicke nichts zu thun; der Arme hat wohl nie in ein liebendes Auge geschaut! Gegenüber ausdrucksvoll gemalten Augen konnte denn auch der antike Schriftsteller von der berühmten, im Original leider verlornen Aphrodite von Knidos schreiben, daß der Blick des Auges jenen feuchten, schwimmenden Ausdruck zeigte, der,

Digitized by Google

weit entfernt von sehnsüchtigem Verlangen, doch die weiche Empfindung einer Göttin der Liebe ausspreche. Dergleichen vor den leerblickenden Torsen, die auf uns gekommen sind, nachzuschreiben, ist falsche Idealistik, eine Art Selbsttäuschung, der wir auch auf andern, mehr wissenschaftlichen Gebieten begegnen, wo sie mit klingenden Phrasen das wirkliche, also die Wahrheit, verschleiert.

Wenden wir uns nun zu den Kleinfunden. Die meisten Terrakotten und Bronzen sind offenbare Nachbildungen von Statuen. Viele von diesen Bronzen sind Kunstwerke, während die Terrakotten die Formen meist nicht besser behandeln, als es unsre Pfefferkuchenfiguren auf den Jahrmärkten thun. Wir müssen hier wieder im Auge behalten, daß dieses Kleingerät Weihgaben darstellt, woran auch der kleine Mann beteiligt war, daher die meisten ärmlich und schlecht sind. Das ist der „springende Punkt," den unsre Kunst- und Kulturhistoriker bei der Beurteilung von Funden stets außer acht gelassen haben. Als der reiche Mann und der arme einst zu derselben Stunde opferten, der eine eine kostbare Bronzestatuette oder ein bronzenes Opferbeil, der andre ein rohes Terrakottafigürchen oder ein Opferbeil von Stein, Knochen oder Terrakotta (nicht selten!), da ließen sie sichs nicht träumen, daß diese Dinge von den Gelehrten einer späten Nachwelt in die verschiedensten Kunst- und Kulturperioden gesetzt werden würden. Die Opfergaben, die sich rasch im Tempel sammelten, wurden von Zeit zu Zeit weggeräumt und in Gruben oder gemauerte Räume gelegt. Wie im Dianatempel am Nemisee und in Tirynth, so hat man solche Gelasse auch auf der Akropolis von Athen aufgedeckt. Eines enthielt eine Menge bronzener Äxte und Scheiben. Etwas oberhalb fanden sich Scherben von Vasen im Stil von Mykenä. Die bemalten Vasen geben mitunter wertvolle Aufschlüsse, da Götterstatuen als Vorbilder für Darstellungen gedient haben. Es würde zu weit führen, auf die Kleinfunde näher einzugehen, nur sei noch eine schwarzfigurige Vase erwähnt, auf der die Liebesgöttin, die bekanntlich am Gigantenkampf teilnahm, mit der Lanze dargestellt und inschriftlich bezeichnet ist. Es ist dies die älteste Darstellung der gewappneten Aphrodite.

Neben den in das Gebiet der Bildhauerei und des Kunstgewerbes fallenden Entdeckungen sind aber auch die architektonischen nicht ohne Bedeutung, so namentlich die Auffindung der Grundmauern eines großen dorischen Tempels zwischen dem Parthenon und dem Erechtheion, unmittelbar neben und zum Teil sogar unter dem letztern. Welchem Baudenkmal sie zugeschrieben werden müssen, das ist, wie zu erwarten war, zur Streitfrage geworden, in welche einzutreten hier nicht der Ort ist. Lediglich berichtend sei folgendes mitgeteilt. Die einen folgen der Meinung des durch Schliemann bekannt gewordenen Architekten Dörpfeld, jetzt ersten Sekretärs des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, und wollen in jenen 25 bis 30 Meter vom Parthenon entfernten Resten den alten unter Peisistratos erbauten und von den Persern zerstörten

Digitized by Google

Parthenon erkennen; die andern, an der Spitze der französische Architekt de Laloux, weisen auf die Unwahrscheinlichkeit hin, daß die Baumeister der archaischen Zeit auf einer so geräumigen Hochebene den Parthenon und das Erechtheion so dicht an, ja in einander gebaut hätten, und behaupten, daß beide Tempel an demselben Orte gestanden hätten, den ihr Neubau einnimmt. Dafür wird geltend gemacht, daß die Trümmer der Kalksteingiebelarchitektur des alten Parthenon genau vor dem östlichen Giebel des neuen im Boden gefunden worden sind. Der alte Bau war, wie dies in archaischer Zeit allgemein, in Ägypten immer üblich war, aus Kalkstein errichtet, während der neue aus Marmor besteht. Das Erechtheion, ein vor den Perserkriegen von Erechtheus der Athene Pallas errichteter Tempel, wurde nach den Kriegen in verändertem Grundriß wieder aufgebaut, und die dicht daneben und zum Teil darunter aufgefundenen streitigen Fundamente sind nach Laloux die des alten, das nach Ausweis derselben ein dorischer sechssäuliger Peripterostempel mit zwölf Säulen an den Längsseiten war. Es sind auch die Grundmauern des Tempels des Augustus sowie pelasgische Baureste gefunden worden. Über die Lage der Chalkothek, der Erzbildersammlung, d. h. nicht in modernem Sinne, sondern Bewahrerin der Tempelweihgeschenke, ist man uneinig. Bisher suchte man dies Gebäude an der nördlichen Burgmauer unweit der Propyläen, jetzt will es der Architekt Dörpfeld in gewissen Grundmauern auf der sogenannten Erganeterrasse an der cimonischen Mauer erkennen. Dieser Bau, sonst für einen Tempel der Athene Ergane angesehen, soll groß genug sein, um die zahlreichen und großen Dinge, die, wie aus Inschriften bekannt ist, in der Chalkothek aufgestellt waren, aufgenommen zu haben.

Die Leitung der Ausgrabungen und die Organisation der Neugestaltungen auf der Akropolis lag in der Hand des hochverdienten General-Ephoros der Altertümer, des Herrn Kabbadias, der trotz verdeckter und öffentlicher Opposition unermüdlich war. Ihm verdankt man auch den Bau des Akropolismuseums, das Raum genug bietet zur Unterbringung der zahlreichen Kunstwerke und ihrer Bruchstücke. Natürlich befindet sich die Akropolis zur Zeit in einem eigentümlichen Übergangszustande. Mit gemischten Gefühlen mag wohl der Kunstfreund auf den Kehraus auf der ehemals so malerischen Götterburg schauen. Weniger der Archäologe, denn rien n'est sacré pour un sappeur — Spitzhacke und Spaten sind pietätlos. Es galt eigentlich nichts für erhaltenswert, was nicht Athens großer Zeit angehörte, aus den spätern Perioden ist so gut wie nichts erhalten worden, und das findet keineswegs allseitige Billigung. Auch in der Errichtung einer mittelalterlichen Abteilung aus byzantinischen und türkischen Architekturstücken im Nationalmuseum in Athen, dem frühern Zentralmuseum, will man nicht vollen Ersatz dafür finden, daß die Akropolis fortan nicht mehr das malerische und geschichtlich eindrucksvolle Gemisch von Denkmälern aus allen Zeiten bietet, das ehemals die Besucher entzückte.

Digitized by Google

Es scheint allerdings, daß man in dieser Beziehung zu radikal vorgegangen sei. Unsre Archäologen sind selten Künstlernaturen. Doch mag, wenn erst die von Umgestaltungen nicht zu trennende „gemachte Ordnung," dieser Gegensatz zu „geschichtlich Gewordnem," wieder beseitigt sein und die Natur geraume Zeit hier gewaltet haben wird, ein neuer Reiz, der einer geläuterten Klassizität, die Vernichtung der malerischen Schöne vergessen lassen.

Emma Förster

Wenn man den Lärm der Tageszeitungen, die gröblich zur Schau getragene Verachtung vergangener Zeiten und Lebensverhältnisse, die Selbstanbetung und Selbstberäucherung der „Modernen," den souveränen Dünkel, womit die Streber aller Rassen und Gebiete das Leben der Gegenwart für allein lebenswert erklären, Tag für Tag hört und sieht, so müßte man eigentlich jeden Versuch, den Blick zurückzulenken, sich in eine andre als die nüchterne und zugleich überhitzte Stimmung der Gegenwart (der gewiegte Tagesschriftsteller sagt dafür Jetztzeit) zu versetzen, von vornherein für hoffnungslos halten. Man müßte meinen, daß es eine heillosere Papierverschwendung, als den Druck von historischen Erinnerungen, von Biographieen, Briefen und andern Lebenszeugnissen der Vergangenheit gar nicht geben könne. Wohlgemerkt, soweit diese Erinnerungen und Zeugnisse einer lebendigen Vorstellung und liebevollen Erinnerung und nicht einer Gelehrsamkeit dienen sollen, die mit den entschiedensten Ansprüchen auf Geist, Gründlichkeit und Methode täglich alexandrinischer, das heißt äußerlicher und unfruchtbarer wird. Nun weiß Gott, und wir fürchten, die deutschen Verleger wissen es auch, wie viele von den besten biographischen Aufzeichnungen, Briefen und Tagebüchern ganz unbeachtet, ungelesen wie ungekauft bleiben und höchstens „zitirt" werden, aber so schlimm, wie man nach dem Gehaben und Gerede der Zeitgeister annehmen müßte, steht es denn doch nicht. Die Tagesströmung überspült wohl die guten, warmfühlenden, empfänglichen Kreise lebendiger Bildung, in denen sich ein sicherer Instinkt für Menschenwohl, für echtes Glück und wahre Natur erhalten hat, aber sie spült sie nicht hinweg. Und da man sich auf dem Markte ganz abgewöhnt hat, mit diesen Lebenskreisen zu rechnen, so steht man freilich vor einer ganzen Reihe von Erscheinungen und Erfolgen

Digitized by Google

verblüfft und weiß es sich nicht zusammenzureimen, daß „dergleichen“ noch Beachtung gefunden hat.

Möge es auch so sein einer Briefsammlung gegenüber, die unter dem Titel: Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen vor kurzem veröffentlicht worden ist.*) Der Herausgeber, ein Sohn des Malers und Kunsthistorikers Ernst Förster und seiner Gattin Emma Förster, geborne Richter, hat dreißig Jahre nach dem Tode seiner Mutter eine Auswahl von Briefen derselben herausgegeben, die ihm aus dem Nachlasse des Vaters zugefallen waren. „Was ich als Junge und Jüngling noch nicht erkannt hatte, und was mir unter dem Eindrucke der verschiedenartigsten Ereignisse, die mein Mannesleben erfüllten, verwischt worden war, das strahlte mir plötzlich leuchtend und erwärmend entgegen: eine Seele, überströmend von Liebe, ein Geist voll tiefgehender Beobachtungsgabe und ein erfrischender Humor, der Freude schafft und durch Freude bezaubert.“ Brix Förster gab seine Auswahl von Briefen, die er ursprünglich nur für die Familienmitglieder bestimmt hatte, einigen näheren Bekannten. „Man fand zu meiner Überraschung, daß die hier erzählten persönlichen Erlebnisse von allgemeinstem Interesse für den innig fühlenden und tiefer denkenden seien, und daß die Gedanken und die Sprache einen ganz besondern Reiz hätten. Alle drängten mich zur Herausgabe der Briefe. Und so kamen die Blätter zum Druck. Das Aufblühen und das innerste Wesen einer kerngesunden Seele liegen vor aller Augen enthüllt. Werden sich diese darin versenken?“

Aller Augen gewiß nicht, das können wir dem Sohne und Herausgeber schon jetzt entgegnen, aber hoffentlich vieler Augen, und wessen Auge auf diese Blätter fällt, der wird mit liebevollem Anteil auf ihnen verweilen. Kein ungewöhnliches, aber doch ein bevorzugtes Frauenleben ist es, das sich in ihnen abspiegelt, und der beste Vorzug dieses Lebens lag in dem frischen Lebensmute, der Liebe und Wärme, der unverwöhnten Genuß- und der unendlichen Opferfähigkeit der Frauennatur, die es lebte.

Emma Richter, die älteste, 1802 in Meiningen geborne Tochter Jean Pauls, heiratete 1826, etwa ein Jahr nach dem Tode ihres berühmten, von ihr vergötterten Vaters, den jungen Maler Ernst Förster aus Altenburg, einen der Schüler von Peter Cornelius, die ihrem Meister von Düsseldorf nach München gefolgt waren. Es war eine gute Künstlerehe, wie man sie in den zwanziger und dreißiger Jahren mit maßvollen Anforderungen an das Leben und der unverwüstlichen Zuversicht, daß man sich wacker durcharbeiten werde, noch oft schloß. Ernst Förster hatte seiner jungen Frau nur ein bescheidnes

*) Das Leben Emma Försters, der Tochter Jean Pauls, in ihren Briefen. Herausgegeben von ihrem Sohne Brix Förster. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung), 1889.

Digitized by Google

Heim und keine Sicherung zu bieten, wie sie ein ausreichendes Vermögen gewährt. Aber er war ein tüchtiger, entschlossener und arbeitsfreudiger Mann, der es ernst mit dem Leben und der Kunst nahm. Das letztere bethätigte er am entschiedensten, als er nach einer Reihe von Jahren künstlerischer Thätigkeit zu der Einsicht kam, daß ihm die Erfindungskraft und der Formensinn im höhern Maße abgehe, und sich über die Brücke eines vortrefflichen Nachzeichners älterer Kunstwerke und ernst betriebener Studien in einen den Forderungen seiner Zeit gewachsenen Kunsthistoriker umbildete. Es können nicht geringe innere Kämpfe gewesen sein, die Ernst Förster bei dieser allmählichen Einsicht in sein Vermögen und bei seinem tapfern Entschluß zu bestehen hatte, jedenfalls durfte er von Glück sagen, daß ihm dabei eine Frau zur Seite stand, die solchen Lebensschicksalen und Wandlungen gewachsen und die von Kind auf gewöhnt war, das Leben unter andern Gesichtspunkten als denen des bloßen bürgerlichen Erwerbs anzusehen. Die Briefe, die uns das Bild der ausgezeichneten Frau, des Försterschen Hauses und in gewissem Sinne auch Münchens in den Tagen König Ludwigs I. vor Augen rufen, sind, wie wohl nicht erst gesagt zu werden braucht, ohne die leiseste Spur litterarischer Absicht, rein als Lebensäußerungen einer liebenswürdigen und tüchtigen Natur geschrieben, spiegeln aber dafür um so schärfer und treuer ein Dasein, eine Empfindung und einen geselligen Ton wieder, an denen allen man sich wahrhaft erquicken kann. Die Briefe sind an die verschiedensten Persönlichkeiten: an den Gatten, an Bayreuther Jugendfreundinnen, an Verwandte, an junge Männer und Frauen gerichtet, die dem Försterschen Hause in München nahe traten und dann mit der Hausfrau in brieflichem Verkehr blieben. Es ist ein wunderbarer Kern echter Lebenskraft und heller Lebensfreude in ihnen, eine ruhige, niemals anmaßliche Sicherheit des Urteils, eine Mannigfaltigkeit der Eindrücke und Interessen, die immer seltner geworden sind. Auch ist bemerkenswert, daß Emma Förster nie langatmige und selten lange Briefe schrieb, sondern die Kunst verstand, in kurze Briefe viel zusammenzudrängen, Erzählungen und Stimmungen knapp und treffend wiederzugeben.

Die meisten Briefe sind in München geschrieben, und sie reichen von dem Einzuge des jungen Paares in die bairische Hauptstadt, vom Herbst 1826 bis 1852, zu dem Jahre vor Emma Försters Tode. Die Hauptteilnahme nehmen die Briefe der zwanzig Jahre zwischen 1826 und 1846 in Anspruch, die den Hintergrund einer völlig verflossenen und nur noch in ihren Bau- und Bilddenkmälern erhaltenen Kulturperiode Münchens haben. Wo man die Briefe aufschlägt, verspürt man den Unterschied der Zeiten und Zustände. Aus ihrem ersten Frühling in München konnte Emma Förster 1827 berichten: „Wie matt mir gegen die hiesigen jungen Leute [d. h. die Maler und einige Universitätsfreunde Försters] unsre Bayreuther vorkommen, kann ich dir nicht sagen. Hier ist jeder originell, noch durch keine Gesellschaftsbildung geglättet. Neulich am

Digitized by Google

Sonntag gingen wir nach Hesselohe, früh um 8 Uhr. Es ist ein herrlicher Buchenwald mit eingehauenen Gängen, zwei Stunden von hier. Ein Traiteurhaus versorgt die Kommenden gut und billig; unter Bäumen steht auf hölzernen Säulen ein großer, offner Tanzsaal. Wir liefen im Walde herum und kehrten nachmittags unter die angekommene Menge zurück, in der sich alle Stände mischten. Wir sahen auch dem schönen Tanz der Münchner Bürgerinnen zu, welche durch ihre nette Tracht noch mehr gewinnen." Klingt hier nicht jedes Wort wie aus einem andern, weit zurückliegenden Jahrhundert? Und doch gilt auch für unsre Tage noch und muß gelten, was die gescheite und warmherzige junge Frau um dieselbe Zeit ihrer Freundin Fanny von Walden, die Hochzeit halten wollte, über den Kern ihres Glückes schrieb: „Dann wünsche ich euch ein Leben, wie das unsrige; so steigend in Liebe, so kindlich und kindisch, den Reichtum der Beschränktheit erkennend. Den letzten lernte ich erst neulich kennen. Förster und ich deckten zusammen den Tisch für unser Kränzchen und wahrlich mit einer Lust, als hätten wir Silber aufzusetzen und nicht dreierlei verschiedne Messer und Gabeln. Mein guter Mann weiß mir immer neue Freuden zu bereiten."

Daß es diesem Frauenleben so wenig an ernsten Prüfungen wie an ernsten Pflichten fehlte, hört man selbst aus dem mutig heitern Tone ihrer Briefe heraus. Schon 1835 schrieb sie einer Freundin: „Deinen guten Wunsch, daß mein Töchterchen der letzte Kindersegen sein möchte, teile ich. Physisch und moralisch reichen meine Kräfte, glaub ich, nicht weiter, und so möge mir der Himmel auch nicht mehr auferlegen. Übrigens ist die Kleine unsre Herzensfreude." Der Wunsch wurde ihr nicht erfüllt, sie bekam noch mehrere Kinder, die sie alle mit Liebe willkommen hieß und mit Liebe umfaßte, es ist nicht zu spüren, daß ihre Kraft und Frische oder ihre Genußfähigkeit für andre Dinge durch die große Familie gelitten hat. An der bildenden Kunst, der ihr Gatte angehörte, nahm sie den regsten Anteil, ihre innerste Liebe und Neigung scheint der Musik und zwar der besten, tiefsten, ernstesten Musik angehört zu haben. Sie war eine gute, wenn auch anspruchslose Klavierspielerin und konnte sich häusliche Musikgenüsse bereiten, ergriff aber gern jede Gelegenheit, großes mit größern Mitteln zu hören. An Emanuel Osmund, ihres Vaters Freund, meldet sie am 20. April 1827: „Mein geliebter großer Emanuel! Wie ich hier lebe, weißt du durch andre längst — recht froh und recht sehnend. Ich vermisse einen Vater und einen Emanuel, Menschen, denen über der Religion, der Natur und der Kunst noch ein Gott steht. — Wie das Leben und ihre Moral die meisten doch so befriedigt! Jeder sammelt von der Sonne Strahlen in sein Prisma und leuchtet sich damit, hat einen Hausgott oder — Götter und keinen Unsichtbaren! Ich bin ein rechter Narr und recht verwöhnt durch den Vater und dich. Vor vierzehn Tagen war ich in dem Messias von Händel. Das ist eine Himmelsmusik! Solche habe ich mir gedacht. Ein Pastorale vor-

Digitized by Google

züglich, das der Verkündigung voranging, war herrlich; bloß Violinen und Flöten spielten es, sie fingen mit einem Tremolando leise an, es wurde stärker und verschwamm in langen Tönen. Es war, als wenn die Sonne heraufsteigt, die Strahlen fliegen ihr voran und zittern über die Erde hin; endlich hebt sie sich glänzend heraus; der Himmel öffnet sich und die Engel schauen ungeblendet in sie hinein. Anders kann ich diese Töne nicht beschreiben." In späterer Zeit lebten mehrere jüngere Musiker, wie Karl Eckert und Wilhelm Speidel, im Försterschen Hause, und die Hausfrau trat ihnen in lebendiger und verständnisvoller Freundschaft näher. Als 1844 Liszt mit seinen Konzerten München in Erregung versetzte, schrieb sie der Gräfin Fernanda Pappenheim nach Italien: „Von der glänzenden Epoche, die München erlebte, wo es zu seinem eignen Erstaunen einmal schwindelte ohne Bier, werden ihnen andre hinlänglich erzählt haben. Die Liebe zu Liszt und die Neugierde nach Bettina fuhr wirklich als ein Taumel in die Leute. Wer den erstern im Umgange kennen lernte, mußte ihn wirklich lieben, und wenn man ihn dann hörte, betrank sich das Ohr leicht am Herzen, umgekehrt ging es nicht so gut. Sein Spiel schlägt mehr an die Phantasie, denn an das Gemüt. Weil es ein Ausströmen seiner Natur ist, so hört jede Forderung einer Änderung bei ihm auf. Nachahmen darf ihn aber niemand, ohne Karikatur zu werden." Ähnliche den Nagel auf den Kopf treffende Äußerungen finden sich in diesen Briefen hunderte, die Empfindung der tüchtigen Frau erwies sich kaum je als irrig oder unzulänglich.

Und doch sind all diese feinen Urteile über Kunstwerke und Künstler, über Bücher und Bilder durchaus nebensächlich in dem Buche. Die Art, wie Emma Försters Seele Sonnenschein über das Alltagsleben gießt, das frohe Bewußtsein eines Glückes, das nur in geringem Grade von äußern Verhältnissen abhängig war, dazu die sichere Empfindung für Menschenwert, die ohne jede Anmaßung aus Emma Försters Berichten über ihre Bekanntschaften und Umgangskreise hervorleuchtet, die Wahrhaftigkeit, mit der sie auch sich selbst nicht schont, müssen erfrischend auf jede Natur wirken, die etwas dergleichen in sich hat. Der Humor verläßt die Briefschreiberin auch in ihren Verstimmungen nicht, und ihre Schilderungen solcher Verstimmungen sind kleine psychologische Kabinetsstücke. So kehrt sie z. B. von einem Landaufenthalt nach München zurück, und ihr Mann hat inzwischen die ganze Wohnung neu und nach Kräften stattlich vorrichten lassen. Frau Emma aber muß eingestehen: „Der erste Abend zu Hause in München war nicht der schönste; er war wie die Flitterwochen, die bloß Himmel und Hölle haben, aber keine Erde, wie die spätere Ehe, in welcher etwas wurzelt und die den Himmel über sich hat und die Hölle unter sich. Das kam nun so. Zuerst hatte ich mich an Förster zu gewöhnen und Förster sich an mich. Die Stube kam mir nämlich wie allemal, wenn ich aus den leeren Landzimmern komme, unsäglich eng vor, so daß ich meinte, ich müßte mit dem Kopf an die Fensterwand stoßen, als ich

Digitized by Google

zur Thür eintrat. Dann fehlten meine alten lieben Bilder, und vierzehn neue hingen da, die mir erst bekannt werden mußten. Ich sagte wohl nichts, aber eben darum erriet mich Förster und wurde verstimmt. Es that mir unendlich leid, aber ich konnte es unmöglich zur erwarteten Freude bringen. Am besten gefiel mir die Küche, in der nichts neues war, als auf dem alten Küchenschrank eine neue Tafel und vor dem Herd, anstatt der alten zerfressenen Steine, frische, ganze glänzende." In der humoristischen Wiederspiegelung solcher häuslichen Vorgänge und ihrer innern Ursachen und Folgen sind die Briefe fast unerschöpflich; die Tochter Jean Pauls hatte den glücklichen Blick und den treffenden Ausdruck ererbt, der ihrem Vater bei seinen Schilderungen des Kleinlebens zu Gebote stand, und bediente sich beider mit unbefangener Lust. Sie gehörte offenbar zu den Frauen, die sich von den kleinen Pflichten des täglichen Lebens nicht niederziehen lassen, obschon sie diesen Pflichten vollständig genügte. Wollten wir alle Einzelheiten anführen, die der weniger umfang- als inhaltreiche Band in dieser Hinsicht darbietet, so müßten wir die Hälfte der Briefe ausschreiben, womit dem Verleger schließlich ein schlechter Dienst geleistet wäre. Die „Spaß-Emma" der Bayreuther Zeit hatte sich nach und nach in eine sehr ernste Frau verwandelt, in der aber beim rechten Anlaß alle Brunnen jugendlicher Lust wieder aufsprangen. Im September 1842 schilderte sie ihrer Freundin Frau Otto ihre erste Fußreise, sie war damals vierzig Jahre alt und konnte doch die Tage genießen, wie ein Gymnasiast die erste Woche der großen Ferien. „Gestern habe ich endlich die größte Heldenthat meines Lebens vollendet, nämlich eine wirkliche Fußreise. Hake wird Ihnen schon gesagt haben, wie weit wir zusammenliefen. Die Trennung that mir sehr weh; aber kaum hatte ich zwanzig Schritte ins Zillerthal gemacht, so wars, als fiele eine Last ab; meine Seele hob sich mit Flügeln, und innerlich jauchzend patschte ich neben Hermann [ihrem Sohne] in jedes Dreckloch. Jetzt merkte ich erst, daß ich mich bis dahin gequält hatte mit der Sorge um die Freude des guten Hake, den ich für seine unaufhörliche Güte gern recht glücklich gesehen hätte, wozu ich bis dahin nichts thun konnte; denn das Gehen macht mich erschrecklich langweilig. Gewöhnlich schweigsame sind es nicht; aber wer sonst spricht, wirds gleich, sobald er verstummt; auch fordert das Gehen von mir soviel Atem, daß mir keiner zum Reden bleibt. Wegen meines Hermann machte ich mir keine Skrupel. Er war nicht nur immer zufrieden und anspruchslos, sondern sogar voll Aufmerksamkeiten. Wenn er glaubte, ich sei müde, so trug er meinen lästigen Korb. Am ersten Tage durchgingen wir das Zillerthal, am zweiten schritten wir ins Pinzgau über die hohe Gerlos und die Platte. Der liebe Gott beschützte mich wieder. Denn in Gerlos kamen wir mit den beiden Wirtssöhnen aus Krimml, wohin wir mußten, zusammen und hatten so die besten Führer. Mir wars, als durchzöge ich noch einmal die Jugend, als wir so über die Berge schritten, in Thäler hinabsahen

Digitized by Google

und Schneegipfel in der Ferne sich erhoben. Ich dachte in einem fort an meinen Gevatter, der auch diese Wege gegangen war und an Hake, der sie noch gehen würde, und so mit einer fremden Zukunft und Vergangenheit in der Seele genoß ich meine Gegenwart. Dieser Wandertag war blau, und noch sahen wir bei leuchtender Sonne den Krimmler Wasserfall. Mit uns zogen auch die Wolkend en Berg hinunter, und im Thal fielen sie nieder. Am nächsten Morgen bei regnerischem Nebelhimmel fuhren wir in einem Kutschchen bis Mühlbach. Dann gingen wir bei trocknem Wetter über den Paß Thurn nach Jochberg. Das Glück schickte mir einen Burschen nach, der einen leichten Bündel trug und meinen mit Wäsche beschwerten Armkorb leicht nehmen konnte. Es war ein Maurer und Straßenarbeiter, er kehrte in seine Hütte zurück. Er zahlt täglich einen Kreuzer für sein Strohlager und kauft sich die Woche ein Pfund Schmalz zu seinem Essen. Unter dem Erzählen legte ich zu dem Zwölfer, den ich schon in der Hand hatte, noch einen Groschen; es war gut, daß sein Häuschen kam, sonst hätte ich wohl immer zugelegt; aber einen glücklichen Sonntagabend hatte ich ihm doch gemacht. Am andern Tage durchwanderten wir das Brixenthal bis Wörgel. Vor uns lag Kitzbüchel wie ein Feenkind, so besonnt und mit Wundern umgeben. Wir machten an diesem Tage neun und eine halbe Stunden gut, keine postabgemessenen. Andern Tags fuhren wir bis Rattenberg mit dem Stellwagen, um Kräfte bis Achenthal zu behalten, das wir um 1/2 7 Uhr erreichten, nachdem wir alle Beugungen des Sees umgangen hatten, weil kein Kahn zu haben war. Zur selben Stunde, als wir abends eingetreten, verließen wir morgens das sehr gute und billige Posthaus und waren, mit Einrechnung einer halben Sitzstunde in Glashütte, um 1/2 12 Uhr in Bad Kreuth, wo wir billig und vortrefflich aßen, und verließen es einige Minuten vor 1 Uhr. Um 1/2 3 Uhr standen wir in unserm Hause [in Egern], aus dem mir zuerst der freundliche Schuster entgegensprang. Die drei letzten Tage war wirklich marschirt worden, aber obgleich meine Beine mir wie ein paar Nudelhölzer vorkamen, so dick und so unbeholfen, so liefen sie doch immerzu, und heute spüre ich schon nichts mehr. Jetzt sehe ich aus wie eine ins Wasser gesteckte Blume, nichts ist übrig geblieben als eine selige Erinnerung, die noch immer mein Herz schlagen macht, so oft ich sie hervorrufe. So habe ich denn meinen längst erwünschten Traum erlebt und die Sehnsucht meiner Jugend befriedigt, wenngleich die Befriedigung eine neue geboren. Ich habe eine Fußreise gemacht, frei wie ein Vogel und glücklich wie ein Mensch. Wenn mir Gott das Leben läßt, so laufe ich nächstes Jahr wieder fort. Es reist sich zu prächtig als Frau Gymnasiastin, Mensch dem Menschen gegenüber, keine Formen, keine Verhältnisse."

Wir denken, das wird genug sein für alle, die erfahren wollen, was sie von dem Buche und dem Bilde der ausgezeichneten Frau in ihren Briefen zu erwarten haben. Sie werden immer noch mehr finden, als wir hier andeuten

Digitized by Google

können. Die erläuternden Zusätze des Sohnes und Herausgebers sind völlig anspruchslos. Seite 110 ist ein unbedeutender Irrtum untergelaufen: nicht der 1829 gestorbene Friedrich, sondern August Wilhelm Schlegel war es, der 1841 noch in Bonn lehrte und die Berufung Försters verhindern half.

Die historische Ausstellung deutscher Grabstichelarbeiten im Berliner Kupferstichkabinet

(Schluß)

Als der Straßburger Buchdrucker und Verleger Bernhard Jobin im Jahre 1573 die Bildnisse der römischen Päpste mit den von Fischart übersetzten Lebensbeschreibungen des Panvinio herausgab, allen „Histori- und auch Gemälverständigen sehr ergetzlich und vorständig," schickte er dem Text eine Widmung an den Bischof Melchior von Basel voraus, die in mehr als einer Beziehung von kunstgeschichtlichem Interesse ist. Es ist die erste litterarische Verteidigung der deutschen Kunst gegen die welsche, deren Lob schon damals einmütig von allen Lippen tönte. Als einen besondern Ruhmestitel nimmt Jobin die Erfindung und Ausbildung des Kupferstichs für sein Vaterland in Anspruch und weist, wie wir schon sahen, Martin Schongauer seinen gebührenden Ehrenplatz in der Reihe der Künstler an. „Von welchem — fährt er fort — es nachmals der kunstberümtest Albrecht Dürer begreiffend, in ein solchs wesen und ansehen hat erhebt, daß noch heutigen Tages alle Völcker sich seines fleis im reißen und stechen haben zu verwundern. . . . Nun dieser Albrecht Dürer hat eine solche Anzahl fürnehmer Maler hin und wieder in Hochteutschland erweckt, daß sie an Mänge und Kunst gewißlich keiner Nation, wie künstlich sie sich auch verschrey, dißfalls werden platz raumen."

So klang das Urteil über Dürers Bedeutung ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode. Nach weitern hundert Jahren glaubte man von dem Kupferstecher Dürer schon nichts mehr lernen zu können. Bezeichnend ist in dieser Beziehung eine Äußerung des holländischen Kunstschriftstellers Arnold Houbraken in seiner „Schouburgh der niederländischen Maler und Malerinnen"; als im Jahre 1674 sein Lehrer Jacob Lavecq ihm den dritten Teil seiner Kupferstichsammlung testamentarisch vermachte, beklagte er seine Unkenntnis, die ihn eine so schlechte Wahl unter den Schätzen seines Meisters thun ließ: „denn anstatt schöne italienische oder französische Kupferstiche für meinen Teil auszuwählen,

Digitized by Google

fiel mein Auge auf die Stiche von Lucas von Leyden und Albert Dürer, die mir nichts nützen konnten, und es war lediglich durch Zufall, daß ich bei der Teilung doch noch einen französischen Kupferstich auswählte, der den ersten Platz in meiner Mappe einnimmt, sowohl als Erinnerung an meinen Meister, als ob seines seltenen eigenen Wertes, denn ich kenne keinen Freund von Kupferstichen, der ihn gesehen hätte, ohne ihn zu loben. Er ist von F. de Poilly u. s. w."

Diese Wandlung des Urteils begreifen wir nur, wenn wir die Entwicklung des deutschen Kupferstichs vom sechzehnten bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts verfolgen. Unter den „fürnehmen Malern," die Albrecht Dürer in Hochdeutschland — und wir dürfen hinzufügen, in Alldeutschland — „erweckte" und deren Namen Jobin aufzählt, finden wir der Reihe nach auch alle jene Kupferstecher, die wir unter der Liebhaberbezeichnung „deutsche Kleinmeister" zusammenzufassen gewohnt sind und deren Werke der Nordwand des Berliner Ausstellungsraumes ihren besondern Charakter geben.

An dieser Stelle empfinden wir die Beschränkung auf die Grabsticheltechnik zum Teil als Hemmnis für eine klare Darlegung der innern Entwicklung des Kunstdrucks. Die vielverzweigten Einflüsse, die uns die Werke der Kleinmeister ihrem Inhalt wie ihrer Form nach erklären und würdigen helfen, lassen sich auf der schmalen Bahn einer einzelnen künstlerischen Technik nur ungenügend nachweisen. Das Eindringen italienischer Formelemente in die ornamentale und figürliche Darstellung läßt sich z. B. ohne die Augsburger Holzschneiderschule, ohne die Thätigkeit eines Burgkmair, Hans Holbein des jüngern, die den Grabstichel nicht benutzten, endlich ohne die hauptsächlich als Radirer thätigen Hopfer, Eisenhoit, Jamnitzer u. s. w. schwer in ihrer vollen Bedeutung auch für die Entwicklung des Kupferstichs schildern. Bei der Auswahl für die Ausstellung ist überdies der Nachdruck auf figürliche Darstellung gelegt worden, die im ganzen nicht als die stärkste Seite dieser Zeit und Stilgattung gelten kann. Bezeichnend ist es, daß auch diese Kompositionen nicht selten unter der Hand der Kleinmeister einen ornamentalen Charakter annehmen; wenigstens überwiegt dieser Eindruck bei dem Beschauer, der diese kleinen Bildchen — oft mythologischen Inhalts — unwillkürlich in seiner Phantasie mit zierlichen Leisten und Kartuschen umrahmt, die ihnen gewissermaßen erst zur rechten Wirkung verhelfen. Thatsächlich sind ja auch viele nur als Entwürfe für Schmuckgerät zu denken.

Aus dem Rahmen dieser Gattung fallen allerdings die beiden Blätter, die den Reigen eröffnen, völlig heraus. Cranachs „Buße des heiligen Chrysostomus," eine Darstellung, die wir in dieser Fassung der Legende auch bei Dürer wiederfinden — der Heilige, der eine Königstochter verführt hat, legt sich selbst die Buße auf, bis zu seiner Absolution auf Händen und Füßen zu kriechen —, ist eine der wenigen Grabstichelarbeiten des fruchtbaren Wittenberger

Digitized by Google

Meisters, dessen Hauptthätigkeit der Malerei und dem Holzschnitt gewidmet war. Die etwas schüttere und magere Art der Stichelführung, die uns an Robettas Vorbild erinnert, verrät die Unsicherheit des sonst so gewandten Künstlers in dieser Technik. Auch Hans Baldung Grien, dessen ausgestellter Stich „Der Stallknecht" eine recht derbe Behandlung zeigt und sich dadurch schon äußerlich von seiner zierlichen Nachbarschaft abhebt, war vorzugsweise als Maler und Holzschneider thätig. Viel näher steht den Kleinmeistern schon der Nürnberger Goldschmied Ludwig Krug, dessen vielseitige Thätigkeit Neudörffer nicht genug zu rühmen weiß. Als die eigentlichen Vertreter der Kleinkunst jedoch müssen die beiden Brüder Beham gelten. Der ältere, Hans Sebald, ist in der Ausstellung u. a. auch durch einige reizvolle Ornamententwürfe vertreten, wie er deren viele für den Bedarf des Kunstgewerbebetriebs seiner Zeit anfertigte. Es wäre eine lohnende Aufgabe, gelegentlich die Entwicklung des Ornamentstichs in dem neuen Ausstellungsraume vorzuführen, wobei erst die Stellung der Kleinmeister und der Behams insbesondre in das rechte Licht gerückt werden würde. An die figürlichen Darstellungen dieser Künstler dürfen wir, wie z. B. Hans Sebald Behams Geschichte des verlornen Sohnes darthut, in Bezug auf Empfindungsgehalt und Tiefe der Auffassung keine zu hohen Anforderungen stellen; die oft bis zum Raffinement getriebene Zierlichkeit der Ausführung muß dafür entschädigen. Freilich wäre es ungerecht, damit auch ihre Leistungen im Bildnisfach, namentlich die Barthel Behams, irgendwie herabsetzen zu wollen: die drei ausgestellten Porträts des baierischen Kanzlers Leonhard von Eck, des Dr. Erasmus Baldermann und des Herzogs Ludwig von Baiern, beweisen zur Genüge, daß unser Künstler hier dem geistigen Teil seiner Aufgabe vollauf gewachsen war, wenn er auch nicht an die Meisterleistungen eines Hans Holbein hinanreicht.

Neben diesen oberdeutschen Stechern, unter denen noch der Regensburger Hauptmeister Albrecht Altdorfer und die beiden Nürnberger Virgil Solis und Georg Pencz, letzterer ein persönlicher Schüler Dürers, eine eingehendere Besprechung verdienten, finden wir eine Gruppe von Kleinmeistern, als deren künstlerischen Mittelpunkt wir Westfalen ansehen dürfen. Ob hier Einflüsse der in den Niederlanden unter Führung des Lucas von Leyden hoch entwickelten Technik, oder Nachwirkungen der einheimischen Schule des fünfzehnten Jahrhunderts die Entwicklung förderten, wollen wir unerörtert lassen; sicher ist, daß die westfälische Gruppe der deutschen Kleinmeister ihre selbständige Stellung neben den süddeutschen behauptet. Als führender Künstler muß hier Heinrich Aldegrever genannt werden, der 1502 bis 1562 als Goldschmied und Maler in Soest thätig war. Seine Vorlagen für das Goldschmiedegewerbe, wie der ausgestellte Entwurf eines Dolches, verraten noch mehr seine Eigenart, als z. B. das ebenfalls ausgestellte Bildnis des Königs der Wiedertäufer in Münster, Johann Bockold von Leyden. Es ist höchst

Digitized by Google

anziehend, den Rückschlag der religiösen Gährung jener Zeit in den Werken der Künstler zu verfolgen, und begreiflicherweise bietet gerade hier der Kupferstich und Holzschnitt das ergiebigste Feld. Von Dürers Beziehungen zur Reformation bis zu den alles freie künstlerische Leben vernichtenden Kämpfen des dreißigjährigen Krieges läßt sich der Pulsschlag der Zeit in den Schöpfungen der Künstler oft deutlicher vernehmen, als in den breiten Berichten über Haupt- und Staatsaktionen. Cranach kann geradezu als die künstlerische Verkörperung des Protestantismus jener Zeit gelten, die beiden Behams, die mit Pencz zusammen wegen ihrer gottlosen Freigeisterei aus Nürnberg vertrieben wurden, führen uns mit ihren Bauernbildern in die sozialistischen Umtriebe der Bauernkriege, und Aldegrever finden wir bei der Verherrlichung der westfälischen Anabaptisten. Denn nichts verrät an dem Bildnis des Leydner Schneiders und „Königs des neuen Israel," den er in seinem Todesjahre porträtirte, etwa Abscheu oder Geringschätzung: in voller Pracht und Herrlichkeit, mit Szepter und Ehrenkette, wie er auf dem „Stuhle Davids" zu sitzen pflegte, hat ihn der Künstler dargestellt, ebenso wie seinen Helfershelfer Knipperdolling.

Oft genug indes machen wir auch die Erfahrung, daß die Künstler der Reformationszeit ihre religiösen und politischen Überzeugungen den Erwerbsrücksichten hintansetzten; so ging der freigeistige Barthel Beham bald nach seiner Vertreibung aus Nürnberg an den erzkatholischen Hof der bairischen Herzöge, so finden wir auch den Kölner Kupferstecher Jakob Binck, der noch 1525 den aus seinem Reiche vertriebenen König Christian II. von Dänemark porträtirte — das Blatt ist mit ausgestellt —, am Hofe seines zweiten Nachfolgers und unerbittlichen Gegners, Christians III., in Kopenhagen als Hofmaler wieder. Das unstete Wanderleben der Künstler nimmt jetzt überhaupt mehr und mehr zu; nicht nur Italien galt als Ziel der Kunstbeflissenen — sicher hat sich von dort der niederdeutsche Meister J. B. die Anregung zu seinem Puttenfries geholt —, auch der Orient blieb dem Wandertrieb der Künstler nicht mehr verschlossen: derselbe Melchior Lorch, der dem Bildnis unsers großen Reformators gar so viel deutsche Spießbürgerlichkeit beimischte, hatte die Türkei bereist und seine dortigen Skizzen in einem großen Holzschnittwerke veröffentlicht. Es ist so wenig ausgeschlossen wie bewiesen, daß Lorch bei dieser Gelegenheit dem Türkenkaiser mit andern deutschen Fürstenporträts auch das Albrechts V. von Baiern, das Peter Weinherr gefertigt hatte und das in der Ausstellung neben Lorchs Arbeiten hängt, vorlegte. Weiß doch der Verfasser des „Schauplatzes bairischer Helden" 1681 davon zu erzählen, daß der Sultan, „als er der Teutschen Fürsten Bildnüssen in Kupfer gesehen, Albrechten vor würdig gehalten, daß er ein Reich besäße." Uns scheint freilich die Wiedergabe der Gesichtszüge des Fürsten, dem Baiern die Begründung seines Kunstbesitzes und Kunstruhmes verdankt, nicht gerade Begeisterung erweckend; man sieht, dem Künstler war die reiche Umrahmung und das ornamentale Beiwerk mindestens ebenso wichtig wie das Gesicht. In diesem Zuge, den wir auch in Matthias Greuters Porträt

Digitized by Google

Philipps von Hessen wahrnehmen, steckt noch ein gutes Stück „Kleinmeisterei," wenn auch die Maßverhältnisse der Blätter diesen Namen nicht mehr zulassen.

Die Betrachtung der Kunstwerke unter scheinbar ganz äußerlichen Gesichtspunkten, wie Format, Größenverhältnis der Figuren, Umrahmung u. s. w., gewährt oft unerwarteten Aufschluß über ihre innern Eigentümlichkeiten; ja die gerechte Würdigung derselben wird oft nur durch die Beachtung solcher Äußerlichkeiten ermöglicht. So erklärt und rechtfertigt sich z. B. die feine und enge Grabstichelführung der Kleinmeister durch die kleinen Maßverhältnisse der Stiche; dieselbe Technik auf größere Formate übertragen, wirkt ängstlich und kleinlich. Auch die neue Aufgabe, die seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts häufiger an die Stecher herantrat und durch das ganze siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert fast die einzige Beschäftigung der deutschen Künstler in diesem Fache bleiben sollte, der Bildnisstich, verlangte eine neue Technik, neue Grundsätze künstlerischer Behandlung. Die Zeit des dreißigjährigen Krieges war bekanntlich eine Zeit des tiefsten wirtschaftlichen und infolge dessen auch künstlerischen Niederganges für Deutschland. Für freie künstlerische Schöpfungen, ja für die große Kunst überhaupt versiegte jede Anregung und Förderung. Nur die persönliche Eitelkeit vermochte der Kampf nicht zu unterdrücken. Unter der Führung der abenteuernden Soldateska bildet sich eine verwilderte Tracht aus, der sich jedermann, der nicht altfränkisch scheinen wollte, fügen mußte. Mehr als je wurde so auch in äußerlichen Dingen die Sucht geweckt, aufzufallen, Staunen zu erregen; kein Wunder, daß in solcher Zeit das Bestreben wuchs, sich im Bildnis verewigt zu sehen. Nicht jeder aber konnte sein Conterfei, namentlich in so großer Auflage, wie es die persönliche Eitelkeit verlangte, durch Malerhand vervielfältigen lassen. Da kam denn der Kupferstich, der damit zuerst das ausgesprochene Wesen einer nur reproduzirenden Technik annahm, in kurzer Zeit mächtig in Aufschwung; freilich verflachte auch bald mit dem Breiterwerden der Strom der Produktion. Wie sehr man diese geschäftlich auffaßte, beweist das Aufkommen ganzer Künstlerfamilien: hatte der Sohn auch nicht die Begabung des Vaters geerbt, so stand ihm doch sein Ruf und das darauf gegründete Vertrauen zur Seite; der Künstlername wurde zur Firma, besonders wenn sich auch das Verlagsgeschäft der eignen und fremden Stiche mit der künstlerischen Thätigkeit verband. Der Stammvater einer solchen Künstlerfamilie in Augsburg war z. B. der aus Schlesien stammende Goldschmied Bartholomäus Kilian (gest. 1588). Seine beiden Söhne Lucas (1579—1637) und Wolfgang (1581—1661) brachten zunächst den Namen zu Ehren; der bedeutendste Sproß dieser Familie jedoch, deren Stecherruhm bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich fortpflanzte, war wohl Bartholomäus (1630—1696), der Sohn und Schüler jenes Wolfgang. Von ihm sind zwei Porträts von Leipziger Patriziern ausgestellt. Waren es doch nur die Wohlhabendern, die ein Grabstichelporträt erschwingen konnten; für die minder

Digitized by Google

bemittelten mußte die Schabkunst, eine weniger mühsame und daher billigere Technik des Kupferstichs, mit deren Erzeugnissen die Fennitzer in Nürnberg, die Haid in Augsburg und viele andre Deutschland überschwemmten, Ersatz liefern. Ihr und der ebenfalls leichter von der Hand gehenden Radirung widmete ein großer Teil der damaligen Stecher seine Hauptthätigkeit, und wenn nach dem Maßstabe unsrer Ausstellung es den Anschein hat, als sei das siebzehnte Jahrhundert auf dem Gebiete des Kunstdrucks verhältnismäßig unproduktiv gewesen, so müssen wir uns die Unzahl der Kräfte ins Gedächtnis rufen, die eben für andre als die Grabstichteltechnik thätig waren, unter ihnen so fruchtbare Künstler wie die beiden Merian, Wenzel Hollar und viele andre. Die Grabstichelkunst dagegen fand in dieser Zeit reichere Pflege in den Niederlanden, wo Rubens' Thätigkeit eine glänzende Schule von Kupferstechern hervorrief, welche die durch Hendrik Goltzius und die Wierix bedeutend geförderte Technik in den Dienst der Aufgabe stellten, Rubens' farbenprächtige Schöpfungen im Stich mit annähernder Farbenwirkung wiederzugeben. Hier lernten auch die Sadeler, die wir trotz ihrer niederländischen Herkunft in unsrer Ausstellung begrüßen, weil sie einen großen Teil ihres Lebens in Deutschland — Ägidius Sadeler insbesondre als Hofkünstler des deutschen Kaisers Rudolfs II. in Prag — verlebten und vorzugsweise nach deutschen Meistern stachen. Technisch freilich verdanken sie, wie auch die einheimischen deutschen Künstler, das meiste den Niederlanden und Frankreich, das seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die Führerschaft auf diesem Kunstgebiete ganz übernahm. Ein Studienaufenthalt in den Niederlanden oder Paris wurde für den deutschen Kupferstecher so unentbehrlich wie für den Maler Italien. So finden wir auch in Jeremias Falk, einem gebornen Danziger, von dessen Stechergewandtheit zwei treffliche Bildnisse in der Ausstellung Zeugnis ablegen, einen gelehrigen Schüler der Pariser Meister, wie man vermutet, besonders Chauveaus. Von Matthäus Küselt, dessen Hand wir das Bildnis eines der meistgenannten Zeitgenossen, des Nürnberger Theologen Johann Michael Dilherr, verdanken, ist ein Studienaufenthalt in Paris zwar nicht verbürgt, aber höchst wahrscheinlich, und völlige Abhängigkeit bis in die künstelnde Art und Weise der Parallelschraffirung hinein bekundet ein Schüler Claude Mellans, der Basler Johann Jacob Thurneysser, in seinem Bildnis des Schauspielers Millot, das neben dieser technischen Absonderlichkeit auch sittengeschichtliches Interesse erregt.

Die ehrsamen Augsburger und Nürnberger Meister der Zeit, die Hainzelmann, Preisler, Sandrart, Lichtensteger und Windter, vermögen unsre Teilnahme nicht sonderlich zu fesseln; man merkt, daß sich hier keine eigenkräftige Entwicklung, sondern nur der matte Rückschlag der Fortschritte, die an andrer Stelle sich vollzogen, der Beobachtung darbietet. Gewiß verrät sich in Johann Martin Preislers Porträt Christians VI. von Dänemark die Pariser Schule mit ihrem Bestreben, dem Gewebe der einzelnen Stoffe durch verschiedne Handhabung des Stichels gerecht zu werden, aber es haftet alledem doch eine gewisse

Digitized by Google

unerfreuliche Lahmheit und Unbeholfenheit an, die in ihrer ganzen Schwäche namentlich neben den virtuosen Leistungen ihrer Nachbarn, eines Schmutzer und G. F. Schmidt, recht ins Auge fällt.

Von der „Manier“ dieser letztern urteilt der Begründer der wissenschaftlichen Kupferstichkunde, Adam von Bartsch, selbst ein Schüler Schmutzers, in seiner „Anleitung“: sie sei „ein mehr oder minder vollständiger Inbegriff der Regeln, wonach ein vollkommener Kupferstich eigentlich bearbeitet sein soll, und dieserhalben gebührt ihr vor allen übrigen der Vorzug.“ Wir sind heute dank der Belehrung, die uns gerade die von Bartsch angebahnte geschichtliche Betrachtungsweise hat angedeihen lassen, auch andern und ältern Richtungen der Grabsticheltechnik mehr gerecht geworden und sehen in der „Vollkommenheit“ der Arbeiten eines Schmutzer und Schmidt zunächst nur eine auf die Spitze getriebene technische Verfeinerung des Kupferstichverfahrens, die auch in unserm Jahrhundert nicht überboten worden ist, weil sie mit den dem Kupferstecher zu Gebote stehenden einfachen Mitteln schlechterdings nicht zu überbieten ist. Der Kultus der Virtuosität ist aber auch meist ein Anzeichen des Verfalls einer Kunstgattung, und viele — ich erinnere an die internationale Ausstellung der graphischen Künste in Wien (1884) — sehen daher mit pessimistischem Seitenblick auf die Leistungen unsers Jahrhunderts, das durch seine zahlreichen photomechanischen Vervielfältigungsverfahren dem Kupferstich eine gefährliche Konkurrenz geschaffen hat, die umso schwerer zu besiegen sein dürfte, als unsre Zeit auch im Kunstgenuß hastig und ohne Teilnahme für die ernste, mühevolle Arbeit des schaffenden Genius allein der augenblicklichen Wirkung den Preis zuerkennt. Vielleicht hilft die Berliner Ausstellung auch hier mit zu einer gerechtern Würdigung beitragen, und wie bei Künstlern schon oft eine geschichtliche Ausstellung Anregung zur Wiederaufnahme älterer technischer Verfahren geboten hat, so belebt sich vielleicht auch an ihr die Teilnahme des Publikums für solche Versuche.

Am Panamakanal

Ein musikalisches Capriccio

In einem schönen Februartage des Jahres 1910 landete ein junger deutscher Gelehrter, der mit dem deutschen Dampfer von Sidney über den Stillen Ozean gekommen war, im Hafen von Panama und mietete für sich, seinen Diener und sein Gepäck einige Maultiere nebst der entsprechenden Führerzahl. Er wollte quer über die Landenge nach dem Hafen von Aspinwall gehen und unterwegs so viel als möglich von den Riesenarbeiten am Panamakanal sehen, der in nächster Zeit

Digitized by Google

den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbinden sollte. Seitdem vor beinahe zwei Jahrzehnten die französische Aktiengesellschaft, die das Weltwerk zuerst in Angriff genommen hatte, schon zum drittenmale „verkracht" war, hatte ein großer nordamerikanischer Unternehmerkreis, der die Börsenkönige des jüngsten Menschenalters einschloß, das Riesenunternehmen weitergeführt, es nahte seiner Vollendung, und nur die Überwindung der Felsstrecke am Cerro Culebra sollte nach den Berichten noch ungeheure Schwierigkeiten verursachen. Drei-, viermal war die Arbeit auf dieser Strecke ins Stocken geraten, nicht aus Mangel an Kapital, sondern weil die lebendigen Arbeitskräfte versagten. Weder die Neger von den westindischen Inseln, noch die Kulis aus den übervölkerten Südprovinzen des himmlischen Reiches hatten die übermenschlichen Anstrengungen dieser Spreng- und Bohrarbeiten unter tropischer Sonne und im giftigen Hauch der umliegenden großen Sümpfe ausgehalten. Seit ein paar Jahren waren nun mehrere tausend deutsche Arbeiter besondrer Art in den Dienst der Kanalgesellschaft gestellt worden, von deren Leistungen Wunderdinge verlauteten. Der deutsche Reisende hätte, ganz abgesehen von seiner Teilnahme für den fast vollendeten Bau, schon um dieser Landsleute willen den Weg genommen, den er jetzt einschlug. Denn in hinterindischen und ozeanischen Zeitungen hatte er so verworrne, widerspruchsvolle Berichte über die „Kräfte" oder „Hände" gelesen, deren sich die amerikanische Kompagnie seit mehreren Jahren bediente, daß es ihn trieb, mit eignen Augen und Ohren eine Anschauung und Überzeugung zu gewinnen. Ohne längern Aufenthalt und nach mäßiger Erquickung trat er seine Forschungsreise landeinwärts an und hatte gerade genug mit aller Tropenmühsal, verzehrendem Sonnenbrand, unüberwindlichem Staub, Schwärmen von Moskitos und mit Ameisen, die jeden Ruhesitz bedrohten, zu kämpfen. Er war also darauf vorbereitet, seine Landsleute nicht gerade in beneidenswerter Lage vorzufinden.

Doch die Wirklichkeit, der er sich am dritten Tage gegenüber sah, übertraf seine schlimmsten Erwartungen. Je näher er der Lagerstadt am Cerro Culebra kam, die nach dem Bericht Pablos, des Maultiertreibers, gegen zwölftausend Arbeiter beherbergte, und je mehr er von den Arbeiten selbst zu sehen erhielt, umsomehr begriff er, daß es sich hier um eine harte, markverzehrende Arbeit handelte, und umsoweniger wunderte er sich, daß er, ehe er die Zelt- und Hüttenmassen längs des Kanalbetts erreichte, schon auf ein halbes Dutzend großer, öder Friedhöfe stieß, über die der Flugsand hinwehte und die von Kakteen und tropischem Gestrüpp überwuchert wurden. Desto lebhafter war sein Erstaunen, als er zwischen den Reihen der bleichen, schaufelnden, steinebrechenden, schuttführenden Arbeiter hineilte, daß er meist intelligenten Gesichtern begegnete, desto unbegreiflicher dünkte es ihn, daß gerade diese wenig kräftigen und zum Teil zierlichen Gestalten Hacke und Schaufel handhabten. Sein Staunen wuchs zu einer Art Betäubung, als er auf eine Reihe von phan-

Digitized by Google

tastischen Einzelheiten aufmerksam wurde. Das geringste war noch, daß die Signale zu den einzelnen Teilen der Arbeit mit Hörnern und Trompeten und zwar mit Motiven aus den neuesten großen musikalischen Tetralogien und Pentalogien gegeben wurden, und daß er aus der großen dramatischen Phantasie „Die erste und die letzte Welt," die in anglo-franco-germanischer Neusprache gedichtet und in Newyork komponirt war und die an je zehn Abenden in den großen Städten der Vereinigten Staaten von Nord- und Mittelamerika aufgeführt wurde, hier die ersten Töne zu hören bekam. Viel auffälliger und wunderlicher erschien es ihm schon, daß lange Reihen der Erdarbeiter sich bei ihrer harten Beschäftigung musikalisch unterhalten ließen. Auf je tausend Schritte stand zwischen vier hohen Pfählen mit einer Matte von Reisstroh gegen den Regen überdacht, ein zerdroschener Flügel oder eines jener ungeheuern Instrumente in kreisrunder Form, die man neuerdings in Europa erfunden hatte und an denen vier Spieler oder vielmehr Spielerinnen zugleich saßen. Denn obschon es überall die Arbeiterreihen entlang donnerte, dröhnte oder säuselte, obschon den großenteils verdorbnen und verstimmten Instrumenten das unglaublichste an schwierigen Musikstücken abgewonnen wurde, so waren es ausschließlich weibliche Hände, die die harte Arbeit der Männer mit musikalischer Unterhaltung begleiteten und würzten. Den funkelnden Blicken, den zusammengekniffnen oder herabhängenden Lippen der Hörer konnte übrigens unser junger Gelehrter leicht entnehmen, daß die arbeitenden Männer fast ausnahmslos nicht übel Lust hatten, die Klavierspielerinnen abzulösen und sämtlich zu übertrumpfen. Die Aufseher, rohe Yankees mit großen Stücken Kautabak in den Backentaschen, wußten durch warnende Zurufe und zorniges Ausspeien die Spiellustigen immer wieder bei der Schaufel zurückzuhalten. Ein einzigesmal bemerkte der Reisende, daß ein junger Mann allen warnenden Zurufen trotzte, seine Hacke dem Aufseher vor die Füße schleuderte, mit fliegenden Haaren und glühenden Augen an den Flügel stürzte und die blasse Pianistin verdrängend dasselbe wildbewegte Stück, das sie eben vorgetragen hatte, mit verdoppelter Kraft spielte. Dann rief er laut: „Der Tagelohn für heute und morgen ist hin, aber ihr habt doch die große Panamakanalphantasie von Ossip Tremolinski einmal ordentlich gehört." Dann raffte er, während der Aufseher zwei dicke rote Striche in seine Arbeiterliste eintrug, sein Werkzeug wieder auf. Die Klavierspielerin setzte sich mit einem müden und resignirten Lächeln wieder an den Flügel und begann ein neues Bravourstück. Übrigens sahen die Damen, denen die seltsame Unterhaltung zufiel, ohne Ausnahme ebenso vergrämt, verhungert und verkommen aus wie tausende der arbeitenden Männer. Je weiter der Reisende vordrang, umso seltsamer erschien ihm alles, umso übler ward ihm zu Mute, hier und da traf er zur Abwechslung statt des Klavierkonzerts ein Quartett von Streichinstrumenten an; hier waren es meist Männer, die spielten, aber durchgehends nur solche, denen man ansah, daß ihre

Digitized by Google

letzten Kräfte für die schwere Kanalarbeit nicht mehr ausreichten. Alles, was der junge Gelehrte erblickte und auf Befragen erfuhr, erschien ihm unheimlich und peinlich und erweckte die seltsamste Mischung von Widerwillen und Abscheu in seiner Seele. Ehe er die eigentliche Zeltstadt und in dieser eine Art Schenke erreichte, die Pablo als die beste empfahl, sagte er sich bereits, daß er zu den Höllenklüften (Malefolge) der Göttlichen Komödie eine neue schlimmere kennen gelernt habe. Die Danteschen Verse

Per mi si va nella città dolente,
Per mi si va tra la perduta gente

lagen beständig auf seinen Lippen.

So war es nur natürlich, daß er in der Bodega, kaum zu Sitz und Trunk gelangt, den Wirt, der sich sofort als einen Deutschen zu erkennen gab, mit hastigen Fragen bestürmte. Wer waren die Leute, die hier unter dem härtesten Zwang die schwerste Arbeit verrichteten, wie kam es, daß hier ausschließlich Musiker Hacke und Schaufel führten, was sollten die musikalischen Unterhaltungen unter der Tropensonne und angesichts so schwerer Mühen, wer lockte diese unglücklichen Landsleute hierher, und warum war es nötig, ihnen durch das Anhören meist anspruchsvoller und schwieriger Musik das Gefühl des Elends zu steigern? Warum sangen sie nicht lieber, anstatt dem Spiel auf verstimmten Klavieren oder dreisaitigen Geigen zu lauschen, und wie war der ganze tollhäuslerische Zustand hier zu erklären?

Der Wirt hörte die Fragen des Unerfahrnen mit überlegnem Lächeln an und sagte dann: „Ja, Herr, das ist alles sehr einfach! Der Kanal verschlingt Menschen, und in unserm alten Deutschland sorgen sie unermüdlich dafür, daß es nie an zehntausend Leuten gebricht, denen keine Zuflucht mehr bleibt als die Panamaaktienkompagnie, die Schaufel und das Maisbrot, das sie hier im Tagelohn verdienen. Vor zwanzig, fünfundzwanzig Jahren, als ich noch drüben im Reiche war, fing das Unheil schon an, daß in der deutschen Lieblingskunst, in der Musik, viele Tausende mehr ausgebildet wurden, als menschenmöglicherweise eine Versorgung in der Ausübung ihrer Kunst finden konnten. Die Konservatorien, Musikanstalten und Gesangsinstitute, Hoch-, Mittel- und Klippschulen, schossen wie Pilze nach dem Regen auf. Da mußten schon alljährlich hunderte und aber hunderte ins Ausland wandern, wo der deutsche Musiker, sobald er nur bescheidne Stellungen beanspruchte, noch immer willkommen war. Als musikalischer Lehrer und Orchesterspieler fanden sie von Rußland bis nach Südamerika Unterkommen. Aber sie trugen ihre gute Schule überall hin, die armen dummen Teufel! und überall bedurfte man ihrer von Jahr zu Jahr weniger. Derweile wendeten sich im alten Deutschland Tag für Tag immer mehr Menschen der Musik als Lebensberuf zu, und die Musikschulen vermehrten sich wie Kaninchen oder Mäuse. Nicht alle Welt war blind, Herr, man hörte

Digitized by Google

und las aus tausend Warnungen, und kluge Leute sagtens deutlich heraus, daß, je mehr Musiker in der Welt vorhanden wären, umso schärfer nach ihrem Talent gefragt werden müsse, und umgekehrt, daß je mehr Konservatorien und Musikschulen entstünden, deren Eigentümer und Lehrer von ihnen leben wollten, gut leben wollten, Herr, umsoweniger nach dem Talent der Schüler gefragt werden könne. Aber was die Spatzen von allen Dächern pfeifen, das hört eben keiner, und wenns tausendmal wahr ist. Sie müssens drüben immer toller und toller getrieben haben, so in den neunziger Jahren und bis zum neuen Jahrhundert muß ein wahres Fieber geherrscht haben. Ums Jahr 1900 las ich, daß es in Berlin allein zwölfhundertundachtzig Musikschulen gebe, und schon eine Meile im Umkreis in jedem Dorf eine und in jeder Stadt, die größer war als Pasewalk und Prenzlau, ein halbes Dutzend, und als der große Krieg von 1901 zu Ende war, da muß es immer schlimmer und schlimmer geworden sein. Die Leute wußten nun schon, daß, wenn einer unter tausenden von sogenannten Künstlern eine gute Existenz gewann, dies war wie das große Halbmillionenlos in der Braunschweiger oder Leipziger Lotterie. Doch wie jeder sein Viertel oder Achtel auch nur in der Hoffnung auf die halbe Million oder wenigstens die Hunderttausend spielt, so drängten sich die Schüler in die Konservatorien und Musikschulen. Sie verkümmerten zu Zehntausenden, sie verhungerten zu Tausenden, sie nahmen sich zu Hunderten das Leben, aber das waren die Enttäuschten, und die Zahl der hoffenden Anfänger wurde darum nicht kleiner, sondern täglicher größer. Da sie ein Deutscher sind, Herr, so müssen Sie doch etwas davon wissen."

„Etwas, nicht viel"! räumte der junge Gelehrte ein. „Das wußte ich, daß in Deutschland und in halb Europa infolge der wahnsinnigen Massenabrichtung für eine Kunst, zu der man etwas mehr als Lust und Ehrgeiz mitbringen muß, die Lage der Musiker sehr peinlich ist, daß selbst die bestbefähigten von denen zur Seite gedrückt werden, die großes Vermögen besitzen und die Laune haben, sich dieser Kunst hinzugeben. Ich habe auch viel gehört, daß diese schlimmen Verhältnisse den schlimmsten Einfluß auf die armen Musiker selbst gehabt haben. In keinem andern Berufe soll der Brotneid in seiner häßlichsten Gestalt so überwiegen, jeder haßt jeden, weil er in jedem einen Verkleinerer der schmalen Bissen von Auskommen und Erfolg erblickt, die ihm selbst in Aussicht stehen. Aber das erklärt mir nicht, was ich hier sehe. Wie kommen die tausende von deutschen Musikern hier herüber — wer ist auf den tollen Einfall gekommen, gerade diese unglücklichen Leute hier am Kanal arbeiten zu lassen"?

„Ja, Herr, das war so!" sagte der Wirt, der sich inzwischen vertraulich zu seinem Gast gesetzt hatte. „Als die große Panamakanalkompagnie in Newyork und Cincinnati schließlich keine Arbeiter mehr kriegte, als selbst die Langzöpfe nicht mehr heranwollten, weil die Leute hier hinstarben wie die Fliegen,

Digitized by Google

da schickten die Direktoren der Kompagnie Agenten nach dem übervölkerten Deutschland. Und die hatten denn bald weg, wo die ärmsten Teufel, die verzweifeltsten Existenzen in Masse zu finden seien! Die erboten sich, Leute zu Tausenden zu liefern, wenn man den Leuten nur gewisse Gewohnheiten lasse, ihnen bei der Arbeit Musik mache, sie in den Freistunden Musik treiben lasse, ihnen ihre Parteiungen, ihre Liebe und ihren Haß nicht störe. Sie verbürgten sich, daß diese deutschen Musiker nach allem Hunger und Elend, die sie ausgestanden hatten, wie Galeerensklaven arbeiten würden. Sie sagten voraus, daß nie wieder Mangel eintreten könne, auch wenn der Kanalbau die Menschenleben zu zehntausenden verschlinge. Denn der nächste Erfolg des Abflusses von einigen tausend unseligen Künstlerexistenzen werde in Deutschland die Gründung einiger hundert neuer Musikschulen sein, an denen man noch rücksichtsloser als bisher nie nach dem Talent, nie nach der möglichen Zukunft, nur nach der Zahlung des Honorars frage. Und so kams genau, Herr! Ehe der erste Transport hier verbraucht war und drüben bei Matachin lag, kam von Hamburg und Bremen schon ein zweiter — ich weiß nicht, wieviel ihm seitdem gefolgt sind —, ich halte meine Schenke erst seit drei Jahren, wo ich von Jamaika hier herüber kam. Nun, es ist ein guter Boden, die armen Landsleute lassen draufgehn, was sie verdienen, haben auch Recht, da es doch der Mühe nicht lohnt, etwas zu sparen. Aber so lange ich hier bin, sind sie schon ein paarmal abgelöst worden, über ein Jahr haltens nur wenige aus."

Der Reisende fühlte sich von dem Gesichtsausdruck seines abenteuernden Landsmannes peinlich berührt. „Herr, wie können Sie noch lächeln bei so namenlosem Elend so vieler tausende von unglücklichen Menschen? Ich möchte so schnell als möglich wieder abreisen, um solchen Jammer, in dem man doch nicht helfen kann, nicht weiter mit ansehen zu müssen. Aber daß ich drüben im alten Lande Lärm schlagen werde, darauf können Sie sich verlassen!"

„Wird Ihnen nichts helfen!" versetzte phlegmatisch der Bodegabesitzer. „Wenn Lärmschlagen das geringste ändern oder bessern könnte, hätte es schon vor Jahrzehnten geschehen müssen. Jetzt ists, wies ist! Ich bin nicht schlimmer als die andern, ich habe noch keinem sein Kännchen Alicante verweigert, auch wenn ers nicht mehr zahlen konnte. Und was wollen Sie? Die Leute sind auf ihre Art ganz glücklich. Sehen Sie das Völkchen nach Feierabend. Heute Abend finden im Lager sieben Konzerte statt — drei große Orchesterkonzerte, vier andre, alle gratis, es fehlt nie an Mitwirkenden. In drei Debattirvereinen wird gekämpft, von den vier musikalischen Zeitungen, die im Arbeiterlager gedruckt werden, erscheinen heute zwei. Es giebt hier vier Zeitungen, Herr, „Bach und Brahms," die kämpft für formstrenge Musik, zwei Wagnerblätter, „Siegfried" und „Tristan," in denen die beiden Zweige der Wagnerschule sich auf Leben und Tod befehden und lästern, endlich „Das musikalische Morgenrot," wo die Bewunderer aller Meister aus dem vorigen Jahrhundert von Beethoven

Digitized by Google

bis Wagner und Brahms als armselige Zöpfe allzumal verspottet werden. Mr. Everett von der „Ersten und letzten Welt," der große Pausler von Pausfelsheim in Wien und Ossip Tremolinski, das sind ihre Leute — und die junge Schule auf den Samoainseln und in der botokudischen Republik! — Sie sollten wirklich bleiben, Sie können Wunderbares erleben."

Aber der junge Gelehrte ließ sich vom Zureden des Wirtes und von allen Aussichten, die ihm eröffnet wurden, nicht halten. Er zahlte, er befahl Pablo, die Maultiere satteln zu lassen, was dieser, der sich im Vorüberreiten in eine der jüngsten deutschen Musikerinnen, die draußen am Kanal den Flügel mit der fünfreihigen Tastenpyramide vollends zerhieb, verliebt hatte, nur fluchend ins Werk setzte. Aber die kleine Karawane entrann dem Lager in der That und erreichte nach einigen Stunden den Flecken Matachin, wo der Kanal längst vollendet war. Vergeblich suchte sich hier der Reisende von all den Gespenstern des Elends, der Sorge, des Todes, die der Tag ihm vor Augen gebracht hatte, zu befreien. In seinen späten Schlummer hinein drängten verworrene Träume von den schaufelnden Musikern, die das Kanalbett und zugleich ihre eignen Massengrüfte gruben, er sah all die tausend hoffnungslosen und unglücklichen Gesichter, er hörte Orchestererdbeben und ferne Klaviergewitter, er träumte, daß es die zehntausendfünfhundert deutschen Musikschulen, die zu solchem Unheil und Jammer abrichteten, herostratisch in Brand stecke und selbst in den Flammen umkomme.

Bis zu seinem Erwachen wollen wir uns mit der Gewißheit trösten, daß wir noch 1889 und noch nicht 1910 schreiben.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Parlamentsstatistik. Welche Parteien sich während der letzten Sitzungsperiode des deutschen Reichstages am meisten um das Vaterland verdient gemacht haben, das läßt sich jetzt in Ziffern nachweisen. Daß es die Freisinnigen und die Sozialdemokraten sind, wird niemand überraschen. Im Reden haben die erstern alle übrigen weit hinter sich gelassen: Herr Rickert nahm allein 121 mal das Wort, 28 mal öfter als der Nächste, der konservative Abgeordnete von Manteuffel. Und dabei kommt noch in Betracht, daß dieser als Berichterstatter über das Altersversicherungsgesetz, also gewissermaßen in amtlicher Eigenschaft, thätig war, der Freisinnige hingegen freiwillig Dienste that. Außerdem waren auch die Herren Schrader, Richter, Baumbach sehr fleißig. Von der sozialdemokratischen Partei brachte es ihr hervor-

Digitized by Google

ragender Staatsmann Singer allerdings nur auf 53 mal. Dafür darf sie geltend machen, daß von den zehn Ordnungsrufen sieben von ihr erbeutet wurden. Welcher Stolz muß die Brust der Wähler schwellen, deren Vertreter solche Trophäen heimbringen! Übrigens ist die parlamentarische Statistik noch lückenhaft, die so wichtigen Zwischenrufe sind nicht registrirt, durch die das Übergewicht der äußersten Parteien noch bedeutend erhöht werden würde. Wenn wirklich, wie einer von den unverbesserlichen Gegnern des Parlamentarismus behauptet hat, das Reden mitunter, wie von gewissen ältern Herren das Tanzen, als diätetisches Mittel gebraucht werden sollte, als eine gelindere Karlsbader Kur, so würden solche Redner noch besonders dafür zu beloben sein, daß sie bedacht sind, sich bei frischer Kraft und guter Stimmung zu erhalten. Natürlich will diese wie jede Kur mit Vorsicht, angemessen der Konstitution und dem Temperament, gebraucht werden. Das sollte namentlich der Redner beherzigen, dessen Name schon einmal zu der gewagten Wortbildung „verrickert" anstatt verbittert gemißbraucht worden ist. Er regt sich augenscheinlich leicht auf, nimmt die Sache zu ernst und könnte sich doch an seinen Freunden für Hagen und Meppen ein Beispiel nehmen. Die Reichstagsstatistik hat auch die Frage einer Redesteuer neuerdings in Erinnerung gebracht, allein wir halten sie noch nicht für reif. Ohne Zweifel müssen, wenn einmal Luxussteuern angenommen werden, teure Reden ebenso wie teure Zigarren in Betracht kommen, aber da es sich nicht ausschließlich um die Länge handeln kann, sondern auch um die Häufigkeit, so hat es seine große Schwierigkeit, das steuerfreie Bedarfsmaximum festzustellen. Vielleicht benutzen gewiegte Parlamentarier die jetzigen Ferien, um ein System auszuarbeiten, bei dem die Rede des armen Mannes nicht mitgetroffen würde.

Zum Feuerversicherungswesen. Aus den Städten, namentlich aus den größern Städten Sachsens sind Klagen darüber laut geworden, daß der Erhebung der Beiträge für die Landesimmobiliar-Brandversicherungsanstalt insofern eine Ungerechtigkeit innewohne, als die Gebäudebesitzer der Städte die Schäden des platten Landes teilweise mitzutragen hätten. Wir wollen hier nicht die größere oder geringere Berechtigung solcher Beschwerden erörtern. Es genügt uns, darauf hinzuweisen, daß die von der Landesanstalt den Gemeinden gewährten regelmäßigen Beiträge zu den Ortsfeuerlöschkassen seit 1888 eine gesetzlich geregelte Erhöhung erfahren haben, die als ein Zugeständnis an die Städte im Sinne jener Beschwerden betrachtet werden kann. Für uns handelt es sich um die Untersuchung der Frage über die Billigkeit der Belastung von Versicherungsunternehmungen mit Beiträgen zu den Ortsfeuerlöscheinrichtungen überhaupt.

An dem Vorhandensein zweckmäßiger Feuerlöscheinrichtungen haben alle Besitzenden ein gemeinsames Interesse. Ob das Interesse der Besitzer von Immobilien das der Besitzer von Mobilien dabei überwiegt, kann unerörtert bleiben. Für die Einrichtung, die Gebäudebesitzer bei der Versicherung mit einer anteiligen Abgabe zu den Feuerlöscheinrichtungen zu besteuern, mag vielleicht der Umstand mitbestimmend gewesen sein, daß die Immobiliarversicherung in Sachsen auf Zwang beruht, also unversicherte Immobilien eigentlich nicht vorhanden sind, und daß die Versicherung in den Händen des Staates ruht. Der letztere Umstand ist darum für den vorliegenden Fall besonders bedeutungsvoll, weil er die Ausführung der Einrichtung in hervorragender Weise vereinfacht. In der Regel sind es dieselben Organe, die einerseits die Versicherungsbeiträge erheben, anderseits die Beiträge zu den Feuerlöscheinrichtungen empfangen; die letztern Beiträge brauchen also nur von den erstern abgezogen oder zurückbehalten zu werden.

Digitized by Google

Daß aber die hervorgehobenen Verhältnisse ausreichten, die Belastung der Gebäudeversicherung mit einer Abgabe für die Feuerlöscheinrichtungen zu begründen, will uns nicht einleuchten. Wir meinen, daß die Versicherungsanstalt nicht die rechte Stelle für die Sammlung von Beiträgen für die Feuerlöscheinrichtungen sei.

Gleich wie die Gebäudeversicherung, hat auch die Mobiliarversicherung durch Landesgesetz die Verpflichtung, Prozente von der Prämie als Beitrag zu den Feuerlöscheinrichtungen zu entrichten. Die Höhe der Beträge wie deren Empfänger sind hier wie dort dieselben. Aber die sonstigen Umstände, die für die Zweckmäßigkeit und Billigkeit der Einrichtung in Betracht kommen könnten, liegen bei der Mobiliarversicherung ungleich ungünstiger als bei der Gebäudeversicherung.

Auf dem Gebiete der Mobiliarversicherung giebt es keinen Zwang, ebensowenig ist hier ein einheitliches Versicherungsunternehmen vorhanden. Um die Versicherung bewerben sich in Sachsen mehr als dreißig Mobiliarfeuerversicherungsgesellschaften mit einem Heer von Agenten für die Versicherungsvermittlung. Gesetzlich gehört die alljährlich wiederkehrende Abführung der Beiträge zu den Ortsfeuerlöschkassen zu den Aufgaben der Agenten. Zu diesem Zwecke sind sogenannte Individualverzeichnisse anzufertigen und den betreffenden Gemeindeorganen jährlich unter Beifügung des Beitrages einzureichen. Es leuchtet ein, daß auf diese Weise mit der Einrichtung ein außerordentlich weitschichtiges Verfahren geschaffen worden ist, dessen Handhabung natürlich höchst kostspielig ist. Wir hören, daß bei einzelnen Gesellschaften in jährlich sich wiederholenden tausend und mehr Abführungsfällen für die Beiträge zu den Ortsfeuerlöschkassen ein Kostenaufwand von 70 bis 90 Prozent der Beitragshöhe entsteht! Um diesen ganzen Aufwand verteuert sich die Versicherungsgelegenheit für die Versichernden. Zwar ist den Versicherungsgesellschaften gesetzlich untersagt, die Beiträge für die Feuerlöschklasse von den Versichernden zu erheben, aber dieses Verbot übersieht, daß die auf Gegenseitigkeit beruhenden Gesellschaften andre Fonds als die Leistungen ihrer Mitglieder — das sind die Versichernden — gar nicht besitzen, und daß auch bei den Aktiengesellschaften die Auflage doch nur die Wirkung haben kann, dem bei den Versichernden hervortretenden Verlangen nach billiger Versicherungsgelegenheit als Gegengewicht für die Gesellschaften zu dienen.

Anderseits ist nicht einzusehen, warum die Auflage bei der Mobiliarversicherung aus andern Quellen fließen soll als bei der Gebäudeversicherung. Die letztere hat als staatliche Veranstaltung in Sachsen doch auch keine andern Einnahmen als die Leistungen der Mitglieder, der Gebäudebesitzer.

Hinsichtlich der Mobiliarversicherung fordert die besprochene Auflage noch zu einer andern Betrachtung heraus. Man kennt in Fachkreisen die Schwierigkeiten, die der Verallgemeinerung des Schutzes gegen Feuerschaden in weiten Kreisen infolge der immer noch vorhandnen Gleichgiltigkeit im Wege stehn. Das Bedürfnis nach Versicherung gegen Feuerschaden ist keineswegs überall als wirtschaftliche Notwendigkeit erkannt. Im Gegenteil trifft man in allen Schichten der Bevölkerung Leute genug, die gegen die Wohlthat dieser wirtschaftlichen Einrichtung gleichgiltig sind. Nicht nur gewöhnliche oder verschwenderisch eingerichtete bürgerliche Hausstände, sondern auch klein- und großgewerbliche Betriebe aller Art sind vielfach gegen Feuerschaden nicht versichert, obgleich es an Anregung der werbenden Gesellschaften wahrlich nicht fehlt. Es wäre höchst dankenswert, wenn in dieser Richtung einmal von den Behörden Erhebungen vorgenommen würden, um festzustellen, was gegen Feuerschaden noch alles unversichert ist. Gerade in Sachsen haben die Behörden durch die geführten Versicherungsregister dazu die besten Unterlagen.

Digitized by Google

Niemand wird bestreiten, daß der Unversicherte ein größeres Interesse an dem Vorhandensein tüchtiger Feuerlöscheinrichtungen besitzt als der Versicherte. Deshalb ist es aber unzweifelhaft nicht recht, dem Sorgsamen, der die wirtschaftliche Ausgabe für die Feuerversicherung nicht scheut, diese Fürsorge durch die Beiträge für die Löscheinrichtungen zu verteuern, während der minder Vorsichtige davon befreit bleibt. Gerade der Unversicherte sollte durch besondre Abgaben für die Feuerlöscheinrichtungen besteuert werden, weil er sich auf deren Wohlthat verläßt. Das gegenwärtig bestehende umgekehrte Verhältnis unterstützt gewissermaßen die Leichtfertigkeit oder Gleichgiltigkeit, die in einem Teile des Publikums gegen die Feuerversicherung noch immer besteht.

Aus solchen Erwägungen vermögen wir uns nicht mit dem Gedanken zu befreunden, daß in der Heranziehung der Mobiliarfeuerversicherung zu Beiträgen für die Feuerlöscheinrichtungen ein wirtschaftlich richtiger Grundsatz zur Ausführung gelange. Bei der in Aussicht genommenen einheitlichen Regelung der Versicherungsgesetze im Reich erfährt hoffentlich auch der hier besprochene Gegenstand eine erneute Prüfung und eine allseitig befriedigende Beurteilung. —ss

Des alten Dorfes Ende. In dem unter diesem Titel in Nr. 23 der Grenzboten abgedruckten Aufsatze heißt es Seite 451: „Nur das Dorf ist von der Verkoppelung unberührt geblieben; anders in Dänemark, wo die Regierung den Ausbau der Bauern befördert, ja sogar . . . vorgeschrieben hat, so . . . daß ein Teil der Bauern oder alle ihre Höfe im Dorfe aufgegeben und sich in der Mitte ihres neuen Grundes niedergelassen haben."

Hierzu erlaube ich mir die Bemerkung, daß ein Gleiches in meiner Heimat Ostpreußen fast durchweg geschehen ist, und wahrscheinlich auch in vielen andern Teilen des nordöstlichen Deutschlands. Hier im Westen, namentlich im Bergischen, ist es ebenso, wohl schon von Alters her.

Elberfeld Viktor Kiy

Litteratur

Fürst Bismarck-Gedenkbuch von D. Horst Kohl. Zweite Auflage. Chemnitz, Bülz, 1889

Der Verfasser hat fleißig Bücher und Zeitungen durchgelesen und daraus zunächst eine Tabelle zusammengestellt, die kurze Nachrichten über die wichtigeren Ereignisse des privaten und politischen Lebens des Reichskanzlers giebt. Wir erfahren hier u. a. die Namen seiner zwölf Taufpaten und seine Wohnungen in Berlin, als er Gymnasiast war. Dann folgen als Beilagen verschiedne fürstliche Schreiben an den Fürsten, ein Verzeichnis seiner Orden und Titel, die Texte seiner Doktordiplome und Ehrenbürgerbriefe, ein Überblick über die von ihm existirenden Bildnisse und plastischen Darstellungen, ein Verzeichnis der Schriften über ihn, und daran schließt sich als zweiter Teil eine Anzahl denkwürdiger Äußerungen, die er

Digitized by Google

zu verschiednen Zeiten gethan hat. Man sieht, es ist eine Art Sammelsurium und Raritätenkabinet ohne viel System, wie der Zufall es fügte, zusammengestellt, aber es hat eine gewisse Vollständigkeit und scheint im allgemeinen auch zuverlässig. Für uns war übrigens nichts neues darunter mit Ausnahme des Briefes, den Bismarck an seinem siebzigsten Geburtstage von Viktor Hugo erhalten haben soll, und den wir als Beispiel tollen Größenwahns in Übersetzung folgen lassen. Er lautet: „Der Riese grüßt den Riesen, der Feind grüßt den Feind, der Freund sendet dem Freunde seinen Gruß. Ich hasse dich ingrimmig (cruellement); denn du hast Frankreich erniedrigt. Ich liebe dich; denn ich bin größer als du. Du hast dich in Schweigen gehüllt, als das achtzigste Jahr vom Glockenturme meines Ruhmes eingeläutet wurde, ich meinerseits rede, wo die gestohlene Pendeluhr auf deinem Schreibtische sich weigert, dir die Nachricht des siebzigsten Jahres zu verkünden. Ich 80, du 70, ich 8, du 7, die ganze Menschheit in Gestalt der Null hinter uns. Wären wir beide in einem Menschen vereinigt, so würde die Weltgeschichte zu Ende sein. Du der Leib, ich der Geist, du die Wolke, ich der Blitz, du die Macht, ich der Ruhm. Wer ist der größere von beiden, der Sieger oder der Besiegte? Weder der eine noch der andre. Der Dichter ist der größere; denn er besiegt beide. Die großen Männer sind niemals etwas andres, als wozu die Dichter sie machen, sie scheinen nur das zu sein, was sie wirklich sind. Aber du, du bist groß; denn du kennst die Furcht nicht. Darum geschiehts, daß ich, der Dichter, dir die Hand hinstrecke, dir, dem großen Manne. Frankreich zittert, Deutschland zittert, Europa zittert, die ganze Welt zittert. Und wir beide allein sind groß. Gieb ein Zeichen mit dem Haupte, ich werde auch eins damit geben, und die große Vereinigung der Völker, der ewige Friede wird vollendete Thatsache sein." Woher der Sammler dieser Sachen den Brief hat? Ob er echt ist? Wir wissens nicht und wußten überhaupt bisher nicht, daß etwas der Art vorhanden war. Es wäre gut, wenn der Herausgeber gesagt hätte, aus welcher Quelle er das Ding geschöpft hat, was beiläufig auch bei andern seiner Mitteilungen wünschenswert wäre.

Verhandlungen der am 28. und 29. September 1888 in Frankfurt a. M. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik. Auf Grund der stenographischen Niederschrift herausgegeben vom ständigen Ausschuß. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889

Diese Verhandlungen hatten zunächst den Wucher auf dem Lande, die Mittel, ihm abzuhelfen, und namentlich eins der hauptsächlichen Mittel, die Organisation des bäuerlichen Kredits, zum Gegenstande, beschäftigten sich dann mit dem Einflusse des Kleinhandels auf die Preise der Waren und mit den Mitteln, einer ungesunden Preisbildung vorzubeugen oder abzuhelfen. Wir empfehlen diese Berichte allen, die sich für wirtschaftliche Politik interessiren, als lehrreiche Darstellungen der erwähnten Übelstände, verbunden mit Vorschlägen, die, wenn sie auch keine vollständige Beseitigung derselben hoffen lassen, immerhin vielerlei bessern können, und wir wünschen dem Verein aufrichtig bestes Gedeihen und Beachtung seines Strebens beim großen Publikum. Die Verhandlungen desselben haben die Vorzüge bewahrt, die sie früher auszeichneten. Sie sind frei von Partei- und Interessenpolitik, wir hören hier Männer aller politischen Farben, auch solcher, die sich nicht gerade der Gunst der öffentlichen Meinung erfreuen, ihre Überzeugung aussprechen, und wir bemerken, daß es in den Generalversammlungen der Gesellschaft nicht Gebrauch ist, für den eignen Geldsack oder das Geldinteresse der Erwerbs- und der Standesgenossen zu reden. Es wird vielmehr ganz unbefangen und überall mit der wissenschaftlichen Objektivität verhandelt, die unumgänglich notwendig ist, wo es gilt,

Digitized by Google

einen Thatbestand durch schwierige Untersuchungen zu ermitteln. Aber wenn man unbefangen zu Werke geht, so doch nicht gleichgiltig und ohne Gefühl wie etwa bei Vivisektionen und andern naturwissenschaftlichen Untersuchungen. Vielmehr thut es wohl, bei verschiednen Stellen der mitgeteilten Reden der Teilnahme an der Lage der wirtschaftlich schwachen Klassen zu begegnen, die man nach Kräften zu bessern für seine Pflicht und Aufgabe hält.

Die Fremdwörter der deutschen Sprache, ihre Erklärung, Verdeutschung und Aussprache, ihre Abstammung, ihre durchgängige Wiedergabe im Französischen, ihre Einteilung nach Wortarten, nach einfachen und zusammengesetzten, nach gebräuchlichen und wenig oder ungebräuchlichen Wörtern, ihre zeitgemäße Schreibweise von Richard Foertsch. Größere Ausgabe. Braunschweig, Schwetschke & Sohn, 1889

Man lasse sich durch den schwerfälligen Titel des vorliegenden Werkes nicht abschrecken, denn bei genauem Zusehen findet man in dem Buche die nach wohlüberlegtem Plane und mit großem Geschick durchgeführte Verwirklichung eines eigenartigen Gedankens. Mit einem Fremdwörterbuche gewöhnlichen Schlages hat es gemein die Angaben über Aussprache und Betonung, über zeitgemäße Schreibung und angemessene Verdeutschung, über Herkunft und Verwandtschaft sowie die begrifflichen Erläuterungen; der Unterschied aber zwischen ihnen und dem vorliegenden Buche besteht nicht bloß darin, daß die Wörter nach grammatischen und bestimmten sachlichen Gesichtspunkten nicht in alphabetischer Ordnung aufgeführt werden, sondern ganz besonders in der hierdurch ermöglichten geistigen Art der Betrachtung dieses anscheinend bunten Durcheinander. Indem wir durch die reiflich erwogene Verteilung der Wörter und die geschickte Verwertung der mannigfaltigen Lettern leicht und deutlich über die Verbreitung dieser oder jener fremdartigen Wortbildung, den Bedeutungsunterschied zwischen Fremdwort und Urwort u. s. w. unterrichtet werden, lernen wir die Fremdwörter erst recht verstehen. Der Benutzer dieses Buches wird von selbst zu höchst lehrreichen Betrachtungen kulturgeschichtlicher Art angeregt, wie sie unsers Wissens zuerst Hildebrand (Vom deutschen Sprachunterricht) in seiner geistreichen und tief eindringenden Weise, indem er die Fremdwörter als wertvollen Bildungsstoff in den Dienst der höhern Schule zieht, dem Lehrer empfohlen hat. Einem unmittelbar praktischen Schulzweck aber auch will das Buch dienen, insofern jedem Fremdwort (dieser erste Teil befaßt sich nur mit den aus dem Französischen stammenden oder französisch gebildeten Fremdwörtern) eine gute französische Übersetzung beigefügt ist, sodaß das Buch Schülern — für dieser Zweck besteht auch ein billiger Auszug — als eine Art Antibarbarus nützen kann. Eine interessante Zugabe bilden die Anhänge, in denen einerseits solche Fremdwörter zusammengestellt werden, die wir dem Französischen entlehnt haben, deren Wurzel aber in einer der germanischen Sprachen, im Deutschen, Englischen, Holländischen u. a. zu suchen ist, anderseits eine Auswahl französischer Wörter geboten wird, die germanischen (deutschen, englischen) Ursprungs sind und größere oder geringere Umwandlung erlitten haben. Angesichts dieser Arbeit entsteht der Wunsch, endlich doch ein Fremdwörterbuch zu besitzen, das die äußere und innere Geschichte, d. h. Alter, Schicksale, Kulturzusammenhänge dieser Eindringlinge behandelte und ins rechte Licht stellte. Zu was für interessanten Aufschlüssen über die Geschichte unsers Geisteslebens ein solches Werk führen würde, zeigt uns die Behandlung, die einzelnen Fremdwörtern, wie Kritik, Genie und andern im Grimmschen Wörterbuch zu teil geworden ist. Für eine zweite Auflage empfehlen wir eine Nummerirung der einzelnen Wörter innerhalb der einzelnen Abteilungen. Die sprachgeschichtliche Einteilung kann in der vorliegenden Gestalt nicht befriedigen, sie ist hie und da etwas dilettantenhaft.

Digitized by Google

Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild von L. A. Frankl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag

Im Vorworte spricht der Verfasser die schon oft vernommene Klage aus, daß noch eine Geschichte der bildenden Kunst in Österreich fehle, und daß in der allgemeinen deutschen Kunstgeschichte die österreichischen Künstler mit Ausnahme einzelner meist nur flüchtig gezeichnet, manche gänzlich übergangen seien. Er setzt aber gleich hinzu, daß daran nicht Geringschätzung, sondern der Mangel gründlicher Vorarbeiten die Schuld trage. Es ist erfreulich, dies von einem so guten Österreicher wie Frankl anerkannt zu sehen, da neuestens der Lokalpatriotismus nicht mehr damit zufrieden ist, daß Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert zum teuersten Besitz der Deutschen gerechnet werden, die Wiener Walzerkönige, die Märchen- und Possendichter ihre Triumphzüge durch ganz Deutschland gehalten haben, die Wiener Freiheitssänger „draußen" mindestens ebenso überschätzt worden sind wie daheim, daß ein Norddeutscher, Laube, anerkanntermaßen das meiste gethan hat, um Grillparzer zur verdienten Würdigung zu verhelfen, daß der Wiener bildenden Kunst überall die höchsten Ehren erwiesen werden, daß das deutsche Zeitungswesen mehr als wünschenswert von dem österreichischen angenommen hat. Wenn nicht allem, was in Österreich gewachsen ist, unbedingte Bewunderung gezollt wird, so hört man von einer in Deutschland bestehenden Verschwörung gegen alles Österreichische, die sich auch schon im Lande selbst verbreite und die Einführung eines Prohibitivsystems gegen alles Deutsche notwendig mache.

Frankl stammt allerdings noch aus einer Zeit, die es im Gegenteil bitter empfand, daß Österreich vor der Berührung mit deutschem Wesen sorgfältig bewahrt wurde. Und der Künstler, den er schildert, gehört vollends in jenes lustige, sorglose, von politischen Gedanken und Sorgen freie Wien, das in unsrer Väter Tagen jedermann bezauberte. Denn obwohl Amerling erst 1887, fast 84 Jahre alt, gestorben ist und in mancher Beziehung mit der Zeit fortgegangen zu sein scheint, steht er mit seiner Kunst durchaus in einer Periode, die bereits der Geschichte angehört. C. v. Lützow, dem Frankl die Charakteristik Amerlings als Künstler überlassen, und der die Aufgabe mit Sachkunde und Liebe durchgeführt hat, hebt treffend hervor, daß Lawrence, der Kongreßmaler, auf den ihm geistesverwandten jungen Österreicher den größten und nachhaltigsten Einfluß gehabt hat. Neben Sicherheit im Treffen und ungewöhnlicher Handfertigkeit machten Amerling zum gesuchtesten Bildnismaler des „vormärzlichen" Wien vornehmlich seine Neigung zu idealisiren und sein Schwelgen in der Farbe. Die Porträtirten gefielen sich selbst auf den Bildern, während andre wohl die schärfere Charakteristik vermißten. In seinen Idealgestalten und dem, was sich sonst der Geschichtsmalerei nähert, konnte er jenem Hange mit voller Freiheit nachgehen, und es ist begreiflich, daß seine Werke die heutige Welt schon ziemlich fremdartig anmuten.

Übrigens hat sich Amerling seinen Weg selbständig gesucht und daher auch eine kräftige Abneigung gegen das Züchten von Künstlern an Akademien bewahrt. Sein Biograph erwähnt, er sei zur Unterstützung „junger Talente" nicht zu haben gewesen, und teilt seine Antwort auf eine Einladung der Wiener Akademie der Künste zur Teilnahme an einer Beratung über deren Reform mit. Der Ausspruch, dem sich wahrscheinlich sehr viele Künstler anschließen würden, wenn sie offen mit der Sprache herausrücken wollten, verdient weiter verbreitet zu werden: „Vorzeit und Mittelalter brachten im Gebiete der Kunst, ehe öffentliche Lehranstalten waren, Höchstes und Schönstes in der Kunst hervor, die Zeit der Akademien nur das Mittelmäßige. Also: keine Akademie mehr! Mit dieser gewonnenen Ansicht kann

Digitized by Google

ich mich bei einer Besprechung über Erweiterung derselben, Vermehrung oder Erleichterung der Studien u. s. w., welche nur in der gesättigten, einzig den materiellen Interessen nachjagenden Gegenwart Vervielfältigung und daher mehr Verfall für Kunst und Künstler hervorbringen, in keiner Weise beteiligen."

Sein Talent hatte sich früh geregt, aber die ärmlichen Verhältnisse ließen nicht an die herkömmliche Ausbildung denken. Nachdem der Knabe kurze Zeit die Zeichenschule der Akademie besucht hatte, wurde er Lehrling eines Zimmermalers, dem er jedoch bald entlief, um durch Illuminiren von Bilderbogen und dergleichen seinen Unterhalt zu gewinnen. 1823, als Zwanzigjähriger, fand er Zuflucht bei einem Oheim in Prag, besuchte die dortige Akademie und erregte als Porträtmaler und Kolorist so große Aufmerksamkeit, daß man glaubte ihm raten zu müssen, Lawrences Schüler zu werden. Ohne alle Sprachkenntnisse, mit sehr bescheidnen Mitteln ausgerüstet, machte er sich wirklich auf die Wanderschaft nach London. Von dieser Zeit an liegen zum Teil sehr originelle Tagebuchnotizen vor. Bei den Städten, die er damals und auf der Rückreise kennen lernte, merkt er insbesondre an, ob sie ihm „reinlich" vorkamen oder nicht; letzteres war bei Magdeburg, Paris, Straßburg der Fall, die Franzosen sind arm und roh, das Straßburger Münster kommt nicht gut weg, auch München spricht ihn wenig an, „erstens durch das altdeutsche Streben und dann durch das meistenteils damit verbundne Burschenleben. Malen ist ihnen meist unbekannt." In London hatte er sich die Gunst des österreichischen Botschafters Fürsten Esterhazy erworben, durfte die ganze Familie malen, erhielt „per Stuck 40 fl." und außerdem die Vergünstigung, jeden zweiten Tag am Bediententische zu speisen.

1828 nach Wien zurückgekehrt, erhielt er für das in siebzehn Tagen gemalte Bild „Dido auf dem Scheiterhaufen," wozu ihm Therese Elßler, Fannis Schwester und nachmals Gemahlin des Prinzen Adalbert von Preußen, Modell gestanden hatte, einen Preis, und von da an ging es aufwärts mit dem Künstler, der noch immer mit der Not gekämpft hatte. Er mußte dieselbe Tänzerin als Madonna für einen Verehrer malen, eine andre Theaterschönheit folgte, und, wie Frankl sich ausdrückt, „allmählich bekannt geworden, fingen häufige Bestellungen an ihm zuzufliegen." Im Sommer 1831 reiste er zum erstenmale nach Italien, wurde jedoch schon Anfang des nächsten Jahres von Rom zurückgerufen, um den Kaiser Franz zu malen. Von den Sitzungen in der Burg wird mancherlei Charakteristisches und Ergötzliches berichtet; bezeichnend für den Maler ist u. a., daß er, als die Kaiserin bemerkte, das Bild werde gut werden, ruhig antwortete: „Es ist schon gut," was die Majestäten mit Lachen aufnahmen. Den Kaiser hat er dann noch wiederholt gemalt, und in der Folge erscheinen in dem sorgfältig geführten und mit den Preisen versehenen Verzeichnis seiner Arbeiten vorwiegend vornehme Namen. Aber imponiren ließ er sich bei all seiner Loyalität und seiner streng konservativen Gesinnung von niemand. Als der Fürst Metternich ihm zumutete, sein Bild nach irgend einer Lithographie zu malen, kam er einfach nicht wieder, und den Fürsten Windischgrätz nötigte er, auf einem Bierfaß zu reiten, damit auf dessen Reiterporträt der Schenkelschluß natürlich ausfalle. Der Künstler war eine Berühmtheit geworden, sammelte Vermögen, machte viele Reisen, und trat, nachdem er zwei Frauen durch den Tod verloren, von einer dritten sich nach wenigen Monaten getrennt hatte, noch 1881 zum viertenmale vor den Traualtar.

Soweit die Lebensbeschreibung den Aufzeichnungen oder Erzählungen Amerlings folgt, ist sie größtenteils sehr anziehend; wo der Verfasser seinen eignen Erinnerungen folgt, wird er zu redselig und bringt tausend Dinge, eigne Gedichte,

Digitized by Google

Aufzählung von Personen, die an Festlichkeiten teilgenommen oder des Künstlers Sarg mit Kränzen geschmückt haben, Adressen und dergleichen mehr zum Abdruck, wodurch sein Buch mindestens um die Hälfte zu dick geworden ist. Von dem Stil, einem merkwürdigen Gemisch aus Unbeholfenheit, Nachlässigkeit und Gesuchtheit, haben wir bereits eine Probe gegeben. Relativ- und Partizipialkonstruktionen, die etwas ganz andres ausdrücken, als was gesagt werden soll, könnten zu Dutzenden aufgezählt werden. Der vornehmen und reichen Gesellschaft wird eine „geistig bürgerliche“ gegenübergestellt; „es innewohnte ihm u. s. w.,“ er hatte eine „klaviervirtuose“ Schwägerin, erhielt eine „großmütige Summe“ u. s. w. Unangenehmer noch ist die Verwirrung in den Zeitangaben. Am 11. Januar 1823 trat Amerling in eine Steindruckerei ein und „gab diese viele Monate dauernde Dienstleistung schon im März desselben Jahres auf.“ In demselben Jahre verließ er Wien und kehrte 1828 „nach einer vierjährigen Abwesenheit“ zurück. 1827 im August kam er nach London und verließ es im März 1828 „nach elfmonatlichem Aufenthalt.“ Auch läßt sich vermuten, daß Amerlings Tagebücher noch allerlei kulturgeschichtlich interessante Notizen enthalten mögen, die nicht benutzt worden sind. Daß er sein Atelier in London mit 5 Schillingen wöchentlich bezahlte, erfahren wir nur dadurch, daß Frankl die Bemerkung 5s. a week augenscheinlich für einen Teil der Wohnungsadresse gehalten hat.

Amerling war auch Musikfreund. Als in einer Gesellschaft etwas von Wagner gespielt wurde, sprang er mit den Worten auf: „Das halt i nit aus! Außi will i. Der Wagner soll lieber Räder zimmern, die knarren noch besser als seine Musi.“

Ein Selbstbildnis des Malers und eine Ansicht seines Hauses in der Wiener Vorstadt Gumpendorf zieren das Buch.

Coeur-As. Geschichte einer Leidenschaft von Karl Niemann. Jena, Costenoble, 1888

Im allgemeinen erhebt sich zwar dieser Roman über die landläufigen Schöpfungen für die Leibibliothek; aber es will uns scheinen, daß der Vorwurf gerade nur für eine Novelle ausgereicht hätte, und daß die breite Darstellung nicht zum Vorteil für die Erzählung gewählt worden ist. Ein Mensch, wie Niemanns Held Fritz Roth kann uns doch nicht so lange interessiren, während er für eine gedrängte psychologische Charakteristik ausgereicht hätte. Fritz Roth ist nämlich einer jener Köpfe, die mit einer mächtigen Willenskraft, aber nicht mit einem gleich starken Geiste begabt sind. Fritz kann immer nur einen Gedanken auf einmal fassen. Seine Fähigkeit zu reflektiren ist gering. Schon in der Schule zeigte sich dies, wo er gar nichts rechtes lernen konnte, hingegen für alle praktischen Thätigkeiten, wie z. B. fürs Turnen, eine angeborne Geschicklichkeit besaß. Als er dann einen Beruf wählen mußte, ein halberwachsener Jüngling, wurde er Handlungslehrling, wo er nicht zu schreiben und zu rechnen, sondern flink mit den Händen zu arbeiten hatte. Er ist gut geartet, ein strenger Pflichterfüller, zu Hause aber immer grob, je nach der Laune, die ihn stets ganz einnimmt. Bei seiner geringen Intelligenz ist aber sein Wille nicht zäh, er kann sich nicht, ohne irre zu werden, einem bestimmten Zweck ein- für allemal widmen, sondern ist leicht zu beeinflussen, ist eitel auf seine körperliche Schönheit und Kraft und im Grunde lenksam wie ein Stier, wenn man nur seine Leidenschaft anzufachen weiß. Er hat auch etwas vom Stier im Gesicht, das bei Zornesauffallung sich senkt und den Blick von unten in die Höhe richtet. Er hat sehr wenig Menschen eigentlich lieb, nur die, die seinem Selbstgefühl schmeicheln, und seine Jugendfreundin, die schöne Marie, ein Mädchen aus sehr guter bürgerlicher Familie. Fritz ist schon sehr früh eifersüchtig auf Marie,

Digitized by Google

da ihr ein Vetter aus der Kadettenschule, Hugo, zu gleicher Zeit den Hof macht. Dieser Hugo ist ein ausgezeichneter Schütze; Fritz bestrebt sich, ihm darin gleichzukommen. In dieser ursprünglich nur aus knabenhafter Eifersucht betriebenen Schießkunst bringt es Fritz, der Handlungskommis, schließlich zur allgemein bewunderten Geschicklichkeit. Nach dem ersten auf einem Dilettantentheater gewonnenen und von den hauptstädtischen Zeitungsreportern verbreiteten Ruhme läßt sich Fritz verleiten, als Kunstschütze von Stadt zu Stadt zu reisen, um in Rauchtheatern und Tingel-Tangels Beifall und Gold zu erwerben. Die liebende Marie, einen wahren Engel, die schon verlobt mit ihm war, hat er mit dieser neuen Berufswahl von sich gestoßen. Auf seinem Wanderleben zerrüttet er seine Nerven und seinen Seelenfrieden, wird ein gründlich gehaßter hochmütiger Narr und schließlich trifft ihn — von des Dichters Gnaden — ein barmherziger Gehirnschlag mitten im Wettschießen mit seinem alten Nebenbuhler, dem Offizier Hugo, der ihm noch immer „über" ist.

Dies in aller Kürze die Handlung des „Coeur-As." Niemann hat seinen Helden viel zu ernst genommen. Er hat auch nach der herrschenden naturalistischen Mode seinen Fritz dümmer gezeichnet, als es gerade nötig war; er hat ihm alles genommen, was ihn poetisch fesselnder hätte machen können; die Willenskraft dieses Kunstschützen hat nichts edles an sich und ist auf ganz gemeinen Zwecke gerichtet. Soll man sich für so einen brutalen Narren erwärmen? Soll man hierin ein Abbild des Lebens erkennen? Soll man nicht vielmehr glauben, daß ein Mädchen wie „ein Engel" sich instinktiv von solchen Naturen abwende, anstatt sich gefesselt zu fühlen? Marie ist in der That die mißlungenste, schattenhafteste Gestalt der ganzen Erzählung. Dagegen gehören die satirisch und lustig gezeichneten Episodenfiguren und die Schilderung großstädtischer Zustände (Berlins) zu den besten Stellen der Erzählung.

Man muß bei dieser Geschichte unwillkürlich an eine andre Geschichte einer Leidenschaft denken, die im letzten Jahre fast gleichzeitig erschienen ist, nämlich an den „Schimmelreiter" Storms. Wer erkennen will, worin sich Dichter von Geschmack und künstlerischer Meisterschaft von kleinen Talenten unterscheiden, der vergleiche Punkt für Punkt die beiden Erzählungen, er wird etwas lernen dabei. Einen brutalen Narren wie Niemanns Kunstschützen hätte Storm niemals in den Mittelpunkt einer so langen Geschichte gestellt. Wo soll da ein poetischer Gedanke herauslenchten? Storm hielt immer für nötig, mächtige Leidenschaften im großen Stile darzustellen, um den Leser nicht bloß in die Tiefe der Menschennatur zu führen, sondern ihn gleichzeitig zu erheben. Die Poesie kann doch nicht den Zweck haben, zu langweilen? oder gar anzuekeln? Und dann vergleiche man im einzelnen die Technik Storms und Niemanns: der größere Dichter versteht auch das Handwerk besser. Er sagt mit ein paar Zeilen mehr, als der andre mit ebenso vielen Seiten. Zum objektiv gestaltenden Stile hat Niemann, dessen Talent wir keineswegs geringschätzen, noch einen weiten Weg. Er reflektirt noch viel zu viel; er spricht in einem fort über seine Menschen, die er uns mit ein paar glücklichen Sätzen und Thatsachen auf dem kürzesten Wege weit vertrauter machen könnte. Er geistreichelt für den Epiker zu viel, darum ist seine Geschichte so dick geworden bei der im Grunde magern Handlung.

Digitized by Google

An unsre Leser

Beim Vierteljahreswechsel richten wir an unsre Leser und Freunde — und welcher regelmäßige Leser dieser Blätter zählte nicht zu ihren Freunden? — eine herzliche Bitte. Die Grenzboten haben, obwohl sich ihr Leserkreis in den letzten Jahren fort und fort erweitert hat, doch noch immer nicht entfernt die Verbreitung, die ihnen um der Gediegenheit willen, die alle ihre Aufsätze nach Inhalt, Form und Richtung auszeichnet, zu wünschen wäre. Wir bitten unsre Leser, namentlich auch in der bevorstehenden Ferien- und Reisezeit recht kräftig für die Verbreitung der Grenzboten zu wirken. Auf Reisen, in Bädern und Sommerfrischen bietet sich tausendfache Gelegenheit, sie in der Unterhaltung zu empfehlen, in den vornehmeren Gasthöfen, Badeorten, Lesezirkeln nach ihnen zu fragen und, wo sie fehlen, ihre Anschaffung anzuregen. Die mitunterzeichnete Verlagshandlung ist gern bereit, durch Zusendung einzelner Hefte und durch monatliche oder vierteljährliche Probeabonnements die Bemühungen der Freunde unsers Blattes zu unterstützen.

Den 1. Juli 1889

Verlagshandlung und Redaktion
der Grenzboten

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die beste Größe der Staaten

Eine politische Studie

Bis in den Anfang unsers Jahrhunderts herein beschäftigte sich die Geschichtschreibung und die Geschichtsforschung fast ausschließlich mit denjenigen staatlichen Ereignissen, die wir heute unter dem Begriffe der äußern Politik zusammenfassen, also mit den Kriegen und den diplomatischen Verhandlungen. Die Werke Friedrichs des Großen behandeln zwar schon sehr eingehend auch die Gegenstände der innern Politik, die Entwicklung der Städte, der Landwirtschaft, des Handels und der Gewerbe, indem sie das im Munde des Schlachtenkönigs doppelt gewichtige Wort zuerst aussprechen, daß die innere staatliche Thätigkeit ebenso schön und erhebend und vielleicht noch schöner sei als die Erzählung kriegerischer Thaten. Die geschichtlichen Werke des großen Königs wurden jedoch erst später bekannt; auch lag bei der außergewöhnlichen Stellung, die der Verfasser einnahm, der Gedanke nahe, daß seine Art der Geschichtschreibung doch nicht ohne weiteres von andern Geschichtsforschern nachgeahmt werden könne. So blieb es denn auch nach dem Zeitalter Friedrichs des Großen bei der alten Gewohnheit der Geschichtsforschung, fast nur die kriegerischen Ereignisse, Siege und Niederlagen, Gebietserweiterungen und Gebietsverluste und diplomatische Verhandlungen zum Gegenstande ihrer Forschung und Darstellung zu machen und durch Verarbeitung dieses Stoffes das aller Geschichtsforschung obliegende Amt zu erfüllen, aus der Vergangenheit für die Zukunft zu lernen und zu lehren. Es ist ja auch gar nicht zu verkennen, daß gerade die Kriege und überhaupt Ereignisse, die von außen her auf den Staat einwirken und die er nach außen hin hervorruft, in vorzüglichem Maße und mit besondrer Deutlichkeit und Gewalt den Wert des einzelnen Staates und Volkes, die Tüchtigkeit

Digitized by Google

oder die Schwäche seiner Sitte, seines Rechtes und seines Glaubens zu erkennen geben. Wenn daher die Geschichtsforschung, wie sie es mußte, daran arbeitete, die Gegenwart vor den Irrtümern der Vergangenheit zu bewahren, das Gute aber aus ihr zur Nacheiferung zu erhalten, so war es nur selbstverständlich, daß man sich vornehmlich an jene äußern Ereignisse hielt; da die Vergangenheit eine fast ununterbrochene Reihenfolge von Kriegen darbot, so war man sicher, bei gründlicher Erforschung aller damit zusammenhängenden Thatsachen keine wichtige Äußerung des Volkslebens zu übersehen. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts erkannte aber die Geschichtschreibung, nicht zum wenigsten durch Hegel beeinflußt, daß man sich eines wichtigen Hilfsmittels der Erforschung geschichtlicher Wahrheit begebe, wenn man die übrigen, nicht zur äußern Politik gehörigen Thatsachen außer acht lasse, da auch diese zu den Grundbedingungen der Entwicklung der Völker und der Menschheit zu zählen sind. Nach dem Vorgange der Geschichtswerke Friedrichs des Großen und einiger jetzt auch von diesem Gesichtspunkte aus betrachteten antiken Geschichtschreiber begann man nun, neben den äußern staatlichen Ereignissen auch die innere Politik, bald auch Kunst und Wissenschaft der Geschichtsforschung zu unterwerfen. Die äußere Staatengeschichte erweiterte sich zu einer Geschichte der gesamten Kultur und Gesittung. Und heute wird es wohl kaum ein Geschichtswerk geben, das, wenn es auch zunächst die geschichtliche Entwicklung irgend einer Kunst oder einer Wissenschaft oder eines Staates und der mit diesem unmittelbar zusammenhängenden Äußerungen des Volkslebens und kirchlichen Lebens behandelt, nicht dennoch auch jedesmal die gleichzeitigen Bestrebungen auf den andern Gebieten berücksichtigte, weil eben nicht zu übersehen ist, daß zwischen allen diesen Bestrebungen ein untrennbarer Zusammenhang besteht. Nun sind aber durch dieses Verfahren die neuern Geschichtswerke gegen die frühern bedeutend umfangreicher geworden, auch wenn sie denselben Gegenstand und Zeitraum behandeln und sich auf dieselben Forschungen stützen wie ein früheres Werk. Dadurch ist das Bedürfnis entstanden, neben jener allgemeinen Kulturgeschichte bestimmten, sachlich eng begrenzten Thatsachen in ihrer gegenseitigen Begründung und geschichtlichen Entwicklung besondre Betrachtungen zu widmen, etwa wie man in der Tierkunde die Entwicklung eines mehreren Tieren gemeinsamen Organs darstellt. Auf diese Weise durchschreitet man rasch große Zeiträume, und es ergeben sich so Gesichtspunkte und Lehren, die bei der allgemeinen Kulturgeschichte in der Masse der Thatsachen leicht übersehen werden, obwohl sie nicht unwichtig sind. Auf diese Weise soll hier einmal die Frage erörtert werden, wie sich ungefähr in der Geschichte das Größenverhältnis der gleichzeitig vorhandenen und auf einander einwirkenden Staaten an Land und Leuten darstellt, und welche Lehren sich daraus für die Zukunft ergeben, mit andern Worten, welches die beste Größe der Staaten sei. Es wird daraus deutlich werden, daß diese Frage für unsre Zeit von großer Wichtigkeit ist.

Digitized by Google

Wenn man die Entwicklung der uns bekannten Kulturstaaten vom Altertum bis zur Gegenwart hinsichtlich ihres Umfanges an Land und Leuten verfolgt, so kann man ein stetiges Auf- und Niedergehen in diesen Größenverhältnissen beobachten. In den westasiatischen Gebieten, zur Zeit des Glanzes der babylonischen, medischen, persischen Völker, folgt stets auf eine Vereinigung dieses ganzen Ländergebietes unter einer Oberherrschaft ihr Auseinanderfallen in mehrere unabhängige Staaten. Auch in der griechischen Geschichte wechseln Zeiträume mit ausgedehnteren Staatengebilden und solche mit zerstückelter Selbstherrlichkeit ab. Vor den Perserkriegen bestanden unzählige kleine unabhängige Stadtgebiete, einige Zeit darnach aber, abgesehen von wenigen einflußlosen Völkerschaften, nur zwei selbständige Staaten, Athen und Sparta. Bald nach dem peloponnesischen Kriege erfolgte wieder ein Auseinanderfallen, ohne daß aber die neuern kleinern Staaten so zerstückelt gewesen wären wie vor den Perserkriegen. Dann folgten wieder größere Vereinigungen, und nach der kurzen Verbindung mit dem makedonischen Weltreiche zeigen sich die Griechen zur Zeit des Eingreifens der Römer mit einem Bruchstück des makedonischen Reiches als ein einziger geeinigter Staat. Dieses makedonische Reich ist seinerseits eine den kurzwährenden medischen und persischen Eroberungsreichen, auch in Bezug auf das von ihm erfaßte Gebiet, ähnliche Schöpfung. Es zerfällt dann ebenfalls, aber wiederum nicht in so kleine Staaten, wie sie ehemals vor allen jenen Vereinigungen bestanden hatten. Dann wird durch das römische Reich auch noch das Gebiet des westlichen Mittelmeeres in diese auf- und niedergehende Entwicklung hineingezogen. Nach Jahrhunderten des Zusammenhaltens zerfällt das römische Reich in Gebiete von immerhin größerer Ansehnlichkeit als vor der Entstehung des römischen Reiches. Nun treten von Zeit zu Zeit gewaltige Anschwellungen einzelner Staaten ein, um dann wieder zu Zerstückelungen Anlaß zu geben. Im Gebiete des deutschen und des italienischen Volkes geht diese Zerstückelung augenscheinlich krankhaft immer weiter, um aber dann größerer Einheit Platz zu machen. Dazwischen treten ungeheure Weltreiche von einer Größe, die selbst das römische Reich weit übertrifft, in Wechselbeziehungen zu den andern Staaten, wie das mongolische Reich, und, wenn man will, heute das russische, das chinesische, das amerikanische Staatengebiet, vielleicht auch das englische Reich. Man sieht das Auf- und Niedergehen der Gebietsgröße und Einwohnerzahl in mehreren Länderkreisen neben einander, die dann wieder gegen einander wirken. Innerhalb dieser größern Kreise zeigt sich dieselbe Entwicklung in kleinern, gleichsam eingeschachtelten Kreisen, im Abbilde wiederholt, ebenso wie man es in der griechischen Geschichte beobachten kann, wenn man sie als zugehörig zu der Geschichte der westasiatischen Staaten betrachtet.

Wir haben bei diesem kurzen Überblick, wie ersichtlich, nur in denjenigen gleichzeitig vorhandenen Staaten ein Auf- und Abschwanken ihrer Größe fest-

Digitized by Google

gestellt, die auf einander, in Verkehr und in gegenseitiger Beeinflussung ihrer Sitte, ihres Rechtes und ihres Glaubens einwirkten. Es wäre vielleicht möglich, daß, wenn wir genügende Nachrichten aus jenen Zeiten hätten, sich dasselbe ergäbe für alle Staaten und Völker des Erdenrundes, so lange es von Menschen bewohnt ist. Wie gesagt, es wäre möglich, aber es wäre dennoch für unsre Betrachtung gleichgiltig. Denn augenscheinlich kann nur die verhältnismäßige Größe mehrerer sich gegenseitig beeinflussender Staaten als ein Anzeichen innerer, auch für uns wichtiger, der Politik angehöriger Ursachen gelten, und gerade diese Ursachen allein wollen wir aufsuchen. Das andre ist, von diesem Gedanken und dieser Absicht aus beurteilt, nur Zufall. Da kann man denn in der obigen geschichtlichen Übersicht folgende durchgehende Thatsachen erkennen.

Jeder Kreis von Staaten, die sich gegenseitig in nicht allzu geringem Maße beeinflussen, macht abwechselnd Zeiträume größerer Einigungen und größerer Zerstückelungen durch; aber niemals ist die folgende Einigung eine so völlige wie die vorhergehende, und niemals ist die folgende Zerstückelung eine so starke wie die letztverflossene. Schon die ersten Einigungen oder Eroberungen, die wir kennen, konnten nicht jeden Rest von neben ihr stehender Unabhängigkeit unterwerfen; immer blieb ein Staat oder Volk übrig, das zwar in lebendiger Verbindung mit den vom Eroberungsgeiste zusammengeballten Ländern und Völkerschaften stand, an dem aber die Kraft der Eroberer erlahmte oder an das sie sich gar nicht hinanwagte. So blieben die Griechen unabhängig neben dem Perserreiche, mit dem sie doch durch Verkehr und vielfache Beeinflussungen von Sitte, Recht und Glauben verbunden waren. Die Römer mußten die noch viel umfangreichern Gebiete und Völker der Germanen im Westen und der Parther im Osten neben sich unabhängig lassen, obwohl sie mit ihnen in ähnlichen Wechselbeziehungen standen, wie die Griechen mit den Völkern des Ostens.

Man kann aber zweitens in dieser Entwicklung erkennen, daß sich der Kreis der sich gegenseitig beeinflussenden Staaten in den von uns betrachteten Zeiträumen stetig erweitert hat, indem immer die angrenzenden Gebiete in die Bewegung hineingezogen wurden. Wendet man diese Erkenntnis auf das vorher gesagte an, so ist zu schließen, daß die absolute Größe der Zusammenballungen in einem folgenden Falle das beim vorhergehenden Male erreichte Maß möglicherweise überschreiten kann.

Einigung und Zerstückelung wechseln ab. Da aber das Gesamtgebiet, das zu berücksichtigen ist, wächst, so können die Zahlen der größten Zusammenballungen im folgenden Falle größer sein als im vorhergehenden; die Schroffheit des folgenden Vorganges kann trotzdem gegenüber dem vorhergehenden gelindert sein, denn es kommt auf das Verhältnis der Größe der Staaten an; und diese Schroffheit ist in der That gelindert. Was die Größe der aus einer Zer-

Digitized by Google

stücklung hervorgehenden Bestandteile betrifft, so sind diese in jedem folgenden Niedergange, wenn wir einmal Zerstücklung und Niedergang hier zunächst als gleichbedeutend setzen wollen, schon aus dem Grunde von immerhin ansehnlicherm Umfange als im vorhergehenden Niedergange, weil die Schroffheit der niedergehenden Entwicklung sich in jedem folgenden Falle mildert; sie sind es außerdem umsomehr, als sich in der Zwischenzeit das Gesamtgebiet der auf einander wirkenden Staaten vermehrt hat. Auch die größte Zersplitterung Deutschlands zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erreichte doch nicht entfernt das Maß der Zersplitterung zur Römerzeit, wo jedes Dorf nahezu unabhängig war. Freilich hatte die Zersplitterung im dreißigjährigen Kriege durch die Ungunst der Umstände üblere Folgen als anderthalb Jahrtausende vorher ein ähnlicher Zustand. Man sieht aus dem letzten Beispiele, daß man bei Betrachtung der Größe der Staaten nicht allein auf den Umfang des hergebrachtermaßen in der Geschichtsforschung als einheitlichen Staat bezeichneten Gebildes sehen darf. Es muß auch das Maß der dauernden Festigkeit berücksichtigt werden, die den Staat in sich zusammenhielt.

Hieran anknüpfend können wir als dritte Beobachtung feststellen, daß dieses Maß der Festigkeit stetig zugenommen hat. Halb unabhängige Gebiete wie im Perserreiche und auch im Römerreiche, die, sehr abweichend von den Bundesstaaten in unserm deutschen Reiche, innerlich in keiner Weise mit den übrigen Reichsländern in Zusammenhang standen, giebt es in den neuern Staaten weniger als in den ältern. Völlige Verschmelzung oder völlige Unabhängigkeit ist ein Grundsatz, der heute viel mehr befolgt wird als früher.

Man könnte noch mehr derartige durchgehende Grundgesetze aus jener geschichtlichen Übersicht entwickeln, aber sie lassen sich auch sehr wohl an die Betrachtung der innern Ursachen jenes Entwicklungsganges anknüpfen. Wir erwähnen dies, um dabei hervorzuheben, daß die soeben festgestellten Grundgesetze nur zufällig in der für mystische Dinge so gern gebrauchten Dreizahl angeordnet sind, daß man also aus diesem Umstande nicht schließen kann, daß jene Grundgesetze ewig oder von dem Willen der Menschen unabhängig seien. Sie sind wie alle sogenannten Gesetze der Weltgeschichte nur dann unabänderlich, wenn die an den Ereignissen beteiligten Menschen blindlings vorgehen, ohne von der Tragweite ihrer Handlungen Kenntnis zu haben. Jede geschichtliche oder, was dasselbe ist, jede politische Untersuchung hat den Zweck diese Kenntnis zu vermehren, wenn dieser Zweck dem Geschichtschreiber auch nicht immer ausdrücklich bewußt ist. Die Deutung und Erklärung solcher Gesetze der Weltgeschichte hat daher ihren Zweck am vollkommensten erreicht, wenn es ihr gelingt, die ehemals scheinbar wie nach Naturgesetzen erfolgenden Ereignisse so in Ursache und Wirkung aus einander zu legen, daß von nun etwa eintretende ähnliche Ereignisse dem Willen der Menschen zugänglich sind, sodaß er sie nur soweit herbeiführt, als er nach bester und treulicher Er-

Digitized by Google

wägung es für gut hält. Man legt daher die Gesetze der Weltgeschichte nur deswegen dar, um sie ihrer scheinbaren Eigenschaft als übermenschliche Gewalten zu entkleiden, sie mithin als solche zu zerstören. Das war es, was noch gesagt werden mußte, ehe an das Geschäft der Deutung jener Gesetze gegangen werden konnte, was nun geschehen soll.

Aus den Sagen und alten Überlieferungen vieler Kulturvölker und aus den Beobachtungen, die wir noch heute an den staatenähnlichen Gebilden einiger Stämme Afrikas machen können, weiß man, daß Bergvölker oder Völker, die aus andern Ursachen über ein nur geringes Maß von Lebensmitteln und Lebensunterhalt verfügen, bedeutend kriegerischer sind als ihre auf gutem Lande wohnenden Nachbarn, und daß sie sich stets geneigt zeigen, ihre Macht gewaltsam auszudehnen und die Bewohner der Ebene zu unterjochen, während diese alles über sich ergehen lassen, sich nach jedem Vorüberziehen eines feindlichen Einfalles wieder dem Genusse der Früchte ihres Landes zuwenden, ohne, wenigstens zunächst, ähnlich starke Verbände wie die Bergbewohner zur Verteidigung zu bilden. Man pflegt zur Erklärung dieser Vorgänge einfach zu sagen, daß eben die Not und der Hunger zu Anstrengungen treibe, während der Überfluß verweichliche. Das scheint auf der Hand zu liegen, aber es ist bekannt, daß es doch Ausnahmen hiervon giebt. Die ägyptischen Ebenenbewohner, die doch gewiß im Überfluß lebten, sind zwar ebenfalls häufigen Einfällen der abessynischen Bergvölker ausgesetzt gewesen, sie haben sich aber auch gewaltsam von ihnen befreit, ja sie wohl ihrerseits unterworfen. Heute würde man durchaus fehl gehen, wenn man den Sieg irgend eines europäischen Volkes in neuerer Zeit daraus erklären wollte, daß dieses Volk in größerer Not und Entbehrung lebe als das besiegte. Solche Umstände kommen zwar immer noch in Betracht, aber doch nur ganz nebensächlich. Wir sehen vielmehr aus jenen ersterwähnten Beispielen halbwilder Völkerschaften nur, daß in diesen Anfangszuständen der Gesittung allerdings gewisse menschliche Einrichtungen zuerst da zur Entwicklung kommen, wo äußere Verhältnisse wie die Eigenschaften des Bodens und des Klimas es besonders begünstigten, daß aber diese Umstände umsomehr an Einfluß verlieren, als die Entwicklung höher steigt. Die Bergvölker werden durch die Beschaffenheit ihrer Wohnplätze zur Einigung unter einem gemeinsamen Häuptling gezwungen; daraus müssen staatliche Unterordnung, Aufopferung des einzelnen für das Ganze, Tapferkeit entstehen. Anderseits widmet sich der Ebenenbewohner durchaus der Unterwerfung des Bodens und gewinnt daraus die ihm eigentümlichen Eigenschaften. Aber beides ist nur richtig, wenn jedes Volk sich täglich von den Einflüssen der umgebenden Natur treiben läßt, aber von nichts anderm, wenn es also ohne jede sichere Kunde von frühern Erfahrungen dahinlebt.

Hört diese unmittelbare Anschmiegung an die Einflüsse der Natur, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, dadurch auf, daß eben die Kunde

Digitized by Google

früherer Erfahrungen bewahrt wird, und der einzelne sich von diesen, wenigstens neben den Einflüssen der Natur, leiten läßt, so sehen wir sofort ganz andre Erscheinungen, die man nach dem vorhergehenden eigentlich nicht vermuten sollte. Die größten und also ganz äußerlich betrachtet stärksten Staaten bilden sich nicht da, wo der eigentliche Ursprung staatlicher Gesinnung und der damit zusammenhängenden kriegerischen Tapferkeit war, nämlich in den Bergen, sondern gerade umgekehrt in den Ebenen. Man kann nach den Erzählungen der indischen Sagen annehmen, daß die Bewohner der weiten fruchtbaren indischen Ebenen stets von den Bergbewohnern unterjocht worden sind. Die ältesten Eroberungszüge werden aber fast unmittelbar dahin geführt haben, daß die Bergbewohner sich mit den Ureinwohnern vermischten, durchaus deren Lebensweise annahmen und vielleicht gar nicht einmal dazu kamen, einen Staat dort zu gründen; sie überließen sich eben völlig den Einflüssen des üppigen Landes. Jeder folgende Eroberungszug aber wird zu immer länger dauernden staatlichen Schöpfungen in der Ebene geführt haben, die vielleicht zuerst nur ganz kurze Zeit dauerten und dann von selbst fielen, dann das letztere zwar nicht sogleich thaten, aber doch einem erneuten Vorbrechen der zurückgebliebnen Bergbewohner nicht Stand halten konnten, bis endlich auch in der Ebene die staatliche Gesinnung durch stetig aufgefrischte Überlieferung so angewachsen war, daß sie sich selbst erhalten konnte. Auch in diesem Stande der Entwicklung aber blieben die Staaten in der Ebene stets umfangreicher an Land und Leuten als die Staaten der Berge. Denn es blieb noch ein innerer Unterschied zwischen dem, was man hier und dort gleichmäßig mit dem vieldeutigen Worte Staat bezeichnen kann. Dort, wo der eigentliche Geburtsort der staatlichen Gedanken war, ergriffen sie auch dann noch, als die Ebene Staaten hatte, in viel weiterm und allgemeinerm Umfange den einzelnen und entwickelten sich weit kräftiger, eigenartiger und vielseitiger als in den ausgedehnten Staaten der üppigen Ebene; in dieser bestanden die Staaten zwar und blieben bestehen, gehalten durch die Überlieferung und in den Formen, wie sie eine ewig gleich bleibende Überlieferung erzeugen mußte; aber eine lebendige Fortentwicklung der einzelnen staatlichen Pflichten und der damit zusammenhängenden Formen vermochten sie nicht zu erzeugen. Darum konnten sich in der Ebene große und immer größere Reiche zusammenballen, denn nirgends bestand eine lebendige und eigenartige staatliche Entwicklung, die sich gegen solche Verflachung in der großen allgemeinen Flut gesträubt hätte. In den Bergen dagegen blieb es auch jetzt noch unmöglich, größere Staaten zu bilden, denn jeder Bergstamm entwickelte in sich selbst die staatlichen Pflichten und Formen in lebendiger und stets eigenartiger Weise.

So liegen denn auf einmal die Gründe zutage, die in diesen einfachen Verhältnissen so leicht erkennbar, aber auch in höhern Graden der Entwicklung nicht fehlend, die verhältnismäßige Größe der Staaten bedingen. Zu allen

Digitized by Google

Zeiten einer lebhaften und kräftigen Fortentwicklung der staatlichen Pflichten findet eine Trennung oder doch Lockerung der bisher in einem Staate vereinigten Stämme statt. Große Reiche können die Folgeerscheinung einer kräftigen Entwicklung eines Staates sein, wenn diese sich nämlich nach außen hin durch Eroberungen geltend macht und zu erkennen giebt. Aber diese Fortentwicklung hatte zur Vorbedingung, daß mehrere Eigenarten sich an einander gleichsam rieben und sich gegenseitig als Vorbild dienten, daß sie also in einer nicht zu geringen Zahl neben einander bestanden. Zu Zeiten kräftigerer staatlicher Entwicklung bestehen kleinere Staaten, als zu Zeiten, wo das Interesse am staatlichen Leben, etwa hinter den Neuschöpfungen in Kunst und Wissenschaft, zurücktritt.

Sicherlich wird dieses Ergebnis der Betrachtung manchem überraschend sein. Denn man ist geneigt zu schließen: weil die Geschichte in diesem Falle von einem großen Staate berichtet, so muß auch eine großartige Entwicklung staatlicher Kräfte dagewesen sein, die diesen Erfolg herbeigeführt hat. Das ist, wie wir sahen, auch durchaus richtig, nur braucht die Entfaltung der staatlichen Triebkräfte nicht zu der Zeit bedeutend gewesen zu sein, wo dieser bestimmte Staat in seiner bedeutenden Größe bestand. Man würde nur dann auch auf das letztere schließen müssen, wenn man von der Anschauung ausginge, daß der Inhalt der Staatsaufgaben und Staatsziele sich stets gleichbliebe und daß sie heute keine höhern seien, als beispielsweise zur Zeit der Römer. Denn augenscheinlich würde jedes Volk dann nur so lange arbeiten können, bis es das ewig feststehende und für alle Staaten gleiche Ziel der Vervollkommnung erreicht hätte; dann müßte es schon aus dem Mangel an weitern Aufgaben ruhen. Und da diese Ruhe gerade in den größten Reichen wenigstens kurz nach dem Erreichen ihres bedeutendsten Umfanges am stärksten zu sein pflegt, so würde man folgerichtig voraussetzen, daß das größte Reich die denkbar höchste Vollendung der Staatsziele aufwiese, daß also umgekehrt von dieser Größe auf eine große Kraft der Staatsgesinnung im Reiche zu schließen sei.

Wenn man dagegen weiß, daß die Staatsaufgaben nicht nur einer steten Vermehrung fähig und bedürftig sind, sondern daß auch die bestehenden Staatsobliegenheiten noch immer weiter bis ins unendliche vervollkommnet werden können, so muß man schon aus diesem Grunde annehmen, daß Zeiten kräftigen Vorwärtsstrebens im staatlichen Leben durch kleinern Umfang der einzelnen Staaten gekennzeichnet sind, weil jede Vorwärtsbewegung von einem engern Kreise ausgeht. Diese Annahme findet man dann durch die geschichtliche Beobachtung kleiner Staatswesen in Zeiten bedeutender Entwicklung der Staatsthätigkeit bewiesen. Wir haben oben ein Beispiel gehabt, wo ein Volk, das in sich selbst gar keinen Trieb zu staatlicher Gestaltung hatte, erst durch eine lange Reihe von Bedrückungen und Schicksalsschlägen dazu erzogen werden mußte,

Digitized by Google

und, nachdem diese Erziehung wenigstens etwas gefruchtet hatte, doch wieder auf seine ehemaligen Neigungen zurückkam und sich überwiegend mit der Erhöhung seines Wohlstandes beschäftigte; nicht so, daß es gänzlich die Errungenschaften staatlichen Lebens wieder verloren hätte, aber doch so, daß diese wieder in den Hintergrund traten. Ähnliche Schwankungen in der Beschäftigung aber sind bei jedem Volk zu beobachten. Neben der Vervollkommnung der Pflichtenlehre in Gesellschaft, Staat und Kirche steht die Vervollkommnung der Kunst und der Wissenschaft. Alles dies steht im Zusammenhange, derart, daß, wenn ein Teil der gesamten Gesittung, beispielsweise die Kunst, dem übrigen weit vorangeschritten ist, sich eben hierdurch das Bedürfnis erzeugt, die Wissenschaft und die Pflichtenlehre in gleichem Maße über den frühern Stand hinaus zu erhöhen. Die Arbeit des Volkes muß sich also, wenn sie auf dem einen Gebiete längere Zeit gearbeitet hat, dann wieder einem andern zuwenden. Während dieser neuen Wendung aber wächst die Gleichgiltigkeit dagegen, was auf dem früher bearbeiteten, aber jetzt verlassnen Gebiete geschieht. Zu solchen Zeiten wird es für ein fremdes, friedliches Volk bedeutend leichter als früher sein, dieses der Kunst und Wissenschaft ergebene Nachbarvolk zu unterjochen und einen großen Staat zu schaffen. Man muß also zugestehn, daß für einen großen Teil der Weltgeschichte die Behauptung wahr bleibt, daß übermäßige Größe der Staaten gleichbedeutend ist mit völliger Erlahmung der staatlichen Thätigkeit in einem großen Teile dieses Reiches, mit Ausnahme vielleicht der herrschenden, einen kleinen Teil des Ganzen bildenden Völkerschaft.

Und um nun von hier aus einen Sprung in die unmittelbare Gegenwart zu machen und eine Nutzanwendung zu zeigen: das riesenhafte Reich des östlichen Europas und des nördlichen Asiens konnte nur so lange in innerer Ruhe verharren, als darin eine völlige Gleichgiltigkeit am stattlichen Leben herrschte. Diese ist nun gewichen, und Rußland kann daher fortan nur noch zusammenhalten, wenn es gelingt, gemeinsame staatliche Aufgaben für diese weiten Gebiete in einer solchen Anzahl und einem solchen Umfange aufzufinden oder auszubilden, daß darin die den Staatsaufgaben sich zuwendenden Geister eine befriedigende Beschäftigung gewinnen. Möglich wäre das unzweifelhaft, denn dem menschlichen Geiste ist nichts unmöglich, und Voraussagungen aus den sogenannten Gesetzen der Weltgeschichte gelten nur unter der Beschränkung, daß nicht ein übergewaltiger Menschengeist dennoch das Gegenteil vollbringt. Aber um diese Arbeit für das östliche Riesenreich zu thun, dazu gehörte eine staatsmännische Fähigkeit, die Friedrich Wilhelm den Ersten von Preußen um so viel überträfe, als das damalige Preußen vom heutigen Rußland an Gebiet und Menschenzahl übertroffen wird.

Kehren wir zu unsern allgemeinen Betrachtungen zurück, so sehen wir, daß das Gesetz von der Zu- und Abnahme der Staatengröße in seiner Rein-

Digitized by Google

heit eben nur dann gilt, wenn Perioden völliger Vernichtung staatlichen Geistes mit Perioden ausschließlicher Wirksamkeit desselben abwechseln. Es zeigt sich daher, daß diese Schwankungen mit Zunahme der gesamten Gesittung stetig an Schroffheit abnehmen müssen. Denn das Anwachsen der gesamten Gesittung bedeutet nichts andres, als die Ansammlung gleichsam eines Schatzes an Pflichtenlehre, Kunst und Wissenschaft, und die Förderung dieser angesammelten Menge in allen ihren Teilen. Wenn sich ein Volk nicht ausschließlich staatlichen Aufgaben zuwendet, wie es die Römer thaten, sondern zu einem Teile künstlerische, zu einem andern Teile wissenschaftliche Aufgaben zu seinem Lebenszweck macht, so wird zwar niemals eine so übermäßige staatliche Machtfülle erreicht werden, aber auch nicht eine so völlige nachfolgende Vernichtung. Denn jede einseitige Hingabe an irgend einen besondern Teil der möglichen Beschäftigungen muß schließlich zu völliger Erschöpfung führen und schlägt dann gerade in Gleichgiltigkeit gegen das um, was bis dahin ausschließlich gepflegt wurde. Der Zusammenhang zwischen allen menschlichen Bestrebungen läßt sich nicht ungestraft mißachten. Jede schroffe Einseitigkeit muß sich zuletzt selbst vernichten. Mit der Hauptrichtung des griechischen Volkes, der Pflege der Kunst, war es nicht anders, und es wird vielleicht einmal nicht anders gehen mit dem wenn auch nicht so einseitigen Streben des englischen Volkes auf Erhöhung des Wohlstandes, vorausgesetzt, daß hier nicht etwa durch irgend etwas eine andre Wendung hervorgebracht wird. Eine andre Wendung wäre auch möglich gewesen bei den Griechen und Römern, und keineswegs darf man annehmen, daß dies nur auf Kosten der Errungenschaften hätte geschehen können, die sie als bleibende Früchte ihrer wenn auch einseitigen Entwicklung der Menschheit hinterlassen haben. Verhindert worden wäre nur die krankhafte Überbildung der einseitigen Richtungen, sowie die nachherige Vernichtung auch der Teile derselben, die noch hätten bewahrt werden können. Ja es wäre unzweifelhaft noch eine Förderung dessen erfolgt, worin jene so unübertrefflich gewirkt haben, denn Kunst, Wissenschaft und Pflichtenlehre hindern einander nicht, sondern können sich nur gegenseitig heben. Wir können daher sehr wohl aus der griechischen und römischen Geschichte folgern, daß diese Einseitigkeiten verderblich sind, um daraus die Mittel zu finden, die sie verhindern. Denn sowohl in der krankhaft einseitigen Überbildung als in der nachherigen Vernichtung wertvoller Errungenschaften wird Arbeit vergeudet, die besser anders verwendet werden könnte. Erst wurde etwas gebaut, was für die damalige Zeit durchaus unnütz war, und dann wurde etwas niedergerissen, was unmittelbar hinterher doch wieder gebaut werden mußte. Beides war Verschwendung von Arbeit.

Es ist daher ein Gewinn, diese Schwankungen in ihrer Schroffheit zu mildern. Beispielsweise ist es ein Zeichen weiser staatsmännischer Voraussicht, wenn man dem Staate von vornherein schon eine Organisation giebt,

Digitized by Google

die ein Auf- und Abspielen der in ihrer Stärke wechselnden Kräfte gestattet, es aber doch verhindert, daß Dinge zerstört werden, die nach kurzer Zeit doch wieder von neuem geschaffen werden müssen. Eine derartige Organisation besitzt das deutsche Reich, und in ihm dessen größter Bundesstaat Preußen. Unmittelbar nach der letzten großen Ausdehnung Preußens im Jahre 1866 machte sich hier die Erkenntnis geltend, daß der nunmehr so erhebliche Umfang des Staates an Land und Leuten nicht ferner mehr gestatte, die Möglichkeit der Lösung staatlicher Aufgaben in ihm für alle Zeiten ausschließlich an einen einzigen Zentralpunkt zu knüpfen. Für die erste Zeit zwar bestanden diese Aufgaben darin, den ganzen Staat in eins zu verschmelzen, demnächst aber mußte die Möglichkeit geboten werden, bei lebhafterer Neugestaltung staatlicher Gedanken diese zunächst in einem kleinern Gebiete zur Geltung zu bringen, wo sie zuerst auftauchen. Ohne solche Möglichkeit werden solche heilsame Bestrebungen, die, wie alles neue, nur allmählich in weitern Kreisen Anerkennung finden, entweder schon in ihrem Keime erstickt, oder sie führen dazu, daß der fragliche besondre Teil des Ganzen sich dem Gesamtstaate entfremdet und versucht, sich von ihm abzulösen. Preußen gab daher seinen Provinzen eine eigne Verwaltung, durch die jede von ihnen die in ihnen aufkeimenden Staatsgedanken zur Entwicklung bringen kann, bis sie sich dazu eignen, von dem Gesamtstaate aufgenommen zu werden. Ganz ähnliche Verhältnisse erzwangen und schufen die Thatsachen und die Leitung unsrer Staatsmänner bei dem Zusammenschluß des deutschen Reiches, wo jedem Gliede der Weg zu selbständigem staatlichen Vorgehen offen steht. Durch diese scheinbar höchst verwickelten Einrichtungen ist das staatliche Leben in die Lage gesetzt, bald in kleinen, bald in größern Kreisen zu wirken, bei lebhaften Neuentwicklungen an vielen einzelnen Stellen vorzugehen, bei durchgearbeiteten und allgemein angenommenen staatlichen Gedanken das Ganze wirken zu lassen. Man kann behaupten, daß diese Lösung einer schwierigen Frage zum erstenmale im deutschen Reiche stattgefunden habe. Die Vereinigten Staaten und die Schweiz haben ja etwas ähnliches; in einer Präsidentschaftsrede der Vereinigten Staaten kurz nach dem Jahre 1870 bis 1871 und der Gründung des Reiches wurde kühn behauptet, daß die Verfassung des deutschen Reiches eine Nachbildung der amerikanischen Bundesverfassung sei. Aber abgesehen davon, daß sich die Verfassung des deutschen Reiches auf den geschichtlich gegebenen Zuständen der deutschen Staaten aufbaute, also weder eines Vorbildes bedurfte, noch thatsächlich das Vorbild der Vereinigten Staaten irgendwie benutzt hat, abgesehen hiervon ist auch zwischen beiden ein wesentlicher Unterschied. Die amerikanischen Bundesstaaten erhalten ihre staatliche Eigenschaft, wenn das fragliche Gebiet eine gewisse Einwohnerzahl erworben hat. Hierin ist selbstverständlich nicht die geringste Gewähr dafür geboten, daß sich ein so abgegrenztes Gebiet auch dazu eignet, selbständiges staatliches Leben in sich zu entwickeln, wozu eine Vorbedingung beispielsweise ein gewisser

Digitized by Google

Grad von Sonderpatriotismus ist. Bei der Übertragung eigner Verwaltung an die preußischen Provinzen ist dieser Umstand am meisten maßgebend gewesen. Und gerade hierdurch wird es ermöglicht, daß das staatliche Leben bald an vielen Stellen neben einander aufwächst, bald sich in einen Mittelpunkt vereinigt. Die schematische Gliederung der Nordamerikanischen Republik in Bundesstaaten ist nicht darauf berechnet, diesen Erfolg zu haben; ob sie ihn hat, ist sehr fraglich. Sie ist also etwas ganz andres als die Verfassung des deutschen Reiches.

Bei einer Verfassung wie der des deutschen Reiches kann der Gesamtstaat einen größern Umfang haben, als es sonst die Neigungen des Volkes auf die Dauer ertragen würden, und es gehört nun ein gewisses weitgehendes Maß von Gemeinsamkeiten dazu, um sich zu einem Gliedstaate oder einer Provinz zusammenzuschließen, ein gewisses geringeres Maß von Gemeinsamkeiten dieser Glieder, um dem Gesamtstaat anzugehören. Jedes Glied kann aber in seinem Umfange nur unter der Voraussetzung bestehen, daß es ein Glied bleibt und ihm nicht etwa die für seine Schultern viel zu schwere Last aufgebürdet wird, einen durchaus unabhängigen Staat zu bilden. Es würde dann viel zu klein sein im Verhältnis zu den gewaltigen Gebieten und Einwohnerzahlen, die sich jetzt auf dem Erdenrunde gegenseitig beeinflussen und mit einander wetteifern. Ein solcher allzu kleiner Staat würde nicht nur thatsächlich unfähig sein, sich gegen feindliche Angriffe zu wehren, sondern es würde sich auch, was vielleicht vom allgemeinen weltgeschichtlichen Standpunkte noch wichtiger ist, kein Selbstgefühl, kein Patriotismus darin entwickeln oder aufrecht erhalten lassen. In einem allzu kleinen Staate würde gerade unter den für Staatsgeschäfte am meisten geeigneten Kräften und Geistern die Empfindung walten, daß es doch eigentlich ganz gleichgiltig sei, was in einem so unbedeutenden Staatswesen geschehe, denn die getroffenen Einrichtungen haben keine Gewähr längern Bestehens, und in dem großen Wettbewerb, worin die Völker um die stetig höhere staatliche Ausbildung ringen, kann ein so kleines Ereignis keinen Eindruck machen, nicht als Vorbild dienen. Man findet daher bei den zu kleinen Staaten eine allgemeine Erschlaffung und Erlahmung des staatlichen Lebens; der Patriotismus wird zur Engherzigkeit. Dies war zu beobachten bei den kleinen deutschen Staaten vor der Gründung des Norddeutschen Bundes und des vollendeten deutschen Reiches, es ist noch zu beobachten in den kleinen Nachbarstaaten Deutschlands. Wenn es, wie in einigen von diesen, nicht mehr gelingen will, Einrichtungen zu einer genügenden Verteidigung auch nur zu versuchen, so hat sich damit ein solches Staatswesen eigentlich selbst aufgegeben. Alsdann würde es ihm besser sein, durch einen mannhaften Entschluß sich unterzuordnen, als eine nicht angetastete, aber unfruchtbare Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Innerhalb eines größern Staates sind sie noch geeignet, mit den andern Gliedstaaten in staatlicher Arbeit zu wetteifern, aber von dem

Digitized by Google

riesenhaften Gebiete, wo jetzt gesittete Völker wohnen, bilden sie einen zu kleinen Teil, als daß sie unter diesen eine geachtete Stellung einnehmen könnten. Ehemals freilich, als das Gebiet der gegenseitig wetteifernden Völker in Europa viel kleiner war, konnte auch die Größe dieser Staaten genügen.

Für einzelne ganz außerordentlich deutliche Fälle kann man also mit einiger Entschiedenheit sagen, daß die Größe dieses Staates zu riesenhaft, die Größe jenes Staates zu winzig sei, um dann daraus zu folgern, daß der Zerfall des erstern und der Niedergang des letztern bis zur Bedeutungslosigkeit zu erwarten sei. Auch in diesen ungemein handgreiflichen Fällen aber ist die Richtigkeit eines solchen Urteils doch immer durch unabsehbare Vorbehalte bedingt, vor allem durch den Vorbehalt, daß nicht ein bedeutender Herrscher oder Staatsmann dennoch das Gegenteil zu stande bringe. Denn in der Weltgeschichte giebt es keine unwandelbaren Gesetze in dem Sinne, wie ein physikalisches Gesetz ohne alle Ausnahme gilt. Schon die hiermit eher vergleichbaren physiologischen Gesetze der lebenden Wesen haben niemals eine so ausnahmslose, völlig unumschränkte Geltung; wie viel weniger die in der Weltgeschichte erkennbaren Folgen von Thatsachen, die der Wille des Menschen herbeigeführt hat! Solche Gesetze der Weltgeschichte verlieren eben dadurch einen bedeutenden Teil ihrer scheinbar unbezwinglichen Gewalt, daß man sie ausspricht. Es kann dazu kommen, daß sie gänzlich vernichtet werden.

Um vieles unsicherer und gewagter aber sind Urteile, die man über die beste Größe eines Staates der Gegenwart fällen wollte, der weder zu den größten noch zu den kleinsten gehört. Es würde die Kräfte des Geschichtschreibers bei weitem übersteigen, wenn er sich so in Dingen ein Urteil anmaßen wollte, in die nur der thätige Staatsmann einen Einblick haben kann. Der Geschichtschreiber soll nicht belehren, sondern die Möglichkeit bieten, zu lernen. Dieses Amt freilich möchten wir ihm bewahren und ihn nicht auf die lebensfremde Obliegenheit verweisen, nur Thatsachen festzustellen.

Kiel Ronald Keßler

Digitized by Google

Die revolutionäre Propaganda auf deutschem Boden 1790 bis 1792

Von Woldemar Wenck

Spione durchschleichen haufenweise eure Staaten und streuen da ihre Lehre aus! Freiheit, Gleichheit, das sind die Talismane der Schurken, das ist der Vereinigungspunkt der Betrüger und Betrogenen, Klassen, die unglücklicherweise die große Majorität des Menschengeschlechts ausmachen" — so sprach eine französische Flugschrift, deren Übersetzung in dem Journal von und für Deutschland erschien, bereits um die Mitte des Jahres 1790 zu Europas Fürsten. „Frankreich hat seine Apostel unter mancherlei Gestalten in Deutschland, das wissen wir so genau, als auch wir unsre Männer haben, die eure Gesinnungen erforschen!" so hieß es in einem Zuruf „einiger Preußen" an „unsre Leute in Franken," d. h. an die soeben erst unter preußische Herrschaft gekommenen Bevölkerungen von Ansbach und Bayreuth, die vor einem Anschluß an die (1792) in Deutschland eingefallenen Franzosen gewarnt wurden. Überall war von der französischen Freiheitspropaganda die Rede.

Sogleich nach den ersten großen Schlägen, durch die sich im Sommer 1789 die französische Bewegung als eine gewaltige Revolution des ganzen französischen Staatswesens offenbarte, erhob sich sowohl innerhalb als außerhalb Frankreichs ein Glaube und gewann mit jedem neuen Fortschritt dieser Revolution neue Kraft: der Glaube an einen Zusammenstoß, zu dem es notwendig zwischen dem revolutionären Frankreich und den herrschenden Gewalten in dem übrigen Europa früher oder später kommen müsse. Vergeblich priesen es viele als einen Segen für die Ruhe der Menschheit, daß ein verfassungsmäßig beschränkter Franzosenkönig nicht in der Weise Ludwigs XIV. mit Europas Frieden sein Spiel werde treiben können; vergeblich wurde von den deutschen Freiheitsfreunden immer und immer wiederholt, deutsche Fürsten hätten bei einigem Wohlverhalten nicht den entferntesten Anlaß, von einer ungestörten Weiterentwicklung der Revolution schlimmes für sich und das Verhältnis zu den eignen Unterthanen zu besorgen. Der Gedanke an einen dereinstigen Kampf zwischen der Freiheit und den Tyrannen — wie es auf der einen Seite hieß —,

Digitized by Google

zwischen den Feinden und den Freunden aller menschlichen und göttlichen Ordnungen — wie die andern sich ausdrückten — ward auf beiden Seiten bald mit feuriger Leidenschaft, bald mit ängstlicher Sorge als unvermeidlich bezeichnet. Dieser Glaube an die Unvermeidlichkeit des Zusammenstoßes hat in der Tiefe wirkend einen gar nicht unbedeutenden Anteil gehabt an der Herbeiführung des Zusammenstoßes selbst; schon vorher aber zog aus ihm sowohl die französische Propaganda als auch die Meinung, die man sich von ihr bildete, einen guten Teil ihres Lebens.

Sehr mannichfaltiges, ja einander entgegengesetztes wirkte zusammen, um diese Meinung auf eine außerordentliche Höhe emporzuschrauben und die unheimlichsten Vorstellungen daraus hervorgehen zu lassen. Wenn so plötzlich eine Erscheinung, wie damals die französische Revolution, zu einer solchen Herrschaft über die Seelen von Hunderttausenden gekommen ist, so wird immer eine Neigung bestehen, zur Erklärung des Außerordentlichen sich nicht mit dem zu begnügen, was zu Tage liegt und nur der gemeinen Erfahrung entspricht. Namentlich dem Charakter der damaligen Zeit wäre das nicht gemäß gewesen. Lebte doch in dieser neben aller Aufklärung und aller Freude an der jungen Publizität auch ein ganz beträchtlicher Trieb, geheimen Zusammenhängen irdischer oder überirdischer Natur die wunderbarste Kraft zuzutrauen, das Auffällige auf sie zurückzuführen, das Verschiedenartigste von ihnen zu befürchten und zu hoffen. Welch einen Raum nahm nicht die Freimaurerei in den Gedanken von Eingeweihten und Uneingeweihten ein, und wie suchten allerlei Geister in ihr Eingang zu gewinnen, um sich ihren Reiz und ihre weitverzweigte Organisation für die eignen Zwecke dienstbar zu machen! Welch einen Lärm hatte es nicht schon bald nach Auflösung des Jesuitenordens über die Verbindungen gegeben, die unter den ehemaligen Mitgliedern desselben lebendig geblieben oder nun erst recht lebendig geworden seien und deren unterirdische Thätigkeit sich bald hier, bald dort, in protestantischen wie in katholischen Ländern, verrate! Recht eigens zur Bekämpfung dieser geheimen jesuitischen Thätigkeit hatte sich in Baiern (1776 ff.) der Geheimbund der Illuminaten gebildet und, indem er mit dem Freimaurerwesen in Beziehungen getreten war, eine weite Verbreitung auch über andre Gegenden von Deutschland gewonnen. In seiner bairischen Heimat hatte er, im Gegensatz zu den dort herrschenden Mächten der krassesten Finsternis, hie und da weitgehend radikale Ansichten in sich aufkommen lassen; daher denn die dortige Regierung, als sie mittels eines ganz barbarischen Verfahrens (1784/85) den Orden unterdrückte, zu ihrer Rechtfertigung gar manches von den Ergebnissen der verhängten Untersuchung veröffentlichen konnte, was für fromme Christen und ruheliebende Unterthanen aus den Illuminatennamen ein Schreckenswort zu machen geeignet war. Leicht begreift sichs nun, daß jetzt unter den lautesten Verehrern der französischen Revolution keine geringe Anzahl von solchen war,

Digitized by Google

die man als Mitglieder des Illuminatenordens kannte oder zu kennen glaubte; und schon an sich mochte die Geistesverwandtschaft zwischen Illuminatismus und Revolution für manchen Zeitgenossen genügen, beide als Erzeugnisse ein und desselben entsetzlichen Zusammenwirkens zahlloser Verschworenen und die Revolution nur als eine neue Rechtfertigung für alles anzusehen, was bairische Pfaffen und andre Dunkelmänner jemals von der Macht und den schrecklichen Absichten der Illuminaten verkündet hatten.

Und wie nun, wenn man mit also geängstigtem Gemüte in den Journalen und Flugschriften Frankreichs von den dortigen Veranstaltungen zur Revolutionierung Europas las? Dort arbeiteten mit den Gegnern der Revolution, die die Bewegungsmänner vor Europa der furchtbarsten und ausgedehntesten Entwürfe bezichtigten, diese Bewegungsmänner selber in ihrer selbstgefälligen oder berechneten Großsprecherei zusammen, um die Welt mit der Sorge vor der weitreichendsten Wirksamkeit revolutionärer Lehren und Betreibungen zu erfüllen. Im Sommer 1790 erschien eine Dénonciation à toutes les puissances d'un plan de conspiration. Danach hatte sich eine Gesellschaft, die in sechs Sektionen 600 bis 666 Personen umfaßte, in Paris zusammengethan. In Besorgnis vor den auswärtigen Mächten wegen der gegen sie begangenen Vertragswidrigkeiten — so gegen die deutschen Reichsstände, denen ihre Besitzungen in Elsaß, Lothringen u. s. w. entzogen worden — sah sie es darauf ab, die in Frankreich herrschende Auflösung nach den benachbarten Ländern zu übertragen. Ein paar Monate darauf berichtete ein Brief im Hamburger Politischen Journale von vielen Tausenden, die als „Emissäre," „Affiliirte," „Assoziirte" der Gesellschaft angehörten; wiederum zwei Monate später spricht eine Meldung aus Straßburg von nicht weniger als dreißig Millionen Livres, die allein für Unruhestiftungen in Deutschland ausgeworfen wären. Wer derartigen Abenteuerlichkeiten Glauben beimaß, der mochte dann auch gern alles hinnehmen, was ganz besonders den Zusammenhang zwischen den Illuminaten und der französischen Revolution thatsächlich zu belegen bestimmt war. Da nahmen in den Aussagen des Wundermanns Cagliostro vor der römischen Inquisition — nach seiner Verhaftung im November 1789 — auch Mitteilungen eine Stelle ein, die er vor Jahren in Frankfurt von zwei Häuptern der Illuminaten empfangen haben wollte. Hier war von einer Gesellschaft die Rede, deren Mittel aus den Beisteuern von 180 000 Freimaurern zusammengeflossen wären; der Zweck sei Vernichtung aller despotischen Fürsten gewesen, und daß der erste Streich auf Frankreich geführt werden sollte, habe schon damals im Plane gelegen. Ferner erinnerte man sich, daß Johann Joachim Bode, einer der hervorragendern unter den deutschen Illuminaten, 1788 sich in Paris befunden hatte; jetzt wußte man von der Loge zu erzählen, in der er und der Reisegefährte, den er bei sich gehabt, das Evangelium des Illuminatismus von Zerstörung der christlichen Religion und Umkehrung der Welt gepredigt hatte. Eine ganze

Digitized by Google

Anzahl nachheriger Revolutionshelden und zwar von allen Schattirungen — d'Epréménil, Lafayette, Mirabeau, Sieyès, Condorcet — seien Mitglieder der Loge gewesen. Ganz ins Phantastische verlor sich schon im Jahre 1790 ein Deutscher, der seine Gedanken in dem Journal von und für Deutschland ablagerte: Amerika, das undankbare, habe in der Bedürftigkeit nach Menschen zur Bebauung seiner wüstliegenden Strecken die Predigt von der Freiheit und Gleichheit als das Mittel gewählt, in Europa den Umsturz aller Dinge und somit Zustände herbeizuführen, die den alten Weltteil herunterbringen und massenhafte Auswanderungen nach der neuen Welt zur Folge haben müßten.

Vorzüglich das Hamburger Politische Journal und Aloys Hofmanns Wiener Zeitschrift machten sich mit der Propaganda zu schaffen. Überall hoben sie die Decken auf, unter denen Illuminaten und Jakobiner — Bezeichnungen, die mehr und mehr zusammenflossen — versteckt lagen. Namentlich auch in den Kabinetten und, als der Krieg ausgebrochen war, in den Kriegsräten sollten sie sich Plätze verschafft haben, um Verrat zu üben und Verwirrung hervorzubringen. Wie willkommen mußte es da geheißen werden, wenn die Propagandisten sich selbst enthüllten, wenn sie selbst, absichtlich oder unabsichtlich, ihre gegen das Ausland gerichteten Pläne dem Auslande verkündeten. So, wenn ein französisches Journal Bouche de fer sich ausdrücklich als ein auf alle Nationen berechnetes Organ der Freiheitsbestrebungen rühmte. Als zwischen Frankreich und den beiden Großmächten Deutschlands mehr und mehr der Krieg in Sicht trat, gewannen eine Menge von Äußerungen französischer Redner in der (zweiten, gesetzgebenden) Nationalversammlung und vollends in den Klubs ganz von selbst eine Beschaffenheit, daß sie über die Köpfe der Franzosen hinweg zu den Völkern des Auslandes gesprochen erschienen. Man macht sich leicht eine Vorstellung, wie damals bei der Kunde von der Ermordung des Schwedenkönigs Gustavs III. durch Ankarström (März 1792) ganz Europa auffuhr. Vielfach wurde die That wohl als eine Aristokratenthat gegen den Adel ausgebeutet, ebenso oft aber, da sichs um einen Königsmord handelte, gegen die französischen Revolutionäre, und die wildesten von diesen trugen kein Bedenken, das Verbrechen sich selber moralisch anzueignen. In Straßburger Blättern wurde von dem Bestehen eines Tyrannenmörderbundes gesprochen. „Der schwedische Don Quixote ist gefallen — hieß es in der Straßburger Zeitung —, der schwedische Brutus heißt Ankarström." Hatte man schon im Juni 1791 in den Protokollen eines Pariser Klubs lesen können, daß dieser Klub aus eben so vielen Tyrannenschlächtern als Mitgliedern bestehe, alle entschlossen, jeden Despoten zu töten, der es wagen würde, sich an dem Gebiete und an der Freiheit von Frankreich zu vergreifen, so wußte man jetzt von einem französischen Weinhändler, der drei Tage, ehe der Mord geschehen war, vor drei Zeugen in Hannover verkündet habe: in diesen Tagen wird ein König in Europa sterben. Gleich nach dem Morde brachte ein Pasquill,

Digitized by Google

das zu Kassel erschienen sein sollte, die Worte: „Wir haben auch solches Pulver wie Ankarström.“ Von welch einer bangen Lust mochte sich da manches erregbare Gemüt angeweht fühlen, ähnlich wie vor einiger Zeit mancher Franzose bei den zahllosen Spuren von der Allgegenwart deutscher Spione auf französischem Boden!

Fragte man nach handgreiflichen Beweisen propagandistischer Thätigkeit der Franzosen in Deutschland, so war freilich bis zum Ausbruche des Krieges wenig zu erhärten, und nüchterne Männer versagten den Glauben. Ladeten doch auch, bei allen Mängeln der deutschen Zustände, zu planmäßigen revolutionären Anknüpfungen und Anstiftungen andre Länder bei weitem mehr ein, so Holland und Belgien mit ihren eignen, kürzlich durchlebten oder noch fortdauernden Unruhen und aller der Verbitterung der Parteien, die dabei in Nachteil geraten waren, so auch Italien mit den Verhältnissen, die seit Jahrhunderten immer in den dortigen Bevölkerungen einen günstigen Boden für die verschiedensten Anzettelungen geschaffen hatten. Auf deutschem Boden mußten, so lange nicht der offne Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, kleine Vorgänge unter starker Vergrößerung betrachtet werden, um auch nur einigen Beweis für die Propaganda zu liefern. Wenn sich dem Schultheißen einer Weimarischen Ortschaft auf seinem abendlichen Heimwege ein Fremder anschloß und ihn erst in seinem Gottesglauben, dann in seiner Unterthanentreue zu beirren suchte, wenn sich in Frankfurt während der Kaiserwahltage 1790 ein als unruhiger Kopf bekanntes Mitglied der französischen Schauspielertruppe über das Unwürdige ausließ, das es habe, bei der feierlichen Auffahrt der Wahlbotschafter den Hut zu ziehen, so wiesen wohl sorgliche Gemüter auf derartiges hin als auf Lebensäußerungen einer überall wirksamen Macht. Verhältnismäßig bedeutend erschien da noch, was ein uns schon bekannter, rühriger und entschlossener Bekämpfer alles Revolutionsgeistes, der Bibliothekar Ottokar Reichard in Gotha, in seinem Revolutionsalmanach aus der Zeit, wo die Franzosen unter Custine gegen Mainz vordrangen (Oktober 1792), mitteilte. Gleichzeitig seien durch ausgesandte Briefe zahlreiche Männer weit über Deutschland hin aufgefordert worden, sich am 1. November, jeder auf einem freien Platze seines Wohnortes, durch revolutionäre Abzeichen erkennbar und mindestens mit einem großen Messer bewaffnet einzufinden; so zum Bewußtsein ihrer eignen Menge und Macht kommend, hätten dann die allenthalben versammelten alsbald zur Aufrichtung des revolutionären Wesens vorschreiten sollen. Noch lange Jahre nachher hat Reichard in seiner Selbstbiographie die Aufforderung als ernst gemeint behandelt. Wir würden darin wohl eher einen Scherz oder auch eine Falle vermuten, die den Revolutionsfreunden an einigen Orten gelegt werden sollte.

Nur wo über die französisch-deutsche Grenze hinweg von Landschaft zu Landschaft ein lebhafter nachbarlicher Verkehr stattfand, ließen sich schon vor

Digitized by Google

dem Anfange der Revolutionskriege ernstliche Bemühungen, auf die Nachbarn auch politisch einzuwirken, nicht verkennen. Das war vorzüglich am obern Rhein der Fall. Die außerordentliche Wichtigkeit Straßburgs und des Elsaß für deutsch-französische Wechselwirkungen trat auch hierbei klar zu Tage. Im Elsaß selbst gab es damals Regungen des provinzialen Geistes gegen die einförmige Gleichmäßigkeit, die durch die Verfassungsarbeit der Nationalversammlung in den Rechten und Einrichtungen aller Teile von Frankreich hergestellt werden sollte — Gegenstrebungen zur Behauptung der sehr besondern Stellung, die die Landschaft und in ihr vorzüglich die Stadt Straßburg in dem französischen Staatsganzen einnahm. Einer der beiden Vertreter der Stadt in der konstituirenden Nationalversammlung, von Türkheim — ein Name, der uns Deutschen seitdem in mehr als einer Beziehung wert geworden ist —, gab selber diesem landschaftlichen Eigengefühle einen sehr bestimmten Ausdruck: er legte sein Abgeordnetenmandat nieder und empfahl den Elsässern, als Bewohner einer zurückgesetzten Provinz ihre Hoffnung mehr auf die königliche Gewalt als auf die Nationalversammlung zu richten. Eben aber im Gegensatz zu solchen Regungen nahmen sich dann auch die Anhänger der Nationalversammlung und der weiterschreitenden Bewegung desto schärfer zusammen. Und da sie nun zu ihrer elsässischen Bevölkerung in deutscher Sprache schreiben mußten, so sah auch rechts vom obern Rhein das Volk, das seinen täglichen Lesestoff vorzugsweise aus Straßburg zu beziehen gewöhnt war, die dreistesten Ausbrüche revolutionären Wesens in der Muttersprache sich zu unmittelbarem Verständnisse gebracht. Der Landmann und der kleine Bürger in der Pfalz, in der Markgrafschaft Baden, in den geistlichen Herrschaften der Rheinebene und des Schwarzwaldes bekamen Dinge zu lesen, wie jene an die Nationalversammlung gerichtete Adresse aus Montpellier, die die Straßburger „Konstitutionsfreunde“ zu der ihrigen machten und ins Deutsche übersetzen ließen: „Es fehlt uns nichts, um Römer zu sein, als der Haß und die Vertreibung der Könige: wir haben den erstern und erwarten von Ihnen die zweite.“

Natürlich gingen dann von Straßburg auch Preßerzeugnisse aus, die ausdrücklich für die Fürstensklaven im deutschen Reiche bestimmt und auf sie berechnet waren. In dem Maße, wie die Verhältnisse zwischen dem revolutionären Frankreich und den deutschen Mächten gespannter wurden, tönte immer lauter „das Lärmhorn, mit welchem die Straßburger über den Rhein bliesen.“ Daß mancher Freiheitsenthusiast aus dem deutschen Reiche sich in Straßburg niedergelassen hatte, um hier Sicherheit zu finden oder auch nur, um sich an Ort und Stelle des über Frankreich aufgegangenen Heiles zu erfreuen, diente begreiflicherweise dieser auf Deutschland gerichteten Thätigkeit zur Belebung. Zu Straßburg saß seit dem Sommer 1791 Eulogius Schneider, ein geborner Mainfranke, ehemaliger Franziskanermönch, eine Zeit lang Hofprediger des

Digitized by Google

katholischen Herzogs Karl Eugen von Württemberg, dann Professor in Bonn, lyrischer Dichter, theologischer und philosophischer Schriftsteller, ein Mann von gewandtem Geiste, freien Anschauungen, leichtem Leben. Aus Bonn verdrängt, hatte er bei dem konstitutionellen*) Bischof von Straßburg als dessen Vikar Stellung gefunden und sich alsbald in jene revolutionäre Laufbahn geworfen, in der er sich nach ein paar Jahren, ein Diener des Schreckensregiments, selber durch andre Schreckensmänner auf die Guillotine schicken lassen mußte. Im Herbst 1791 fand sich in Straßburg auch Anton Josef Dorsch ein, der sich in Mainz als Professor der Logik und Metaphysik großer Beliebtheit erfreut, zuletzt aber von seinen Vorgesetzten eine verletzende Behandlung erfahren hatte. Auch er bekam in Straßburg als bischöflicher Vikar, dazu als Professor an der katholischen Akademie, eine Anstellung, hielt zum Antritt des erstern Amtes in dem Münster eine Predigt über die Freiheit und erwarb sich mit einem Vortrag: Über die Geschichte der Vaterlandsliebe, in der Konstitutionsgesellschaft seiner neuen Heimatstadt großen Beifall. Noch andre katholische Geistliche aus Deutschland, so Johannes Schlotterbeck, Depeser, wären zu nennen, aber auch Laien und Protestanten, wie jener preußische Edelmann Eduard von Clauer, dessen ich schon früher gedachte. Wie dieser, so entwickelt von Straßburg aus auch ein andrer Deutscher, Christof Friedrich Cotta (ein Bruder des berühmten Buchhändlers), eine lebhafte litterarische Thätigkeit. Er hatte sich von Stuttgart, wo er eine Monatsschrift „Teutsche Staatslitteratur" herausgegeben hatte, im Juli 1791 nach Straßburg gewandt und gewann von dort aus durch sein „Straßburger politisches Journal für Freiheit und Aufklärung" eine nicht unbeträchtliche Wichtigkeit für das südwestliche Deutschland.

Ein „deutscher Adoptivsohn des Vaterlandes der Franken," mutmaßlich Eulogius Schneider, hielt im Juni 1791 in der Gesellschaft der Straßburger Konstitutionsfreunde eine Rede, bei deren Abdruck die Rücksicht auf die ehemaligen Landsleute des neuen Franken ganz vorzüglich im Spiele gewesen sein wird. Seit dem 14. Juli 1789 beginnt für den Redner eine neue moralische Schöpfung der Welt; in strahlendstem Kontraste hebt sich für ihn das auf Frankreich gegossene Licht von dem Dunkel ab, das, bis vor kurzem auch über dieses Land verbreitet, jetzt noch alle übrigen Länder der Welt und namentlich auch Deutschland bedeckt. Nach einem verachtungsvollen Blick auf Preußen, auf Österreich schont der Redner unter den „kleinern Despoten" selbst den allverehrten Karl Friedrich von Baden nicht, und der erste Berater desselben, der geachtete von Edelsheim, heißt ein eingebildeter Geck, ein un-

*) D. h. einem der Bischöfe, die nicht (wie das ein so großer Teil der französischen Geistlichkeit aus klerikalen Bedenklichkeiten und Abneigungen that) den Eid auf die neue französische Konstitution verweigerten.

Digitized by Google

wissender Höfling. Andres, was man diesen oberrheinischen Bevölkerungen zu lesen gab, suchte sie wohl so recht in deren eigenster Sprachweise und an ihren empfindlichsten Stellen zu treffen. „Du, was du auch seiest, her da, setze dich mit mir in einen Winkel allein," so beginnt ein fliegendes Blatt. In faßlichstem und eindringendstem Tone wird das Unrechtmäßige, nicht minder das Unchristliche aller Ungleichheit auf Erden dargelegt, sowie die Art vorgezeichnet, in der die Deutschen, nach dem Beispiele der Franzosen, zu ihren Fürsten zu sprechen hätten. Und wie damals überall, bei den revolutionsfreundlichen Eiferern sowohl als bei ihren geängsteten Gegnern, Hoffnungen und Befürchtungen sich ganz besonders um die Soldaten, ihre Zuverlässigkeit oder ihre Empfänglichkeit für demagogische Lockungen drehten, so wird hier das Beispiel der französischen Garden dem deutschen Militär zur Nachachtung empfohlen. In sehr freier Umarbeitung des thatsächlich geschehenen wird ein Geschichtchen vorgetragen, wonach von diesen Garden der Befehl ihrer Offiziere, auf die Nationalversammlung zu feuern, damit erwiedert worden wäre, daß sie ihre Gewehre gestreckt und dann nicht eher wieder aufgenommen hätten, als um mit ihnen die Bastille erstürmen zu helfen. Den Schluß bildet die Ermahnung an die deutschen Veteranen: sie möchten an ihrem Loose den jüngern Kameraden zeigen, was auch diesen im Alter bevorstehe, um sie zu der Überlegung zu bringen, ob sie sich gegen das Volk wollten gebrauchen lassen.

Noch volkstümlich kräftiger machte sich ein „ächter Patriot Eichbaum" Luft. Einen „Schwerenotspatriotischen Brief" richtet er an König Gustav III. von Schweden als Antwort auf das Schreiben, worin dieser die Behandlung Ludwigs XVI. nach dessen verunglücktem Fluchtversuche (Juni 1791) gerügt hatte; und in einem „Wort an den Kurfürsten von Mainz" hieß es, er gelte ja sonst wohl für einen braven Mann; schade nur, daß er kein Partikulier sei! da er ein Kurfürst, müsse ihm ja wohl die Geschichte der gegenwärtigen Zeit „Gift und Popperment" sein.

Man erkennt an diesem Tone: die breitesten Schichten des Volkes sollten getroffen werden. Auch mit ganz unmittelbaren Aufforderungen zur Erhebung gegen die Fürsten, unter Verheißung nachbarlicher Hilfe, wurde den Deutschen zugesetzt, und zwar geraume Zeit, ehe der Krieg zwischen dem revolutionären Frankreich und dem monarchischen Europa wirklich losbrach. Ein Quartblatt, „Letzter Ruf der freigewordnen Franken an die unterdrückten Deutschen," ist vom Monat August des Jahres 1791, des dritten Jahres der Freiheit, datirt. „Fühlet eure Sklaverei, edle Deutsche," hebt es an, „seht es endlich ein, daß euch eure Fürsten zu unglücklichen Werkzeugen des Mordes gegen uns Franken brauchen wollen — Franken, die euch Freundschaft angelobten. . . . Wir Franken wollen für diese unsre Freiheit kämpfen, siegen oder sterben. Und ihr, verblendete Deutsche, wollt für eure Fürsten, die euer Blut aussaugen,

Digitized by Google

eurer Söhne, Gatten und Freunde Blut aufopfern, um nach zweideutigem Siege euch in festere Ketten schmieden zu lassen? .... Zerreißt die Sklavenketten eurer verschwenderischen Fürsten und ihrer raubgierigen Minister; wir bieten euch die Hand, fechten und sterben mit und für euch, schützen eure Freiheit, euer Eigentum und sichern euern Herd — ihr seid mit uns frei und unsre Brüder. Wollt ihr aber doch Sklaven bleiben, nicht hören die Stimme eines freien Volkes, euern Fürsten und unsern Scharen stolzer Bösewichter (den Emigranten) die Hand zu mörderischen Unternehmungen bieten — ha so seid ihr unsrer Schonung nicht wert, und wir machen euch, wie einst unser Despot vor hundert Jahren, zu Bettlern, schonen euers Blutes und Eigentums nicht, und siegen oder sterben für unsre Freiheit, denn wir sind Franken."

Tagesschriftsteller und Zeitromane

Es ist auf keinen Fall eine dankbare Aufgabe, die Romanfabrikation, wie sie sich in den Kulturländern heute ausgebildet oder, wie der Modeausdruck des Tagesschriftstellers lautet, „herausgebildet" hat, eine litterarische Industrie von riesiger Ausdehnung und hoher materieller Blüte, mit künstlerischen Glossen zu begleiten. Man wendet da wirklich Mühe am unrechten Orte an, bessern kann man nichts, noch weniger etwas neu erzeugen; denn dieses Gewerbe hat sich mit Bewußtsein von jeder Kunst getrennt, es hat das Wörtchen Kunst, das ihm noch vorn anklebte, geradezu gestrichen und sich damit jede „berufne" Einmischung in seine Kreise verbeten. Kommt diese gleichwohl noch hie und da vor, so gilt sie als das, wofür sie in dieser Umgebung nur gelten kann, als Geschäftsstörung von Seiten eines benachteiligten Interessenten und ist bei beiden Gliedern des Marktes, bei Produzenten und Konsumenten (letztere sind hier im eigentlichsten Sinne die „Verschlingenden") gleich unbeliebt. Und doch ist es so leicht erklärlich, daß sie vorkommen kann. Die Natur läßt sich in ihrer „Produktion" durch die Produzenten des Zeitalters der selbstherrlichen Industrie durchaus nicht stören. Sie produzirt nach wie vor in ihrer alten Weise fort: Produkte wie sie sich in den wohlassortirten Lagern und noch besser ausgestatteten Schaufenstern der Industriellen nicht finden, Empfindungen, Gedanken, Phantasien, Schicksale, mitunter auch Menschen und nicht

Digitized by Google

bloß „industrielles Material," Treibriemen, Räder und Walzen für die große Spinnwebenfabrik des „kulturellen" (wie das schöne Wort heißt) und freisinnigen Fortschritts. Mitunter kommt es nun vor, daß Vergleiche angestellt werden und daß unbegreifliche Phantasten so lächerlich verbohrt, reaktionär und bigott sind, den bescheidnen Erzeugnissen der guten, alten still-heiligen Mutter vor den blitzblank polirten und giftgrüngewichsten Marktprodukten der gleichgiltig klappernden, dünkelhaften Werkeltagsmuhme den Vorzug zu geben. Das ist dann ein crimen laesae humanitatis. Denn obwohl die Muhme überzeugt ist, daß sie mit ihren „kolossalen Fortschritten," den Dampfwägelchen und Blitzlichterchen und ihren zusammengesetzten Apparaten, die die Unterhaltungen von Müller und Schulze statt über den Biertisch über ganze Provinzen hinaus ermöglichen, die gute Mutter völlig geschlagen und für alle Zeit entbehrlich gemacht habe, kann sie es doch nicht leiden, wenn man von ihr auch nur spricht. Und um ihr Gedächtnis bei ihren alten Kindern, den Menschen, vollständig auszulöschen, hat sie neuerdings gar ihren Namen angenommen und möchte ihnen einreden, die Natur wäre ganz so ein gleichgiltig klapperndes, dünkelhaftes, mechanisches Ding wie sie.

Eine solche Meinungsverschiedenheit über den unantastbaren Wert industrieller Produkte war es, die uns die Romane von Hermann Heiberg in die Hände spielte. Wenn wir noch nicht gewußt hätten, daß der Name Heiberg gegenwärtig einen gewichtigen Klang auf dem nationalen Markte für poetische Eisen- und Blechindustrie besitze, so hätten uns diese Romane die Annahme nahegelegt. Sie entsprechen durchaus den Anforderungen, die man an fixe, wohl unterzubringende Ware zu stellen berechtigt ist. Es läßt sich in diesem Betracht darüber weiter gar nichts sagen. Nun wußten wir aber mehr von dieser litterarischen Firma. Sie begegnet nicht bloß in allen kurssähigen Zeitschriften, über die die poetische Eisen- und Blechindustrie gegenwärtig verfügt, sondern auch in Bänden von allen Farben: gelb, rot und blau, auch unschuldsweiß, aber alles streng postmäßig, nicht etwa bäurische Blumenfarben, und sie begegnen nicht bloß auf den Näh- und Putztischchen der weiblichen, nein, auch auf den Pulten und Rauchtischen der männlichen „Konsumenten." Es ist offenbar, daß hier das Angebot der Nachfrage ganz besonders entspricht. Zum Überfluß lasen wir noch einmal in einer reichshauptstädtischen Zeitung, die es also vertreten kann, von Hermann Heiberg selbst einen „fachmännischen Bericht" über den „Erfolg" in der poetischen Eisen- und Blechbranche, worin höchst überzeugend auseinandergesetzt war, daß das ganze Geheimnis in einem langen Strick bestehe, an dem höchstens ein Stücker zwölf gangbare Produzenten baumeln können. Ein Paar purzeln immer ab, andre kommen hinzu, manche haben einmal daran gehangen, sind aber abgefallen und rennen nun verzweifelt hin und her, weil sie das Ende nicht wieder in die Hände bekommen können. Die aber fest, sicher und stetig

Digitized by Google

daran schweben, das sind höchstens zwei oder drei „Matadore" — auf deutsch etwa „Hauptkerle" —, die brauchen sich nicht erst mit Mühe und Geschrei von ihren Verlegern daran hängen und festhalten zu lassen, die kommen hinauf, sie wissen selbst nicht wie, im Unterschiede von jenem, der auf dieselbe Art heruntergekommen war, sie sind also nach diesen Auseinandersetzungen gewissermaßen für den litterarischen Strick vorherbestimmt, „prädestinirt," wie der philosophische Ausdruck lautet.

Daß der Verfasser eines so schlagenden Berichts nur ein aus eigner Erfahrung urteilender Eingeweihter, einer von den zwei oder drei Auserwählten sein könne, war dem bescheidnen „Konsumenten," der diesen Bericht las, klar. Mit tiefer, scheuer Ehrfurcht vor den für ihn ewig unenthüllten Geheimnissen des litterarischen Marktes mag er den Bericht aus den Händen gelegt haben. Uns aber reizt die Erinnerung daran, einmal diesen Geheimnissen nachzuforschen; beileibe nicht um die Kraft des zauberhaften Strickes zu schwächen — denn dazu ist er zu fest gedreht aus den Zöfen der Konsumentinnen und den Flaumbärten der Konsumenten —, sondern ehrlicher und anspruchsloser Wissenschaft halber, bloß um die Möglichkeit und die Zusammensetzung einer so eigenartigen Einrichtung der menschlichen Gesellschaft kennen zu lernen. Und eines würden wir dabei — wir gestehen es — als letztes Geheimnis gern herausbekommen, das ist nun einmal unsrer Neugierde zubeschiednes Teil, nämlich wo in aller Welt dieser geheimnisvolle Strick aufgehängt ist.

Die vorhin erwähnte bunte Reihe von Romanen hat etwas von den Pülverchen der Apotheker und Droguisten oder gar von den poetisch so viel verbrauchten Pillen der Ärzte. Die Farbe hat eine entschiedne Beziehung zur poetischen Mixtur, die zweifellos beabsichtigt ist. Und wie der Chemiker, obgleich er hierbei eigentlich dem Ästhetiker oder dem Maler ins Handwerk pfuscht, gewissenhaft die Farbe und ihre Abstufung angiebt, die eine neue Verbindung annimmt, so fühlen auch wir uns verpflichtet, bei den Heibergschen Romanen die Farbe anzugeben, in der sie ans Licht getreten sind. An der Hand dieser Farbenlehre wird es uns leicht werden, sie in ihre Elemente aufzulösen. Also Eine vornehme Frau: schneeweiß Velin mit schönblauer Aufschrift; Apotheker Heinrich: blaugrün (Farbe des häuslichen Ärgers, wie wir erkennen werden), Aufschrift mit blutigen Initialen; Liebeswerben und andre Geschichten — Historien würde man früher gesagt haben —: Aufschrift in Backfischkalligraphie in nußbraunem Rahmen auf — nun, auf — die Farbe ist schwer zu bestimmen, es ist das Rosa des Kirschzahnpulvers; Menschen unter einander: Packpapier mit häßlichblauem Titel, Farbe von blauen Flecken; Kays Töchter, Fortsetzung von „Menschen unter einander": schwefelgelb, natürlich! Was meint man zu diesem wirklich neuen litterarischen Wege, zu dieser treffenden Art und Kennzeichnung im ganzen? Hier kann der Prophet wirklich einen Ausblick in die Zukunft der Dichtung auf die Dichtung der Zu-

Digitized by Google

kunft thun. Wenn nämlich erst einmal die Zahl der Bücher so groß geworden ist — und das wird dann eintreten, wenn es erst einmal Kürschners Litteraturkalender gelungen sein wird, seinen Rivalen, das Berliner Adreßbuch, zu schlagen —, so groß, daß kein Mensch selbst auf dem Eiffeltnrm sie mehr wird übersehen, geschweige denn auch nur ihre Titel wird lesen können, dann wird es vermöge dieses Verfahrens der bezeichnenden Titellichtwirkung möglich sein, sich dennoch ausreichend und im besondern über ihren Inhalt, ihre Richtung und Stellung zur Gesamttitulatnr zu unterrichten. Dann wird auch das litterargeschichtliche Problem gelöst sein; denn es wird dann kein Zweifel mehr obwalten können, daß die Litteraturgeschichte wirklich eine Geschichte von Büchertiteln ist. Allein wir sind noch nicht so weit. So fortgeschritten auch das Zeitalter des Kampfes ums Dasein schon ist und noch täglich mehr wird, so ist es doch noch lange nicht so weit, daß es dem armen, den Kampf um seine Gemütsruhe kämpfenden Kritiker das Lesen der vielen, vielen Bücher ersparte. Wir haben also trotz der Titelkennzeichnung die Heibergschen Romane gelesen, und wir fügen gleich hinzu, wir haben sie sehr gern gelesen. Nicht bloß „ohne Murren," wie so manche gleichartige Produktion des litterarischen Marktes. Nicht etwa bloß, weil es uns Vergnügen machte, die Durchführung des Motivs der Titelfarbe in den einzelnen Romanen zu beobachten. Nein, im Ernst und ohne jede Bosheit, die dieser Studie über unsern litterarischen Markt fernliegt, weil wir in ihnen auf einen ehrenwerten, wohlmeinenden und auch gewiß im weitern Sinne poetischen Menschen gestoßen sind, bei dem man nur im obigen Sinne bedauern kann, daß er auf die litterarische Strippe hinaufgekommen ist, er wußte selber nicht wie. Wir wissen von dem Verfasser nichts, aber wir halten ihn für einen musterhaften Gatten, für einen zärtlichen Familienvater, für einen zuverlässigen Freund. Das geht nicht bloß aus den unausbleiblichen Widmungen, sondern geradezu aus den Vorwürfen dieser Romane hervor, die mit Ausschließlichkeit sich im Rahmen des engern und vertrauten Familienlebens bewegen. Wir verstehen es auch wohl, daß er diese seine Familienromane mit gutem Gewissen verteidigen kann, wie eine Löwin ihre Jungen. Er ist sich vielleicht bewußt, sie nicht bloß so hingeschrieben zu haben, er hat sich vielleicht „gute Zwecke" dabei gesetzt, ja er ist vielleicht wie sein Vorgänger in Deutschland, August Lafontaine, bei ihrer Niederschrift in Thränen zerflossen. Es wäre ihm nur wie diesem eine Frau zu wünschen gewesen, die für seine Helden ab und zu ein gutes Wörtlein eingelegt hätte. Denn es geht ihnen allen meistenteils furchtbar übel, und wohlgemerkt! sogar immer gegen den Schluß hin. Gute Gatten, aber abscheulich böse Frauen, gute Frauen, aber ganz unmenschliche Tyrannen von Männern, Vertrauen, Hingebung und Redlichkeit in der höchsten Potenz, aber die Perfidie in Person als Freund oder Freundin, Glaube, Liebe und Hoffnung in der Gestaltung eines Lebens vereinigt, aber ein Eisenbahnunfall oder dergleichen als Er-

Digitized by Google

füllung — das ist die Tonart, in der sich der heutige Lafontaine bewegt. Man sieht, daß inzwischen der Schopenhauer seinen Einzug in die Leihbibliotheken gehalten hat. Freilich hat er ihren Charakter nicht wesentlich geändert. Denn wenn man glauben wollte, daß die alte Froschmolluskenbreinatur in ihrer pessimistisch-tragischen Verschalung auch nur einen Gran mehr Kraft, Feuer und Leben zeigte als früher, wo sie in ihrer grünenden Jugend klassisch-romantisch-idealisch hüpfte, so würde man sehr enttäuscht werden. Im Gegenteil, früher ließ sie sich ganz liebenswürdig an, und wenn man sie auch nicht gerade leiden mochte — denn dazu war sie schon damals eine zu große litterarische Macht —, so ließ man sie doch wenn auch seufzend gelten, denn ihre „eleganten" Sprünge und ihr „gefühlvolles" Gequak ordneten sich noch immer willig in das allgemeine Konzert ein. Heute ist sie viel schwerer zu ertragen. Denn einerseits ist sie so übermächtig geworden, daß kein reingestimmter Ton und kein edler Schritt mehr in ihrem Gewirr und Getöse zur rechten Geltung kommt. Anderseits läßt ihr das neue Gewand wirklich gar nicht gut. Ja es läßt sich leicht erweisen, daß ihre frühere Übernatürlichkeit ihr nicht bloß besser zu Gesichte stand, sondern auch ihrem Wesen weit mehr entsprach, als ihre gegenwärtige Unnatur.

Unnatur! In einer Zeit, deren unablässiges Geschrei das Wort Natur ist, in einer Umgebung, die diese „Natur" wohlbewußt „in Szene setzt," sodaß man glauben möchte, sie werde sich nächstens in Natürlichkeit auflösen? Wohl, wer sich berechtigt glaubt, nach wie vor von der Natur des Menschen zu reden, muß diese „Natürlichkeit" die denkbar allerhöchste Unnatur nennen. Freilich wenn man unter Natur das äußerliche Thun und Treiben der Menschlein versteht, wie sie räuspern und wie sie spucken, wie sie vor einander Gesichter schneiden und vor ihrem Spiegel Mäulchen machen, wie sie stottern und faseln und Gottes Kreatur verhunzte Namen geben, so ist es gewiß der Triumph der Natürlichkeit, all dies erbauliche Wesen haargetreu nachzumachen. Das ist auch durchaus nicht schwer, denn es ist eben sehr „natürlich," ja der Mensch hat von Geburt Talent und Genie zu diesem Geschäft, Darwin behauptet sogar „von Natur," was wir nicht glauben. So sind auch die Heibergschen Romane voll von dieser eigentlichen signatura temporis. Wer sollte zum Beispiel vermuten, daß hinter dem rätselhaften und ganz biblisch oder mythologisch klingenden Namen Kay, der aus einem der aufgeführten Titel dem Leser erinnerlich sein wird, der römische Vorname „Cajus" steckt? Vielleicht als Typus des Menschen an sich, wie er bekanntlich in den logischen Formeln gebraucht wird: „Alle Menschen sind sterblich. Cajus ist ein Mensch. Folglich ist Cajus sterblich." Diese Namenverhunzung, die vereinzelt im familiären Tone früher ja ganz erfrischend berührte, ist durch Übermaß gegenwärtig zu einer wahren Gesellschaftsplage geworden. Was soll man dazu sagen, wenn der spanische Name Mercedes durchgehend in „Cedes" beroliniſirt

Digitized by Google

wird, der Name Dora mit wahrhaft philologischer Abbreviationswut in „Dor“ verkürzt wird, der unausbleiblichen „Freds“ und „Bens“ u. s. w. gar nicht zu gedenken. Das magische Spiel mit fremden, vornehmlich exotischen Namen ist nie toller mit der Philisteratmosphäre bürgerlicher Abgeschlossenheit und Begrenztheit versetzt worden. Ange („sprich: Angsch“ — Anmerkung zu „Eine vornehme Frau“), Carlos (vulgo Carlitos) Carmelita, Clementina, Julia und so fort, das sind die Namen der Helden, die sich hier zwischen Hamburg und Altona, zwischen Charlottenburg und Berlin tummeln. Sie stimmen aber zu den Nachnamen. Es sind nämlich „Claireforts,“ „Inks,“ „Dunkers“ (sprich Dönkers), die hier mit „Witzdorfs,“ „Schliebens,“ „Bomstorffs“ u. s. w. verkehren, so frisch, frei, froh und „natürlich,“ daß man wirklich meinen sollte, es wären die Schulzes und Müllers und Meiers der heutigen Gesellschaft. Und wohlgemerkt, „Witzdorfs“ und „Schliebens“ sind keine „Krautjunker“ mehr, die Schulden machen, die Kreuzzeitung lesen und ihren Tag damit verbringen, zu faulenzen, zu spielen und irgend einen Müller, Schulze oder Meier frech zu „brüskiren.“ Nein, in diesen Romanen sind sie wahre Musterknaben Berlinischer Zeitungserziehung, sie treten in die Hamburger oder Berliner Geschäfte von Müllers oder Meiers, sind „ohnehin Millionäre,“ machen aber noch Erbschaften, dulden und sparen, wenn es einmal kracht, und verwenden ihr ganzes Denken, Dichten und Thun dazu, das ungelöste Rätsel ihrer Frauen und Töchter in einem höchst störrischen Familienleben zu ergründen. Wenn sie bei ihrer „weiten, tiefen und umfassenden philosophischen Bildung“ überhaupt noch dazu kommen, eine Zeitung zu lesen, so ist es entschieden das „Berliner Tageblatt.“ Man glaube nicht, daß dieser Roman- und Theateradel wegen seiner Demokratisirung eine Spezialität gerade unsrer Zeitlitteratur sei. Im Gegenteil, diese Art Dichtung, ganz besonders der Roman, hat von jeher gerade die äußerlich höhern Kreise menschlicher Gesellschaft bevorzugt, aus dem gerechtfertigten Bedürfnis, schon durch das Besondre und Erhöhte der geschilderten Lebensverhältnisse seinem bürgerlichen Publikum eine wenn auch nur geträumte Erhebung über seine Sphäre in vermeintliche lichte und glänzende Regionen zu bieten. Es sind das nur die notwendigen Kulissen des Romanmaschinisten, und sie sind so wenig willkürlich im poetischen Sinne, daß z. B. Goethe sie in seinem „Normalroman,“ dem Wilhelm Meister — mit einer gewissen Geflissentlichkeit in der damaligen adelsfeindlichen Zeit — beibehielt. Auch die jetzt so beliebte besondre Spielart dieser gesellschaftlichen Kulissen, die Vermischung des bürgerlichen mit dem adlichen Element, hat schon Goethe gerade mit der Person seines eigentlichen Helden aufgenommen. Aber wie in diesem für die neuere Zeit so bedeutsamen Kunstwerk überhaupt das Problem angegriffen wird, der Kunst auch diese moderne Handwerksgattung zu erobern, so hat auch in dem uns hier beschäftigenden Punkte Goethe das künstlerisch Richtige herausgefunden und verwertet. Er benutzt diese äußerliche

Digitized by Google

Romanmaschinerie alsbald zu einer poetischen Wirkung in die Breite der Menschheit. Denn indem er hervorragende Persönlichkeiten aller Stände vom herumziehenden, bettelnden Spielmann und Schauspieler bis zum Baron und Reichsgrafen zu einander in eine schicksalgemäße Beziehung setzt, beabsichtigt er weder Adel, Bürger- und Zigeunertum zu vermischmaschen, noch gar die politischen Geschäfte der Bourgeoisie oder des Junkertums zu besorgen. Sondern er benutzt einzig die ihm vom Roman dargebotene hergebrachte Kulisse für eine rein künstlerische Absicht, die Aufhebung der Weltgegensätze in einer nur gedachten, aber deswegen nicht minder wirksamen Region, die für die Erhaltung der Welt am allerwichtigsten ist, nämlich in der für Religion, Wissenschaft und Recht gleichermaßen grundlegenden Idee der reinen Menschlichkeit. Man sieht also, wie diese alte Romandekoration gehoben und geweiht werden kann. An Heibergs Romanen aber — und wahrlich nicht bloß an diesen, sondern an all den Zeitromanen und Theaterstücken, die dies Requisit verwenden, besonders z. B. an Lindaus Adelskriminalromanen, von denen uns ab und zu „Fortsetzungen" in Zeitungen aufgestoßen sind und die mit ihrem neuen Gattungsnamen „Berliner Roman" der Stadt Berlin nicht zur Ehre gereichen — an all diesen Erzeugnissen kann man nur sehen, wie das Requisit in den Staub gezogen und entwertet werden kann. Hier ist es wirklich nur Mittel zum Zweck, der adelssüchtigen und gesellschaftstollen Bourgeoisie einen angenehmen Dunst vorzumachen, dessen innerliche Unnatur dem nicht verborgen sein kann, der weiß, daß die europäische Gesellschaft und ganz besonders diese Zeit in Wirklichkeit alles andre thut, als den hier vorausgesetzten freien Verkehr unter einander und zwischen den verschiednen Nationen, Klassen und Ständen zu pflegen.

Das ist aber nur eine Seite der geschilderten unnatürlichen „Natürlichkeit" in diesen Romanen, die wirklich äußerliche, die ihre Vorwürfe und Helden in ihrer Gesamtheit betrifft. Sieht man nun auf das Einzelne und auf die Einzelnen, auf die Innenwelt, die sich hier aufthut, so wird die Aussicht noch trostloser. Da zeigt sich vor allem jener durch Schopenhauer gekennzeichnete Zug des Lesepublikums, die eigne hohle Unzufriedenheit im Lesestoff wiederzufinden, in der seltsamsten Verbindung mit der geschilderten alten Flitterdekoration. In den Kreisen dieser „Witzdorfs" und „Schliebens" und „Claireforts" und wie sie alle heißen, ereignet sich nämlich eben nur der gewöhnliche Tagesjammer der breiten Volksmassen, des wirklich allerweitesten Durchschnitts der Menschheit, der Familienzank, die blöde Unverträglichkeit, die gegenseitige Angraulerei und Anfaucherei, Kinderärger, Verwandtschaftsgeplänkel, Ehestiftung und ihre Folgen, Sorge ums Fortkommen, kurz das, was man die „Misere des Daseins" nennt. Und darum „Schliebens" und „Witzdorfs" und „Cedes" und „Carmelita" und „Kay" und „Clementina" und „Julia," damit man erkenne, wie Mutter und Tochter, Frau und Mann, Schwester und Schwester sich nicht vertragen?

Digitized by Google

Was in aller Welt kann der Zweck dieser Vereinigung des im poetischen Sinne entgegengesetzten sein, als die sehr dürre geschäftliche Berechnung, hiermit zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, die gesellschaftliche Flittersucht der großen Kinder zu befriedigen und zugleich ihre sterblichen Schwächen und Gebrechen zu ködern?

Sollten wir hier den geheimnisvollen Pflock aufgedeckt haben, an dem jener Strick des heutigen litterarischen Erfolges aufgeknüpft wird? Wenn er es sein sollte, so ist er doch immer noch nicht vollständig bestimmt, es fehlt ihm noch ein drittes, ausschlaggebendes, das eben für die heutige Stufe der Zeitlektüre bezeichnend ist, auch ihre alles überwuchernde Macht erklären dürfte. Daß es das Sensationelle sei, wird jedermann auf den Lippen schweben. Ja, aber es ist noch ein andres Sensationelles als im Sinne des Zeitungsskandals, des hauptstädtischen Klatsches und der Extrablätter: es ist das Sensationelle in Beziehung auf den dürftigsten Einzelnen, auf die menschliche Null, das gesellschaftliche Atom. Diese obengeschilderte Art der Familienmisere kommt dem einzelnen Leser noch immer nicht genug entgegen. Es ist anlockend für einen störrischen Backfisch, sich als duldendes Opferlamm einer ungerechten Mutter zu fühlen, es ist anlockend für eine junge Frau in der Kleinstadt, das Schicksal eines an einen kalten Egoisten verschacherten Engels als das ihrige zu betrachten, es ist anlockend für einen geckenhaften Handlungsstift, sich selbst in der Rolle eines schwergeprüften gräflichen Familienhauptes zu bewundern. Aber hinreißend, „fasziniрend“ würden sie sagen, wird es für diese marktbestimmende Spezies von litterarischen Konsumenten, wenn diese tragischen Schicksale sozusagen wirklich „zum Klappen kommen,“ wenn das mißhandelte Opferlamm vor Gift und Mord nicht sicher ist, wenn der verschacherte Engel „gottergeben“ mit Abendrotsbeleuchtung in den Fluß springt, während der kalte Egoist von Mann ob seiner Herzlosigkeit nicht zum Bürgermeister gewählt wird, wenn der gräfliche Chef bei Scheidung und gebrochenem Mannesherzen anlangt. Ja, jetzt sind alle Ingredienzien des poetischen Hoffschen Malzextrakts beisammen, da ist das Panacee, das neue auf fünf Jahre vorhaltende Elixir des litterarischen Marktes, und sein patentirter Erfinder muß freilich hoch oben auf die Strippe kommen ohne Gefahr des Herabgleitens.

Wir haben uns ausdrücklich dagegen verwahrt, daß wir nun gerade in dem Schriftsteller, der uns hier als Vertreter eines zahllosen Haufens gilt, alsbald die raffinirte Berechnung solcher litterarischen Spekulation bewußt voraussetzten. Aber wenn sie bei der „poetischen Thätigkeit“ auch nur mitspielt — und dies glauben wir hier bewiesen zu haben —, so wird sie auch für bessere und ernstere Naturen von den heillosesten Folgen. Das ist die Umkehrung des litterarischen Strickes, die das Hinaufkommen auf ihn zu einem Herunterkommen im Geiste macht. Wenn Heiberg zum Schriftsteller bestimmt war, so machte ihn seine das Platte und Alltägliche aufgreifende

Digitized by Google

Gemütlichkeit, seine Fähigkeit, die Sprache der Durchschnittsbürgerfamilie mit ihrer naiven Selbstwichtigkeit, ihren Bildungswitzen und würdevollen Schulfloskeln zu sprechen, zum willkommnen Vertreter hinreichend breiter Lesemassen zumal in Deutschland. Er hätte in diesem geistig engen, aber räumlich breiten Kreise brauchbare Gaben ehrenwert ausbilden und nutzbar machen können. Es kann nicht aller Jahrzehnte ein Voz oder auch nur ein Reuter aufstehen, es braucht auch geringere Talente dieser Art, um den Karren dieser Litteratur in ihren guten Geleisen fortführen zu können. Nun fährt aber heutzutage in solche Leute der litterarische Marktteufel, sie geizen nach dem Namen und den klingenden Erfolgen des marktbeherrschenden „Tagesschriftstellers." Da wird denn nun das enge Talent widernatürlich aufgebläht, die ganz und gar nicht darauf eingerichtete Sprache mit geradezu unglaublich unangemessenen Bildern und gesuchten Anspielungen durchsetzt, die tollsten sogenannten „feinen Beobachtungen" und bizarrsten Charakteristiken an innerlich gleichgiltige Persönlichkeiten verschwendet, und jeder Funke ehrlicher, frischer Empfindung auf dem Götzenaltar der Originalitätssucht geopfert. Und wie das nun gerade den Kreisen, an die sie sich wenden, imponirt, wie dies zu ihrer „Beliebtheit" den Ausschlag giebt, das wissen nicht bloß sie, sondern auch der unbefangne Beobachter nur zu wohl. Wie diese Beliebtheit aber dann in den armen, bethörten Herden der Leser die abschenlichste Verbildung bewirkt und vermaledeite Früchte trägt, das bedenken sie nicht, vielleicht wissen sie es gar nicht einmal. Wer aber diese Litteratur nicht bloß auf ihr bischen litterarisches Leben, sondern auf ihre Beziehung zu den ständigen Werten der bürgerlichen Gesellschaft inmitten des nagenden und zerstörenden Flusses der Zeiten, wer sie gerade auf ihre verhängnisvolle Bedeutung in unsrer Zeit hin betrachtet, der wird nicht umhin können, wenn auch nicht gerade sie in Grund und Boden zu verurteilen, so doch sie selbst vor dem äußersten Extrem in ihren Geschäftsgrundsätzen zu warnen. Die Gesellschaft aber — darauf kommt man bei solchen Anlässen stets zurück — hat nach wie vor Ursache auf Gegenmittel gegen die hierbei zutage tretenden Richtungen der Massen zu sinnen. Wir reden hier nicht als Bußprediger gegen die Romanleserei überhaupt, wir bekreuzigen uns nicht gerade vor der eben nur im Maßstabe der Entzügelung aller übrigen egoistischen Kräfte zunehmenden bekannten Lüsternheit des „Zolaismus," für die sich auch in diesen Büchern allerstärkste Proben finden, wir merken eben nur auf Zeichen der Zeit und suchen ihnen auch auf diesen Gebieten zu begegnen. Ihnen begegnen aber, d. h. sie wirklich zunichte machen, kann nicht wieder die Aufwendung von Massenkraft, die „Vereinsthätigkeit," mit der man bei uns alles heben will: die Sittlichkeit und die Poesie, den Absatz guter Schriften und die Religion, sondern gerade die Wirksamkeit des Einzelnen, der sich selbst und damit wieder die Kreise seiner Umgebung — und diese Kreise werden bald weit schwingen — zur Einfachheit, Ruhe

Digitized by Google

und Wahrheit zurückwendet. Solche Einzelne kann gegenwärtig gerade die Dichtung, die Litteratur am ehesten noch erwerben und sammeln. Aber unsre Litteraten träumen von Litteraturprinzipien und neuen Wegen und sind stolz, wenn sie klar bewiesen haben, daß auf diesen Wegen das Heil nicht komme.

Vom Münchner Theater

Als gegen Ende März dieses Jahres die Leitung der Münchner Hofbühne bekannt machte, daß sie die Aufführung des „König Lear" auf wesentlich vereinfachter, in Shakespearischem Geiste gehaltener Bühne vorbereite, da war das eine große Überraschung. Aber auffallenderweise überwog in den Äußerungen, die man über den Plan vernahm oder las, die Spannung auf einen großen Spaß, und wer etwa Befriedigung und Zuversicht an den Tag legte, konnte sicher gewärtig sein, sein Teil abzukriegen, sei es in der milden Form einer wohlmeinenden Mahnung zum Abwarten, sei es in Gestalt offnen Hohnes. Wie will man die Menschen von heute überreden, sich an die Armut einer Shakespearischen Bühne zurück zu gewöhnen? Warum sollen wir die hoch ausgebildeten szenischen Mittel verachten, die doch nun einmal zum Fortschritt unsrer Zeit gehören? Mit solchen Sprüchen war das Unternehmen kurz und gut abgethan.

Die Parteigänger des Planes hatten Grund, sich dem fertigen Urteil der Alltagsgewohnheit gegenüber nicht allzusehr aufzuregen; kam doch alles auf die Art der Durchführung an. Denn wer sich bewußt war, wie lange schon die Überwucherung des Bühnenausstattungswesens als drückend empfunden worden ist, dem durfte die Zeit wohl reif erscheinen für den Rückschlag. Eine Umkehr aber zu bescheidener Ausstattung für grundsätzlich verfehlt zu halten, konnte nur dem einfallen, dem es entging, daß die Steigerung der Ausstattungskunst auf sorgfältige Genauigkeit hin in verschärftem Maße auf diese Kunst aufmerksam und damit in verschärftem Maße deren hartnäckige und unüberwindliche Unzulänglichkeit klar gemacht hatte. Die Notwendigkeit, auf jene bloß dienende Kunst nicht durch üppige Entfaltung derselben ungebührlich die Aufmerksamkeit zu lenken, hatte sich also bereits erfahrungsmäßig ergeben. Auch durfte man mit Sicherheit annehmen, daß allen denen, die das Unvermögen einer Szenerie, die bis zur Vollendung

Digitized by Google

täuschen will, empfunden hatten, die endliche Umkehr wie eine Art Erlösung erscheinen würde. Daß unser Volk in der Wurzel auch heute noch auf wesentlich Shakespearischem Boden stehe, und daß auch aus den Kreisen der weniger Gebildeten Teilnahme, wenn auch natürlich unbewußte, zu erwarten sei, daran durfte man freilich nicht im voraus erinnern. So viel aber war sicher, daß ein großer Bruchteil unsrer geschichtlich Gebildeten schon infolge dieser geschichtlichen Bildung innerlich bereit war, der ärmlicheren Bühneneinrichtung Shakespearischer Zeit wenigstens ein Stück entgegenzukommen. Hatte man doch bis zum Überdruß die Weisheit gepredigt, daß die Entfaltung der ganzen Fülle Shakespearischer Kraft bedingt gewesen sei durch die leichte Wandelbarkeit seiner kindlich einfachen Bühne.

Es bedurfte darum zunächst bloß des entschlossenen Mutes, endlich einmal der Überschätzung des Ausstattungswesens gegenüber zu treten, einfach zuzufassen und von dieser bekannten Weisheit Gebrauch zu machen; an dem Geschick dazu konnte es doch kaum fehlen. Die Thatsache, daß jene unerwartete Kunde sich wie ein Lauffeuer ausbreitete, mußte den Hoffenden im voraus mit stiller Genugthuung erfüllen, und wenn sich ein illustrirtes englisches Blatt in voreiliger Gegnerschaft bis zu boshafter Bewitzelung des Gedankens verstieg, so hat es nun auch das verdiente Nachsehen. Der Gedanke ist That geworden, die Münchner Hofbühne hat das Ziel getroffen, und mitten ins Schwarze ist der Schuß gegangen.

Gleich die erste Aufführung des „König Lear" auf der vereinfachten Bühne am 1. Juni dieses Jahres errang einen durchschlagenden Erfolg. Eine außergewöhnliche Erwartung erfüllte das Haus, mit tiefer Ruhe folgten die Zuschauer dem Spiel, und als der erste Akt zu Ende war, da rauschte ein Beifall auf gleich dem Donnerschlag eines mit Macht ausbrechenden Gewitters. Gott sei Dank, die Luft wird rein! das war die Empfindung, die das Haus von nun an beherrschte und an der das Genörgel einzelner Widerhaarigen eindruckslos vorüberging. Der Beifall steigerte sich gleichmäßig von Akt zu Akt, und langanhaltender Jubel krönte am Schlusse das Ganze. Seitdem hat diese Lear-Aufführung eine ganze Reihe von Wiederholungen erfahren, immer mit gleichbleibendem Erfolge.

Was also vorher zweifelsüchtigen oder ängstlichen Gemütern undenkbar war, ist Thatsache geworden: es ist unumstößliche Gewißheit, daß die vereinfachte, Shakespearisch gehaltene Bühne nicht unzeitgemäß ist. Es giebt — neben den Leuten, die in ihrer Zärtlichkeit für den äußern Aufputz zunächst unbekehrbar sind — genug andre, die sichs wirklich und von Herzen gern gefallen lassen, vor eine stark vereinfachte Bühne gestellt zu werden.

Freilich gehörte klar bewußte und feine Berechnung dazu, die Aufgabe zu lösen, denn es galt selbstverständlich, der Shakespearischen Einfachheit nahe zu kommen, ohne das wirklich Gute unsrer entwickelten heutigen Mittel zu

Digitized by Google

verschmähen, und diese Aufgabe war nicht leicht. Aber die Leistung ist geglückt; die Bühne, die man uns vorführte, mutete uns durchaus nicht veraltet an, und wenn wir den Riesenaufwand unsrer Ausstattungsstücke bedenken, wie weit entfernt sich davon und wie nahe an Shakespearische Einfachheit streift die neue Einrichtung! Ihr Bild ist ungefähr folgendes.

Der Kasten des Einbläsers ist nicht sichtbar. Ein Teil des Orchesterraumes ist zur Bühne gezogen, sodaß diese in den Zuschauerraum hereinragt und damit die Darsteller vielfach, ähnlich wie bei Shakespeare, unmittelbarer an die Zuschauer herangestellt sind, was mit zu der gewollten innigeren Beziehung zwischen Spiel und Hörerschaft beiträgt. Der vordere Bühnenraum ist der ganzen Breite nach frei bis zur Tiefe der ersten Kulisse, die Zugänge rechts und links sind durch Gardinen verdeckt. Von der Tiefe der ersten Kulisse an rückwärts erhebt sich ein bleibender Bau, der in der Mitte eine weite, hohe, einfahrtförmige Öffnung hat. Dieser Bau wirkt, wenn man sich erst an den Anblick gewöhnt hat, ungefähr wie ein Bestandteil des Hauses, abgesehen vom Stil. Zu beiden Seiten der Öffnung bietet er gleichmäßig je einen gardinenverdeckten Zugang nach vorn, wie auch nach der Öffnung hin. Die Öffnung, deren Boden um zwei Stufen erhöht ist, dient als engere Bühne für entsprechende Auftritte und ist nach hinten abgeschlossen durch eine bemalte Wandelwand; nach vorn wird sie gelegentlich durch Gardinen gesperrt. Auftritte im Freien spielen auf der vordern, breitern Bühnenfläche, während zur Unterstützung der Einbildungskraft die Wandelwand hinter dem alsdann offnen engern Bühnenraum einen Blick ins Freie zeigt.

Die Verwandlungen bestehen also einfach in Schließung und Öffnung der Hauptvorhänge und der Vorhänge vor dem innern, engern Bühnenraum, der Seitenbewegung jener Wandelwand und dem Ab- und Zutragen einer sehr sparsamen, ja spärlichen Fahrnis. Man kann sich ohne weitres vorstellen, wie leicht beweglich diese ganze Einrichtung ist.

Als besonders fein berechnet und vorteilhaft wirkend müssen wir die Abweichung von der gewohnten Art der Vorhänge rühmen. Sämtliche Vorhänge, große wie kleine, sind geschmackvolle, faltige Doppelhänge, die nach den Seiten auseinandergehn. Auch statt des gewohnten großen Vorhanges sehen wir einen solchen Doppelhang, der ganz besonders günstig wirkt. Er erzeugt von vornherein im Beschauer ein Gefühl der Behaglichkeit, und der lockre Abschluß der Bühne reizt und mildert zugleich die Erwartung, indem er entschiedener und doch traulicher das erwartete Geheimnis andeutet. Dies unterstützt von vornherein wesentlich die Absicht, den Zuschauer zum Spiel in engere Beziehung zu setzen, während unsre bekannten glatten und steifen Rollhänge eine harte Scheidung bilden. Und dabei ist noch der Vorteil, daß die scheinbar festgehaltene Akteinteilung in dieser leichten Form ihre Steifheit und damit ihr lästiges, beengendes Wesen verliert.

Digitized by Google

Eine Schwäche ist es, daß bei den Auftritten im Freien die Darsteller auf der vordern Bühnenfläche durch jenen bleibenden Bau getrennt erscheinen von der freien Luft, die erst durch den engern Bühnenraum von der Wandelwand hereinblickt. Das mußte, wie der bleibende Bau überhaupt, fürs erste stutzig machen, und es liegt darin gewiß ein Mangel. Allein obwohl sich dieser Mangel bei beginnendem Auftritt immer wieder fühlbar machte, man wurde im Verlaufe des Spieles über ihn hinweggehoben, er wurde gänzlich vergessen. Man fühlte sich wohnlich in diesem Reiche der Schönheit, auch bei tiefster Erschütterung, man blieb auch am Schlusse in warmer, schöner Stimmung, und merkwürdig: man verließ das Haus auch leiblich völlig frisch, während man uns doch sonst gerädert entläßt; außer bei leiblich schwächern Leuten keine Spur von Ermüdung ringsum! Kurz, die Aufführung hinterließ den Eindruck eines köstlichen Erlebnisses, und das ist ja immer die Wirkung echtester Kunst! Sie wirkt wie ein Teil unsers Lebens, aber ein unserm Herzen teurer, erhebender Teil.

Wenn aber eine so entschieden günstige Wirkung möglich ist trotz jener störenden Schwäche, dem bleibenden Bau, so offenbart sich die Tragweite des Grundsätzlichen der neuen Einrichtung gerade in ihrem Mangel. Denn die Aufmerksamkeit muß von jenen Nebendingen losgerissen und genügend fern gehalten werden, und das kann nur geschehen durch die Macht des Spieles. Diese aber wird wesentlich gefördert durch das grundsätzlich Gute der unscheinbaren Ausstattung, durch ihre grundsätzliche Einfachheit. Auch dieses Grundsätzliche wird ja im Anfang als eine leise Störung empfunden, denn es überrascht auch den Vorbereitetsten, anstatt des gewohnten, gewissenhaften Aufputzes eine nur andeutende, spärliche Ausstattung zu schauen. Allein diese Störung ist nur sehr schwach, sie liegt lediglich an der Neuheit der Sache, wird sich also mit der Gewohnheit verflüchtigen bis zu völliger Wesenlosigkeit. Man wird das Ding als selbstverständlich hinnehmen, wenn sich einmal die Vorzüge der grundsätzlichen Einfachheit eingelebt haben, Vorzüge, deren wir uns an der Hand sicherer Erfahrung, wie sie nun vorliegt, bereits im einzelnen klar bewußt werden können.

Der erste Hauptzug, der sich dabei aufdrängt, ist, daß der eigentliche Schwerpunkt der Bühne, der doch in dem vorgeführten menschlichen Seelenleben liegen soll, bei der äußerlich anspruchslosen Aufführungsweise in einem uns bisher unbekannten Maße, nämlich bis zur Vollendung, gesichert ist, und das ist für das reine Drama der höchsten Art, zunächst wenigstens für Shakespeare, nur auf diesem kühn eingeschlagenen Wege zu erreichen. Bei der märchenhaften, gemächlich sich hindehnenden Handlung einer Oper hat ja das Auge Zeit, auch den Zauber einer hochgesteigerten Ausstattung in aller Behaglichkeit mitzunehmen, ohne den Faden der Handlung zu verlieren. Dem stetigen Fortschreiten der reichen Shakespearischen Seelengemälde aber

Digitized by Google

vermag der Zuschauer nicht gehörig zu folgen, wenn sein Auge bald da bald dort von aufdringlichem Beiwerk angezogen oder gar gefesselt wird. Zum überflüssigen Beiwerk rechnen wir, nebenbei bemerkt, auch entbehrliche, durch ihr Ungeschick meist den Beschauer noch besonders störende Statisten, die sich bei der neuen Einrichtung schon wegen des beschränkten Raumes von selbst verbieten. Zu fragen, wie viel Überflüssiges wegfallen dürfe, hieße die Sache am verkehrten Ende anfassen; denn aus der gegründeten Forderung, die Aufmerksamkeit nicht durch Nebendinge, die nur unterstützen sollen, von der Hauptsache abzuziehen, ergiebt sich von selber der richtige Grundsatz, von vornherein den Schauplatz nur hinreichend anzudeuten, damit die Vorstellungskraft des Zuschauers geschwind an Ort und Stelle sei, um sogleich dem Wesentlichen, dem Spiele, folgen zu können. Diesen richtigen Grundsatz hat die Leitung der Münchner Hofbühne scharf erkannt und in Anbetracht der Schwierigkeit eines ersten Versuches sehr glücklich zur Geltung gebracht.

An diesen ersten Vorzug der neuen Einrichtung knüpft sich unmittelbar der andre, daß die Dichtung selber im Spiele der Darsteller vollkommener lebendig wird. Denn indem der Zuschauer so wesentlich auf das eigentliche Spiel angewiesen bleibt, wird zugleich der Darsteller zu vollstem Kraftaufwand angespornt; er muß es ja unmittelbar fühlen, wie aller Augen ungeteilt auf ihn gerichtet sind, und damit empfängt er stetig den lebendigsten Antrieb, seine Leistung so zu gestalten, daß die Einbildungskraft nichts vermisse, ja gar nicht suchen möge nach dem wegbleibenden äußern Firlefanz. Man konnte es denn auch bei unsrer Lear-Aufführung deutlich herausfühlen, wie der einzelne Schauspieler angespannter als sonst auf seinem Posten stand. Verstärkend und nicht im geringsten störend wirkte noch in dieser Beziehung, daß bei der vorgeschobenen Bühne in vielen Auftritten die Darsteller den Hörern näher gerückt stehen als sonst.

Als ein weiterer entschiedener Vorzug wirkt die Verkürzung der Pausen, die bei den gewohnten schwerfälligen Verwandlungen unzweckmäßig lang sind, weil sie infolge ihrer Dauer zerstreuend und dazu ermüdend wirken. Wenn leichte Ware auf die Bühne gebracht wird, dann mögen lange Pausen keinen Schaden stiften. Ernste, inhaltschwere Dichtungen aber beanspruchen die volle Kraft des Zuschauers, und für sie sind kurze Pausen ein Segen. In kurzen Pausen findet der Zuschauer so viel Zeit, um sich leicht auszuruhn, nicht aber so viel, um sich wider den großen Zweck des Ortes zu zerstreuen; die erzeugte Spannung reicht hin, seine Gedanken bis zur Wiederaufnahme der Handlung genügend beim Stücke festzuhalten, er bleibt gleichmäßig in der gehobenen Stimmung, in die ihn das Kunstwerk versetzt, weil diese mehr in einem Zuge, nicht gewaltsam zerstückt erscheint, und so fällt abermals eine sonst übliche schwere Beeinträchtigung des Kunstwerkes, eine lästige Trübung des Kunstgenusses weg. Freilich möchten wir dabei einer Über-

Digitized by Google

treibung abmahnend gedenken. Die flüchtigsten Verwandlungen geschehen fast ohne Pause: eine blitzschnelle Verdunkelung, die Wandelwand bewegt sich, und fast gleichzeitig stürzt der nächste Darsteller auf die Bühne. Das ist des Guten doch zu viel. Eine vorüberhuschende Verdunkelung kann bloß verwirren, thut also keinen Dienst, und doch ist gerade die Verdunkelung ein vortreffliches Mittel, die Einbildungskraft in dem Übergang von einem Schauplatz zum andern über einen bedeutungslosen Zwischenraum hinweg zu unterstützen. Laßt die Verdunkelung regelmäßig eintreten vor jeder Wandlung, bei der der große Vorhang sich nicht schließt, laßt sie aber vor allem, wenn sie angewandt wird, regelmäßig ein paar Augenblicke währen, daß die Vorstellungskraft sich indessen sammeln könne, um die neue Lage zu erfassen — das giebt fürs ganze Stück eine Verlängerung um einige unschädliche Minuten, die sehr willkommen sein wird!

Als wichtigster Gewinn endlich, der ja auch in erster Reihe ins Auge gefaßt war, schließt sich die einfache, offen am Tage liegende Thatsache an, daß die nun bewährte vereinfachte Bühne wirklich erlaubt, dem Hauptvorzug Shakespearischer Kunst, der reichen, den Kern seiner Stoffe voll und frei entfaltenden Art seiner Seelengemälde, ausgiebig gerecht zu werden. Dieser Hauptvorzug war eben, wie sattsam bekannt ist, gegründet auf die urwüchsig einfache, auch der flüchtigsten Wandlung des Schauplatzes kein Hindernis bereitende Bühne. Die neue Einrichtung vollzieht thatsächlich den bei Shakespeare so häufigen, zum Teil sehr raschen Wechsel des Schauplatzes mit größter Leichtigkeit, und so ist endlich der lange und viel gehegte Wunsch erfüllt, den Auserwählten unter den dramatischen Dichtern aller Zeiten in denkbar unverkümmertster Gestalt auf der Bühne zu schauen. In denkbar unverkümmertster Gestalt, dürfen wir sagen, denn was auch in dieser Aufführungsweise noch gestrichen wird, beschränkt sich meist auf Dinge, die das Ohr unsrer zarten Schauspielkundschaft nicht verträgt, die also für unsre Zeit auch nicht mehr so wesentlich zum Ganzen gehören. Jener Wunsch ist befriedigt, denn die Hauptsache ist erreicht: es wird das nicht mehr gestrichen oder mit anderm zusammengepreßt, was als ein Glied für sich in dem wohlgefügten Ganzen eines Shakespearischen Kunstgebildes dasteht.

Blicken wir zurück und fassen die Vorzüge der neuen Einrichtung als ein Ganzes zusammen, so müssen wir sagen: Diese Ausstattung ist bescheiden, wie es ihr ziemt, dem gewaltigsten Meister dramatischer Dichtkunst gegenüber, dem sie dient, ohne ihn zu beeinträchtigen. Aber gerade darum ist sie würdevoll, und in höherem Sinne schön als die aufdringliche Umständlichkeit, die trotz aller Mühe doch auch nur andeuten, nie wirklich täuschen kann, ja die mit ihrer Puppenhaftigkeit umso sicherer ein Lächeln des Mitleids hervorruft, je vordringlicher sie wird, und die nur dem kleinlichen, unkünstlerischen Eigensinn einseitig geschichtlicher Bildung und übler Gewohnheit dient. Die Märchen-

Digitized by Google

oper und leichtere dramatische Ware nehmen wir dabei gerne aus. Im höchsten Drama, im Shakespearischen, liegt die eigentliche Täuschung nur im Spiel, worin die bescheidene Ausstattung, nachdem sie ihren Andeutungsdienst verrichtet hat, gebührend untergeht, wie es bei der Münchner Lear-Aufführung so wunderbar der Fall ist.

Damit ist aber die Wichtigkeit der neuen Einrichtung noch nicht erschöpft, es eröffnet sich vielmehr dabei ein hoffnungsreicher Ausblick in die Zukunft, der weit über den Wiedergewinn eines unverkümmerten Shakespeare hinausgeht. Denn in der Verschiebung des Verhältnisses zu Gunsten des Dichters, zu Gunsten der Tiefe und Fülle seiner Seelengemälde, liegt eine Errungenschaft, die sich auch für unsre künftige Bühnengeschichte fruchtbringend erweisen dürfte.

Daß der glückliche Versuch im Sande verlaufen werde, braucht man umso weniger zu fürchten, als bereits die Lust zur Nachahmung erwacht. Das Bedürfnis, so lange zurückgedrängt, ist größer, als man sich träumen ließ. Auch wird das Verlangen, bisher nur durch Shakespeare-Lesung geweckt, durch die lebendige Befriedigung von der Bühne herab nur noch mehr genährt. Man darf also eine dauernde und sich verbreitende Shakespeare-Behandlung dieser Art erwarten.

Welch einen Aufschwung vermöchte aber dann unsre ernstere Bühnendichtung zu nehmen, wenn die kühne That, wie nicht ausgeschlossen ist, hinüberwirkte auf unser gesamtes Bühnenleben, und insbesondre auf das ernstere bühnendichterische Schaffen! Mag auch der Versuch der Verfeinerung bedürfen angesichts unabweisbarer und darum berechtigter Ansprüche unserer Zeit, der Beweis ist erbracht, daß die einfachste, in bescheiden dienende Stellung zurücktretende Ausstattung wenigstens für die höchste Schauspielkunst auch heute noch die beste, weil grundsätzlich richtige ist. Daß sie grundsätzlich richtig ist, ganz allgemein, nicht bloß für Shakespeare, ergiebt sich aus den bereits entwickelten allgemeinen Zügen, und es wird sich bewähren, wenn sich deutsche Dichter daran kehren wollen. Man werfe nicht ein, daß dem lebenden Dichter nicht zugestanden werden könne, was unsre geschichtliche Bildung dem großen Toten nachsehe. So lange Shakespeare in dem Maße begehrt wird, wie es nun seit einer ganzen Reihe von Geschlechtern unabläßig in Deutschland geschieht, gehört er im Herzen unsers Volkes zu den lebenden Dichtern. Und wenn sich das einfache, leichte Bühnenkleid für die Shakespeare-Aufführung bewährt, trotz aller Verwöhnung, wenn sich die deutsche Menschheit, oder richtiger ein guter Bruchteil derselben, so gründlich dabei begeistern kann, so wird wohl auch Empfänglichkeit dafür da sein, wenn deutsche Bühnendichter es wagten, unter Voraussetzung einer so beweglichen Bühne die Arbeit Lessings zum Abschluß zu bringen, das heißt, sich der letzten hinderlichen Fesseln zu entledigen, die Lessings unsterbliches Ringen gegen engen französischen Geschmack zu unserm Jammer noch übrig

Digitized by Google

gelassen hat. Der Vorteil des deutschen Dichtergeistes wäre sicher dabei. Denn in der Schnürbrust der Akteinteilung kann der deutsche Geist nicht sein Bestes leisten; er muß sich frei bewegen können gleich Shakespeare, und dazu muß die letzte Härte der Akteinteilung fallen, in die uns eben nur die schwerfälligen Verwandlungen immer wieder zwingen.

Die Ausstattungsstücke sollen damit nicht etwa weggeblasen werden, beileibe nicht! Ein Bedürfnis braucht das andre nicht auszuschließen, und wir haben wiederholt auch einer reichern Ausstattung an der rechten Stelle ihre Berechtigung zugestanden, vor allem in der Oper, die von vornherein an wenige Verwandlungen gebunden ist. Nur soll die eingesessene Ausstattungskunst ihrerseits einem mindestens gleichberechtigten dringenden Bedürfnis Raum geben. Das dringende Bedürfnis offenbart sich aber laut genug in dem unerquicklichen Verhältnis der deutschen Bühnendichtung zum deutschen Volke.

Wir hören in Deutschland ein ewiges Gejammer darüber, daß unsre Dichter keine so volkstümlich ansprechenden Dinge an den Tag brächten wie die französischen, und doch laufen sich deutsche Dichter unablässig die Beine weg hinter französischen Vorbildern her! Und deutsche Dichter hören wir unablässig jammern über die Stumpfheit ihrer deutschen Kundschaft. Nun, ihr deutschen Bühnendichter, kümmert euch ein wenig um den Teil der deutschen Bühnenkundschaft, dem der Münchner „Lear" willkommen war, denn die eigentliche deutsche Volksseele wird eben nicht in ihrer Tiefe befriedigt durch das, was ihr den Franzosen abguckt! An einem ganzen Shakespeare aber könntet ihr euch inwendig auferbaun und damit von dem blutsverwandten Dichter das lernen, was ihr von französischen Berufsgenossen, seien es auch die trefflichsten, nun und nimmer lernen werdet: wie man dem deutschen Volke, und nicht bloß einem Bruchteil deutscher Bildungswelt, durchschlagend und auf die Dauer gefalle!

Wäre die deutsche geistige Schulung nicht infolge ungünstiger geschichtlicher Umstände bisher so verkehrt gewesen, uns die Füße von Anbeginn auf fremden Boden zu stellen, so wäre unsre Bühne ohnehin aus sich selber zu Shakespearischer Entfaltung gelangt, denn der Shakespearische Geist ist im wesentlichen auch deutscher Geist, auch heute noch, in aller Breite und Tiefe. Laßt euch nur dazu herab, zu beachten, was in eurer nächsten Nähe vorgeht! Laßt euern Blick hinüberschweifen auf das mißachtete Gebiet der freien, das ist der urwüchsigen kleinen Volkskunst, die doch eigentlich die Grundlage unsrer Kunstentwicklung, auch der höchsten, sein sollte und auch einmal werden muß! Shakespeare wird noch jeden Tag in Deutschland geboren, und seine Bühne lebt noch immer in ursprünglicher Art in Deutschland, aber freilich an Stätten, die unsre schiefe Bildung nicht mitzuzählen gewohnt ist. Begabte Volkssänger bringen es noch fertig, mitunter tiefernste dramatische Stücklein ohne jede szenische Umgebung, nur mit ein wenig Nachhilfe am eignen Leibe,

Digitized by Google

in ergreifendster Art aufzuführen, mit einem Erfolge, der in den vornehmen Schauspielhäusern selten ist. Die deutsche Volksseele will eben vor allem ergriffen sein, nicht bloß überrascht wie die französische. Wird sie aber ergriffen und erschüttert, dann fragt sie nichts mehr nach dem Flitter der Franzosen, so sehr sie auch daran gewöhnt war. Das lehrt unwiderleglich der neuauflebende große Shakespeare der Münchner Hofbühne, nebenbei auch die noch lebenden kleinen deutschen Shakespeare in Volksdichtergestalt. Nutzanwendung aus dieser Lehre käme dem werdenden Verhältnis der deutschen Bühnendichtung zum deutschen Volke unfehlbar zu statten. Die Zeit ist ohnehin daran, die alte Kluft zwischen der deutschen Geistesbildung und dem deutschen Volke zu schließen.

Wir können freilich nur wünschen und hoffen. Tritt aber die gehoffte Wendung in der deutschen Bühnengeschichte ein, und wird das vorschwebende hohe Ziel erreicht, dann soll man derer nicht vergessen, denen der segenverheißende Umschwung zu verdanken ist. Rudolf Genée ist der Mann, der sich durch zwei nunmehr rühmlich bekannte Aufsätze im Jahre 1887 das Verdienst der Anregung erworben hat. Er war so glücklich, für seinen fruchtbaren Gedanken die Männer der That zu finden in dem Generalintendanten der Münchner Hofbühne, Freiherrn von Perfall, und in deren Regisseur Savits. Dank diesen Männern! Und möge der erste Juni dieses Jahres mit seiner Lear-Aufführung ein denkwürdiger Tag auch in der Geschichte deutscher Bühnendichtung werden!

München Rudolf Aßmus

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Grundschuldschein. In der Erscheinungen Flucht taucht wieder einmal ein neuer Hilfsplan für die notleidende deutsche Landwirtschaft auf, von einem ungenannten praktischen Landwirt Altpreußens entworfen. (Der Grundschuldschein. Ein Versuch zur Reform des landwirtschaftlichen Grundkredits im preußischen Staate. Berlin, Walther & Apolant, 1889.) Diesmal sollen es die „Grundschuldscheine," eine in Wertzeichen von je 100 Mark oder je 1000 Mark zerlegte Grundschuld sein, die als Rettungsanker ausgeworfen werden. Über ihre Wirkung giebt sich der Verfasser der Schrift den wunderlichsten Vorstellungen hin. Bei der überraschenden Unklarheit und Unkenntnis der einschlagenden Verhältnisse, an denen er, wie manche Äußerungen zeigen, leidet, ist das freilich nichts

Digitized by Google

Auffälliges; geht der Verfasser doch so weit, eine Ergänzung des Strafrechts durch einige „recht griffige“ Sätze zu wünschen.

Die Schrift geht davon aus, daß die landwirtschaftliche Bevölkerung die Grundlage jedes Staatswesens bilde, und deren Erkrankung deshalb schlimmsten Falles auch durch scharf eingreifende Mittel, auch wenn sie andre Interessenkreise beeinträchtigen, geheilt werden müsse. Als „Ursachen der Krankheitserscheinungen“ bezeichnet der Verfasser den Zwischenhandel, dessen Gefahren er aber nicht so hoch anschlägt, wie es sonst wohl geschieht, die höher gestiegenen Arbeitslöhne, die zum Teil durch die „Richtung unsers Volksschulwesens“ veranlaßt sein sollen, die Konkurrenz des Auslandes, ohne daß er übrigens von Schutzzöllen viel hielte, endlich die Goldwährung, obwohl er auch diese nicht abschaffen will. Bei dem letztern Punkte sagt er selbst, daß das Herabdrücken des Hypothekenzinses seine Grenzen habe, und daß die landschaftlichen Pfandbriefe zwar für größere Kapitalisten „ein sehr angenehmes Papier,“ aber „bei den kleinen bereits sehr unbeliebt geworden“ seien, und diese das Einlegen in Sparkassen vorzögen. Diesen Bemerkungen folgt eine Klage über die Hypothekenverfassung in Preußen nach bekannter Tonart, die sich sogar zu dem Satze versteigt: „Für den Gläubiger ist so ein Hypothekendokument, vulgo Grundschuldbrief (!), auch ein recht unbequemes Möbel, wenigstens für den anständigen Gläubiger.“ Deshalb sollen denn auch die veralteten heutigen Pfandbriefs- und Hypothekeneinrichtungen andern, zweckentsprechenderen Platz machen. „An Stelle jener müssen Wertzeichen treten, die so eingerichtet sind, daß sie vom ganzen Publikum gern genommen werden, trotzdem [daß] sie nur einen geringen Zinsgenuß gewähren.“ Nur in einer solchen Kreditreform sieht der Verfasser eine Hilfe für die Notlage der Landwirtschaft, selbst gegenüber dem Übel der Bodenzersplitterung, der Erbüberschuldung, des Altenteilunwesens. Wenn er dann jene Reform darauf beschränkt, in der von ihm beliebten Form „der Landwirtschaft ausgiebige unkündbare Kapitalien zu einem billigern Zinsfuße als bisher zuzuführen,“ so vergißt er seine eigne Bemerkung über das Herabdrücken des Zinsfußes und verwirft gleichzeitig das einzig wirksame Mittel in dieser Hinsicht, den Zusammenschluß der Kreditbedürftigen zu einem genossenschaftlichen oder landschaftlichen Kreditverbande.

Der Vorschlag selbst ist nun kurz folgender. „Jeder Besitzer eines landwirtschaftlichen Grundstückes von mindestens $12\frac{1}{2}$ Hektar Größe, welches (!) mindestens zu einem Grundsteuerreinertrage von 200 Mark eingeschätzt ist, und das (!) mindestens einen landwirtschaftlichen Taxwert von 10000 Mark hat, soll das Grundstück mit Grundschuldscheinen (!) belasten können.“ Über die Taxe werden eingehendere Vorschriften gegeben. Gemeint ist natürlich, daß der Eigentümer Grundschulden auf eignen Namen und bis zu bestimmter Höhe soll eintragen lassen können und dann die darüber ausgefertigten Grundschuldscheine (in blanco indossirt nach jetzigem Rechte) als Zahlmittel verwerten. Hinter diesem Höchstbetrage wird das Grundbuch geschlossen; was aus den kleinern Grundbesitzern werden soll, verschweigt der Verfasser. Er scheint sie dem bisherigen Grundverschuldungsrecht preisgeben zu wollen.

Die Grundschuldscheine sollen den Banknoten ähnlich ausgestattet werden, Zinsscheinanhang für einen Zeitraum von vier Jahren (wo sie mittels Umtausches erneuert werden) besitzen, nummerirt sein, durch Privataufschrift außer Umlauf gesetzt werden können und folgende Aufschrift tragen: „Preußischer Grundschuldschein. Vom 1. . . . . 18 . . bis zum 31. . . . . 18 . . laut Zinsscheinanhang mit zwei Prozent für das Jahr verzinslich und vom Staate garantirt.“ Die

Digitized by Google

Zinsgewähr des Staates hält der Verfasser für unbedenklich oder doch für ein notwendiges Übel, um der Landwirtschaft unter die Arme zu greifen. Er will den Staat durch einen Zinsaufschlag von $^1/_2$ Prozent entschädigen, der dann zu einem Sicherheitsstock angesammelt werden soll. Der Gläubiger soll also nur zwei Prozent erhalten, während der Staat für die Vermittlung der Zinszahlung u. s. w. $2^1/_2$ Prozent vom Schuldner einzieht.

Außerdem soll jede Staats- oder Kommunalkasse (!) und auch die Reichsbank verpflichtet werden, Grundschuldscheine unter Zinsenvergütung in Zahlung zu nehmen. Die Zinsen selbst sind „halbjährlich portofrei an die zu ihrem Empfange autorisirte Kasse einzusenden," während der Gläubiger sie gegen Einlieferung des betreffenden Zinsscheines bei jeder öffentlichen Kasse soll einziehen können.

Bei alledem ist jedenfalls der zweiprozentige Zinsfuß die schönste Erfindung. Was der starke, den Geldmarkt beeinflussende Kreditverband der „Landschaften" nicht vermocht hat, das soll jetzt mit einem Zins von zwei Prozent der einzelne Grundbesitzer erreichen. Die unglückliche Analogie der Zettelbanken, deren Scheine ja bekanntlich ganz zinslos umlaufen und doch gern in Zahlung genommen werden, verwirrt immer wieder die Köpfe und läßt die Pläne der „Bodenscheine" oder, wie sie hier nun genannt werden sollen, der „Grundschuldscheine" nicht aussterben. Und doch bedarf es nur kurzer Überlegung, um zu begreifen, daß der Bankkredit auf der allezeit zahlungsbereiten Deckung, die im Bankgewölbe liegt, beruht, und die für den Verkehr bequeme, jederzeit einlösungsfähige Banknote ebensowenig Zins abzuwerfen braucht, wie das bare Geld, das jemand sonst im Kasten vorrätig hält, daß aber eine Anweisung auf Landwert — das ist die Grundschuld im wirtschaftlichen Sinne — wegen ihrer schweren und umständlichen Realisirbarkeit niemals den Ansprüchen des Verkehrs genügen, niemals als „Zahlmittel" durchdringen wird. Der Plan der Grundschuldscheine, bei dem selbst die unglücklichen Gemeinden in Mitleidenschaft gezogen werden sollen, wird auf eine Zwangsanleihe des Grundbesitzes bei den öffentlichen Kassen zu einem unerhört niedrigen Zinsfuße hinauslaufen, da sie kaum jemand finden würden, der ihnen die Scheine freiwillig wieder abnähme. Und dabei soll denn auch noch der Zinsgenuß „der in den öffentlichen Kassen liegenden Grundschuldscheine" nicht diesen Kassen, sondern dem Sicherheitsstock zufließen! (Seite 31). Da ist auch die wunderbare Äußerung nicht unberechtigt: „Das belastete Grundstück ist ja eigentlich Staatseigentum geworden, und der Besitzer nur der Nutznießer seiner darauf verwendeten Arbeitskraft und seiner Intelligenz," womit dann übereinstimmt, daß das Grundstück, wo die Zinszahlung ausbleibt, unter Umständen „den Domänen eingereiht werden" könne.

Dem Verfasser selbst wird bei dem Zinsfuße von 2 Prozent offenbar schlecht zu Mute. Er beruft sich entschuldigend auf den Privatdiskont in Berlin und Hamburg, der zwischen $1^1/_2$ bis 2 Prozent schwanke, offenbar ohne zu ahnen, daß dieser, aufs Jahr berechnet, eine recht ansehnliche Verzinsung ausmacht. Dann fährt er wörtlich fort: „Sicher [werden] viele Geschäftsleute, besonders kleinere, den Grundschuldschein sehr gern, zum Zweck kürzerer oder längerer Geldanlage benutzen, da er noch viel handlicher als der Wechsel ist und ohne alle Umstände und Kosten jeden Augenblick weitergegeben werden kann. Die Girokonti werden allerdings darunter zu leiden haben, zweifellos auch der Effektenverkehr, sowie der Banknotenumlauf. Daher dürfte der Grundschuldschein in Bank-, Bankier- und Börsenkreisen wohl vorläufig nicht allzuviel Gnade finden. In allen andern Kreisen, und vor allem auch in denen der kleinern und größern Sparer, wird man den Grundschuldschein des zwar geringen, aber recht angenehmen Zinsgenusses (!) wegen

Digitized by Google

so lange als möglich festhalten. Selbst für Bank- und Sparkasseninstitute kann es nicht leicht ein bequemeres Mittel zur Anlegung von kleinern und größern Beträgen, die unter Umständen bald zur Hand sein müssen, geben als den Grundschuldschein" u. s. w. An einer andern Stelle heißt es dann noch: „Denjenigen aber, die gegen den Grundschuldschein deshalb stimmen, weil er ihnen nicht Zinsen genug gewährt, möchte ich die Frage vorlegen, ob es nicht besser sein dürfte, einen Finger zu opfern als möglicherweise den Arm oder gar das Dasein? Immerhin werden sie alle, die höhere Erträge von ihren Kapitalien einheimsen wollen, als sie der Grundschuldschein bieten kann, so leicht nicht in Verlegenheit kommen, ihr Geld auf andre Weise anzulegen." Kann man die Armenunterstützung für die Landwirtschaft deutlicher beanspruchen? Und merkwürdig, der Verfasser sagt weiter: „Staats- und Kommunalanleihen werden stets höhere Zinsen zahlen müssen, weil sich ihre Wertzeichen allen jenen Mängeln nicht entziehen können, die beim Grundschuldschein vermieden werden sollen."

Solche Anschauungen, insbesondre auch die Vorstellung des Verfassers von den Wirkungen seines Vorschlages, sind in der That sehr seltsam. Also der Staat, der doch die Gewähr für den zinszahlenden Grundbesitzer übernehmen soll, erhält nur teureren Kredit als dieser letztere? Da fragt man wohl nicht mit Unrecht: weshalb überhaupt noch Zins zahlen? Wenn eine beliebige Herabdrückung des Zinsfußes — etwa auf die Hälfte des landesüblichen Betrages — möglich wäre, so könnte man ja vielleicht auch die Zinspflicht ganz aufheben oder den Zins auf ein Prozent herabsetzen!

Auch hier rächt sich die verkehrte Auffassung, die durch unendliche, vielfach verständnislose Streitschriften und durch gelegentliche, nicht bessere Massenbeschlüsse leider immer noch genährt wird, daß zwischen Geld- und Grundkapital an und für sich ein feindlicher Gegensatz bestehe. Gewiß soll ja der Grundbesitz bei seinen unabweislichen Kreditbedürfnissen nicht schutzlos dem Vorteile des Geldkapitals preisgegeben werden; dagegen hat selbst der „manchesterliche" Entwurf des Hypothekenrechts im zukünftigen bürgerlichen Gesetzbuche Deutschlands vollauf Sorge getragen. Aber jeder Grundeigentümer, der selbst etwas Geld besitzt, wird den Unsinn einer wirklichen Maßregelung des „Kapitals" begreifen und sich beispielsweise doch sehr kräftig dagegen verwahren, sein Geld seinem Grundnachbar, der keins hat, für zwei Prozent leihen zu müssen, also dasselbe zu thun, was man von dem vielgehaßten „Kapitalisten" verlangt!

Die gänzliche Unklarheit des Verfassers über die einschlagenden Verhältnisse spiegelt sich wohl am deutlichsten in folgenden Sätzen wieder: „Der Darleiher eines Kapitals aus Grundschuldscheinen (?), welches auf seinem Grundstück und ihm gegenüber unkündbar eingetragen ist, muß in der Lage sein, dies Kapital ganz oder teilweise in Grundschuldscheinen zurückzahlen zu können." Das heißt doch den Teufel durch Beelzebub austreiben! Es ist gänzlich unbegreiflich, welchen Vorteil der Eigentümer davon hat, seine Grundschuldscheine Nr. 1 bis 3 zurückzukaufen durch Ausgabe der Scheine 4 bis 6, die er bisher im Kasten behalten hat. Denn fremde Grundschuldscheine soll er seinem Gläubiger doch nicht aufdringen können?

„Im Falle einer beabsichtigten Parzellirung dürfte die ganze Grundschuld in Grundschuldscheinen abzutragen sein, ehe die Parzellirung zu gestatten ist." Also ehe der Eigentümer aus dem Verkaufe Geld gewinnt, soll er seine Schuld schon abtragen?

„Da das Grundbuch für alle mit Grundschuldscheinen belasteten Grundstücke geschlossen ist und hypothekarische Eintragungen hinter denselben nicht stattfinden

Digitized by Google

dürfen, so werden die Gebote [in der Zwangsversteigerung] nicht erheblich über die bestehende Grundschuld hinausgehen." Die Verschuldung eines Grundstückes hat bisher zu dessen Verkaufswert in keiner Beziehung gestanden. Und, wie man sieht, selbst die gefährliche Verschleuderung des Grundbesitzes durch die öffentliche Versteigerung, statt durch geeignete Zwangsverwaltung zu helfen, will der Verfasser nicht beseitigen.

„Hat der Besitzer eines Grundstückes, das bereits mit Grundschuldscheinen belastet war, dies Kapital ganz oder teilweise in Grundschuldscheinen zurückgezahlt [siehe oben], so muß ihm das zurückgezahlte Kapital ganz oder teilweise, auf seinen desfallsigen (!) Antrag hin, zurückgewährt werden können." Hinter diesen undurchsichtigen Worten scheint sich der einfache Sinn zu verbergen, daß an Stelle eines gelöschten Grundschuldbetrages selbstverständlich ein neuer eingetragen und Scheine darüber ausgefertigt werden können. Auf den Rang der einzelnen Grundschuldbeträge kommt es ja, da sie alle gleichwertig sein sollen und vom Staate gewährleistet sind, überhaupt nicht an.

Eine Abschweifung des Verfassers auf Vorfälle in seiner Wirtschaft nimmt von den 54 Seiten seiner Schrift deren mehr als sechs ein. Viel wichtiger wäre es gewesen, zu erfahren, wie er seine Angabe beweisen könne, daß bis 1848 in Neuvorpommern und Rügen nach „altem schwedischen Rechte" hypothekarische Eintragungen auf landwirtschaftlichen Grundbesitz verboten gewesen seien.

Die ganze Arbeit des Verfassers würde eine so ausführliche Besprechung ja nicht verdienen, wenn man an ihr nicht zeigen könnte, welche Blüten mißleitete agrarische Bestrebungen zu treiben vermögen. Durch derartige Pläne und Wünsche können nur die Ungebildeten verwirrt gemacht und zu solchen Beschlüssen getrieben werden, wie sie jüngst eine Bauernversammlung im Hannöverschen gefaßt hat: der „Hypothekenunfug" solle gänzlich beseitigt und in das neue deutsche Gesetzbuch nur die einzige hierauf bezügliche Bestimmung aufgenommen werden: „Der deutsche Grund und Boden ist fortan unverschuldbar. Besondre Ablösungsgesetze werden die vorhandnen Hypotheken und Grundschulden mit Staatshilfe binnen dreißig Jahren tilgen."

Dadurch können nur gute Vorschläge in den Hintergrund gedrängt und außerlandwirtschaftliche Kreise von vornherein auch gegen sie und die mannigfach berechtigten und gesunden Forderungen der agrarischen Bewegung eingenommen werden. Auch kann dadurch nur in vielfach unbegründeter und jedenfalls übertriebener Weise Unzufriedenheit und Mißverständnis über unsre bestehende Gesetzgebung ausgestreut werden.

Oder kann man wirklich, wie der Verfasser es mit den Worten versucht: „Man wird sogar im stande sein, recht gewichtige Gründe gegen mich ins Feld zu führen, aber wird man etwas zweckentsprechenderes vorschlagen können?" einen unsinnigen Verbesserungsplan damit rechtfertigen, daß man bisher nichts treffenderes vorzuschlagen wisse?

Digitized by Google

Litteratur

Rußland, seine Hilfs- und Machtmittel. Von Viktor Frank. Paderborn, F. Schöningh, 1888

Was man nicht alles behaupten und zu beweisen versuchen kann, wenn man die Dinge mit der Parteibrille ansieht und dann nach der Vergrößerung oder Verkleinerung, die diese, je nachdem man sie aufsetzt, immer zweckdienlich, niemals wahr, hervorbringt, geltend zu machen oder, wie die Börsenjuden es ausdrücken, zu fruktifiziren bemüht ist! Auch wir sind der Meinung, daß unser Nachbar in vielen Beziehungen nicht so stark sei, als er aussieht, und daß er mancherlei Mängel und Untugenden bedenklicher Art habe. Aber eine solche Menge von Übertreibungen derselben, wie sie hier zusammengetragen wird, ist uns noch nicht vorgekommen, sie geht, wie man zu sagen pflegt, über die Hutschnur. Die „Unmoralität wegen Unwirksamkeit der Religion," die der Verfasser den Russen vorwirft, die Behauptungen, es sei bei ihnen kein gebildeter Mittelstand vorhanden, keine Achtung vor der Armee, kein Vertrauen auf die Kriegsleitung, keine Kindererziehung, die Staatsfinanzen seien zerrüttet, der Bauer leide an der Branntweinpest, er habe kein Rechtsbewußtsein, die Gemeindeverwaltung, das Schulwesen, die Gesundheitspflege, der Wegebau auf dem Lande lägen im Argen, die Landschaftsverwaltung sei bankerott, der Großgrundbesitz ruinirt, kann man bis zu einem gewissen Grade zugeben, wenn man an die eigentlichen Russen denkt und von den baltischen Provinzen und den polnischen Teilen des Reiches absieht, wo es in den erstern durchaus und in den letztern wenigstens in vielen Punkten besser steht, als hier angenommen wird. Auch die Ansicht des Verfassers, es mangle dem Volke an Achtung vor der Armee und an Vertrauen zur Kriegsleitung, sowie die, daß die Staatsfinanzen zerrüttet seien, trifft im allgemeinen wohl zu. Aber wenn uns Herr Frank glauben machen will, die letztern seien unverbesserlich, so ist das einfach Unsinn, da sie früher besser waren und bei den Mitteln und Hilfsquellen des Staates durch verständige Maßregeln und namentlich durch Vermeidung frivoler Kriege wieder auf ihren günstigen Stand zurückgebracht werden können. Den Ergebnissen der Statistik ins Gesicht schlagen, heißt es, wenn unsre Schrift von einem Rückgange der Volksmenge und von einem Darniederliegen des Handels und der Industrie spricht, das Gegenteil davon ist die Wahrheit. Stark einzuschränken ist ferner die Behauptung, es gebe in Rußland keinen gebildeten und unabhängigen Adel. Mit der Unabhängigkeit ist es allerdings nicht weit her, aber die Bildung ist zunächst dem kur-, liv- und esthländischen Adel gewiß nicht abzusprechen, vielmehr steht er in diesem Betracht auf gleicher Höhe wie der unsre, und was die russische Aristokratie betrifft, so mag die vorwiegend französische Bildung, oder sagen wir die halb französische, halb moskowitische, uns wenig Achtung einflößen, aber sie hat doch Dichter wie Puschkin, Turgeniew, Tolstoy und Dostojewsky sowie manchen auf anderm Gebiete ausgezeichneten Mann hervorgebracht, dem wir, wenn er auch wie jene Poeten nicht zu den Größen ersten Ranges gehört, ein ungewöhnliches Maß von Achtung nicht versagen dürfen. Woher nun diese grobe Unterschätzung Rußlands, woher das Bestreben, das, was

Digitized by Google

nur grau ist, der Welt als schwarz, was nur mangelhaft, ja sehr mangelhaft ist, als hoffnungslos darzustellen? Wir möchten den letzten Beweggrund in den Schlußworten des Verfassers erblicken, die, kurz zusammengefaßt, die Meinung aussprechen, nur durch Glaubensfreiheit könne Rußlands Wiedergeburt angebahnt werden, und der Kern hiervon wieder scheint uns, obwohl er nicht ausgesprochen, sondern vorsichtig nicht einmal angedeutet wird, in folgendem enthalten: Rußland duldet in der größern Hälfte des Reiches keine Juden, weil es weiß, was Befreiung derselben bedeutet. Es befreie sie, und es wird uns, den Juden, sofort besser in allen Beziehungen erscheinen als jetzt und nicht mehr für uns Gegenstand unermüdlicher Angriffe mit Übertreibungen seiner Zustände sein. Das ist die Taktik unsrer gesamten Judenpresse. Der Verfasser beruft sich zum Beweise der Richtigkeit seiner Anklagen auf „russische Selbstzeugnisse," namentlich auf Tschaadajews Verzweiflung an seiner Nation. Damit wird aber doch nur gezeigt, daß einzelne denkende Russen ihr Vaterland im düstern Lichte sehen, und es lassen sich ebenso viele andre namhaft machen, die die Lage nicht so auffassen, vielmehr, wie z. B. Kokorew, an eine friedliche Wiedergeburt glauben zu dürfen meinen und dafür Gründe beibringen, die sich nicht so schlank weg als „Illusionen" bezeichnen lassen, wie Herr Frank dies zu thun beliebt. Er hat ein Seitenstück zu Raoul Frarys Péril national liefern wollen und es auch fertig gebracht, aber der Franzose, der den raschen Niedergang seines Volkes und Landes schildert, hat auch mit parteiischen Augen gesehen und die Schäden, an denen Frankreich unleugbar krankt und sinkt, ebenfalls mit zu grellen Farben geschildert. Dergleichen Schriften sind zwar sehr geeignet, Sensation zu machen, wir aber verlangen Wahrheit.

Mit dem Vorstehenden soll nicht in Abrede gestellt werden, daß der Verfasser vielfach eine gute Kenntnis Rußlands verrät und daß er manches beherzigenswerte sagt. Nur daß er oft übertreibt und verallgemeinert. Wir warnen also unsre Leser, seine Mitteilungen und Anklagen ohne Einschränkung hinzunehmen, erstens weil das, was übrig bleibt, genügend erscheint, zweitens, weil übertreibende Darstellung zu gefährlichem Sicherheitsgefühle verführt. Diese Warnung ist umsomehr angebracht, als die Schrift auch den Vorzug hat, geschickt und in lebhafter Sprache zu behandeln und zu betonen, was sie beabsichtigt.

Der serbisch-bulgarische Krieg 1885 von Robert Möller, k. s. Hauptmann. Mit einer großen Skizze des Kriegsschauplatzes und zahlreichen Skizzen der Gefechts- und Schlachtfelder. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung, 1888

Drei volle Jahre sind seit dem Kriege von 1885 verflossen, und noch immer fehlt uns eine zuverlässige Darstellung desselben, obgleich er in verschiednen Beziehungen von ganz ungewöhnlichem Interesse ist. Einen auf gute fachmännische Bildung, fleißiges Studium des vorhandnen Materials und kritische Auswahl des Wertvollen gegründeten Bericht, wie er hier vorliegt, werden daher weite Kreise des Publikums, namentlich aber die militärischen, willkommen heißen, zumal da die bisher über den Gegenstand erschienenen Schriften fast ohne Ausnahme von Parteigeist beeinflußt, folglich unzuverlässig sind, was in besonders hohem Grade von denen gilt, die wir von Huhn und Gopcevic besitzen. Auch der Verfasser unsers Buches hat trotz seiner Bemühungen, aus Serbien und Bulgarien gutes Material zu erhalten, nicht über die Quellen verfügen können, aus denen sich der Stoff zu einem ganz vollständigen und wahrheitsgetreuen Bilde des Krieges entnehmen ließe. Er giebt uns eben nur, was gewissenhafte Arbeit eines in militärischen Fragen im allgemeinen wohlunterrichteten Mannes zu erreichen möglich war.

Digitized by Google

Seine Arbeit hat im wesentlichen darin bestanden, daß er die über den serbisch-bulgarischen Kampf erschienenen Bücher, Flugschriften und Zeitungsberichte an der Hand von Spezialkarten sorgfältig prüfte und verglich, den so gewonnenen Stoff sichtete, das Wahrscheinliche von dem Zweifelhaften oder ganz Unwahrscheinlichen sonderte, offenbare Phantasiegemälde auf ihren wirklichen Wert zurückführte und seine Ergebnisse mit Geschick zu einem übersichtlichen und auch dem Laien verständlichen Ganzen zusammenstellte. Der Wert seiner Leistung wird durch sein überall sichtbares Bestreben erhöht, einen unparteiischen Standpunkt für Betrachtung und Urteil einzunehmen, wobei allerdings die Politik nicht völlig außer Acht gelassen werden konnte, da der Krieg bekanntermaßen nur die Fortsetzung politischer Arbeit mit gewaltsamen Mitteln und Maßregeln ist. Sie mußte also wenigstens insoweit berücksichtigt werden, als sie auf die Entstehung des Krieges bestimmend eingewirkt und ihm schließlich Halt geboten hat. Obwohl nun diese „Studie" — so bezeichnet der Verfasser selbst bescheiden sein Buch —, nur eine annähernd der Wirklichkeit entsprechende Darstellung der Ereignisse von 1885 zu liefern vermochte, so steht sie doch in jeder Beziehung so hoch über allem, was bisher in der Sache geleistet worden ist, daß sie bis zu der Zeit, wo dem Geschichtschreiber besseres Material zu Gebote stehen wird, durchaus empfohlen werden kann. Trotz aller aus dem Mangel reichlich fließender Quellen sich ergebenden Lücken und Unklarheiten möge der Leser mit Vertrauen an das Bild dieses Miniaturkrieges hinantreten, dessen Verlauf sehr interessant ist, und der, abgesehen von den Größenverhältnissen der sich bekämpfenden Armeen und von der von Kulturstaaten verschiednen Natur des Kriegsschauplatzes, alle die Züge zeigt, die wir bei den großen Kämpfen unsrer Zeit beobachten konnten.

Übersichtskarte der deutschen Kolonien. Vierte Ausgabe. Weimar, Geographisches Institut, 1888

Eine zeitgemäße Gabe, die auch unsern Lesern willkommen sein wird. Das Geographische Institut in Weimar hat sich von Anfang der Gründung unsrer Kolonien an das Verdienst erworben, durch Schriften und Karten dem deutschen Publikum Kenntnis von ihnen zu vermitteln und uns für sie zu interessiren. Unter anderm veröffentlichte es eine Reihe „deutscher Kolonialkarten," die jetzt sieben Nummern aufweist und der sie in der „Übersichtskarte" eine Ergänzung hat folgen lassen. Die Übersichtskarte erschien ursprünglich in kleinem Formate, ist aber in der vierten Ausgabe wesentlich größer geworden und zugleich vollständiger, indem hier sowohl die inzwischen erfolgte Ausdehnung unsers Besitzstandes als auch die Ergebnisse neuerer Erforschungen derselben berücksichtigt und nachgetragen worden sind. So sind auf dem Karton Neuguinea bereits die deutschen Entdeckungen an der Nordküste Neupommerns und am Kaiserin-Augusta-Flusse sowie Ergebnisse der englischen Forschungen an den Flüssen der Südküste verzeichnet; auf dem Karton Kamerun und Togo begegnen wir schon der neuen deutschen Station Barombi am Elefantensee und einer Andeutung des Adjonastroms im Hinterlande des Kamerungebietes. Ein dritter Karton zeigt Ostafrika, soweit es im deutschen Besitze ist, ein vierter die Marschallinseln und der fünfte Lüderitzland im südwestlichen Afrika. Sämtliche Karten sind in gleichem Maßstabe gezeichnet, ebenso auch ein beigefügtes Kärtchen von Deutschland, sodaß unser Blatt einen anschaulichen Vergleich sowohl der Größenverhältnisse unsrer überseeischen Besitzungen mit einander als auch mit den bekannten Verhältnissen des Mutterlandes ermöglicht. Ein kleiner Situationsplan von Groß-Friedrichsburg zeigt diesen alten kurbrandenburgischen (unter dem

Digitized by Google

Großen Kurfürsten unternommenen und unter dessen Nachfolgern aufgegebenen) Kolonialversuch an der Goldküste. Allen Freunden der Geographie und der deutschen Geschichte, die weniger einer ins einzelne gehenden Spezialdarstellung einer besondern Kolonie bedürfen, als einer deutlichen Übersicht unsers ganzen überseeischen Besitzes an Gebiet, sei dieses Blatt in seiner neuen Gestalt bestens empfohlen.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden gehalten von Moritz Schwalb, Dr. theol., Prediger zu Bremen. Leipzig, O. Wigand, 1888

In diesem Buche sind fünfzehn „Kanzelreden" vereinigt, die absichtlich nicht Predigten genannt werden, mit Recht, denn sie haben nur die Aufgabe, die Gemeinde zu belehren über böse Dinge, die von Katholiken und Protestanten ehemals geglaubt wurden; zum Teil leider noch geglaubt werden, nicht aber zu Glauben und Anbetung emporzuheben, wie es die Predigten sonst thun sollen. Der Verfasser, jetzt, wie er mehrfach wiederholt, kränklich, aber offenbar geistig frisch, gehört der Linken des sogenannten Protestantenvereins an. Er hat früher, wie er mit Offenheit gesteht, auch in der Art Schleiermachers noch von Jesus als Messias viel gehalten. Jetzt ist er „unter der ernüchternden, erkältenden Einwirkung des kommenden Alters," wenn auch widerstrebend, zu einer noch magerern Ansicht von Jesus gekommen. Es ist also ihm wie dem „Lichtfreund" Uhlich gegangen, der die bekannte Abwärtsbewegung bis zum Pantheismus durchgemacht hat. Es scheint darin eine Art Gesetz zu liegen; dabei halten diese Männer regelmäßig ihre neuen Ansichten nicht für einen individuell begründeten Gang ihrer Überzeugung, sondern für ein vielleicht schmerzliches Opfer, das sie der „Wahrheit" bringen. Sie wundern sich und betrüben sich, daß die andern Christen nicht ebenso die veraltete Gläubigkeit mit ihrer Aufklärung vertauschen. Es tröstet den Verfasser aber, daß er bei seinen Gemeindemitgliedern, die er schon zwanzig Jahre in ähnlicher Weise bedient hat, Vertrauen gefunden und Erfolge erreicht hat. Manches, was er gegen die sogenannte gläubige Theologie vorbringt, ist, wenn auch nicht neu, doch durchaus beherzigenswert, und durch die beständige Wiederholung seit zwanzig Jahren hat das, was er sagen will, eine sehr glatte und wasserklare Form gefunden. Es wird uns aber stets rätselhaft bleiben, wie man die negative Kritik einer Gemeinde gegenüber für heilsam halten kann. Ganz anders würden wir es beurteilen, wenn der Redner die von ihm nicht gebilligten Bestandteile der christlichen Bekenntnisse einfach übergänge und desto mehr die ethischen Triebe des Gemüts stärkte. Aber unmittelbare und grobe Angriffe, zum Beispiel auf die Bibelautorität, den Wunderglauben, die Gottheit Christi, die Dreieinigkeitslehre u. s. w., was können die wohl der Gemeinde nützen? Sollten in unsern Gemeinden wohl jemals die Bedürfnisse der Anbetung und des göttlichen Mysteriums aufhören? Wir glauben das nicht.

Gedichte von Frida Schanz. Leipzig, J. J. Weber. 1889

Frida Schanz hat sich bisher dem größern Publikum als Dichterin der Kinderwelt bekannt gemacht, viele ihrer Gedichte erschienen in Jugendzeitschriften und bekundeten einen echt weiblichen Sinn für die liebe Jugend, die sie am liebsten zum Märchenanhören um sich versammelt sah. Nach dieser Sammlung ihrer besten lyrischen Erzeugnisse zu schließen will sie aber ernster genommen werden. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Schriftstellerei für die Jugend überhaupt nicht ernst genommen zu werden verdiene — bewahre! sondern nur, daß Frida Schanz ihre Gedichte, welche Stoffe aus der Kinderwelt behandeln, auch von reifen Menschen gelesen zu sehen wünscht; sie hat sie mitten unter andre gestellt, die nur von reifen Lesern gewürdigt werden können.

Digitized by Google

Frida Schanz hat in der That ein poetisches Verhältnis zur Kinderwelt, eines, das aus ihrer ganzen Natur und Weltanschauung sich ergiebt, und das ist der originalste Zug an ihrem litterarischen Bilde. Sie ist Pessimistin, Naturschwärmerin, schwermütig, wie fast alle unsre Lyriker; nur ihr gutes Christentum hat sie nicht ganz verloren, sie ist für den Zauber der Andacht, für die Schönheit und Geistestiefe evangelischer Geschichten noch immer empfänglich geblieben, wenn auch mehr ästhetisch als eigentlich gläubig. Die schönste Dichtung des Buches „Ein Traum" ist von religiöser Gläubigkeit erfüllt. Ihr Ideal von Glück sieht sie aber in der Vergangenheit: in der Kinderzeit. Nach jenem Zustande der Einfalt, naiver Unkenntnis der bösen Welt und des herben Schicksals sehnt sie sich zurück. Daraus entsteht ihre Kinderpoesie. Die Dichterin selbst ist aber nicht naiv, nicht kindlich, darum spricht sie über Kinder und von Kindern so, daß auch Erwachsene zuhören können. Ihrer Sprache merkt man ein sorgfältiges Studium, zumal Storms an; sie ahmt seine Naturbilder nach, die sich mit der Zeichnung des Landschaftsbildes begnügen, um Stimmung hervorzurufen, ohne den symbolischen Gedanken, der verborgen liegt, selbst in Worte zu fassen. Aber Storms Kraft der Phantasie in der Beseelung der toten Gegenstände geht ihr ab; man wird selten warm bei ihren kleinen Malereien. Besser gelingen sie ihr, wenn die Pointe wirklich ausgesprochen wird. Der Kreis ihrer Motive ist ziemlich klein. Frühling und Herbst, Sommer und Winter, Stadt und Land als Gegensätze werden am meisten besungen. Pessimistische Gedanken kehren eintönig wieder. Gern behandelt sie Zeitereignisse poetisch. Mit offenbarer Absicht ist alle Liebeslyrik bis auf ein einziges Geständnis vermieden. Den Schluß des Bandes bilden artige Märchen, deren umfangreichstes, „Licht," aber zu breit geraten ist. Bei alledem muß man anerkennen, daß man in diesem Buche keinem Dilettanten, sondern einem wirklich künstlerischen Wesen begegnet; selten stößt man sich an eine sprachlich unschöne Wendung wie die: „Wie liegt in diesen schwülen Nächten mein ganzes Wesen auf den Knien!" Ein Gedicht möge die Art der Dichterin veranschaulichen; es heißt „Herbstwalten."

Wie du dich zum Tode bereitest,
Schöne, lachende Blütenflur!
Wie du die Pfade so goldig umbreitest,
Wie du die Formen so wunderbar weitest,
Wie du noch lächelst im Tod, Natur!

Purpurne Ranken erglühn am Gemäuer,
Flammende Disteln am steinigen Hang;
In des Abends verglimmendes Feuer
Tönt vom Dorf noch ein lieblicher, treuer,
Dankbar jubelnder Kindergesang.

Heiter greifst du ins welke Geäste,
Streust der Früchte goldiges Rot
Unter die lockigen kleinen Gäste,
Wie ein König am Siegesfeste,
Dem der Tod doch das Herz bedroht.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die böhmischen Landtagswahlen

Die Wahlen für den Prager Landtag werden vielen Deutschen im Reiche nicht viel Interesse zu verdienen scheinen. Bei aufmerksamerer und sorgfältigerer Betrachtung der Sache gestaltet sich jedoch die Meinung über sie wesentlich anders, und wenn die jetzt in der Hauptsache vollendete Neugestaltung der Vertretung des böhmischen Volkes in Betreff der tschechischen Gruppe wirklich so gründlich gewesen wäre, als die ersten Berichte darüber annehmen ließen, so würden wir in den Juliwahlen ein sehr bedeutungsvolles Ereignis vor uns sehen. So aber, wie sie sich in ihren letzten Ergebnissen darstellen, sind sie zwar immer noch ein Zeichen der Zeit, aber doch mehr eine Warnung vor vorschnellem Triumphiren, eine Reihe von Wandlungen, die für künftig empfiehlt, den Tag nicht vor dem Abend zu loben oder zu schelten.

Die Deutschen, die ungefähr ein reichliches Drittel der Bevölkerung der Provinz Böhmen vertreten, sind nicht bloß deshalb, weil sie vom Ministerium Taaffe in nationaler Beziehung übel behandelt und den Tschechen hintangesetzt worden sind, sondern auch als Liberale entschiedne Gegner der Regierung, zum Teil wohl auch, weil sie selber nicht mehr regieren. Sie sind brave Leute, aber schlechte Politiker, und in die Freude, daß sie im Volke ihr Ansehen und ihre Gefolgschaft bewahrt haben, mischt sich einige Verwunderung, da ihnen das Deutschtum nicht als Höchstes, vielmehr nur als Vehikel für ihre liberalen Wünsche gilt. Schon vor den Wahlen wußte man mit ziemlicher Sicherheit, daß die Wähler treu bleiben, und daß sie selbst im südwestlichen Böhmen, im „Königreich Schwarzenberg," fest unter der nationalen Fahne verharren würden. Schlimm, wenn auch sehr begreiflich, ist nur, daß

Digitized by Google

ebenfalls sicher war, die zu wählenden würden sich der Teilnahme an den Verhandlungen und Abstimmungen des Landtags enthalten. Es ist dies in Böhmen eine schon früher von den Deutschen wie von ihren Gegnern wiederholt angewendete Taktik. Als 1871 das Ministerium Hohenwart sich anschickte, in Cisleithanien nach föderalistisch-klerikalen Grundsätzen zu regieren, blieben die Deutschliberalen sowohl dem österreichischen Reichsrate als dem böhmischen Landtage fern. Die Regierung hatte die Wahlen so kräftig beeinflußt und die Begehrlichkeit der Slawen so gestärkt und entwickelt, daß jene eben fürchten mußten, Stimmen in der Wüste zu spielen. Unter dem „verfassungstreuen" Ministerium Auersperg blieben wiederum die Tschechen vom Reichsrate weg. Dann kam Taaffe mit seiner Begünstigung der Slawen ans Regiment. Die Vertreter der Deutschböhmen thaten im Landtage gegen seine Verfügungen kräftige Einsprache und stellten verschiedne Gegenanträge, bis die tschechische Mehrheit über einen solchen übermütig mit der viersachen Minderheit hinwegging. Die Antwort der Deutschen war deren Auszug aus der Landtagsstube, und sie sind auch bisher nicht dahin zurückgekehrt. Erfolglos, weil nicht ehrlich gemeint, waren die Versuche, sie wieder zu gewinnen. Als Fürst Lobkowitz, der Landtagsmarschall, vor zwei Jahren in außerparlamentarischer Verhandlung vorschlug, die Bedingungen einer Verständigung festzustellen, begegnete er zunächst geneigtem Entgegenkommen der deutschen Abgeordneten. Als er aber dann als Grundlage der Verhandlung die Verneinung der wichtigsten Rechte der Deutschen einschmuggeln wollte, wandte man ihm ohne Verzug den Rücken. Ganz vor kurzem versuchte es Fürst Schwarzenberg auf einem noch weniger saubern Wege, und Taaffe kam zu seiner Unterstützung in eigner Person nach Prag. Aber die deutschen Großgrundbesitzer lehnten die Zumutung, gegen die Abtretung von fünfzehn Sitzen die Abgeordneten der Städte und Landgemeinden ihrer Nationalität im Stiche zu lassen, kurz ab. Der Riß blieb ungeflickt, und man hatte wohl auch nur den Zweck vor Augen gehabt, den Kaiser, dem Frieden und Eintracht zwischen den Nationalitäten seines Reiches am Herzen liegen, zu überzeugen, daß die Regierung sich ernstlich in in dieser Richtung bemühe.

Die Tschechen zerfallen, soweit sie sich mit Politik befassen, in zwei Gruppen, die konservativen, opportunistischen, diplomatischen Alttschechen, geführt von Rieger und Zeithammer, gern der Regierung zu Diensten, verbündet mit dem Adel und dem Klerus, und die demokratischen, radikalen Jungtschechen unter der Leitung Gregrs, seit sie Trojan, ihren frühern Vorkämpfer, haben fallen lassen, weil er nicht mit dem alttschechischen Klub brechen wollte. Diese Partei hatte in den letzten Jahren der andern viel Gebiet abgenommen, namentlich auf dem Lande, sie hatte vor der jetzigen Wahl nicht weniger als vierundfünfzig Kandidaten aufgestellt, auch gegenüber solchen Kandidaten, die bei den Alttschechen große Lichter waren. Ihre Führer waren sehr energische Leute. Ohne Zweifel

Digitized by Google

beseelt sie derselbe Deutschenhaß wie die Alttschechen, nur das kann zweifelhaft erscheinen, ob er bei ihnen stärker ist, als ihr Haß gegen deren Verbündete, die böhmischen „Junker“ und „Pfaffen.“ Als Gregr vor einigen Monaten im Wiener Reichsrate seine feuerspeiende Philippika gegen die beabsichtigte Beeinträchtigung der Volksschule durch die Kirche und ihre Bundesgenossen abgeschossen hatte, waren Deutschliberale so hingerissen davon, daß sie nicht umhin konnten, dem Redner für den Genuß dankbar die Hand zu schütteln. Aber drei oder vier Tage später beglückwünschte ihn Rieger wegen eines wutschnaubenden Ausfalls gegen die Deutschen. Diesen konnte also, wie sehr ihnen die Feindschaft Gregrs und seiner Freunde gegen die Feudalen und die Geistlichkeit gefallen mochte, ein Erfolg der Jungtschechen bei den Wahlen völlig gleichgiltig sein, sie hatten von dem einen Lager ihrer nationalen Gegner ganz ebensowenig zu hoffen und ganz ebensoviel zu fürchten wie von dem andern. An die Möglichkeit einer Einigung auf gütlichem Wege glaubt wohl keine Seele mehr. Der Plan einer Abgrenzung und Sonderung der sprachlich rein deutschen und rein tschechischen Verwaltungs- und Gerichtsbezirke, von den deutschen Abgeordneten früher als gutes Auskunftsmittel lebhaft empfohlen, ist heute ein überwundener und halbvergessener Standpunkt Ob Rieger die Oberherrschaft der deutschen Sprache bekämpft oder Gregr die der tschechischen verlangt, ist ungefähr dasselbe, außerdem aber, was das letztere betrifft, auch deshalb gleichgiltig, weil der Kaiser und seine Regierung immer geneigter sein werden, den Wünschen der ihnen gefälligen konservativen Partei nach Möglichkeit zu entsprechen, als den groben Forderungen der hitzigen und begierigen Demokraten des tschechischen Doppellagers.

Mit derartigen Betrachtungen und Erwartungen sahen die Kenner der böhmischen Verhältnisse den Wahlen der ersten Juliwoche entgegen, und die ersten Tage schienen zu bestätigen, was die Liberalen gehofft hatten. Die Wahlen der deutschen Landbezirke hatten ein Ergebnis, das durchaus erfreute, aber nicht überraschen konnte. Die deutschen Landgemeinden haben hierbei mannhaft wie früher (1887) abgestimmt, die deutsche Partei hat nicht nur alle ihre alten Mandate behalten, sondern auch eine Eroberung zu verzeichnen, die umso wertvoller und verheißungsvoller erscheint, als sie im Umkreise des Schwarzenbergischen Machtbezirkes liegt, der schwer zu Gunsten des Tschechentums auf die Geister drückt und innerhalb dessen auf hundert Wegen und mit allerhand Einflüssen das deutsche Element gehemmt und bedrängt wird. Trotz aller dieser Mittel und Mittelchen ist der Krumauer Bezirk, der bei der vorletzten Wahl verloren gegangen war, von der deutschen Partei zurückgewonnen worden, und dieser Wahlsieg darf wohl als gute Vorbedeutung für die Zeit der nächsten Reichsratswahl angesehen werden. Eines von vielen nicht verhofften und sehr bedeutenden Erfolges hatten sich sodann bei diesem ersten Akt des Wahlschauspiels die Jungtschechen zu rühmen. Sie haben die

Digitized by Google

Altschechen auf diesem Gebiete beinahe vernichtet, indem sich am Abend der Wahlschlacht von den neunundvierzig Landgemeindebezirken nicht weniger als dreißig in ihren Händen befanden. Die Altschechen waren hierüber selbstverständlich äußerst betreten und verdrießlich, sie hatten wohl nichts Gutes, aber schwerlich solche Verluste erwartet, und ihre Presse zögerte nicht, die Regierung als mitbeteiligt an ihrer Schlappe hinzustellen und zu sagen, mit der altschechischen Partei habe auch die Politik des Grafen Taaffe eine Niederlage erlitten. Unverhohlen gab das Prager Organ der Altschechen, die offiziöse „Politik," dieser Anschauung Ausdruck, und das Blatt hatte damit gewiß nicht Unrecht. Wenn andre aber weiter gingen und meinten, das Regierungssystem Taaffes habe durch die böhmischen Landgemeindewahlen, den Sieg der Jungtschechen und den Erfolg der Deutschen in allen Orten, wo sie überhaupt Kandidaten aufgestellt hatten, einen Stoß bekommen, von dem es sich niemals erholen werde, so war das arge Übertreibung, die sich bald als solche erweisen sollte. Auch das ist eine unrichtige Auffassung, daß die „Politik" glaubt, Taaffe habe diese Niederlage erlitten, weil er nicht hinreichend Farbe bekannt habe, um sich das Vertrauen der tschechischen Chauvinisten zu erwerben. Der wahre Grund ist der, daß die böhmischen Slawen noch immer von einem gewissen Hussitengeiste, einem Freiheitsdrange beseelt sind, der oft wirr und gewaltsam und immer unvereinbar mit der politischen Richtung der Feudalen und Römlinge ist, denen Riegers Partei so lange Heerfolge geleistet hat. Die Stellung, die Rieger zum Liechtensteinschen Antrag einzunehmen für gut fand, das Verhalten der Altschechen zu der Politik Kalnokys, die ihnen nichts weniger als erwünscht war, die sie aber nicht zu bekämpfen wagten, endlich das unermüdliche Wühlen der tschechischen Jugend schlugen dem Taffe den Boden aus. So fielen bei den in Rede stehenden Wahlen die alten Führer der Tschechen gegen wenig bekannte neue Leute, die nur den einen Vorzug hatten, daß Gregr ihnen sein Vertrauen geschenkt hatte, und fortan wird das Tschechentum im Landtage schärfer und weiter als bisher in zwei Hälften gespalten sein. Mit Schmerz muß Rieger diese Zerrissenheit gegenüber der Geschlossenheit der Deutschen beim Wahlkampfe wahrgenommen haben. Trotz der Unterstützung, die ihm Regierung, Hochadel und Geistlichkeit zu teil werden ließ, sah er auf seiner Seite Zweig auf Zweig fallen, während die Deutschen trotz der Ungunst der Verhältnisse nicht nur ihre sämtlichen Kandidaten mit einer durchschnittlich 90 Prozent betragenden Mehrheit durchbrachten, sondern auch Krumau den Händen Schwarzenbergs und seiner Gehilfen wieder entwanden.

Die weitere Folge der Wahlhandlungen hat das Bild, das die bisherigen Ereignisse hinterließen, verschoben und in wesentlichen Zügen derart verändert, daß die Tschechen über ihr Unglück ruhiger werden und über ihr Glück nicht mehr so laut jubeln können. Der letzte Aufzug des Dramas, wenn

Digitized by Google

wir von den Nachwahlen absehen, die nicht viel ändern werden, hatte es mit den Wahlen der Handelskammern und der tschechischen Städtebezirke zu thun, und das Ergebnis war bei den ersteru, daß die Alttschechen 8 und die Deutschen 7 Mandate erhielten, bei den letztern, daß 12 Alttschechen und 10 Jungtschechen in den Landtag gewählt wurden. Setzen wir nun selbst den nicht wahrscheinlichen Fall, daß Gregrs Partei bei allen Nachwahlen der Sieg zufiele, so würde sie im neuen Landtage doch nicht mehr als 47 Sitze einnehmen, und diesen würden 50 alttschechische und 70 den Großgrundbesitz vertretende Stimmen sowie 5 Virilstimmen gegenüberstehen. Entschlössen sich die Deutschen noch in letzter Stunde, in den Landtag einzutreten, und fänden sie es bei manchen Anlässen für geraten, mit den in vielen Fragen geistesverwandten Jungtschechen zu gehen und zu stimmen, so würde diese Vereinigung immer noch nicht die Mehrheit in der Versammlung haben, da die Deutschen, die über 70 Mandate verfügen, mit der Gregrschen Partei verbunden immerhin nur 117 Stimmen in die konstitutionelle Wagschale werfen könnten, wogegen die ihnen gegenüberstehende Liga der Alttschechen, Großgrundbesitzer und Virilisten 124 Stimmen stark sein würde. Die böhmischen Wahlen sehen also heute erheblich anders aus als vor zehn Tagen. Der große Sieg der radikalen Tschechen ist beträchtlich zusammengeschrumpft, sie werden im Landtage und später in Wien etwas lauter und zuversichtlicher auftreten, den Mund zu größern Worten voller nehmen als bisher. Thaten werden sie nicht vollbringen. Das Ministerium Taaffe braucht sie so wenig zu fürchten als die deutsche Partei, so lange sie in ihrer verblendeten Prinzipienreiterei sich nicht entschließen kann, da Unterstützung zu suchen, wo solche mit einiger diplomatischen Mäßigung und Rücksichtnahme sicher zu finden wäre. Wo solche Unterstützung zu haben sein würde und wie, haben wir so oft angedeutet, daß es überflüssig wäre, nochmals darüber zu reden, zumal da die Führer der Deutschböhmen sich in ihrer Politik, so unfruchtbar sie auch immer war und so wenig Früchte sie jetzt verheißt, jeder Warnung und Weisung verschließen und, zufrieden mit den kleinen Erfolgen der Partei, die nationale Sache für geringer halten als ihren liberalen Katechismus.

Digitized by Google

Oxford und Cambridge

und die weiblichen Hochschulen in England

Von W. Henkel

Dem deutschen Beobachter, der die öffentlichen Zustände in England und das geistige Leben des englischen Volkes vorurteilsfrei und unbeirrt durch Reiseberichte, wie das seicht-frivole John Bull et son île, verfolgt, drängt sich leicht die völkerpsychologische Wahrnehmung auf, welche wunderbare Fülle interessanter Gegensätze in diesem einen Volks- und Staatskörper von jeher unvermittelt neben einander bestanden haben, ohne daß sie eine zersetzende Wirkung ausgeübt und im Staate und in der Gesellschaft den Anstoß zu anhaltenden Erschütterungen und tiefgehenden Umwälzungen gegeben hätten. Die Unwissenheit und Rohheit der untern Volksschichten neben der äußersten Verfeinerung des materiellen und geistigen Lebens in den obern Regionen der Gesellschaft, starre Rechtgläubigkeit und unerschütterlicher Autoritätsglaube, katholisirender Ritualismus und Puseyismus innerhalb der protestantisch-bischöflichen Kirche und der Heilsarmeestraßenunfug neben Darwins und John Stuart Mills Weltanschauung und unerschrockner Forschung, die heillose Zerfahrenheit der Zustände in Irland gegenüber dem gedeihlichen Wachstum eines auf festen Rechtsanschauungen folgerichtig aufgebauten Gemeinwesens germanischer Nationalität, tiefgewurzeltes Rechtsgefühl und hohe Achtung vor dem Gesetze, und dabei eine Zivilrechtspflege mit so ungeheuerlichen Mißständen, daß die persönliche und politische Freiheit für den unbemittelten Mann fast hinfällig wird — diese und ähnliche Gegensätze treten zwar mit gewissen Abänderungen auch im Kulturleben andrer abendländischen Völker auf, aber nirgends so dicht neben einander und so scharf ausgeprägt wie in England. Merkwürdig ist dann auch der Zwiespalt, worin sich die Gebildeten in England mit ihren Gesinnungen und Empfindungen zu den beiden wichtigsten Nationen der romanischen und der germanischen Völkerfamilie, den Franzosen und den Deutschen, zu befinden pflegen. Beide haben allezeit auf die Kulturentwicklung jenseits des Kanals einen weitreichenden Einfluß ausgeübt, aber das sanguinisch lebhafte und des Bühneneffektes bedürftige Franzosentum hat immer für den doch im Grunde seines

Digitized by Google

Wesens so verschieden gearteten Engländer einen eigentümlichen Reiz gehabt und seine Unbefangenheit selbst im politischen Urteile zu Ungunsten Deutschlands getrübt. Den französischen Zuständen widmen noch heutzutage die meisten englischen Blätter eine ungleich regere Teilnahme als den entsprechenden Vorgängen in Deutschland. Fast zwei Jahrhunderte hindurch waren England und Frankreich die alleinigen Großmächte, und während dieses Zeitraumes erkaltete und erlosch die Teilnahme der Engländer an den Geschicken des stammverwandten, aber zersplitterten und geschwächten deutschen Volkes. Und noch in unserm Jahrhunderte fanden Deutschenfreunde wie der tapfre und geistvolle Herold des protestantischen Germanentums, Thomas Carlyle, mit seinen begeisterten Kundgebungen nur ein schwaches Echo. Auch auf dem Gebiete des nationalen Schrifttums waren, von einzelnen persönlichen Ausnahmen und kurzen Episoden — Walter Scott und Coleridge — abgesehen, die Beziehungen zu Frankreich lebhafter und enger. Die leichte, elegante und logische Darstellungsweise eines Malebranche, Voltaire und Montesquieu führte bei Locke, Hume, Addison, Bolingbroke und ihren Epigonen zu bewundernder Nachahmung. Ebenso war das nach allgemeingiltigen Normen zugeschnittne gesellschaftliche Geschmacks- und Formenwesen mit Paris, der alles beherrschenden und erleuchtenden Zentralsonne, für den Engländer durchsichtiger und leichter verständlich als die tiefer angelegte Art eines Volkes mit so zahlreichen Bildungsbrennpunkten, wie das deutsche sie zu allen Zeiten besessen hat. Erst in unserm Zeitalter hat sich das Verständnis für deutsche Anschauungen und Zustände Bahn gebrochen. Der Anstoß dazu erfolgte von verschiednen Seiten; weniger wohl von den in England seßhaft gewordnen Deutschen selbst, als von den Vertretern der Wissenschaft, namentlich den Schotten, die sich mehr und mehr der französischen Führerschaft entzogen, ferner auch von der dem Königshause nahestehenden Aristokratie, und schließlich durch das thatkräftige Vorgehen zahlreicher Gebildeten und pädagogischer Fachmänner, die die Notwendigkeit erkannten, daß den schmählichen und unerträglichen Mißständen auf dem weiten Gebiete des Unterrichts durch den Anschluß an Deutschland abgeholfen werde. An ihrer Spitze stand Matthew Arnold. Das Vorbild der Einrichtungen und Erfolge bei dem stammverwandten Volke, das im Zeitalter der Reformation in engster geistiger Waffenbrüderschaft mit den Vorfahren dieselben freiheitlichen Ziele verfolgt und erreicht hatte, dann aber bei der Errungenschaft der Glaubensfreiheit nicht stehen geblieben war, sondern sich schon damals der wichtigen Aufgabe des allgemeinen Volksunterrichts zugewandt hatte, begann nun, nach drei Jahrhunderten, auf Schulen und Universitäten neugestaltend zu wirken. Die Geschichte der Organisation des englischen Volksschulwesens seit dem deutsch-französischen Kriege ist auf ihrer Hauptentwicklungsstufe überall bekannt und als eine bedeutsame Äußerung des Zeitgeistes auf dem Inselllande und eine der unmittelbaren Wirkungen der deutschen

Digitized by Google

Siege zum allgemeinen Verständnis gebracht worden; dagegen sind diejenigen Neuschöpfungen weniger eingehend außerhalb Englands verfolgt worden, zu denen während der letzten Jahrzehnte deutsche Vorbilder auf den englischen Universitäten, jenen altehrwürdigen Stiftungen der mittelalterlichen Vorzeit, geführt haben.

Von dem wunderbaren Organismus der römisch-katholischen Kirche abgesehen, hat wohl kaum eine andre Stiftung bei den abendländischen Völkern der christlichen Zeit alle Jahrhunderte hindurch in so hohem Grade und mit so vielem Rechte wegen zähen Festhaltens an den überlieferten Formen und Einrichtungen als Urbild starrer Unwandelbarkeit gegolten, als die greise Alma mater Oxford. Mit gerechtem Erfolge hat die englische Nation jederzeit auf die Stätte hingeblickt, wo nach allgemeinem Dafürhalten die Strahlen des gesamten geistigen, geistlichen und gelehrten Schaffens der höchsten Mächte wie in einem gemeinsamen Brennpunkte sich sammelten, und von wo aus auf das Glauben und Wissen der Nation wie von einer weithin wirkenden Leuchte unablässig neues Licht und neue Wärme ausstrahlten. Und noch in unsern Tagen hat für die rechtgläubige Seele des anglikanischen Hochkirchprotestanten der Name Oxford einen kaum minder heiligen Klang als Rom und Mekka für den katholischen Christen und den Anhänger des Islam. Wenn auch nicht, wie man oft liest, schon in den Tagen Alfreds, des großen Sachsenheerkönigs, so doch immer ein Jahrhundert vor Prag und Heidelberg als Hochschule im mittelalterlichen Sinne entstanden, erstarkte Oxford dank den überreichen Stiftungen frommer Erblasser sowie der Gunst der Könige und Parlamente rasch und behauptete als Hochburg und unerschütterliches Bollwerk der Kirche durch alle Stürme staatlicher, geistlicher und gesellschaftlicher Umwälzungen hindurch diese führende Stellung. Wiederholt hat sie als strenge Hüterin altenglischer Sitte und als Hort der Rechtgläubigkeit das monarchische Legitimitätsprinzip in den stürmischsten Zeiten der englischen Geschichte, vornehmlich während der Bürgerkriege des siebzehnten Jahrhunderts, aufs nachdrücklichste verfechten helfen. Noch kurz vor Elisabeth, als bereits die Hochflut der Kirchenreform nach Heinrichs Tode vorübergehend zurückgestaut wurde, sah Oxford die Scheiterhaufen für die unter der spanischen Maria verurteilten Bischöfe Cranmer, Latimer und Ridley errichten, und in der Folgezeit hat es alle Sturm- und Dranggeister stets sorgsam von seiner Gemeinschaft fernzuhalten gewußt. Allein der mächtige Wellenschlag der Reformbewegung, der in unserm Zeitalter das Inselreich durchzieht, hat auch die altersgrauen Prachtdenkmäler der kirchlich akademischen Hochschule erreicht und manches Stück Mittelalter, das dem Geiste der Neuzeit noch trotzte, hinweggespült. Noch immer aber sind die meisten ihrer Einrichtungen und Gebräuche so durchaus eigenartig und so grundverschieden von denen der festländischen Universitäten sowohl in der Gliederung des Gesamtorganismus wie in dem Lehrverfahren und in den Lehrzielen, daß

Digitized by Google

es keineswegs leicht ist, einen Vergleich mit den deutschen Universitäten durchzuführen und ein zutreffendes Urteil über die gelehrten Studien und wissenschaftlichen Leistungen der englischen Bildungsstätten zu fällen. Wie verschiedenartig schon das äußere Antlitz und das Gesamtgepräge englischer und deutscher Hochschulen besonders auf nichtakademische Beobachter wirken kann, geht z. B. aus der Auffassung eines uns befreundeten Engländers hervor, dessen jüngster Sohn in Oxford studirte, während der älteste in Rom der Bildhauerkunst oblag. Auf der Reise nach Italien erfuhr der im übrigen gebildete und in der musikalischen Welt in London als Komponist wohl bekannte Herr, daß Heidelberg eine Universität habe. Er machte einen Abstecher nach der alten Neckarstadt, um sich einen Eindruck von dem Treiben der deutschen Studenten zu verschaffen. Im nächsten Wintersemester äußerte er in London in unsrer Gegenwart: There is nothing in Heidelberg deserving the name of a university; there are neither colleges nor chapels, neither professors nor „students" to be seen there.

Oxford und die Schwesterakademie Cambridge haben zwar mit den meisten andern Universitäten außerhalb Englands das gemein, daß sie sich aus geistlichen Stiftungen entwickelt haben, aber zwei wesentliche Unterschiedsmerkmale trennen sie von ihnen. Die überaus reich ausgestatteten Lateinschulen oder Klosterschulen des Mittelalters, bis auf den heutigen Tag Colleges genannt, aus denen sich die englische Universität zusammensetzt, sind in ihrer ganzen Verfassung und ihrem Wesen nach Schulen geblieben. Jedes einzelne College steht in dem allgemeinen Verbande des örtlichen Rahmens der Akademie mit völliger Sonderexistenz und Sonderverwaltung. Sodann hat die Gliederung nach Fakultäten bis in die Neuzeit weder in Oxford noch in Cambridge im Sinne der italienischen, französischen und deutschen Hochschulen jemals bestanden. Die englische Universität ist ein Verband von Stiftern, Colleges, die als selbständige Glieder des großen Organismus unter einem gemeinsamen Oberhaupte, dem Chancellor oder Prorektor, wenn man den Vergleich cum grano salis nehmen will, etwa so neben einander wirken, wie die taktischen Einheitsglieder, die Kompagnien im Bataillons- und Regimentsverbande, nach demselben Reglement die gleiche Höhe der Ausbildung und Tüchtigkeit zu erreichen haben. Ein noch näher liegender Vergleich wäre der mit einer Gruppe von Gymnasien, etwa der Berlins, wenn sie unter einheitlicher Verwaltung als ein organisch gegliedertes Ganze behandelt würden. Und in Bezug auf die Lehrthätigkeit der Hochschule heißt es im Journal of Education (Band 10, Seite 69): „Wenn ein deutscher Gelehrter seine Meinung von unsern englischen Universitäten abzugeben hätte, so würde er wohl sagen, daß die Hochschule in England eigentlich nichts andres darstelle als eine philosophische Fakultät, wo auch ein wenig Theologie nebenher studirt wird." Die letztere, die Theologie in den äußerst engen Grenzen mittelalterlicher und insular-

Digitized by Google

nationaler Anschauung, das Lesen eines gewissen Kanons ausschließlich lateinischer Klassiker, die scholastische Philosophie und die Geometrie nach Euklid waren in der That vor der Reformation die einzigen Lehrfächer, und erst seitdem Erasmus eine Zeit lang in England gewirkt hatte, kam noch etwas Griechisch und sehr wenig Hebräisch hinzu. Das Studium des Hebräischen wird übrigens noch heutigen Tages auf unbegreifliche, man möchte sagen unverantwortlicher Weise vernachlässigt; ein Geistlicher, der die Psalmen im Urtext lesen kann, ist eine seltne Erscheinung. Nach dem altherkömmlichen Lehrverfahren lag die ganze Ausbildung in der Hand der sogenannten tutors, die man etwa mit unsern Gymnasiallehrern vergleichen kann. Erklärung der Schriftsteller, Leitung der schriftlichen, namentlich metrischen Übungen und die Mathematik lagen ihnen ob. Dabei erfuhren die zahlreichen Hilfswissenschaften der Theologie und der klassischen Altertumskunde eine höchst kümmerliche Behandlung, allgemeine Weltgeschichte — noch jetzt das Stiefkind der englischen Alma mater — wurde gar nicht gepflegt; ebensowenig das Studium der Schrifttümer und Sprachen der neuern Völker. Vor nicht vielen Jahren, noch in unserm Zeitalter, gab es in Oxford gar keine eigentlichen Professoren der Heilkunde und der Naturwissenschaften, und das Rechtsstudium war in der Hand eines einzigen Dozenten. Die Aufnahme in eines der Colleges als Student erfolgte auf Grund einer sehr leichten Prüfung, meistens der schriftlichen Übersetzung einer Stelle etwa aus Vergil oder Cicero ins Englische. Auch jetzt noch hat jedes College seinen eignen Maßstab, der ganz willkürlich von den Vorstehern bestimmt wird und nirgends über den Stand der Leistungen eines deutschen Obersekundaners hinausgeht. Hebräisch und einen lateinischen Aufsatz giebt es nicht. Schritt zu halten mit den übrigen Stiftern der Universität und unablässiges coaching, d. h. Einpauken für die jährlichen Wettprüfungen und den Abgangs-Baccalaureus, das war die Aufgabe der Lehrer und der Studenten jedes Stiftes. Griechisch, Lateinisch, Bibelkunde ohne theologische Kritik und Mathematik stehen auch in der Gegenwart im Mittelpunkte der Prüfung für den B. A., Baccalaureus artium, mit dem das Triennium abschließt. Der M. A., der Magister artium, wird ohne Prüfung einfach dadurch erworben, daß der Betreffende während einer Reihe von Jahren einige Monate in Oxford wohnt und seinen Namen im Album der Universität weiterführen läßt, und bis vor kurzem betrieben Juristen und Mediziner ihre eigentlichen Berufsstudien erst nach dem Abgange von der Hochschule, die erstern im sogenannten Temple-Viertel in London, dem gemeinsamen Sammelplatz aller Themisjünger, die letztern an den großen Hospitälern, besonders am University College Hospital in Gowerstreet.

Es liegt auf der Hand, daß das ewige Einerlei der Jahresarbeit mit den ständigen Einpaukungskursen und dem materiellen Ziel, möglichst viele von den stiftungsmäßigen Geldprämien, Medaillen und Büchern zu erringen,

Digitized by Google

auf den Berufseifer der Tutoren einen lähmenden Einfluß ausüben mußte, und daß von freier Wissenschaft kaum die Rede sein konnte. Waren sie doch sogar an die Kapitel und Paragraphen der vorgeschriebenen Textbücher gebunden, die den periodischen Prüfungen zu Grunde gelegt wurden. Und wenn man erwägt, daß die Dozenten in ihren eignen Studienjahren denselben einseitig beschränkten Bildungsgang durchgemacht und, immer hinter den Mauern desselben Klosterstiftes hockend, keine Gelegenheit gehabt hatten, mit andern Hochschulen in fruchtbringende Berührung und belebenden Gedankenaustausch zu treten und so der unausbleiblichen Selbstüberschätzung vorzubeugen, während die wenigen eigentlichen Professoren kaum ein Dutzend Vorlesungen im Laufe des Studienjahres zu halten brauchten — jeder als unselbständiger Vertreter seiner Wissenschaft ohne Kollegen und Rivalen —, so erklärt sich leicht die Thatsache, daß die mit allen irdischen Gütern gesegnete Alma mater trotz der sorgenfreien Existenz ihrer Pfleglinge auf dem Arbeitsfelde der Forschung unverhältnismäßig wenig leistete und durchaus nicht die weithinstrahlende Leuchte der Wissenschaft war, für die sie galt. Die Aristokratie betrachtete die Stadt und Universität Oxford als ihren Haupttummelplatz, und der begüterte Mittelstand schickte seine Söhne hin, um im Verkehre mit dem jungen Adel seine Lebensformen zu lernen und nützliche Lebensverbindungen anzuknüpfen. Die unglaublich zahlreichen und fetten Pfründen und Stipendien wurden durch die nicht sehr schweren Prüfungen erworben und verschafften einer Unmasse im ehelosen Stande lebender Epikureer ein behagliches Phäakendasein. Die üppigen Tafelfreuden in den herrlichen Refektorien, reich an altem Gold- und Silbergeschirr, massivem Eichengebälk und Eichengetäfel, Glas- und Wandgemälden, die täglichen Spiele auf den weiten Rasenflächen der College-Parks und den saftigen Flußwiesen, zum Teil im Schatten der prachtvollsten Baumriesen, die Wasserwettfahrten und Ruderübungen auf Isis, Themse und Cherwell, der Pferdesport und das Freiwilligensoldatenspiel, das alles nahm mehr Zeit und Interesse in Anspruch als die Studien im Zimmer des Tutors oder in der vornehm möblirten Klause und den köstlichen Bibliotheken. Der tägliche Kirchenbesuch, Sonntags und an allen Wochentagen, war und ist noch die Regel. Cambridge hatte die Hauptzüge des akademischen Lebens mit der ältern Schwester gemein; doch trat hier das hochkirchliche Element weder in der Theologie und im Gottesdienste, noch auch in der Gesellschaft jemals so anspruchsvoll und in so scharf ausgeprägten Formen und mit derselben Machtfülle ausgerüstet auf, und früher als in Oxford bekundete das Eindringen der naturwissenschaftlichen und medizinischen Studien einen der allgemeinen Zeitströmung mehr zugewandten Sinn.

Einen wichtigen Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte der beiden höchsten Bildungsstätten und des sonstigen akademischen Lebens bildete in den zwanziger Jahren die Gründung des sogenannten University College in der Gowerstreet, gegenüber dem obengenannten University Hospital,

Digitized by Google

ein privates Aktienunternehmen, das in bedeutsamer Weise zeigte, daß das Bedürfnis nach höherer Geistesbildung unabhängig von den beiden mittelalterlichen Monopolanstalten in weitern Kreisen lebendig geworden war, und daß es nicht an Männern fehlte, dem Verlangen thatkräftigen Ausdruck zu verleihen. Lord Brougham und George Grote, der Geschichtsforscher und Finanzmann, riefen im Jahre 1822 im Verein mit andern diese Gestalt ins Leben, die, nach deutschem Vorbilde eingerichtet, ohne Alumnat und in organischer Verbindung mit dem King's College im Somersethouse am Strand, eine nach Fakultäten gegliederte Hochschule bildet. Die dazu gehörige University ist einfach die wissenschaftliche Prüfungskommission, der auch Gottfried Kinkel eine Reihe von Jahren angehört hat. Es ist allgemein bekannt, welche Anregung für die gelehrten Studien und das wissenschaftliche Leben nicht nur in der Hauptstadt, sondern im ganzen Reiche von dieser Akademie, die auch Hunderte von Studentinnen zählt, schon nach kurzer Frist ausgegangen ist. Von ihr ging dann auch jene Bewegung aus, die sowohl im Mutterlande wie in allen Kolonien des ungeheuern Reiches fortwährend an Bedeutung gewinnt und das Ziel anstrebt, die bisher von Oxford und Cambridge gehüteten Wissensschätze möglichst allgemein zugänglich zu machen und hauptsächlich für die Naturwissenschaften, die Sprachen und Schrifttümer der neuern Völker, die vergleichende Sprachwissenschaft und auch die polytechnischen Fächer Heimstätten zu schaffen, die nicht unter dem Einflusse kirchlicher und klösterlicher Überlieferung stehen. Unter dem allgemeinen Motto University extension entstanden dann auch die Victoria University, ein Verein von Colleges in Manchester, Liverpool und andern großen Handels- und Fabrikstädten, ferner sogenannte University Colleges in Birmingham, Bristol, Nottingham und in Wales, Lehrstätten, die zwar gegenwärtig noch keinen Anspruch darauf erheben können, im festländischen Sinne des Wortes Hochschulen zu sein, die aber eine über die Ziele der Schule hinausgehende, möglichst wissenschaftliche Bildung anstreben und im engen Anschluß an deutsches Lehrverfahren, an die den deutschen ähnlichen schottischen Universitäten und an unsre Polytechniken eine segensreiche, bereits in den weitesten Kreisen der kaufmännischen und Arbeiterbevölkerung fühlbare Wirkung ausüben.

Vielfach war freilich bei dem überall regen Gründungseifer nicht reichlich genug erwogen worden, daß man zwar mit reichen Mitteln Prachtbauten herrichten und Bibliotheken kaufen, aber minder leicht auch akademische Lehrer schaffen und Universitäten einrichten kann. Daß ein Organismus, wenn er lebensfähig sein soll, sich nach natürlichen Gesetzen allmählich entwickeln muß und dazu vor allem Zeit braucht, wurde von den Stiftern und den Ortsbewohnern in ihrer großen Ungeduld, die Söhne und Töchter über Nacht zu Studenten und Studentinnen zu machen, übersehen. Und so folgte auf den ersten Rausch eine Periode der Ernüchterung und Erschlaffung. Aber das

Digitized by Google

Ausland, hauptsächlich Frankreich, Italien und Deutschland, sowie Schottland halfen mit Lehrkräften, das heißt mit Real- und Gymnasiallehrern aus, die dann mit dem Charakter akademischer Dozenten bekleidet wurden. Es liegt auf der Hand, daß man dabei meist fünf gerade sein ließ. Mit einigen Ausnahmen bekunden aber doch diese jungen Pflanzstätten sämtlich die Merkmale fröhlichen Gedeihens, und einige werden sich in Zukunft sicherlich zu großen Mittelpunkten des wissenschaftlichen Lebens gestalten. Daß sich nun Oxford und Cambridge, und auch die noch nicht genannte Nebensonne, die kleine Universität Durham im nördlichen England, sich nicht mit vornehmer Gleichgiltigkeit von den jungen Anstalten abwandten, die ihr Licht doch nur teilweise von ihnen empfangen, ist eine für den Fortschritt des Kulturlebens in England wichtige Thatsache. Selbst in den konservativen Kreisen war die Erkenntnis zum Durchbruche gelangt, daß das überlieferte College-Wesen und Lehrverfahren den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprach, und daß die neue Bewegung außerhalb der alten Hochschulen unterstützt und innerhalb derselben nutz- und fruchtbar gemacht werden müsse. So wurden in rascher Folge wichtige Umbildungen und Verbesserungen durchgesetzt. An die neuen Anstalten wurden von den alten Lehr- und Geldmittel abgegeben, das Sinecuren- und Pfründenwesen wurde einer zeitgemäßen Lüftung und Sichtung unterzogen, und allgemein in England verurteilte Mißstände, wie die Ehelosigkeit, zu der die Pfründner, die fellows, verpflichtet waren, wurden aufgehoben. Sodann folgte die am tiefsten in das eigentliche Wesen der mittelalterlichen Sonderstifte eingreifende Maßregel, die Einführung des sogenannten Inter-Collegiate-Systems. Während nämlich früher das akademische Studium auf den geistigen Austausch zwischen den wenigen Lehrern und den zahlreichen Studenten jedes einzelnen Stiftes beschränkt blieb, so, daß in älterer Zeit mancher Student während seiner ganzen Studienzeit den Unterricht eines einzigen und noch dazu geistlichen Instruktors genoß, wobei die akademische Jugend weder zu selbständigem Denken noch zu idealem Streben und freier Thätigkeit hingeführt wurde, wurde nun durch Beseitigung der zwischen den Colleges bestehenden Schranken die Gelegenheit geschaffen, daß die Studenten je nach ihren persönlichen Neigungen und Anlagen jetzt auch außerhalb des eignen Alumnats Kurse durchmachen und Vorlesungen hören können, ohne doch dabei der sorgfältigen Einzelvorbereitung durch den Tutor für die jährlichen Prüfungen und für den Abgangsbaccalaurens verlustig zu gehen. So wurde eine Art von Kartellverband zwischen den Lehrkörpern sämtlicher Colleges hergestellt, und schon nach kurzer Zeit war die Folge ein regerer Pulsschlag des geistigen Austausches und des persönlichen Verkehrs. Es dringt jetzt ein helleres Licht in die Auditorien, und die heilsame Wirkung einer gewissen Konkurrenz unter den Professoren ist nicht ausgeblieben. Auch die Zahl der Lehrstühle ist vermehrt worden, wenn sie auch noch immer in Oxford und

Digitized by Google

Cambridge geringer ist als an den kleinern deutschen Universitäten, am auffallendsten die der Mediziner und Juristen. Eine in Oxford und in Cambridge erscheinende akademische Wochenschrift giebt fortlaufende Berichte über das gemeinsame Treiben und trägt wesentlich zur Belebung des Gemeingeistes bei. Dabei ist jedoch das innere Leben in den Stiften mit seinen schätzenswerten, zum Teil unübertroffenen Einrichtungen, namentlich der straffen Hauszucht, unverändert geblieben. Auch müssen alle Immatrikulirten während des ganzen Trienniums nach wie vor Mathematik, Griechisch und Lateinisch neben den freiwillig gewählten Berufsfächern studiren, und diese drei Fächer sind auch für den Baccalaureus artium obligatorisch. Der Besuch des Gottesdienstes an allen Werktagen wie am Sonntage ist unerläßlich, desgleichen das pünktliche Erscheinen um 10, spätestens 11 Uhr abends an dem mächtigen Eisenthore des Stiftes und der Einschluß während der Nacht. Der vielvermögende und unerbittliche Cerberus ist verpflichtet, jeden Zuwiderhandelnden zur Bestrafung beim Stiftsoberhaupt anzuzeigen; die mildeste Strafe ist etliche Tage Stubenarrest. Wie sich der Soldat in den Garnisonstädten beim Zapfenstreich in gelinden Trab setzt, so eilt hier der Musensohn in dem weitbauschigen und weithinflatternden akademischen Kleide dem ringsumgitterten Klosterheim zu. Die Thatsache übrigens, daß infolge der straffen Handhabung dieser Zucht die Straßen und öffentlichen Plätze von tobenden Nachtschwärmern ganz frei und Konflikte zwischen Polizei und Studenten unmöglich sind, empfindet jeder als eine große Wohlthat, der auf dem Festlande andre Erfahrungen gemacht hat. Überhaupt ist das Benehmen der Studenten auf den Straßen musterhaft. Die Proctors, d. h. akademische Lehrer, die mit der Polizeigewalt betraut sind, wachen darüber, daß sich keiner vor Ablauf seines Trienniums ohne das vorschriftsmäßige bauschige Kleid und die Mütze mit viereckigem Deckel in der Stadt oder im Weichbilde blicken läßt; auch das Rauchen ist verboten. Gesang extra muros collegiorum ist unbekannt, öffentliche Lokale dürfen nicht betreten werden, und selbst der Theaterbesuch hängt von der Erlaubnis der Stiftsoberhäupter ab. Freilich ist dabei zu bedenken, daß die Immatrikulirten zur Zeit ihres Eintritts durchschnittlich um zwei Jahre jünger sind als ihre deutschen Genossen, und daß unsre Studenten eine gleichmäßigere und gründlichere Geistesbildung und eine größere Reife vom Gymnasium mitbringen als die jungen Engländer, die aus allen möglichen Privatschulen herkommen, wo mit wenigen Ausnahmen noch immer höchst unvollkommne Zustände herrschen. Verbindungen im deutschen Sinne, auch Komment- und Duellwesen sind unbekannt. Dafür gehört aber jeder Student zu dem Lese- und Disputationsverein seines Stiftes und außerdem zu mehreren Klubs, deren einziger Zweck körperliche Ausbildung, Abhärtung und Pflege frischer Jugendfröhlichkeit ist. In diesem wichtigen Punkte übertreffen die englischen Bildungsanstalten aller Stufen die meisten ausländischen. Fußball, Cricket, Reiten, Schwimmen und

Digitized by Google

Rudern werden regelmäßig und systematisch, namentlich Rudern und die Ballspiele mit leidenschaftlichem, fast übertriebenem Eifer gepflegt. Auch Universitätsprofessoren und im Dienste ergraute geistliche Herren beteiligen sich daran. Die öffentlichen Blätter bringen tägliche Sportberichte. Eine der trefflichsten gesellschaftlichen Einrichtungen in Oxford und in Cambridge ist die Union, das allgemeine Universitätskasino, dem die sämtlichen Immatrikulirten als Mitglieder angehören. Allwöchentlich einmal tagt hier in hocheleganten und behaglichen Räumlichkeiten ein Studentenparlament und verhandelt über soziale und politische Tagesfragen. Die Lebhaftigkeit der Beteiligung, der geschäftliche Ernst in der strengen Beobachtung parlamentarischer Formen und die Unerschrockenheit und Schlagfertigkeit der Redner hat auf uns Deutsche als Zuhörer stets den vorteilhaftesten Eindruck gemacht. Sicherlich würde auch auf den deutschen Universitäten eine ähnliche Einrichtung in hohem Grade segensreich und für das spätere Berufsleben anregend wirken und nicht verfehlen, die schlimmsten Folgen der gegenwärtigen Zersplitterung zu mildern. Freilich erscheint angesichts der letztern schon der bloße Versuch aussichtslos.

(Fortsetzung folgt)

Psychophysiologie

Was ist doch der Darwin für ein großer Mann! Der reine Bismarck der Wissenschaft! Im guten wie im bösen kommt alles auf ihn. So fällt uns die Anzeige einer Sammlung „Darwinistischer Schriften“ in die Hand, worin Dr. Karl du Prel friedlich neben Häckel, Büchner und Jäger aufmarschirt. Du Prel, der Begründer einer neuen Mystik! Du Prel, der in illustrirten Zeitschriften die Geschichten von lebendig eingepökelten und nach hundert oder wie viel Jahren wieder auferstandnen Fakirs ganz ernsthaft als geschichtliche Thatsachen auftischt. Du Prel, der die Wundergläubigen unter den Katholiken berechtigt, triumphirend zu rufen: da seht ihrs! hat unser alter Görres mit seiner Mystik doch Recht gehabt! die moderne Wissenschaft beweist es! Du Prel, der aus Träumen folgert, daß außer unserm gewöhnlichen ein zweites, jenseitiges Ich in uns wohne, und der annimmt, dieses jenseitige Ich sei der Schöpfer unsrer diesseitigen Persönlichkeit; denn nur, wenn wir unser Erscheinen in dieser Welt selbst gewollt, unsre Eltern selbst gewählt haben, können wir, meint er, für

Digitized by Google

unsre irdischen Handlungen verantwortlich gemacht werden. Du Prel, der Apostel eines Jenseits, das sich nicht damit begnügt, im christlichen Sinne Gegenstand unsers Glaubens und unsrer Hoffnung zu sein, sondern sich gespensterhaft ins Diesseits eindringt, dieser du Prel mit den fanatischen Aposteln der jenseitslosen Materie zusammen Vertreter ein und derselben Schule! Da sind wir ja wohl alle mit einander Darwinianer: Thomas von Aquino und Luther, Luise Lateau und Kant, der Apostel Paulus und die Nihilisten, und es giebt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keine Wissenschaft und keine Thorheit, die nicht in Darwin wurzelte!

Kaum mit mehr Recht als du Prel seine Mystik, läßt A. Herzen (Lausanne) seine Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie als einen Band dieser angeblich Darwinistischen Bibliothek erscheinen (Leipzig, Ernst Günthers Verlag, 1889), denn mit Ausnahme einer Stelle, die später noch erwähnt werden soll, erinnert nichts darin an die Entwicklungslehre.

Den Kern der ersten zweiunddreißig Seiten (die Würdigung des übrigen verschieben wir auf später) bildet folgende Beweisführung. Angenommen, ein „Individuum" (ein Wort, das hier, wie man gleich sehen wird, mit „Gassenjunge" zu verdeutschen ist) wird mit einem Steine geworfen und wirft den Werfer wieder. Was geht da alles vor? Der erste Stein trifft einen Körperteil des „Individuums" und dort einige Nervenenden. Die Erschütterung der letztern verursacht in den Nerven eine Molekularbewegung, d. h. eine Bewegung der kleinsten Teilchen, die sich bis zum Nervenzentrum, bis ins Gehirn fortpflanzt. Die Gehirnerschütterung ist von Empfindung begleitet. Die Empfindung erzeugt den Willen, den Entschluß, wieder zu werfen, und dieser erteilt mittels gewisser motorischer Nerven den Hand- und Armmuskeln einen Bewegungsantrieb. Über das Wesen der ersten, von außen nach innen gehenden Reihe von Veränderungen, die aus einem äußern Stoß und Molekularbewegungen einiger Empfindungsnerven und des Gehirns besteht, sowie über das der zweiten, von innen nach außen gehenden, die wieder solche Molekularbewegungen und außerdem die Zusammenziehung und Spannung einiger Muskeln umfaßt, ist alle Welt im Klaren und einig. Aber über das Dazwischenliegende: Empfindung und Willensentschluß, wird gestritten. Was ist dieses Dazwischenliegende?

„Es wäre unverträglich mit unsern sämtlichen positiven Kenntnissen," sagt Herzen, „wenn man annehmen wollte, daß die physische Reihenfolge in einem gegebenen Momente in einem physischen Vacuum abreißen könnte, das von einer immateriellen Substanz erfüllt sei, welche Substanz auf eine geheimnisvolle Weise in Thätigkeit versetzt würde, die ihrerseits eine noch mehr mysteriöse Arbeitsleistung vollbrächte, und welche das letzte Resultat derselben auf eine unbegreifliche Weise dem andern Ende der unterbrochenen physischen Kette mitteilen würde, um die aufgehobene Bewegung dort wieder aufleben zu

Digitized by Google

lassen. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft zwingt uns, anzuerkennen, daß die zentripetale Bewegung nicht verschwinden und daß sie auch nur aufhören kann, indem sie eine andre Bewegung hervorruft, ebenso wie die zentrifugale Bewegung nur auftreten und stattfinden kann, wenn sie von einer andern Bewegung hervorgebracht worden. Wenn aber die psychische Kraft (der Willensentschluß) in einer derartigen wechselseitigen Beziehung zu der Molekularbewegung der Nervenmasse steht, daß sie ihre Existenz einer aufhörenden Bewegung verdankt und daß sie aufhört, indem sie eine andre Bewegung hervorbringt, so ist es klar und zweifellos, daß diese Kraft selbst nichts andres sein kann als eine Bewegung." Wenn aber die psychische Thätigkeit „wirklich nichts andres ist, als eine eigentümliche Form molekularer Bewegung, so muß der Verlauf derselben eine gewisse Zeitdauer erfordern; und daß dies thatsächlich der Fall, ist durch das Experiment auf unwiderlegliche Weise dargethan." (Seite 30 bis 32.) Mit den Ergebnissen „psychometrischer" Versuche, die dann folgen, beschäftigen wir uns ein andermal. Gegen Ende des Kapitels heißt es: „Da bei Entstehung eines psychischen Aktes eine verhältnismäßig lange und scheinbar unthätig verbrachte Zeit zwischen seiner Ursprungsursache und seiner Realisation liegt, so drängt sich uns der Schluß auf, daß dieser Akt in einem ausgedehnten Widerstand leistenden und zusammengesetzten Substrat stattfindet, ebenso wie alle andern Erscheinungen in der Natur." (Seite 48.) Damit ist die „Grundthatsache," deren Darlegung nach Seite 8 den Hauptzweck des Buches bildet, erwiesen, nämlich „daß die psychische Thätigkeit eine molekulare Bewegung der Nervenelemente ist."

Jede richtige Kuh giebt Milch, die Ziege giebt Milch, also ist die Ziege eine Kuh. Jede Molekularbewegung erfordert Zeit, die geistige Thätigkeit erfordert auch Zeit, also ist sie eine Molekularbewegung. So grob tritt freilich der Trugschluß bei Herzen nicht auf; es heißt da: jede Molekularbewegung erfordert Zeit; ist die Seelenthätigkeit Molekularbewegung, dann muß auch sie Zeit erfordern; daher werde ich jetzt zeigen, daß sie Zeit erfordert. Dazu bedurfte es aber keiner psychometrischen Versuche; alle Welt weiß längst, daß, bei dummen Schuljungen namentlich und bei Bauern, die sich entschließen, zu einem wohlthätigen Zwecke einen Nickel zu spenden, die berühmte Gedankenschnelle noch über die Postkutsche des vorigen Jahrhunderts geht. Aber dieselbe Welt glaubte bisher, daß es nicht der geistige Vorgang, sondern der begleitende Vorgang im Gehirn und manches andre sei, was dabei der Zeit bedarf.

Lassen wir für heute die Seelenmessung beiseite und wenden wir uns dem Kerne der obigen Beweisführung zu. Wenn der Seelenvorgang nicht als Molekularbewegung gefaßt wird, so soll das Gesetz von der Erhaltung der Kraft verletzt sein. Mit diesem Gesetze hat es, wie der Leser weiß, folgende Bewandtnis. Jene unbekannten Ursachen von Veränderungen, die man ehedem

Digitized by Google

Naturkräfte nannte, wie die Schwerkraft, die Schleuderkraft, die Wärme, die chemische Verwandtschaft, die Elektrizität, sie haben sich den Forschern als ebensoviele Arten von Bewegung enthüllt. Wärme, Licht, chemische Verwandtschaft, Elektrizität und Magnetismus sind Molekularbewegungen, d. h. nicht Fortbewegung einer sinnlich wahrnehmbaren Masse von einer Stelle des Raums zur andern, wie auch noch die tonerzeugenden Schwingungen der Körper welche sind, sondern Bewegungen der sinnlich nicht mehr wahrnehmbaren Teile, der Moleküle und Atome; entweder, wie bei Licht und Wärme, verschiedenartige Schwingungen der Moleküle, oder, wie bei den chemischen Vorgängen, eine Neugruppirung der Moleküle oder Atome. Nachdem die Bewegung einmal in die Stoffmasse gelangt ist, hält sie nirgends. Jede Bewegung würde, wenn sie kein Hemmnis fände, ins Unendliche fortdauern. Wird sie gehemmt, so hört sie zwar auf, aber nicht ohne eine Wirkung zu hinterlassen: sie erzeugt eine andre Art von Bewegung. Schlägt die Kugel an eine undurchdringliche Wand, so kann sie freilich nicht weiter fliegen, aber sie wird heiß: die Raumbewegung setzt sich in jene Art von Molekularbewegung um, die wir Wärme nennen. Die Kugel giebt ihre Wärme an die umgebende Luft ab. Erwärmte Luft dehnt sich aus, und so wird die Molekularbewegung wieder in Ortsbewegung umgesetzt. Jede Bewegungsart kann in jede, jede sogenannte Kraft in jede umgesetzt werden; und jede Bewegungsreihe bildet eine ununterbrochene Kette, in der kein Glied vereinzelt gedacht werden kann. Es giebt an keinem Punkte des Weltalls eine Bewegung, eine Veränderung, die nicht durch eine entsprechend große Veränderung erzeugt worden wäre, und die nicht beim Aufhören eine entsprechend große gleichartige (gestoßene Billardkugel) oder andersartige (Erhitzung durch Reibung oder Anprall) erzeugte.

Herzen meint nun, wenn die geistige Thätigkeit, die zwischen den erwähnten zwei Reihen körperlicher Bewegung liegt, nicht ebenfalls eine körperliche Bewegung wäre, dann wäre an dieser Stelle die Kette zerrissen und das Gesetz der Erhaltung der Kraft aufgehoben. Aber verläuft denn in dem gedachten Falle die Reihe immer von Steinwurf zu Steinwurf? Doch nur, wenn der Geworfene ein Gassenjunge ist. Das Mädchen weint und läuft davon, der Mann des neunzehnten Jahrhunderts droht mit dem Stock und sagts der Polizei. Das wären nun allerdings auch noch Bewegungen. Aber der Stoiker, der sich die Gemütsbewegungen abgewöhnt hat, der Naturforscher, der, in das Problem der Psychizität (ein Lieblingswort Herzens) versunken, den Steinwurf gar nicht spürt, desgleichen der in die vierte Dimension verzückte Mystiker, die denken und thun gar nichts. Wohin ist hier die Bewegung verschwunden? Sie ist nicht verschwunden, sondern sie hat sich in jenen chemischen Vorgang umgesetzt, den wir Zersetzung oder Abnutzung der Gehirnmasse nennen. Hier liegt die Fortsetzung der Kette, beim Werfenden wie beim Nichtwerfenden, und nicht in der Psychizität, und nicht in dem zweiten Wurfe. Die Bewegungs-

Digitized by Google

reihe, die zum zweiten Wurfe gehört, geht von einem geistigen Anstoße aus, der auch ebensogut unterbleiben kann. Tritt er aber ein, dann verursacht er außer der beschriebenen zweiten Bewegungsreihe noch eine dritte oder vielmehr vierte, nämlich ebenfalls eine Abnutzung der Gehirnmasse; also eine neue Kette von Bewegungen gleicher Art, wie die ist, in die die erste Reihe auslief, und die Herzen übersehen hat. Die Kette ist seiner Hand entglitten, ehe sie zu Ende war, und nun sucht er sie mit einer andern zu verlöten, die nicht zu ihr gehört. Gleichviel, ob die Berührungen der Außenwelt Seelenvorgänge in uns erzeugen oder nicht, die Bewegung im Gehirn geht weiter, so lange bis die Ernährung nicht mehr hinreicht, die Gehirnabnutzung auszugleichen, und der Mensch stirbt. Aber die Entschließungen und Ideen des Menschen sind nicht Glieder dieser Kette, sondern Anstöße zur Bildung neuer Bewegungsketten. Weder die Faustidee, noch der deutsche Einheitsgedanke, noch die Bismarcksche Sozialpolitik ist aus irgendeiner Molekularbewegung entsprungen. Wohl aber hat jede dieser Ideen in den Gehirnen ihrer Urheber Molekularbewegungen erzeugt, die zum schließlichen Tode beitragen und dann in den chemischen Prozeß des Humus übergehen. Auch ist es nicht wahr, daß „die psychische Kraft aufhört, indem sie eine andre Bewegung hervorbringt." Sondern meistens bleibt der Groll gegen den Gegner in der Seele zurück, obwohl er sich in einer feindseligen Handlung entladen hat, und stets bleibt die Erinnerung. Die von denkenden Menschengeistern in ihren Gehirnen erzeugten Bewegungsreihen laufen ebenso endlos fort wie die ohne geistige Einwirkung entstandenen, das ist richtig. Aber jeder in die Welt eintretende Menschengeist giebt eben Anstöße zu einer Menge neuer Bewegungsreihen, und diese Anstöße selbst sind etwas andres als Molekularbewegungen. Insofern erleidet allerdings das Gesetz von der Erhaltung der Kraft eine Änderung. Wir können es nun folgendermaßen ausdrücken: jede Bewegung geht, wenn ungehemmt, in Ewigkeit fort oder setzt sich infolge einer Hemmung in eine gleichgroße Bewegung andrer Art um. Aber nicht jede Bewegung ist aus einer andern gleichgroßen Bewegung entstanden. Das lehrt schon die Vergleichung der gewaltigen Muskelspannung bei einem Steinwurfe mit der viel kleinern Molekularbewegung des Gehirns, die den Willen zum Werfen begleitet. Mit den im Naturmechanismus begründeten Bewegungsreihen verflechten sich andre, die aus den Seelen entspringen. Durch die Seelen empfängt die Natur neue in ihrem ursprünglichen Mechanismus nicht enthaltene Bewegungsanstöße.

Demnach entsteht an keiner Stelle ein „physisches Vacuum"; sondern an die Erregung durch den sensoriellen Nerven schließt sich die chemische Veränderung der Gehirnmasse lückenlos an. Die „immaterielle Substanz" aber, von der an der fraglichen Stelle eine neue Bewegungsreihe ausgeht, ist auch nach Herzens System nicht undenkbar, denn er läßt jene atomistische Theorie

Digitized by Google

zu, die die Atome für nicht ausgedehnte, also immaterielle Sitze von Kraftäußerungen erklärt. Und wenn er die Weise, wie jene Substanz, die Seele, in Thätigkeit gerät, geheimnisvoll und ihre Arbeitsleistung noch geheimnisvoller nennt, so darf man ihn wohl fragen, ob es ihm klar ist, wie eine Molekularbewegung Empfindung oder Wille sein könne? Das zweite ist sogar noch weit geheimnisvoller als das erste. Denn daß unsre Empfindung oft ein Wollen, und unser Wollen oft eine Muskelbewegung hervorbringt, das wissen wir wenigstens, und wissen auch ganz genau, wie uns dabei zu Mute ist. Von jenen Molekularbewegungen aber, die das Empfinden und Wollen begleiten, wissen wir aus eigner Erfahrung nichts; die Wissenschaft schließt nur, daß sie vorhanden sein müssen, vermag uns aber nicht zu sagen, wie sie aussehen. Und wenn vollends eine Scheinwissenschaft uns vorredet, die Empfindungen und Willensakte würden von Molekularbewegungen nicht bloß begleitet, sondern seien diese Molekularbewegungen selbst, dann hört jede Möglichkeit des Begreifens und Verstehens auf: wir hören nur noch Worte ohne Sinn. Wäre uns Herr Herzen Autorität, so würden wir uns mit dummem Gesichte vor ihm verbeugen. Da er das nicht ist, so bedauern wir ihn.

Und üben damit nur Wiedervergeltung, denn er hat uns vorher schon bedauert, ohne uns zu kennen. „Wagen wir es vielmehr, alles zu analysiren, was wir können!“ ruft er mit einem mitleidigen Blick auf die feigen Gott- und Geistgläubigen. So oft er nämlich über ein Geheimnis hinweggestolpert ist, glaubt er es „analysirt“ zu haben. Bescheidner hat Dubois-Reymond diejenigen Vorgänge, die er nicht aus mechanischer Bewegung zu erklären vermochte, als Welträtsel unberührt und unanalysirt gelassen. Darunter auch die Empfindung. Wenn Kohlen-, Wasser-, Sauer-, Stickstoffatome sich zu sogenannten organischen Verbindungen zusammenfinden, wenn die Elemente im rhythmischen Spiele ihrer Bewegungen nicht mehr bloß Erdkugeln und Krystalle, sondern zur Abwechselung auch einmal Blumen und Bäume, Vögel und Vierfüßler aufbauen, so liegt darin noch nichts, was uns zwänge, die Methode der mechanischen Zergliederung zu verlassen, das Gebiet des Wäg- und Meßbaren zu überschreiten und Geister zu Hilfe zu rufen. Freilich, wie die Atome uranfänglich in jenen wunderbaren Tanz geraten sind, in dessen Verlaufe sie, sich mannigfach gruppirend, die allerschönsten Figuren ausführen, das kann uns kein Naturforscher enthüllen. Aber nachdem sie nun einmal zu tanzen angefangen haben, ist die Figur einer menschlichen Nase nicht überraschender als die einer Basaltsäule, und der Blutumlauf nicht unfaßlicher als der Zirkelflug unsers Planeten. Daher denn die sogenannte Lebenskraft als eines jener Wortgespenster, die dort bequem sich einstellen, wo Gedanken fehlen, mit Recht ausgetrieben worden ist. Wenn Herr Herzen sich (Seite 22 ff.) anstellt, als habe er erst diese Austreibung zu vollziehen, so sieht das geradezu komisch

Digitized by Google

aus, da Männer wie Schwann, Lotze, Dubois-Reymond das Geschäft längst besorgt haben.

Also hier steckt, vom Urgeheimnis abgesehen, kein Geheimnis. Aber wie, um mit dem zuletzt genannten großen Physiologen zu sprechen, Kohlenstoff- oder sonstige Atome dazu kommen sollten, daß es ihnen nicht mehr gleichgiltig wäre, „wie sie liegen und wie sie sich bewegen, wie sie lagen und sich bewegten, wie sie liegen und sich bewegen werden," das ist „durchaus und für immer unbegreiflich; es ist in keiner Weise einzusehen, wie aus ihrem Zusammenwirken Bewußtsein entstehen könne." In der That, es ist schlechthin unbegreiflich, wie so ein kleines Wesen, ein Atom, es anfangen sollte, sich plötzlich behaglich oder unbehaglich zu fühlen, allerlei Dinge wahrzunehmen, sie zu beurteilen, kurz, wie es zu einem innern Leben gelangen, Seele werden sollte. Dieser Vorgang läßt sich weder als Ortsbewegung noch als Gruppirung fassen, weder in Ziffern berechnen noch mit dem Zeichenstift darstellen.

Dubois-Reymond sieht also ein, daß hier eine andre Aufgabe vorliegt, als wo es sich um die Beseitigung der Lebenskraft handelte, wiewohl, merkwürdig genug, auch er den Sinn der Aufgabe mißversteht. Er zitirt Karl Vogts „kecken Ausspruch," daß die Gedanken etwa in derselben Beziehung zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber und der Urin zu den Nieren. Gewiß berechtigt uns die Ästhetik zu keinem Proteste gegen diesen Vergleich, obwohl Vogt ohne Schaden für die Wissenschaft uns seine Ansicht durch wohlriechendere Dinge hätte veranschaulichen können; die Thränen der Balsamstaude und die Düfte, durch die die Rose uns ihre holde Gegenwart verrät, hätten es auch gethan. Aber, wie gesagt, nicht in der Ästhetik, sondern in der Mechanik liegt das Unpassende des Vergleichs. Und das ist dem großen Physiologen nicht völlig klar geworden. „Fehlerhaft" scheint ihm an jenem Gleichnis nur, „daß es die Vorstellung erweckt, als sei die Seelenthätigkeit aus dem Bau des Gehirns ihrer Natur nach so begreiflich, wie die Absonderung aus dem Bau der Drüse." Nicht bloß fehlerhaft ist der Vergleich (ein „Gleichnis" soll es bei Vogt gar nicht sein), sondern gänzlich verfehlt. Denn die Absonderungsstoffe der tierischen und Pflanzenorgane sind ja Körper wie die Organe selbst, sind Atomhaufen, deren Bewegungen und Gruppirungen man messen, berechnen und zeichnen kann. Sollte der Vergleich passen, dann müßten unsre Empfindungen und Gedanken eben solche Atom- und Molekülhaufen sein. Dazu kommt noch ein Umstand, der den Vergleich von vornherein unmöglich macht. Die Absonderungsstoffe werden aus dem absondernden Organ, und einige derselben aus dem Körper ausgeschieden; bleiben sie, am Ausscheiden verhindert, zurück, so führt diese Stockung den Tod herbei. Unsre Empfindungen und Gedanken aber werden nicht ausgeschieden! Ausgesprochen wohl — und es soll allerdings vorkommen, namentlich bei der beredtern Hälfte unsers Geschlechts, daß eine an einem nicht ausgesprochenen Worte erstickt oder davon platzt —, aber das

Digitized by Google

Aussprechen ist kein Ausscheiden; auch die ausgesprochenen Gedanken und Empfindungen verharren in uns.

Immerhin bleibt es ein Verdienst Dubois-Reymonds, erkannt und bekannt zu haben, daß die materialistische Schule sich täuscht, wenn sie das Seelenleben aus der Molekularbewegung erklärt zu haben glaubt. Dubois-Reymond jedoch täuscht sich seinerseits, wenn er das Geistesleben für ein Rätsel hält in anderm Sinne, als das gesetzmäßige Spiel der Atome auch eins ist, wenn er sich einbildet, wo die mechanische Wissenschaft aufhört, da höre das Wissen überhaupt auf. Nachdem er sich vergewissert zu haben glaubt, daß es kein andres wissenschaftliches Erkennen giebt, als das durch mechanische Zergliederung gewonnene, und nachdem diese mechanische Zergliederung auf dem Grunde der Welt nichts weiter gefunden hat, als das von Ewigkeit bestimmte Spiel der Atome, ein Bild der Welt, von dem Goethe „sich schaudernd abgewandt" hätte, ist er schwindelfrei genug, von der „Leere," die ihm entgegenstarrt, den Blick nicht abzuwenden und furchtlos in das „unbarmherzige Getriebe der entgötterten Welt" zu blicken. Ich vermute, daß ihm „entgöttert" zunächst entseelt oder entgeistigt bedeutet. Sonderbar! Dubois-Reymond, der das Wesen der Sinneswahrnehmungen so genau kennt, hat doch gewiß schon oft genug folgende Gedankenreihe in seinem Kopfe ablaufen lassen.

Gelangt die durch eine Explosion verursachte Lufterschütterung mittels des Gehörnerven in mein Bewußtsein, so sage ich, es hat geknallt. War aber im Bereiche dieser Lufterschütterung weder eine tierische noch eine menschliche, mit gesunden Hörwerkzeugen ausgerüstete Seele anwesend, dann hat es gar nicht geknallt. Das Wort „Knall" hat einen Sinn nur mit Bezug auf eine wahrnehmende Seele, nicht schon mit Bezug auf ein gesundes Ohr; das Ohr hört nicht selbst, sondern vermittelt nur der Seele die Wahrnehmung. Und wenn ich, ins Studium, in Genuß oder in Gram versenkt, eine in meiner Hörweite sich ereignende Lufterschütterung überhöre, d. h. nicht höre, dann hat zwar das Trommelfell wie sonst gezittert, und der Gehörnerv hat seinen Telephondienst pflichtgetreu versehen bis ins Innere des Gehirns hinein, aber weil meine Seele in dem Audienzkämmerchen für Boten der Außenwelt nicht anwesend war, sich in ihr Arbeits- oder Schmollstübchen eingeschlossen hatte, so — hat es wieder nicht geknallt. Ganz das nämliche gilt für alle Sinneswahrnehmungen. Ohne wahrnehmende Seele giebt es auch bei gesunden Sinnen und gesundem Gehirn weder Harmonie noch Disharmonie, weder Blaues noch Grünes, weder Hartes noch Weiches, weder Süßes noch Saures, weder Warmes noch Kaltes, sondern, wie Dubois-Reymond selbst ausdrücklich sagt, nichts als Ortsbewegungen eigenschaftsloser Atome. Was sind aber eigenschaftslose Atome? Dinge, die weder grün noch blau, weder süß noch sauer, weder hart noch weich, weder warm noch kalt sind? Offenbar nichts! Nichtse mit Variationen, aber nichtsdestoweniger Nichtse. Etwas sind sie nur, und dann aller-

Digitized by Google

dings ein gewaltiges Etwas, sobald ihre Bewegungen von einer Seele wahrgenommen werden. Weit entfernt also, daß die mechanische Zergliederung der Körperwelt zum Materialismus führen sollte, macht sie uns zu Idealisten. Wir leugnen nicht mehr mit frühern Idealisten das Dasein der Materie, aber wir finden: die Materie, d. h. das Ergebnis der Atomgruppirung, ist nur insofern da, als sie in Seelen Vorstellungen erregt; ohne den Geist hat die Materie weder Sinn noch Sein. Und da das Dasein unsers Geistes uns unmittelbar gewiß, sein Inhalt wohlbekannt ist, so giebt es auch eine Wissenschaft des Geistes, die ganz ebenso zuverlässig und klar ist wie die Mechanik der Körperwelt. Wie freilich unser Herrgott oder „das Unbewußte," dem zuliebe unser Herrgott erst neuerdings wieder einmal feierlich abgesetzt worden ist, es angefangen hat, unzählige Wesen aus sich heraus oder in sich hinein zu setzen, die durch mechanische Bewegungsanstöße in innere Zustände versetzt werden, das zu ergründen, gehört nicht zu den Aufgaben menschlicher Wissenschaft; das brauchten wir, wie Lotze so hübsch sagt, nur dann zu wissen, wenn wir die Welt erst schaffen sollten. Sie ist aber glücklicherweise schon fertig und auch leidlich geraten.

Daß Sinneswahrnehmungen (um noch gar nicht von den Gedanken zu reden) und Gehirnschwingungen völlig unvergleichbare Vorgänge sind und zwei grundverschiednen Daseinsformen und Daseinsgebieten angehören, das muß in Deutschland wenigstens als ein unbezweifelter Grundsatz der Wissenschaft gelten, nachdem Lotzes Darstellung ihm die Unwiderstehlichkeit der mathematischen Evidenz verliehen hat. Ohne die zuerst von Cartesius aufgestellte scharfe Unterscheidung von Körper und Geist wäre, wie Harms (Die Philosophie seit Kant S. 50) richtig ausführt, die mechanische Naturerklärung, wäre unsre heutige exakte Naturwissenschaft gar nicht möglich. So lange der Wesens- oder sagen wir lieber Daseinsunterschied von Körper und Geist nicht klar und scharf erfaßt wurde, phantasirten die Materialisten von einer allmählichen Erhebung der Materie zum Gedanken, und die Spiritualisten von dem allmählichen Herabsinken der göttlichen Gedanken in den Zustand der Körperlichkeit. Die Materie kann jedoch so wenig zum Gedanken gesteigert oder verfeinert werden, wie ein Mittagessen zu einer Klaviersonate. Wohl aber haben sich die Organismen so lange verfeinert, bis sie sich schließlich zu Seelenwerkzeugen eigneten. Die mechanische Naturerklärung, die exakte Wissenschaft, besteht eben darin, daß sie in der Natur nichts findet, was sich nicht wägen, messen und zeichnen ließe, daß sie alle Veränderungen der Natur auf Bewegung zurückführt: sichtbare Ortsbewegung und Molekularbewegung, daß sie lehrt: außer solchen Bewegungen gehe in der Natur überhaupt nichts vor; aus jeder Bewegung müsse, sobald sie gehemmt wird, eine Bewegung andrer Art entstehen, etwas andres aber, als eben wieder eine Bewegung, könne aus keiner Bewegung hervorgehen. Demnach können die Dinge, die sich weder mit dem

Digitized by Google

Metermaß messen, noch mit dem Grammgewicht wägen, noch zeichnen lassen, nämlich die Empfindungen und Gedanken, nicht Glieder des Naturmechanismus sein. Und wäre diese mechanische Naturerklärung nicht von Männern wie Cartesius, Leibniz, Lavoisier, Bernouilli, Robert Mayer, Helmholtz, Clausius, Secchi unerschütterlich fest begründet worden, unsre „Darwinisten," die frisch drauf los Molekularbewegungen in Gedanken und Gedanken in Molekularbewegungen „umsetzen," würden uns in die Phantastereien des Hylozoismus (Lehre von der beseelten Materie) zurückwerfen.

So weit bleibt Herzen noch nüchtern, daß er die Atomlehre, sowie den Monismus und den Dualismus als Hypothesen bezeichnet. Aber indem er die Frage: Dualismus oder Monismus? an die Spitze seiner Untersuchungen stellt, bringt er diese von vornherein um ihren streng wissenschaftlichen Charakter. Zur induktiven Methode, zur exakten Forschung gehört, daß man mit der Untersuchung des Einzelnen beginne und abwarte, was für Schlüsse aufs Allgemeine sich daraus ergeben, und ob überhaupt eine Theorie oder ein System dabei herauskommen wird. Herzen aber entscheidet sich zuerst für den Monismus, und zwar für den Monismus im materialistischen Sinne, stellt den Satz auf: Es giebt keinen Geist, und sagt dann: Jetzt werde ichs beweisen! Das ist Dogmatik, das ist die scholastische Methode, aber keine exakte Naturforschung. Gegen den Monismus an sich habe ich ganz und gar nichts einzuwenden. Es kann wohl sein, daß jene eigenschaftslosen körperlichen Wesen, die, räumlich gruppirt, die Körperwelt aufbauen, und jene, die auf Anstöße der Körperwelt hin empfinden und denken, ganz gleicher Art sind. Man wird die Seelen nicht gerade unter den Kohlenstoff- oder Phosphoratomen vermuten, sondern lieber annehmen, daß es Uratome seien. Da nämlich Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff z. B., in gleichen Mengen gemischt, lediglich durch Umgruppirung ihrer kleinsten Teilchen Körper von verschiedner Farbe, verschiednem Geschmack u. s. w. ergeben,*) so ist anzunehmen, daß alle äußere Verschiedenheit der chemischen Verbindungen nur von der verschiednen Gruppirung der Massenteilchen ihrer einfachen Bestandteile herrühre. Daher läßt sich weiter vermuten, daß auch die Eigenschaften der chemischen Elemente (wissenschaftlich genau gesprochen die Kraft, in unsern Seelen die Vorstellung verschiedner Eigenschaften: des Gelben, Schweren, Glänzenden, des Weißgrauen und Leichten u. s. w. zu erzeugen) von verschiedner Gruppirung herrühren, daß demnach ein Gold-, Eisen- oder Sauerstoffatom noch kein wirkliches Atom,

*) So bestehen Zucker und Stärke aus gleichen Mengen der genannten Stoffe. Noch auffälliger ist es, daß ein und derselbe chemisch einfache Stoff lediglich durch eine Veränderung in der Lagerung seiner kleinsten Teilchen (in seiner Struktur) ganz andre Eigenschaften bekommt. Bekannte Beispiele: Kohlenstoff in den drei Gestalten des Ruß, Graphit und Diamant; Phosphor als weißer giftiger und als roter unschädlicher. Letzterer ist auch dichter als der weiße, hat demnach ein größeres spezifisches Gewicht.

Digitized by Google

sondern ein auf dem gegenwärtigen Stande der Chemie unzerlegbares Atomhäufchen ist. Die verschiedne Schwere der Elemente würde sich dann aus der verschiednen Zahl von Uratomen erklären, die das Gold-, Silber- u. s. w. Atom ausmachen. Einzelne durch eine uns unerforschliche Fügung auserwählte unter diesen Uratomen nun würden das Glück haben, im Zentrum eines Gehirns durch mechanische Anstöße zu innerm Leben erweckt und Seelen zu werden. Sie würden dann ein doppeltes Dasein führen. Einerseits würden sie als Glieder in der Kette des Naturmechanismus Anstöße empfangen und erwidern oder weitergeben, bald diesen, bald jenen Ort einnehmen, anderseits aber würden sie selbst der Quell und Schauplatz unendlicher Reihen von innern Vorgängen, der Sitz bewußten Lebens sein. Die Annahme der Wesensgleichheit der Seelen mit den Körperatomen läßt es uns einigermaßen faßlich erscheinen, daß die Seele körperliche Anstöße sowohl empfangen als erteilen kann. Anderseits läßt gerade diese Annahme den Unterschied der Seelenvorgänge von den Vorgängen der Körperwelt recht scharf hervortreten. Wir sehen: die innern Erlebnisse des bewußten Atoms sind grundverschieden von den Tanzfiguren, die es gleichzeitig mit seinen unbewußten Kameraden ausführt, und die teils Anregung, teils unentbehrliche Begleitung, teils Wirkung jener Seelenvorgänge, aber niemals diese Seelenvorgänge selbst sind. Ein solches bewußtes Atom würde ein doppeltes Dasein führen, ähnlich wie wir ja im großen, unsern ganzen Leib angesehen, als „Bürger zweier Welten" wirklich doppelt leben. Wir hätten dann also den Monismus des Seins und den Dualismus der Daseinsformen.

Allein diese ganze Spekulation nimmt sich zwar als Befriedigung unsers Bedürfnisses nach einem Zusammenschluß unsrer getrennten Erkenntnisreihen am Ende einer die ganze Welt umfassenden wissenschaftlichen Untersuchung ganz gut aus, in die Untersuchung selbst aber gehört sie nicht und noch weniger an deren Anfang. Für jede einzelne exakte Wissenschaft ist es vollkommen gleichgiltig, als was für Wesen man sich die Seelen und die Körperatome vorstellt; die Lösung keiner einzigen wissenschaftlichen Frage hängt von unsrer Ansicht über jene metaphysischen Gegenstände ab. Zu unserm Glück! Denn andernfalls gäbe es überhaupt kein wissenschaftliches Erkennen, da das Wesen der Dinge, wie auch Herzen zugiebt, unerforschlich ist, daher gar nicht Gegenstand unsrer Erkenntnis, sondern nur Gegenstand unsrer Vermutungen oder unsers Glaubens sein kann. Es wäre auch weit gefehlt, wollte man die Notwendigkeit solcher Hypothesen über den innersten Kern der Dinge aus der Notwendigkeit der atomistischen Hypothese unsrer Physiker folgern. Denn diese Hypothese ist allerdings unentbehrlich; ohne sie hätten wir weder das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, noch die mechanische Wärmelehre, noch die Elektrotechnik. Dagegen ist es weder zu einem physikalischen Experiment noch zur Beurteilung einer menschlichen Handlung oder einer weltgeschichtlichen Be-

Digitized by Google

gebenheit notwendig, zu wissen, ob die Seelenmonaden andrer oder gleicher Art sind wie die Körpermonaden.

Der Leser möge verzeihen, daß wir ihn mit so bekannten und selbstverständlichen Dingen behelligen. Aber wenn uralte Irrtümer, die viel Verlockendes für die Masse haben, als neue Weisheit angepriesen werden, dann ist es Pflicht, auch die alte Widerlegung zu wiederholen.

Neiße Karl Jentsch

Wilibald Pirkheimer und die Reformation

Unter den deutschen Humanisten, die dem Wittenberger Mönch bei seinem ersten Auftreten willig Gefolgschaft leisteten, befand sich auch Wilibald Pirkheimer, der angesehene Ratsherr Nürnbergs. Aufgewachsen in der stolzen Geldstadt an der Pegnitz, die im Binnenlande als die Königin der Städte galt, hatte er als Jüngling auf dem ältesten Kulturboden des damaligen Abendlandes geweilt, hatte in Padua und Pavia die Rechte studirt und sich zugleich klassischen Studien und den schönen Wissenschaften gewidmet, worauf er, ganz erfüllt von dem neuen Bildungsideal, in die Heimat zurückkehrte. Im Vollbesitz der neuen Bildung, ein echter Sohn der Renaissance, war er von erstaunlicher Vielseitigkeit und Geschäftigkeit. Nichts Menschliches blieb ihm fremd; in allen Wissenschaften tummelte er sich, und nicht nur in der Poesie, sondern auch im Leben wollte er es den geliebten Alten gleichthun. Aristokrat im Äußern und Edelmann im Innern, war er der echte und rechte Typus eines Nürnberger Patriziers und zugleich der echte Typus jener poetischen Philologen, die den ganzen Olymp auf die Erde herabführen wollten. Er war auch ein fröhlicher Lebemann, dem ein behaglicher Luxus Bedürfnis war, und erst das ihm immer stärker zusetzende Podagra zwang ihn, die reichlichen Tafel- und Becherfreuden einzuschränken. Durch einen fleißigen Briefwechsel spann er seine Fäden in weite Fernen; die Freunde schätzten und liebten, seine Mitbürger bewunderten ihn, ja über ganz Deutschland breitete sich der Ruhm des gelehrten Humanisten und kundigen Sachwalters seiner Vaterstadt.

Und als nun von Wittenberg die gewaltige religiöse Bewegung ihren Ausgang nahm, als Luthers kühnes Vorgehen in Für und Wider die Gemüter aufs tiefste aufregte und die Menschen zwang, die höchsten und letzten Probleme des religiösen Lebens in ihrem innersten Grunde anzugreifen, da riß es auch den Nürnberger Humanisten und vornehmen Patrizier an die Seite des Mönchs,

Digitized by Google

des Bauernsohnes hinüber. Erfüllt von einer gründlichen Abneigung gegen den Scholastizismus des Mittelalters, begrüßte er Luthers tapferes Dreinfahren mit innerer Genugthuung. Die überlieferten kirchlichen Bildungsformen hatten für ihn jeden Wert verloren, da sie nur dem Geiste des Humanismus Licht und Luft raubten, und deshalb hatte er schon in dem Streite Reuchlins gegen die Kölner auf des erstern Seite gestanden und sich den Namen eines Reuchlinisten als einen Ehrentitel angeeignet, der ihm, seinen eignen Worten zufolge, ein „hoher Ruhm" dünkte. Er hatte den Verfassern der „Dunkelmännerbriefe" nahe gestanden, ja vielleicht selbst, wenn auch nur mittelbar, daran Anteil gehabt. Welche Stellung er zur reformatorischen Bewegung einnehmen würde, konnte demnach kaum zweifelhaft sein, mochte er auch ihre volle Tragweite zunächst nicht einmal ahnen. Er selbst konnte später in gewissem Sinne mit Recht von sich sagen, daß er anfangs „gut lutherisch" gewesen sei, da er frei und offen, mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens, für Luther eingetreten war. In seinem „Gehobelten Eck," einer der derbsten Satiren jener Zeit, hatte er Luthers Gegner von Leipzig her dem allgemeinen Gelächter preisgegeben und ihn schonungslos nicht nur als Theologen, sondern auch als Trinker und Mädchenjäger an den Pranger gestellt. Er hatte damit den eitelu Eck, dem er schon vorher als Reuchlinist gründlich zuwider gewesen war, aufs empfindlichste getroffen, und der Verhöhnte rächte sich, indem er gegen den bissigen Satirenschreiber den Bann auswirkte. Aber dieser Schlag steigerte nur Pirkheimers Oppositionslust und erfüllte ihn vollends mit einem leidenschaftlichen Hasse gegen die Romanisten.

Doch auch bei ihm ist, wie bei so manchem andern Humanisten, ein Umschwung der Gesinnung unverkennbar. Haltlos und zerrissen schwankt er plötzlich hin und her und quält sich ab, das Unmögliche möglich zu machen, d. h. sich über beide Parteien zu stellen, bis er, der sich vordem selbst als gut lutherisch hatte bezeichnen können, sich dann mehr und mehr der katholischen Kirche wieder nähert und aus dem einstigen Freunde Luthers in einen entschiednen Gegner desselben umschlägt. Mürrisch und verdrossen, aus dem Schmollwinkel heraus, poltert er nun gegen alles, was ihm seine Ruhe und Behaglichkeit stört, und lehnt sich auf gegen den Geist einer neuen Zeit, den zu begreifen er nicht mehr im stande war. Immer verdüsterter wird seine Stimmung, und es ist, als ob sich ein dunkler Schatten über sein Alter gelagert hätte. Diese Tragik seines Lebens zu erklären, ist schon oft versucht worden, und noch neuerdings haben wir zwei tüchtige Arbeiten über Pirkheimer von P. Drews und Fr. Roth erhalten,*) in denen die Stellung des Humanismus zur Reformation lehrreich erörtert ist.

*) W. Pirkheimers Stellung zur Reformation von Lic. theol. P. Drews, Leipzig, Grunow, 1887 und W. Pirkheimer, ein Lebensbild aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation von Friedrich Roth, Halle, Niemeyer, 1887.

Digitized by Google

Entscheidend für diese Frage ist der Umstand, daß der Humanismus in Deutschland selbst nicht heimisch, sondern aus der Fremde übertragen war. Und es war eine völlig fremde Welt, in die er, als er über die Alpen nach dem Norden kam, eintrat. Ein Gemeinsames fand er lediglich in dem gleichen nationalen Zuge und in der hier wie dort herrschenden Sehnsucht aus der Stickluft der Scholastik und Kleinstaaterei heraus nach einer großen nationalen Wirksamkeit, und sodann in dem gemeinsamen Gegner Rom, der ihm hier wie dort als der übermächtige Vertreter jener feindlichen Scholastik entgegentrat. Aber fremd war und blieb er dem Gemütsleben des Volkes, und auf deutschem Boden war in diesem Kampfe gegen Rom mit der humanistischen Aufklärung, die den mittelalterlichen kirchlichen Idealen lediglich die antik-heidnischen gegenüberstellte, wenig gewonnen. Für dieses gewaltige Ringen der Geister fehlte ihm gerade das, was die Hauptsache war: jene elementare Gewalt und jene positive religiöse Kraft, die der in Luther vertretenen reformatorischen Idee im Gegensatze zum Humanismus eignete. Wohl hatte der Humanismus, eben um seiner aufklärerischen Tendenzen willen, der Reformation mit vorgearbeitet und ihr in den gebildeten Kreisen die Wege geebnet, aber es mußte auch mit Naturnotwendigkeit der Augenblick eintreten, wo die beiden großen geistigen Bewegungen zusammenprallten und die Geister sich sonderten. Was war denn in diesem Kampfe das Programm der Humanisten im Grunde anders als ein gestaltloses Sehnen nach Freiheit, als eine kecke Satire gegen und ein bissiger Witz über die Kurtisane, die faulen Mönche und Pfründenfresser? Wohl riß den einen und den andern unter ihnen der Sturmatem der Zeit mit sich fort; der größere Teil aber, und gerade die eigentlich Aufgeklärten, standen abseits und blieben der neuen „Ketzerei" gegenüber kühl und teilnahmlos.

Es war bei Pirkheimer nicht anders, als bei den meisten seiner Genossen. Sie, die humanistischen Gelehrten, hatten vordem am lautesten den Ruf nach einer Reformation der Kirche erhoben, aber nun, da der Sturm losbrach, suchten sie ihn erschrocken zu beschwören. Sie waren bei all ihrer Aufklärung in ihrer innersten Gesinnung durchaus konservativ und keineswegs gewillt, den Anspruch, als treue Söhne der Kirche zu gelten, aufzugeben. Keck hatten sie vordem die Mißbräuche dieser Kirche und die Sünden ihrer Diener verspottet, aber als nun Luther Ernst machte und diese Kirche wirklich in Trümmer schlug, da sahen sie in ihm nur den Revolutionär und konnten es ihm nicht verzeihen, daß er die Einheit der Kirche gebrochen hatte. Nun machten sie plötzlich unterwürfig vor dem Schlagbaum Halt, an den Rom „bis hierher und nicht weiter" geschrieben hatte, denn hinter diesem Schlagbaum sahen sie nichts als Abtrünnige und Empörer. Sie vor allem hatten die herrschende Weltauffassung zu zerstören versucht, aber nun, da sie durch die neue Weltanschauung die Grundlagen ihrer Bildung gefährdet glaubten, wandten sie sich verdrossen ab und jammerten über die neue Barbarei, die angeblich über Deutschland herein-

Digitized by Google

brach. Die gewaltsamen Zuckungen, die die neue Bewegung, welche die Volksseele in ihren innersten Tiefen aufwühlte, naturgemäß begleiten mußten, waren ihrem feinfühligen, ästhetischen Sinne gründlich unbehaglich, und da auch ihre kirchlichen Interessen mehr ästhetischer als religiöser Natur waren, und ihnen darum für die erschütternden religiösen Kämpfe des Wittenberger Mönches das rechte Verständnis fehlte, so wichen sie scheu zurück und versagten dem verwegenen Neuerer die Gefolgschaft. In allen humanistischen Hauptquartieren wiederholte sich das gleiche Schauspiel. Ebenso wie in Nürnberg, gings beispielsweise in Straßburg, wo das gefeierte Haupt der Humanisten, Wimpheling, ohne jede innere Teilnahme der entfesselten religiösen Bewegung gegenüberstand und sich doch von einem seiner Schüler, Jakob Sturm, das bittere Wort zurufen lassen mußte: „Wenn ich ein Ketzer bin, so habt ihr mich zu einem gemacht."

Auch Pirkheimers völliger Umschwung der Gesinnung war durch die gleichen Beweggründe veranlaßt worden. Der drohende Verfall der schönen Wissenschaften beunruhigte ihn, das Hinüberfluten der religiösen Bewegung auf das politische und soziale Gebiet erschreckte ihn. Dazu sah er mancherlei Ausschreitungen innerhalb der jungen evangelischen Kirche selbst, und bei der allgemeinen Erregung der Zeit lag die Versuchung nahe, solche Einzelerscheinungen zu verallgemeinern, über einen durch die Reformation hervorgerufenen Niedergang der allgemeinen Sittlichkeit zu jammern und der Lehre Luthers für solche Ärgernisse die Verantwortlichkeit aufzubürden. Durch alles dies wurde er innerlich der Sache der Reformation mehr und mehr entfremdet, und wenn nun das anfängliche Gefühl einer gewissen Bundesgenossenschaft mit Luther in Verbitterung und leidenschaftlichen Groll umschlug, so ist das psychologisch wohl zu begreifen.

Wie weit er sich in diesem Groll gegen den einstigen Bundesgenossen hinreißen ließ, das ist soeben in einem interessanten Schriftchen*) zum erstenmale völlig klar gestellt worden. Denn wenn auch diese Arbeit eines bekannten Lutherforschers in erster Linie über Anlaß und Entstehung einer bisher wenig beachteten Schrift Luthers Auskunft giebt und darum mit Fug und Recht als ein „Beitrag zur Lutherforschung" auf dem Titelblatte bezeichnet ist, so ist sie doch nicht minder beachtenswert als ein Beitrag zum Verständnis für Pirkheimers Stellung zur Reformation: es fällt auf sie durch diese Darlegung ein ganz neues und leider wenig erfreuliches Licht. Auf die theologische Streitfrage, die jenen Handel veranlaßte, nämlich die Frage nach der Zulässigkeit einer zweiten Ehe der Geistlichen, brauchen wir hier nicht einzugehen, da wir es nur mit Pirkheimers Verhalten gegen Luther zu thun haben. Dieses aber soll an der Hand dieser Schrift hier kurz gezeichnet werden.

*) De digamia episcoporum. Ein Beitrag zur Lutherforschung von Gustav Kawerau, Doktor und Professor der Theologie. Kiel, 1889.

Digitized by Google

Den Kampf gegen den Cölibat und für die Priesterehe hatte Luther seit 1520 siegreich durchgeführt. Der Cölibatszwang war durchbrochen, und an weitre Folgen seines Vorgehens mochte Luther selbst zunächst schwerlich gedacht haben. Und doch mußte nur zu bald die Praxis auch zur Entscheidung einer zweiten Frage drängen, der Frage nämlich, ob auch die zweite Ehe eines Geistlichen als sittlich unanstößig zu betrachten sei. Nun lag ein solcher Fall vor, da sich Propst Schleupner an St. Sebald in Nürnberg nach dem Tode seiner ersten Frau mit des „Erbarn Hansen Apels" Tochter zum zweitenmale verheiratete. Dieser Vorgang erregte in weiten Kreisen Aufsehen, und es fehlte nicht an Stimmen, die diese zweite Ehe eines Geistlichen geradezu als ein öffentliches Ärgernis bezeichneten. Ja in Nürnberg selbst erschienen gar (1528) ohne Nennung des Verfassers achtundzwanzig Sätze, die die zweite Ehe, gestützt auf einen umfänglichen Schriftbeweis, aufs schärfste verurteilten. Sie gelangen zu der praktischen Folgerung, daß die zweite Ehe eines Geistlichen als ein schweres Verbrechen zu behandeln sei, daß ein solcher Frevel jede Verpflichtung gegen ihn aufhebe, und daß, wer eines solchen Sünders Predigt noch ferner anhöre, sich selber verunreinige. Der Geistliche, der eine zweite Ehe eingehe, trete damit ohne weitres in den Stand der Laien zurück; bleibe er jedoch im Amte, so müßten die Kinder aus solcher Ehe mit dem Makel der unrechtmäßigen Geburt behaftet sein.

Über den Verfasser jener energischen Sätze herrschte unter den an der Streitfrage beteiligten kaum ein Zweifel: Luther vermutete sofort, daß Pirkheimer der Urheber sei, und die gleiche Vermutung äußerte Cochläus in einem Briefe an den Nürnberger Humanisten selbst, indem er ihn zugleich ermahnte, die Sache „ernsthaft" weiter zu treiben und sich rückhaltslos der römischen Lehre anzuschließen. Pirkheimer selbst bestritt zwar seine Verfasserschaft, aber in so gewundnen und zweideutigen Worten, daß man gerade diese Ablehnung mit gutem Grunde als Bestätigung jener Vermutung betrachtet hat. Luther, dem die evangelischen Geistlichen Nürnbergs eine Abschrift der Sätze zugeschickt hatten, machte sich sofort an die Antwort, die schon im April des gleichen Jahres erschien und in Nürnberg alsbald durch einen Nachdruck Verbreitung fand. Auch die beiden dortigen Geistlichen, Osiander und Link, griffen durch eine Gegenschrift in den Handel ein, der erste wie immer derb und leidenschaftlich, der zweite maßvoll und ruhig, beide mit mehrfacher Benutzung der Lutherschen Ausführungen, wodurch für die Bestimmung der zeitlichen Folge dieser Schriften ein sicherer Anhalt gewonnen ist.

Daß Pirkheimer, so bereit er selbst allezeit zum Angriff war und so wenig schonend er in solchen Fällen vorging, für seine Person äußerst empfindlich und zartfühlend war, hatte er öfter bewiesen; nun aber brachten ihn die Gegensätze Luthers und vor allem der Umstand, daß seine so ängstlich geführte Anonymität durchschaut war, vollends in Harnisch. Jetzt hatte er innerlich

Digitized by Google

mit den Lutherischen völlig gebrochen; jetzt plante er einen vollständigen litterarischen Feldzug gegen Luther und seine Freunde; jetzt wurde Cochläus sein Vertrauensmann, der denn auch nicht blöde war, dem berühmten Humanisten seine Dienste aufzudrängen. Und aus den Briefen dieses erfahren wir auch, in welcher Weise Pirkheimer den litterarischen Kampf wider die Evangelischen fortsetzen wollte. Nicht nur hatte er in der Ehefrage eine neue Thesenreihe — und zwar gleich fünfhundert auf einmal — niedergeschrieben, deren Druck Cochläus ihm besorgen sollte, sondern er hatte diesem auch von „Spottreden gegen den Mönch" erzählt, die er unter der Feder habe, und zu deren Vollendung ihn nun Cochläus mit großem Eifer ermunterte. Als Vorspiel dazu empfahl er ihm sein eignes Schriftchen „Der siebenköpfige Luther," sodaß über Absicht und Gegenstand jener „Spottreden" jeder Zweifel gehoben ist. Nach dem „Gehobelten Eck" eine in Gesprächsform gekleidete Spottschrift über Luther — nichts bezeichnet schlagender die Wandlung, die sich mittlerweile in dem Humanisten vollzogen hatte. Freilich blieb diese Satire in Pirkheimers Papieren vergraben, und auch die fünfhundert Sätze über die Priesterehe kamen, sei es nun durch Verschulden des Leipziger Druckers, oder sei es, weil zwischen Pirkheimer und Cochläus Meinungsverschiedenheiten entstanden waren, nicht ans Tageslicht, aber immerhin wirft schon die beabsichtigte Herausgabe beider Schriften und das, was Cochläus darüber ausplaudert, ein helles Licht auf die Haltung, die jetzt der grollende Humanist der Reformation gegenüber einnahm.

Doch auch eine öffentliche Antwort auf Luthers Sätze blieb er nicht schuldig, allerdings wieder ohne Nennung seines Namens und an einem Orte, wo sie schwerlich jemand vermutete. Im März 1529 nämlich gab er eine lateinische Übersetzung der Rede Gregors über die Pflichten des Geistlichen heraus, die er durch ein Schreiben an den Freiburger Professor Ulrich Zasius einleitete, und hier schüttete er in bittern Ergüssen sein Herz aus über die „in allen Lüsten ersoffnen" Evangelischen, deren evangelische Freiheit sich in Fleischesfreiheit verwandelt habe.

Mit solchen Ausbrüchen der Verbitterung hatte er die Brücke hinter sich abgebrochen und seine völlige Entfremdung von dem Geiste der Reformation dargethan. Er war zur alten Kirche zurückgefallen, die er früher so streng verurteilt hatte; er hatte sich dem Kampfe, der die ganze Glut männlicher Überzeugung erforderte, nicht gewachsen gezeigt. Aber weder die vornehme Gleichgiltigkeit noch der lässige Spott der Humanisten haben den Siegeszug der Reformation aufhalten können, und auch Pirkheimers Angriffe auf die Evangelischen fielen platt zu Boden, weil ihnen der starke Odem religiöser Überzeugung fehlte.

Digitized by Google

Gottfried Keller

Zu seinem siebzigsten Geburtstage

Auch die siebzigsten Geburtstage folgen sich, aber sie gleichen sich nicht. Das Gefühl, womit das ganze gebildete Deutschland den siebzigsten Geburtstag des Züricher Meisters feiert,*) findet seinesgleichen nicht unter den Dichterjubiläen, die in der letzten Zeit rasch auf einander gefolgt sind. Es haftet so gar nichts Persönliches an dieser Feier Gottfried Kellers. Man glaubt nicht, dem Dichter persönlich eine besondre Freude damit zu gewähren, man hat nicht das unangenehme Nebengefühl, einen Mann zu feiern, der seinen Ruhm überlebt hat, dessen Bedeutung man dem jüngern Geschlecht ins Leben rufen muß. Im Gegenteil, der siebzigjährige Keller ist litterarisch eigentlich noch gar nicht alt geworden, seine Anerkennung hat kaum die Kreise stiller Gemeinden überschritten, und man fühlt die Pflicht, sich laut und sichtbar zu ihm zu bekennen und gut zu machen, was die frühere Zeit an ihm versäumt hat. Denn wie so viele der großen Geister der Litteratur hat auch er lange warten müssen, bis sein wahrer Wert erkannt wurde, die kritische Propaganda, die die besten seiner Zeitgenossen schon frühzeitig für ihn betrieben haben, war vergeblich. Nun ist es zum Kennzeichen jedes Gebildeten geworden, Keller wenigstens in seinen Novellen zu verstehen und zu lieben, nun will man die Ehrenschuld abtragen, und empfindet darüber selbst mehr Freude, als sie der geduldige Gläubiger fühlen kann. Man ehrt sich selbst, indem man an der Feier teilnimmt, man ehrt die Kunst, indem man Kellers Dichtungen feiert, und man gewinnt das erhebende Gefühl, daß die Zeit, in der wir leben, denn doch auch dichterisch ihren eignen Ausdruck gefunden hat, denn sie hat in Kellers Werken ein Denkmal gefunden, von dem nicht mehr geringschätzig wird gesagt werden dürfen: Epigonenarbeit!

In einer der Züricher Novellen, einer, die zu Kellers schönsten Erfindungen gehört und die alle Charakterzüge seiner Originalität aufweist, wenn sie auch künstlerisch nicht so vollendet wie seine berühmte einzige Dorfgeschichte ist, im

*) Geboren den 19. Juli 1819.

Digitized by Google

„Fähnlein der sieben Aufrechten," findet sich eine Wendung, die uns am bezeichnendsten für Kellers Humor zu sein scheint. Die sieben wackern Eidgenossen sind gerade vor dem Gabentempel, Karl mit dem Fähnlein voran, angekommen, wo ihrer einige schwarze Herren warten, einer davon mit dem gefüllten Silberpokal in der Hand, und da erzählt Keller weiter: „Die sieben alten Köpfe schwammen wie eine von der Sonne beschienene Eisscholle im dunkeln Volksmeere, ihre weißen Härlein zitterten in der lieblichen Ostluft und wehten nach der gleichen Richtung wie hoch oben die rot und weiße Fahne. Sie fielen wegen ihrer kleinen Zahl und wegen ihres Alters allgemein auf, man lächelte nicht ohne Achtung, und alles war aufmerksam, als der jugendliche Fähndrich vortrat" u. s. w. Dies feine Lächeln über die Menschen, ohne die Achtung vor ihnen zu verlieren, das ist die originellste Eigentümlichkeit Kellers. Mit diesem Lächeln hat er die sieben Legenden geschrieben, uralten katholischen Märchen ein neues Gesicht gegeben; mit diesem Lächeln schrieb er seine Seldwylergeschichten, die trotz der satirischen Schärfe in einzelnen Teilen doch nicht so böse gemeint sind; mit diesem Lächeln betrachtet die prächtige Frau Marie Salander die seltsamen Handlungen ihres im Alter thöricht werdenden Gatten; und dieses Lächeln sucht der Naturforscher Reinhard im „Sinngedicht" auf dem Angesicht jenes Mädchens, das er sich zum Weibe wählen soll. Selbst dem lieben Gott schiebt Keller in seiner dichterischen Kühnheit, die die ganze Welt nach dem eignen Bilde umbaut, dieses Lächeln unter; denn als der Narr des Grafen von Zimmern bei der Messe anstatt des fehlenden Glöckleins seine eigne Schellenkappe schüttelt,

Da strahlt von dem Ciborium
Ein goldnes Leuchten aus;
Es glänzt und duftet um und um
Im kleinen Gotteshaus,
Wie wenn des Himmels Majestät
In frischen Veilchen läge:
Der Herr, der durch die Wandlung geht,
Er lächelt auf dem Wege!

Dieses Lächeln ist eine ganz neue Tonart in der deutschen Litteratur und zugleich die Seele des großen Dichters, der einer der freiesten und tiefsten Geister ist, die je gelebt haben. Scheinbare Gegensätze vereinigen sich in ihm zur reinen Harmonie. Die tiefe Seelenkunde, die er im „Grünen Heinrich" offenbart hat, ist gepaart mit einer an Shakespeares Kraft reichenden Kunst und Klarheit der Darstellung. Keller ist einer der nachdrücklichsten Gegner beschränkter Gläubigkeit, er sagt von sich im „Grünen Heinrich": „Es giebt geborne Protestanten, und ich möchte mich zu diesen zählen, weil nicht ein Mangel an religiösem Sinn, sondern, freilich mir unbewußt, ein letztes feines Räuchlein verschollener Scheiterhaufen, durch die hallende Kirche schwebend,

Digitized by Google

mir den Aufenthalt widerlich machte, wenn die eintönigen Gewaltsätze hin und her geworfen wurden." Aber wie kein andrer, neuerer Dichter hat gerade Keller die Tiefe religiösen Gefühls in eben diesem „Grünen Heinrich" bekundet, und seine mit Gleichnissen aus dem kirchlichen Leben (gleich der eines andern Alpenlyrikers, Hermann von Gilm) reich erfüllte Lyrik giebt auch Zeugnis für die Lebhaftigkeit, mit der ihn diese Fragen stets beschäftigt haben. In einem seiner Gedichte, „Fahrende Schüler," sagt er:

Atmen froh das Morgenwehn,
Wenn wir durch die Lande schweifen;
Glauben nichts, als was wir sehn
Und mit unsern Sinnen greifen!

Halten nichts auf hohlen Dunst,
Mögen nichts auf Worte geben;
Doch verstehen wir die Kunst,
Wie wir denken, auch zu leben —

aber er ist weit entfernt, es mit den Materialisten zu halten, an die er vielmehr die zwei prächtigen Sonette „Den Zweifellosen" richtet:

Euch ist der eigne Leichnam noch nicht klar,
Ihr kennet nicht den Wurm zu euern Füßen,
Des Halmes Leben nicht auf euerm Grab;

Und dennoch kränzt ihr schon mit Stroh das Haar,
Als Eintagsgötter stolz euch zu begrüßen —
Der Zweifel fehlt, der alte Wanderstab.

Hier nimmt er den Standpunkt eines Montaigne ein; hier begründet er philosophisch sein Lächeln. Aber wie gering seine Befriedigung am bloßen Realismus ist, bezeugt das zweite Sonett, das wir hier ganz mitteilen:

Es ist nicht Selbstsucht und nicht Eitelkeit,
Was sehnend mir das Herz grabüber trägt;
Was mir die kühngeschwungene Brücke schlägt,
Ist wohl der Stolz, der mich vom Staub befreit.

Sie ist so eng, die grüne Erdenzeit,
Unendlich aber, was den Geist bewegt!
Wie wenig ists, was ihr im Busen hegt,
Da ihr so satt hier, so vergnüglich seid!

Und wenn auch einst die Freiheit ist errungen,
Die Menschheit hoch wie eine Rose glüht,
Ihr tiefster Kelch vom Sonnenlicht durchdrungen:

Das Sehnen bleibt, das uns hinüberzieht,
Das Nachtigallenlied ist nicht verklungen,
Bei dessen Ton die Knospen sind erblüht!

Digitized by Google

Und wie in philosophischen und religiösen Dingen, so bewahrt sich Keller auch in politischen die volle Freiheit. Er lebt mit seiner Zeit, aber weder überschätzt noch beklagt er sie. Dem Romantiker Justinus Kerner, der im Zeitalter der Maschinen um die Poesie besorgt ist, ruft er zu:

Die Poesie ist angeboren,
Und sie erkennt kein Dort und Hier;
Ja, ging' die Seele mir verloren,
Sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Die Vaterlandsliebe Gottfried Kellers kann nur noch mit der Treue für die heimatliche Scholle verglichen werden, die der sanftere Theodor Storm, der würdigste nächst ihm, sein Leben lang bewahrt hat. Noch viel enger als dieser, hat Keller sich an die Heimatstadt angeschlossen. Kellers Sprache ist reich durchzogen von alemannischen Dialektworten. Das Lokale der meisten seiner Erzählungen ist die Stadt Zürich und die Schweiz. Wie hinreißend durchbricht Kellers Vaterlandsliebe die humoristische Schranke, die er sich künstlerisch in der Novelle von den sieben Aufrechten aufgerichtet hat! Aber bei all seinem Freisinn: wie mächtig zürnen kann derselbe Keller den Thorheiten, denen er im politischen Leben seiner Heimat begegnet! Wie wuchtig ist die Satire, die die Geschichte der Zwillingsbrüder Weidelich im „Martin Salander" darstellt! Und ferner: obgleich ein Schweizer, ist Gottfried Keller doch mit vollster Teilnahme all den politischen Wandlungen unsrer Nation gefolgt, seitdem er reif geworden war; er fühlt sich auch als Deutschen, aber mächtiger als die Sprache erscheint ihm der gemeinsame politische Glaube an die Freiheit, „denn einen Pontifex nur faßt der Dom" (Sonett „Nationalität"). Hierin allerdings ist er Schweizer geblieben.

Das sind die Grundlinien des Kellerschen Geistes. Keller ist recht eigentlich ein schweizerischer Dichter, der unsre nur durch die Sprache, die er in wahrhaft genialer Weise beherrscht, in der er schöpferisch ist, wie es seit Goethe kein zweiter Dichter gewesen, und die bei ihm von einer unendlichen Fülle von Bildern gesättigt ist. Der große Dichter ist er eben durch diese Sprachgewalt, und dann durch seine nicht genug zu bewundernde Fähigkeit in der Gestaltung von Menschencharakteren. Mit Ausnahme seiner Legenden und des Singgedichts führt uns Kellers Phantasie in die Altagswelt kleiner schweizerischer Städte. Die Menschen gehören meist dem Handwerker- oder Gewerbestand an; es sind Leute, die nicht müßig gehen, keine Zeit zum Empfindeln haben, die „Welt der Harthändigen" hat sie Berthold Auerbach genannt. In Kellers Geschichten wird sehr oft von dem prosaischsten Dinge der Welt, vom Gelde gesprochen, und dennoch hat Keller die Sonne der Poesie auch hier seelenvoll leuchten lassen! Das machte sein „geistdurchdrungener Realismus," wie Vischer sagte.

Als der bedeutendste Charakterzug an Keller will uns aber sein Optimismus erscheinen, der ihn hoch hinaus über seine Zeit erhebt. Als wahrer Dichter

Digitized by Google

fühlt er vor allem die Schönheit dieser Welt; nicht über sie zu urteilen, wie die poesiefeindlichen modernen Realisten und Sittenprediger, sondern die Welt zu genießen, fühlt er sich zuvörderst berufen:

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End,
Auch ich schreib' einen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, daß ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz;
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Aber der Optimismus Kellers ist weit davon entfernt, ein philosophisches System nach Hegels Manier zu sein; er ist vielmehr der Entschluß einer kräftigen und sittlich hohen Mannesseele, und eben darum auch wahrhaft poetisch und anglühend für alle, die ihn kennen lernen. Denn Optimismus und Pessimismus sind nur Stimmungs- und Charaktersache. In eigentümlicher Art spricht sich dieser kräftige Wille des Dichters in dem mit Unrecht vielfach ästhetisch angegriffenem Gedicht aus: „Trübes Wetter."

Es ist ein stiller Regentag,
So weich, so ernst, und doch so klar,
Wo durch den Dämmer brechen mag
Die Sonne weiß und sonderbar.

Ein wunderliches Zwielicht spielt
Beschaulich über Berg und Thal;
Natur, halb warm und halb verkühlt,
Sie lächelt noch und weint zumal.

Die Hoffnung, das Verlorensein
Sind gleicher Stärke in mir wach:
Die Lebensluft, die Todespein,
Sie ziehn auf meinem Herzen Schach.

Ich aber, mein bewußtes Ich,
Beschau das Spiel in stiller Ruh,
Und meine Seele rüstet sich
Zum Kampfe mit dem Schicksal zu.

Die großen Dichter sind nicht bloß die Beglücker, sondern auch die Lehrer der Menschheit. Immer zeigen sie ein Doppelgesicht. Einmal schließen sie eine große Zeit ab, sie verkörpern in unsterblichen Phantasiegestalten die ideale Welt ihres Volkes. Das hat Keller mit seinen frischen, gesunden, ungebrochenen Menschenbildern rühmlicher gethan als irgend einer seiner Zeitgenossen. Dann

Digitized by Google

aber sind sie die schöpferischen Pfadfinder und Wegweiser für die Fortbildung ihres Volkes. Den sittlichen Gedankenreichtum der Kellerschen Werke zum Gemeingut der Deutschen zu machen, wird die Aufgabe des Geschlechtes sein, das den siebzigsten Geburtstag des Meisters in jungen Jahren miterlebt.

Wien Moritz Necker

Naturalistische Litteratur

Wir werden vor dem Betreten eines Gesellschaftszimmers darauf vorbereitet, dort einem höchst gefährlichen und daher höchst interessanten Manne zu begegnen, der den festen Entschluß gefaßt habe und auch unfehlbar ausführen werde, alles Bestehende in Trümmer zu schlagen und dann eine ganz neue Ordnung einzuführen. In ängstlicher Erwartung nähern wir uns dem Furchtbaren und sind umso angenehmer überrascht, einen ganz gemütlichen Herrn zu finden, der verständig über öffentliche Angelegenheiten spricht, ein gut deutsches Herz offenbart, mit der Gegenwart zwar vielfach unzufrieden ist, aber rückhaltslos anerkennt, was in den letzten Jahrzehnten geschehen ist, und voll Vertrauen in die Zukunft blickt. Schon schwebt uns die Frage auf den Lippen, wie er denn zu seinem sonderbaren Rufe gekommen sei, als er sich plötzlich wie der komische Kauz in einer österreichischen oder bairischen Posse, dessen Leitmotiv die Drohung ist: „Wann i amal anfang', i fang' nit an, aber wann i amal anfang'!", geberdet und gewaltige Tiraden losläßt — wie man zu sagen pflegt „gegen Gott und alle Welt" —, dabei aber noch hinzufügt, daß die herrschende Unfreiheit nicht gestatte, rückhaltslos zu sprechen.

Das ungefähr ist der Eindruck, den wir von M. G. Conrad, bekanntlich einem Haupte der naturalistischen Schule, aus seinen beiden Büchern Fantasio und Pumpanella erhalten. Beide Bücher sind im Verlage von W. Friedrich in Leipzig erschienen und enthalten in bunter Reihenfolge Aufsätze über alles mögliche, die wohl ursprünglich in der von dem Verfasser „begründeten" Monatsschrift für Litteratur und Kunst „Die Gesellschaft" erschienen sind, einer Zeitschrift, die sich nach dem Vorbilde einer bekannten Berliner Reklamenzeitung sechsmal unter einander ankündigt als „das einzige deutsche Blatt, welches u. s. w.," z. B. „welches die weltbewegenden Probleme der Zeit — in Litteratur, Kunst und sozialem Leben — rücksichtslos und ohne Zimperlichkeit bis in die letzten Konsequenzen behandelt."

Digitized by Google

Vor etlichen Jahrzehnten verkündete einmal ein junger Mann, er sei gekommen, die in Heuchelei, Trägheit und Philisterhaftigkeit versunkene Welt zu retten, und malte aus, wie die „Freien" sich benähmen: sie krämpten ohne Scheu und zum Entsetzen aller unfreien Geister bei schlechtem Wetter ihre Beinkleider auf, und was der kühnen Neuerungen mehr waren. Allgemeines Gelächter hielt ihn damals von der Fortsetzung seines Reformwerkes ab. Der Ärmste war zu früh gekommen! Heute würde sein Buch so viele Auflagen erleben, wie die berühmten „Konventionellen Lügen," und er hätte Herrn Conrad in der „Begründung eines einzigen Blattes, welches" zuvorkommen können. Denn auch er sprach gelegentlich ganz gesunde Ansichten aus, die nicht neu waren, aber seinen gewöhnlichen Reden widersprachen; und auch er gebrauchte die Vorsicht, seine Reden verschiednen Personen in den Mund zu legen oder sich selbst zu ironisiren, sodaß er nach Bequemlichkeit sich zu den Ansichten bekennen oder die Verantwortlichkeit für sie ablehnen konnte — genau wie Conrad. Man muß also bei Conrad darauf gefaßt sein, gründlich verhöhnt zu werden, wenn man irgend etwas in dem Buche als seine Meinung auffaßt, selbst wenn es von Männern mit „leuchtenden Stirnen" (Fantasio S. 219), von „einem jungen, ebenso intelligent als energisch dreinblickenden Redakteur mit echt germanischem Charakterkopf und blitzenden Augen" (ebenda S. 89 f.) vorgebracht wird. Um dieser Gefahr so viel als möglich auszuweichen, zitiren wir hier einige Lesefrüchte und richten unsre Bemerkungen dazu an — wen Herr Conrad will.

Fantasio erklärt es S. 276 f. für „das Tragische im Jahrtausendleben des ungeheuern deutschen Michels, daß er bis auf den heutigen Tag kein vollkommen passendes Gefäß für seinen überströmenden geistigen und gemütlichen Seeleninhalt finden durfte, daß ihm die politischen und gesellschaftlichen Stützen versagt blieben, die Riesenlast seines Genies zu tragen und der Welt gegenüber in imponirender Weise zur Geltung zu bringen. So bekam dieser fürchterlich begabte Michel allmählich eine heidenmäßige Angst vor sich selber, und er wurde zeitweilig Lump, Affe, Philister u. s. w." Er vergaffte sich in das Fremde, und meinte es in seinem Hause und Leben „gar nimmer auszuhalten." „Aber der verfluchte Kerl hats doch aushalten müssen, und nachdem er sich tausend Jahre lang bald zu kurz oder zu lang, bald zu schwer oder zu leicht, bald zu heiß oder zu kalt für seine Verhältnisse gefunden, wird es ihm, wenn nicht alle Zeichen trügen, endlich vergönnt sein, in einem weiten und freien germanischen Weltreich das Haus zu besitzen, worin er sich mit seinem Eigenen befriedigend einrichten und ganz er selbst sein kann — ohne Lumpensinn, ohne Affentum, ohne Philistermiserabilität." Ähnlich, aber etwas weniger „herrlich, dunkel zwar, aber wunderbar" läßt sich Pumpanella S. 122 vernehmen. „Wie viele brave Reichsbürger, die ein Herz haben für die Angelegenheiten und Sorgen ihrer Volksgenossen, mögen nicht nur bei der Jahreswende in einer ähnlichen

Digitized by Google

traumumfangenen Stimmung sein, wie der Glücklich-Unglückliche in der Jean-Paulschen Neujahrsnacht! Wohin sie ihr prüfendes Auge wenden, überall liegt ein grauer Schimmer zweifelhafter Erfolge auf den Bestrebungen der ehrlichsten Arbeiter am Ausbau des Reiches, überall die nämliche Zerfahrenheit im Ringen um die Hebung der arg gefährdeten Volkswohlfahrt, um Erhaltung des Friedens! Verfehlt, abgelebt, greisenhaft alles auf dem weiten kunterbunten Versuchsfelde des politischen Parteitreibens. O gieb uns unsre Jugend wieder, die junge Kraft, das junge Vertrauen! Und doch beruht er auf Täuschung, dieser verdrießliche Blick in unsre soziale und politische Welt. Denn die Jugend ist da und die Kraft, und es ist noch lange nicht aller Tage Abend im Reiche. Die Wahrheit ist, daß wir riesige Wandlungen durchgemacht [haben] in den letzten Jahren; daß der Boden, auf dem wir leben, völlig umgegraben worden ist, daß unser Altertum ein Neutum wird unter dem frischen Winde, der aus allen Himmelsgegenden bläst."

Schon früher hat Pumpanella bemerkt, das Ideal einer rationellen Gesetzgebung werde bleiben, „in allen gesetzgeberischen Angelegenheiten darauf bedacht zu sein, die ärmere Partei der Menschheit so wenig als möglich zu behelligen, nicht das Übel zu strafen, sondern zu heilen, nicht die Symptome der Übelbefindung zu verbieten, sondern die Ursachen des Übelbefindens auszurotten, der sozialen Not mit den stärksten Mitteln abzuhelfen." Auch hat sie gefunden, daß bei Revolutionen „außer großen materiellen und moralischen Krafteinbußen nichts Rechtes herauszukommen pflege," denn die blindwütende Volksleidenschaft sei eine sehr ungeeignete Beobachterin staats- und weltpolitischer Phänomene, und was sie bei solchen blutigen Zusammenstößen wirklich lerne, sei meist hinterher garnicht das Lehrgeld wert. Das sind nun zwar keine neuen Entdeckungen, aber solche Wahrheiten können nicht oft genug wiederholt werden. Pumpanella ist eine sehr verständige Dame.

Aber auf S. 250 kannegießert sie wie ein in der Wolle gefärbter Fortschrittsmann über den „Reichsbürger, dem heute mit seinem abgestempelten Unterthanenverstande so pudelwohl und genialisch (!) zu Mute ist," und S. 107 schämt sie sich nicht, eine solche Nichtsnutzigkeit nachzuplappern, man lobe nach glücklichen Schlachten die Lehrer als Siegbringer, „und die Feldherrn stecken die Dotationen in die Tasche."

Ihr Zwillingsbruder Fantasio ist wenigstens so vernünftig, seinen Unmut nur an denen auszulassen, die in dem Bewußtsein, weit vom Schuß zu sein, wieder einen fröhlichen Krieg herbeiwünschen. Doch verschiedne Herren in seiner Gesellschaft treiben eine ganz ähnliche Bierbankpolitik, jammern über „die Restchen Freiheit, die man uns noch gelassen," erklären unsre gesamte Kultur für „faul bis ins Mark", machen glänzende Witze darüber, wie Bismarcks Politik den Stoff für ein Ballet abgeben könne, finden, daß das deutsche Volk gar keine Komödie brauche, „so lange seine eigne Tagesgeschichte eine

Digitized by Google

ist," und beneiden die Chinesen, weil es für deren Theater „nichts Heiliges, nichts Unantastbares" gebe.

„Die unheilbare Idealitäts-Troddelose" ist an allem Unheil schuld. Doch nein, nicht unheilbar. Der Realismus oder Naturalismus [was, wie wir hören, ein und dasselbe ist] hat ja die Zukunft für sich. Die „Ritter vom Geist" werden es schon machen, aber nicht die Gutzkowschen. Die „Redaktrice" vom „Volkswohl, Organ für wahre Humanität," die auf den reizenden Namen „Flora Karfiol" hört, erklärt „beherzt", Naturalismus in der Kunst sei nichts anderes, als Ehrfurcht vor der Natur, treue, gewissenhafte Erforschung der Natur, endlich Abwendung von aller konventionellen Verfälschung (o heiliger Nordau!) und künstlichen Verwaschung des Wirklichen"; das wolle freilich den sogenannten Idealisten, die auf ihre lächerliche ästhetische Schablone oder sonst eine impotente Dummheit schwören, nicht in den glorioſen Kopf! Sie fordert, daß den Frauen erlaubt werde, „die nackte Wahrheit über das Drum und Dran des blutigen Kriegswesens direkt am Thatort mit Wereschaginscher Rücksichtslosigkeit zu schildern." Und wen diese ausgezeichnete Dame durch ihre geistreiche Beweisführung noch nicht überzeugt haben sollte, dem setzt der bereits erwähnte junge, ebenso intelligent als energisch drein blickende Redakteur eines Kunstblattes auseinander, daß der Naturalismus längst in Politik, Volkswirtschaft, Wissenschaft und Kunst eine Thatsache geworden sei; in der Staatskunst habe er gesiegt „durch das Genie Bismarcks" [mit oder ohne Ballet?], in der Dichtkunst „durch das Genie Balzacs, Zolas, der großen germanischen und russischen Schriftsteller nicht zu gedenken", in der Malerei „durch das Genie Adolf Menzels."

Die Zuhörerschaft des ebenso intelligent als energisch dreinblickenden Redners hat gegen die Nebeneinanderstellung von Bismarck, Balzac, Zola und Menzel umsoweniger einzuwenden, als jener sich wohlweislich hütet, zu verraten, worin das Gemeinsame dieser vier Persönlichkeiten bestehe. Als er jedoch hinzusetzt, in Musik und „Musikdrama" habe der Naturalismus „durch das Genie Richard Wagners" gesiegt, erhebt sich „heller Aufruhr, Gelächter, Zwischenrufe." Der Intelligenteneregische läßt sich aber nicht irremachen, er begründet den letzten Satz „ebenso wissenschaftlich wie überzeugend fast mit den eignen Worten Ernst von Wolzogens", also eines Mannes, von dem ein treuer Anhänger Wagners sagte, das Schreiben müsse ihm polizeilich verboten werden, denn er füge der heiligen Sache mehr Schaden zu als sämtliche Gegner. Unsern Lesern, unter denen viele des Glaubens sein mögen, der „Freimaurer-Zauberflötist Mozart" werde, wenn die ganze Wagnerei bereits in einem Fache der Kulturgeschichte beigesetzt ist, noch in voller Jugendfrische alle empfänglichen Gemüter entzücken, würde mit einer Wiederholung der Phrasen wenig gedient sein, durch die der ja meist aus Unmusikalischen bestehenden Gemeinde immer aufs neue eingepaukt wird, was sie aus

Digitized by Google

„Rheingold“ u. s. w. herauszuhören verpflichtet ist. Nur eine Bemerkung wollen wir uns im Zusammenhange damit erlauben. M. G. Conrad macht sich (Pumpanella S. 34 ff.) die unnötige Mühe, den Maler Hoff wegen seiner Schrift gegen die „Kunstschreiber“ noch einmal abzuthun, und hebt, um die Befangenheit kritisirender Künstler zu kennzeichnen, hervor, daß Moritz Hauptmann die Tannhäuser-Ouvertüre ungeschickt, lang und langweilig genannt hat, „über welche die Anerkennung und Bewunderung heute absolut einstimmig“ sei. Auch wenn dies wichtig wäre, was bekanntlich nicht der Fall ist, was würde es anders beweisen, als, was jedermann weiß, daß der Geschmack wandelbar ist? Hat nicht Spontini seinerzeit ebenso einstimmige Bewunderung genossen, und giebt es nicht Leute, die alles Ernstes behaupten, eine Symphonie von Liszt zu hören, sei ein Genuß? Ist nicht Raphael Mengs einmal über Raffael Santi gestellt worden? Wie lange ist es her, daß die ganze gebildete Welt, Künstler und Nichtkünstler, für die ganze Kunst des Mittelalters nur ein Naserümpfen hatte? Wenn die Herren glauben, ihr Wort über Wagner sei das letzte, könnten sie sich stark täuschen.

Natürlich wird auch für die naturalistische Schule der Maler lebhaft Partei ergriffen und dabei wieder das Kind mit dem Bade verschüttet. An berechtigte Bemerkungen über die „Meiningerei“ knüpft sich die kühne Lehrmeinung: „Der Naturalist in der Malerei [also der wahre Künstler] darf nichts machen, als was er gesehen, und wie er es gesehen [hat]; er darf bei der bildlichen Widergabe nicht komponiren und gruppiren im Sinne eines szenischen Arrangements u. s. w.“ Mithin hätten die Transfiguration, die Assunta, die Schöpfung in der Sixtina, die Bilder des Todes in Pisa und Tausende von andern Kunstwerken niemals geschaffen werden dürfen, sind alle Erzeugnisse der „Idealitäts-Troddelose“; und selbst Rembrandts Ganymed ist nicht zu retten, denn der Maler hat schwerlich gesehen, wie ein Adler einen Bauerjungen durch die Lüfte trägt. Zwei Seiten früher ist ganz richtig gesagt, daß die großen Meister des Mittelalters und der Renaissance „mit Unbefangenheit“ das Erdenwallen Christi in ihre eigne Zeit zu versetzen pflegten. Da sitzt der Haken! Nicht in Unbefangenheit, sondern reflektirend gehen die heutigen Naturalisten zu Werke, und es fällt ihnen nicht ein, bei der Kreuzigung Christi den Henker oder bei der Geburt die heiligen drei Könige darzustellen, wie sie solche Personen gesehen haben könnten. Das Bestreben, der Naturwahrheit näher zu kommen, künstliche oder unmögliche Beleuchtungen zu vermeiden u. s. w. steht auf einem ganz andern Blatte. Wahrscheinlichkeit ist immer gefordert worden, aber wenn der Künstler sich begnügen wollte, nur mit dem Photographen zu wetteifern, würde er von diesem bald überflüssig gemacht werden.

Dergleichen Sprünge haben indessen wenig auf sich. Die Kunst gehört zu den Bedürfnissen des Menschen und wird schließlich immer wieder alle sie

Digitized by Google

in ihrer Freiheit beschränkenden Schulregeln in den Winkel werfen. Eines aber sollte Conrad, von dem wir gern glauben, daß er es ehrlich meint, klar machen: daß er, der so übel auf die Philister zu sprechen ist, mit seinen politischen und sozialpolitischen Reden nur Wasser auf die Mühle des gefährlichsten Philistertums liefert, nämlich der Philister, die nie die Hand, sondern nur den Mund rühren, die bequem und vorsichtig da, wo sie handeln könnten und sollten, nichts thun, sich aber erstaunlich weise und fortgeschritten und freisinnig dünken, wenn sie von oben herab urteilen über alles, was sie nicht verstehen. Wir brauchen „die junge Kraft, das junge Vertrauen" gewiß; „greisenhaft" ist das Nörgeln, das Aussäen des Mißtrauens in die eigne Kraft und in das ehrliche Streben in der Nation. Oder sollte er sich eben solche Leser wünschen und nur manchmal aus der Rolle fallen? Der Zusatz auf dem einen Titelblatt „für geistreiche Leute, welche abseits gehen" könnte auf die Vermutung bringen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zum Geheimmittelschwindel. Von dem Gesundheitsrate der Stadt Karlsruhe geht uns folgendes zu:

In Nr. 8 der Grenzboten (21. Februar 1889) findet sich ein Aufsatz über Geheimmittel, auf dessen Inhalt im einzelnen einzugehen nicht in unsrer Absicht liegt. Es wird aber in Betreff der Homerianapflanze eine Entscheidung des Ortsgesundheitsamtes zu Karlsruhe angeführt, die derartig mit den Feststellungen andrer Behörden an jener Stelle zusammengehalten wird, daß sie dem Laien als irrig erscheinen muß. Es heißt in dem Aufsatz Seite 355 wörtlich: „So erklärt der Obergesundheitsrat zu Karlsruhe die Pflanze Homeriana für den bei uns heimischen Vogelknöterich (Polygonum aviculare), vor den Gerichten zu Duisburg, Düsseldorf und Hildesheim wurde aber nachgewiesen, daß die Homeriana wirklich aus Rußland eingeführt wurde." So wie sich der Verfasser in dem angeführten Satze ausdrückt, muß der Laie annehmen, daß sich das Urteil des Karlsruher Ortsgesundheitsrates durch die Ermittelungen der genannten Gerichte als falsch erwiesen habe. Der Verfasser scheint anzunehmen, daß die politischen Landesgrenzen zu gleicher Zeit auch für das Vorkommen und den Verbreitungsbezirk einer Pflanze maßgebend seien, sonst würde er keinen so unmöglichen Gegensatz in seine Worte gelegt haben. Daß die Pflanze thatsächlich aus Rußland eingeführt sei, wurde gar nicht in Zweifel gezogen, widerstreitet aber aber durchaus nicht der Annahme, daß es sich um den Vogelknöterich handle. Der Vogelknöterich gehört zu den sogenannten ubiquitären Pflanzen, die nicht nur in allen Weltteilen, sondern auch fast auf allen mit Pflanzenwuchs bedeckten Inseln vorkommt.

Digitized by Google

Es ist eine sehr vielgestaltige Pflanzenart, die fast an jedem Standort in einer etwas andern Form auftritt, weshalb eine Gliederung in Unterarten und Spielarten fast unmöglich ist. Daß die Homerianapflanze aber wirklich nur der gewöhnliche Vogelknöterich (Polygonum aviculare) ist, wurde schon früher durch die Untersuchungen der hiesigen pflanzenphysiologischen Versuchsanstalt zweifellos festgestellt. Es wurde dies nicht nur durch die genaue Analyse der Blüten und der übrigen, wenn auch stark zerkleinerten Teile der Pflanze, sondern auch dadurch erwiesen, daß noch in den Hüllen an der Pflanze gefundene Samen keimten und sich aus ihnen eine ganz gewöhnliche Form des Vogelknöterichs entwickelte. Außerdem lieferte eine erneute durch die hiesige großherzogliche Prüfungsanstalt für Lebensmittel angestellte genaue Untersuchung frischer Pakete des Homerianathees ganz dasselbe Ergebnis, daß außer einigen nicht ins Gewicht fallenden zufälligen Verunreinigungen durch Gras u. s. w. der Thee ganz allein aus dem Vogelknöterich (Polygonum aviculare) besteht. Ob man nun den Vogelknöterich in Deutschland, in Rußland oder in Afrika sammelt, wird seiner Wirksamkeit, wenn ihm eine solche zuzuschreiben ist, keinen Abbruch thun; jedenfalls wird man dieselbe Menge überall für wenige Pfennige erhalten, die als Homeriana in einem Paket eine Mark kostet.

Litteratur

Die äußre Politik und die sittlichen Gesetze. Eine Untersuchung von E. von A. Hannover, Helwing, 1888

Eine verständige Abhandlung, der wir in ihren Voraussetzungen und Folgerungen in allen wesentlichen Stücken beipflichten, und die wir um so mehr empfehlen, als die hier vorgetragene Auffassung der Dinge von vielen Politikern nicht geteilt wird. Der Grundgedanke des Verfassers ist: an den Staat sind nicht dieselben sittlichen Forderungen zu stellen wie an den einzelnen Menschen, er ist nicht den Geboten unterworfen, die für diesen gelten, seine oberste Pflicht ist die Selbsterhaltung, die Wahrnehmung seiner berechtigten Interessen. Er kann nicht gedeihen, wenn er unter allen Umständen die Verletzung fremder Rechte scheut, weil er dann gewaltsam die in ihm schlummernden Kräfte, wenn sie sich regen und dehnen, zurückdrängen müßte. Daher sind Krieg und Eroberung erlaubt. Damit wird einer Politik, die unter allen Umständen auf Krieg und Eroberung ausgeht, nicht das Wort geredet, eine solche ist Frevel, es müssen vielmehr Lebensinteressen gefährdet oder gehemmt, oder es muß die nationale Ehre bedroht sein.

Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- und Auswanderungspolitik von J. Rethwisch. Berlin, 1889. Im Selbstverlage des Verfassers

Eine gedrängte und möglichst übersichtliche Darstellung der Ausbreitung des deutschen Elements über die Erde und des Einflusses, dessen es sich in allen Weltteilen erfreut, aus guten Quellen entnommen und von patriotischem Geiste erfüllt.

Digitized by Google

Der Verfasser schöpft seine Angaben vorzüglich aus Jungs Arbeit „Die deutschen Kolonien," aus der „Kolonialzeitung," aus dem „Export" und aus der „Deutschen Post," daneben aber auch aus einer Anzahl andrer Quellen, worunter sich Beobachtungen und Erfahrungen befinden, die ihm selbst in einigen europäischen Ländern zu machen vergönnt war. Die kleine Schrift enthält mancherlei interessante Angaben in geschickter Gruppirung. Unbedingte Genauigkeit läßt sich ihr nicht nachrühmen, da eine solche bei dem überall sich fühlbar machenden Mangel an ganz zuverlässigen statistischen Listen und Berichten über die außerhalb des deutschen Reiches lebenden Volksgenossen selbst wissenschaftlichen Bearbeitern des Gegenstandes, zu denen der Verfasser nicht gehört, kaum möglich sein wird. Wäre es aber auch erreichbar, so würde es bald veralten. Man wird sich also immer mit dem zu begnügen haben, was sich über die Sache ungefähr mitteilen läßt, und darnach seine Schlüsse ziehen und sein Urteil bilden.

L'Exterritorialité. Par le Baron Alphonse de Heyking. Berlin, Puttkammer et Mühlbrecht, 1889

Eine Betrachtung des Begriffs der Exterritorialität, die auf Grund guter Studien dessen geschichtliche Entwicklung und dessen Bedeutung im Völkerrechte mit Geschick und Klarheit auseinandersetzt, und die, obwohl sie wenig neues bringt, in den Kreisen der diplomatischen Welt willkommen sein wird, wie sie denn auch einer von den heutigen Größen derselben, dem russischen Minister Giers, gewidmet ist. Uns interessirt vorzüglich ein Kapitel, und zwar das über die Exterritorialität des Papstes im heutigen Rom, und da wir annehmen, es werde auch für unsre Leser Interesse haben, da es mit einer Tagesfrage zusammenhängt, so lassen wir es, abgekürzt und mit einigen Bemerkungen versehen, folgen.

Als im September 1870 Rom zur Hauptstadt des geeinten Italien erklärt wurde, glaubte die italienische Regierung das Programm Cavours: „Eine freie Kirche in einem freien Staate" verwirklichen zu müssen. Zu diesem Zwecke mußte die Souveränität des italienischen Staates mit der eigentümlichen Stellung des Papstes in Einklang gebracht werden. Dies sollte durch das Garantiegesetz vom 15. Mai 1871 bewirkt werden. Es bleibt jedoch noch festzustellen, ob die Ansprüche des heiligen Stuhles sich mit den modernen Ideen vom Wesen des Staates vertragen.*) Wenn aber das Gesetz an sich ein Widerspruch ist, so ist die Idee der Exterritorialität des Papstes, die hier behandelt wird, umsomehr hinfällig. Sie läßt sich unmöglich vom Standpunkte des internationalen Rechts behaupten; denn die Staaten machen trotz der Exterritorialität des heiligen Vaters für alle dem Völkerrechte widersprechenden Handlungen die italienische Regierung verantwortlich. Ebensowenig läßt sich vom Standpunkte des Staatsrechts behaupten, daß der Papst und seine Residenz außer allem Verkehr mit der öffentlichen Macht bleibe, wie wenn er vollständig isolirt, außerhalb jedweden Gebiets wäre. Endlich ist die päpstliche Exterritorialität selbst, abgesehen von dieser Anomalie, in der Gestalt, in der sie durch das Garantiegesetz festgestellt worden ist, an sich widerspruchsvoll und unausführbar. Der 7. Artikel dieses Gesetzes sagt: „Kein Beamter der öffentlichen Behörde und kein Agent des Staates kann bei Ausübung von Akten seines

*) Jedenfalls haben Bluntschli, Zorn und Holtzendorf die Unhaltbarkeit des Garantiegesetzes vom Gesichtspunkte des Staats- und Völkerrechts bewiesen, wogegen Gessicken — allerdings keine sehr beachtenswerte Autorität — der Ansicht ist, die Bestimmungen des genannten Gesetzes entsprächen im allgemeinen ihrem Zwecke.

Digitized by Google

Amtes oder Auftrags in die Paläste des souveränen Papstes oder in die Orte, wo er dauernd oder zeitweilig wohnt, oder in die, wo sich ein Konklave oder ein ökumenisches Konzil versammelt findet, eindringen, ohne vom souveränen Papste, vom Konklave oder vom Konzile dazu ermächtigt zu sein." Der 8. Artikel lautet: „Es ist verboten, in den mit rein geistlichen Befugnissen bekleideten päpstlichen Offizien und Kongregationen zu Besuchen, Haussuchungen oder Beschlagnahmen von Papieren, Urkunden, Büchern oder Registern zu verschreiten." Die persönliche Exterritorialität des Papstes, die nirgends ausdrücklich in positiver Weise erwähnt wird, läßt sich aus diesen Bestimmungen allerdings mittelbar ableiten; denn sie gestehen zu, daß jeder Ort innerhalb der Grenzen des Königreichs Italien, wo es dem Papste sich aufzuhalten beliebt, seiner Person wegen als exterritorial betrachtet wird. Dennoch bietet die Exterritorialität des heiligen Vaters starke Widersprüche. Aus einer Erklärung des Ministers Lanza geht hervor, daß er nicht berechtigt ist, ein Asyl zu gewähren, obwohl der 7. Artikel des Garantiegesetzes buchstäblich in diesem Sinne aufgefaßt werden könnte. Der Papst ist verpflichtet, der italienischen Regierung nicht nur die italienischen Verbrecher, sondern alle Verbrecher, die die Regierung Italiens kraft ihrer Auslieferungsverträge mit auswärtigen Mächten diesen herauszugeben hat, auszuliefern. Ferner wird die Exterritorialität des Papstes auch durch den 17. Artikel eingeschränkt, worin es heißt: „Alle Handlungen der geistlichen Behörden bleiben ohne Wirkung, wenn sie gegen die Staatsgesetze oder gegen die öffentliche Ordnung verstoßen oder die Rechte der Einzelnen verletzen, sie sind, wenn sie ein Vergehen ausmachen, den Strafgesetzen unterworfen." Hiernach ist die Kompetenz der italienischen Behörden den päpstlichen gegenüber in betreff gewisser Fälle in ausdrücklicher Weise anerkannt, und es unterliegt starken Zweifeln, ob alles, was „mit rein geistlichen Befugnissen ausgestattet ist" (Garantiegesetz, Artikel 8), ob die „Amtsführung des souveränen Oberpriesters" (Artikel 9), die „Maßregeln der geistlichen Verwaltung des heiligen Stuhles" (Artikel 10), die „amtlichen Handlungen der kirchlichen Behörden" (Artikel 17) „von jedem Einspruche, jeder Berufung und jeder Ausübung von Gewalt befreit sein sollen" (Artikel 17); denn „die weltliche Rechtsprechung ist es, der es zukommt, über die juristische Wirkung aller Maßregeln der kirchlichen Behörde zu befinden" (Artikel 17). Auch giebt es im modernen Staate keine genau abgesteckte Grenze zwischen der geistlichen und der weltlichen Gewalt. Die Pflichten, die sich aus der innern Idee des Staates ergeben, schließen auch die kirchlichen Angelegenheiten seiner Angehörigen ein. Es ergiebt sich hieraus, daß die gesetzliche Stellung des Papstes und das Garantiegesetz voll von Widersprüchen, der verschiedensten Deutung fähig und infolgedessen unerträglich für beide Teile, also der Reform dringend bedürftig sind.

Die Überlieferung, ihre Entstehung und Entwicklung. Von Ernst von Bunsen. Zweiter Band. Leipzig, Brockhaus, 1889

In diesem zweiten Bande wendet sich der Verfasser der neutestamentlichen Zeit zu, um das, was er „Überlieferung" nennt, zu verfolgen. Aber er muß vorher doch einen Streifzug durch die messianische Weissagung machen, um uns seine eigentümlichen Meinungen darüber mitzuteilen. Wir erfahren da, daß die erste Verheißung von dem Kampfe zwischen Weibessamen und Schlange eine astrologische Symbolik aus dem Tierkreis ist. der Kopf des Sternzeichens der Jungfrau zielt auf den Kopf des Sternbildes der Schlange, und dieser zielt auf die Ferse der Jungfrau, wonach es also ganz hübsch ist, wenn die Vulgata an die Jungfrau Maria denkt.

Digitized by Google

Nun kommt eine Entdeckung, auf die Bunsen großen Wert legt, daß nämlich Moses und die Propheten, eingeschlossen Johannes den Täufer, nie die Lehre von der Gegenwart des Geistes Gottes in der Menschheit verkündet haben. Das blieb eine nur schwach angedeutete Geheimlehre. Aber Jesus brach diesen Bann, er sah das Himmelreich, die Taufe mit dem heiligen Geist als den Menschen angeboten, ja als bereits gekommen, nicht bloß zukünftig an. Das Feuer, von dem er wünschte, daß es schon brenne, war das Bewußtsein des Innewohnens des durch Feuer versinnbildlichten heiligen Geistes. Leider wurde nun seine Absicht entstellt. Stephanus und Paulus haben diese Entstellung gebracht. Stephanus und Ananias haben Paulus bekehrt, und durch Stephanus ist die essenisch-orientalische Lehre vom Engel-Messias in das Christentum eingedrungen, die Lehre vom Menschen vom Himmel, der in „göttlicher Gestalt" vorhanden gewesen war, und damit die Lehre von dem Opfertode, der Auferstehung, der Himmelfahrt, auch die Lehre von dem Pfingstwunder, das freilich Paulus noch unbekannt war und erst später, aber in richtiger Konsequenz entwickelt wurde. Kurz, das im Neuen Testamente aufgezeichnete Lehrsystem ist nicht dasjenige, welches Jesus durch Wort und That feierlich gepredigt hat. Nicht Jesus, sondern Paulus und die spätern Gnostiker haben die Hauptlehren geschaffen, die leider achtzehn Jahrhunderte lang als die Grundlage rechtgläubigen Christentums angesehen worden sind.

Judas Ischariot war nach Bunsen ein bezahlter Spion, der die Geheimlehre Jesu vor der Zeit verriet. Diese Geheimlehre Jesu ist auch die Tradition der christlichen (römischen) Kirche, d. h. die Tradition und die Kirche stimmen zwar nicht in allem, aber sie wird in der Kirche erhalten, Petrus und vielleicht auch die andern Apostel haben sie in der geheimnisvollen Schlüsselgewalt erhalten. Darauf bezieht sich das Wort: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und damit beginnt die Reihe der Eingeweihten (Bischöfe) mit allen ihren Vorrechten und Verpflichtungen, auch die „Arkandisziplin," der „verschlossene" Mund der Kardinäle u. s. w. Muhammed würde sich mit dem Evangelium Jesu wohl vertragen haben, aber mit dem paulinisch gefärbten und notdürftig überkleisterten Christentum war er im Widerspruch. Über Luther spricht Bunsen mit geringer Verehrung, weil Luther von der kirchlichen Geheimlehre nichts wissen wollte und sehr grobe Widersprüche in sich trug, sogar nicht einmal einen Trieb zur Wissenschaft hatte, weil ihm „der Zweifel" fehlte. Er blieb stehen und wurde, wie Bunsen mit Heinrich Lang (!) behauptet, der „Tyrann seiner Zeitgenossen und der Begründer einer stagnirenden Kirche auf Jahrhunderte hinaus." Die Reformation der „voraussichtlich nahen Zukunft wird eine Revolution sein in Bezug auf das Joch des Buchstaben, sowie in Bezug auf die Verheimlichung der Tradition der Kirche."

Wer soll nun die in dem Papsttum fortgepflanzte Geheimlehre, von der Bunsen schon so viel erlauscht hat, verkünden und die Welt so heilen? „Allerdings wäre es für die Leiter der katholischen Kirche kein leichter oder gefahrloser Entschluß, auf die vorpaulinischen Zustände des apostolischen Zeitalters zurückzugehen, denn in dem zweitausendjährigen Wettlauf hat leider die paulinische den Vorrang erkämpft. Aber die durch den Menschensohn verbreitete Wahrheit wird dennoch siegen. Der Friede unter den Menschen des Wohlgefallens muß hergestellt werden — mit Rom oder gegen Rom."

Es ist schwer, sich in den Geisteszustand des Verfassers hineinzudenken, der mit so viel Gelehrsamkeit, freilich ohne kritische Schulung, eine Geheimlehre fingirt, die auf völlige Zerstörung der Kirchenlehre hinausläuft, und der dabei in ehrlicher Weise der christlichen Wahrheit zu dienen glaubt. Andre mögen dies Rätsel lösen.

Digitized by Google

Ethisches Wissen und ethisches Handeln. Ein Beitrag zur Methodenlehre der Ethik von Dr. Paul Hensel. Freiburg, Mohr

Diese verdienstliche, scharfsinnige Abhandlung warnt vor einem Durcheinander, das auf dem ethischen Gebiete noch vielfach die Untersuchung stört. Mit Genauigkeit wird dem sogenannten Evolutionismus in der Ethik, der meist nach Darwins Vorbild die Geschichte der sittlichen Vorstellungen bearbeitet, sein Recht und sein Gebiet bestimmt. Er ist erklärend, aber er kann die Zukunft und unser praktisches Verhalten nicht regeln.

Dies könnte wohl der sogenannte Utilitarismus leisten, den wir in Bentham ausgebildet vor uns sehen. Aber auch er hat seine Schwächen. Im Grunde faßt er nur die Massenwirkungen in Bezug auf Lust und Unlust, Wohl oder Wehe ins Auge, auch seine Rechtsbildung ist auf diese große Sphäre mit Recht bedacht. Was die einzelnen Menschen in ihrem Handeln bewegen soll, oder auch Gruppen von Menschen, die ihrerseits vielleicht durch schließlich wohlthuende Maßregeln gar viel leiden müssen, das ist schwer oder gar nicht zu ermitteln. Ja es ist zu beobachten, daß gerade feiner und reicher ausgebildete Menschen sich von dem Bann der allgemeinen Utilitätsmoral frei machen. Und das führt den Verfasser endlich zu dem, was er den Intuitionismus nennt, das Handeln nach dem individuellen Gewissen. Mag es sein, daß dieses Handeln auch dem utilitarischen Gedanken entspricht; geleitet wird es davon keineswegs bewußt, das Streben nach „Gewissensfrieden" ist dem Handelnden Motiv genug. Der Verfasser weist alle Fragen nach der Entstehung dieses Gewissens ab, es ist genug, daß es ist, wie es ist; ebenso widerlegt er den Einwurf, daß das Gewissen wieder auf egoistische Lust zurückführe, wie moderne Scholastik meint. Jeder weiß, wie oft ihm das Gewissen schwere und dauernde Unlust zugezogen hat. Freilich kämpft der Verfasser auch gegen die Verallgemeinerung der Gewissensregungen des Einzelnen, auch gegen Verquickung derselben mit der Religion. Er weiß wohl, daß unsre wissenschaftliche Neigung bei diesen scharfsinnigen Trennungen des Theoretischen und Praktischen in den Geisteswissenschaften sich nicht beruhigen wird. Aber wie die Sachen stehen, ist es vor allem nötig, die Verschiedenheit der ethischen Methoden kräftig zu schildern. Glücklichere Zeiten werden dann wieder das Band zwischen ihnen herstellen.

Züge deutscher Sitte und Gesinnung von Dr. A. Freybe, Oberlehrer zu Parchim. 2. Heft. Das Leben im Recht. Zweite, erweiterte Auflage. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Der Verfasser, dem die Litteratur schon viele kleine Schriften über deutsche Sitte und Kultur verdankt, hat nicht für Juristen schreiben wollen, obwohl er sein Buch dem Justizrat O. Gierke gewidmet hat; es möchte von solchen gelesen werden, denen deutsche Sitte und deren Geschichte am Herzen liegt. Allerdings wirft er auch Seitenblicke auf die deutsche Rechtsbildung, wie sie sich in neuerer Zeit vollzogen hat und in dem veröffentlichten Entwurf des bürgerlichen Rechts einen vielfach besprochenen Abschluß gefunden zu haben schien. Hierbei zeigt sich seine Denkungsart am besten. Er hat noch etwas von der romantischen Deutschtümelei einer bekannten lutherischen Schule an sich, wie sie sich in Mecklenburg, aber auch sonst noch zuweilen findet. Der einflußreichste Vertreter war wohl der verstorbene Vilmar, in der Raumerschen Zeit waren auch Schulräte und Gymnasiallehrer dieser Richtung nicht selten, meist wackere, ideal gerichtete Männer, die an die jugendliche Begeisterung von Jacob Grimm anknüpften und nur das Christliche mehr betonten, als dieser es that, der in seinem höhern Alter sogar dem christlich-

Digitized by Google

deutschen Altertum sehr kühl gegenüberstand. Jeder von uns erinnert sich wohl noch der Freude, mit der er zum erstenmal W. Wackernagels Schwabenspiegel oder den Sachsenspiegel, oder auch Grimms deutsche Rechtsaltertümer las. Etwas von dieser Stimmung lebt noch heute in Freybes Büchern, und es ist darum nicht zu verwundern, wenn er sich vor der jetzigen Vorliebe für ein einheitliches deutsches Recht etwas entsetzt und viele strafende Worte gegen die richtet, die deutsche Volks- und Rechtssitte nicht für genügend halten, das heutige deutsche Rechtsbuch wesentlich zu bestimmen, und die bei unsern heutigen Religionsmischungen von dem Zusammenhang des Rechts mit dem christlichen Glauben nichts mehr hören wollen. Diese Liebhabereien des Verfassers muß man mit in den Kauf nehmen; er ist eben Dilettant, und es ist nicht seine Stärke, sich der Grenzen bewußt zu bleiben, die ihn von den Bedürfnissen der wirklichen Gesetzgebung trennt. Dafür findet man bei ihm eine recht ansprechende und reiche Sammlung von alten deutschen Rechtssitten, zum großen Teil in wörtlicher Form, mit allen konkreten Zügen bald zarter, bald widerwärtiger Art.

Glasmalereien des Mittelalters und der Renaissance. Originalaufnahmen von H. Kolb, Professor an der Königlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart. Stuttgart, Konrad Wittwer

Auf diese schöne Publikation, die freilich in erster Reihe für Künstler und Techniker, für Lehranstalten und Sammlungen bestimmt ist, möchten wir doch auch die wohlhabenden Kunstfreunde unter unsern Lesern aufmerksam machen. Ein Werk, das Proben und Muster aus der ganzen Entwicklungsgeschichte der Glasmalerei von der romanischen Periode bis zur Renaissance hin gebracht hätte, hat es bisher nicht gegeben. Das vorliegende vereinigt auf sechzig Tafeln, denen ein kurzer Text beigegeben ist, eine entzückende Auswahl des Vollendetsten und Mustergiltigsten, was in diesem Kunstgebiete geschaffen worden ist. Natürlich überwiegt das Mittelalter und in ihm die kirchliche Kunst, doch ist auch die Renaissance und in ihr die weltliche Kunst durch herrliche Proben vertreten, rein Ornamentales wechselt mit Figürlichem, rein Dekoratives mit bildmäßig Behandeltem. Die Stilgesetze dieses Kunstzweiges lassen sich an der Sammlung aufs beste und bequemste studiren. Mit Recht hebt der Herausgeber in der Einleitung als das Grundgesetz hervor: Glasmalerei ist Flächendekoration. Namentlich die rein ornamentalen Proben, Maßwerkfüllungen, ebenso wie ganze Fenster und Fensterbordüren geben hiervon eine Fülle der schönsten Beispiele aus romanischer und gothischer Zeit, die auch für andre Techniken, wie Weberei (Teppiche), Töpferei (Wand- und Bodenfliese), Buchbinderei u. s. w. reiche Anregung bieten werden. Die Tafeln, sämtlich in lithographischem Farbendruck ausgeführt, sind Meisterleistungen der lithographischen Anstalt von A. Gatternicht in Stuttgart. Der Preis des Werkes ist hoch, aber im Verhältnis zu dem Gebotenen sehr mäßig: 100 Mark.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Einbruch der Derwiſche in Ägypten

Die Lage Ägyptens, die ſich ſeit fünf Jahren ſtetig gebeſſert hatte, ſodaß man der Frage nahe ſchien, ob es ſein engliſcher Vormund nicht bald an der Zeit finden würde, das Land ſeiner eignen Fürſorge zu überlaſſen, hat ſich in der letzten Zeit ganz plötzlich beunruhigend, wenn auch nicht gerade beängſtigend geſtaltet. Der Mahdi und ſeine Derwiſche, ſeit Monaten ſtill und unregſam, haben begonnen, ſich wieder zu rühren, und führen, wie es ſcheint, große Dinge im Sinne, ſie ſchicken ſich an, ihren alten Plan zu verwirklichen, das Nilland bis ans Meer zu erobern. England erntet jetzt, was es geſät hat, als es vor Chartum umkehrte und Gordon im Stiche ließ. Die fanatiſchen Männer des Sudan, die es fertig brachten, drei britiſche Generale zu beſiegen, die die ägyptiſchen Truppen, von ihnen in vier oder fünf Schlachten geſchlagen, mit Recht gering achten und in ihrer tiefen Unwiſſenheit keine Ahnung von der eigentlichen Macht Englands haben, glauben vermutlich wenig zu wagen, wenn ſie trotz des Schutzes, den die engliſchen Kafirs dem Chedive gewähren, zum Angriffe gegen dieſen vorrücken. England aber hat ſich zu deſſen Verteidiger ſelbſt beſtellt, es kann die Folgen ſeiner eignen Beſchlüſſe und Handlungen nicht von ſich weiſen. Allerdings war es nicht der jetzige oberſte Leiter ſeiner Politik, ſondern deſſen Vorgänger Gladſtone, der die Beſetzung von 1882 anordnete, aber dieſer Schritt, der einzige entſchloſſene einer ſonſt faſt immer mark- und mutloſen Regierung, war entſchieden notwendig und unumgänglich. Als Arabi Paſcha ſich die Verfügung über alle Streitkräfte und Hilfsquellen des Landes verſchafft hatte, den Schwächling Tewfik beherrſchte und den Fanatismus der muslimiſchen Bevölkerung gegen die Fremden aufſtachelte, geriet der geſamte Fortſchritt des Landes ins Stocken und das

Digitized by Google

Interesse Europas, namentlich Englands, in schwere Gefahr. Die von England veranlaßte und großenteils mit englischem Kapital begonnene und betriebene Kultur von Zucker und Baumwolle war im Begriff, von der steigenden Flut des Religionshasses vernichtet zu werden, der das Verbleiben von Christen im Innern von Ägypten fast unmöglich machte. Schwer bedrohte die Bewegung den Suezkanal, die Hauptstraße Englands nach Indien. Großbritannien konnte der Sache nicht gleichgiltig zusehen, nicht abwarten, ob eine andre Macht gegen die wachsende Meuterei einschritte. Nur die Radikalen empfahlen Enthaltsamkeit, die große Mehrzahl der Liberalen unterstützte jedoch ihren Führer, und die Konservativen thaten dasselbe. Selten wurde militärisches Vorgehen in einer Sache so durch den Erfolg gerechtfertigt als Wolseleys Feldzug gegen Arabi, wenn auch goldne Waffen hier mehr gethan haben sollen als eherne. Wolseley wahrte die britischen Interessen und bahnte zugleich eine Zeit des Fortschritts für Ägypten an, die seitdem sieben Jahre lang fortgedauert und viel Segen gebracht hat. Die körperliche Züchtigung, bis dahin das Hauptmittel der Behörden bei ihrer Erpressungspolitik, wurde abgeschafft, die Steuern erfuhren wesentliche Verminderung, die Regierung wurde weniger kostspielig, und infolgedessen besserten sich die Finanzen. Es gab von jetzt an eine Gerechtigkeitspflege und ein Sicherheitsgefühl in Ägypten, wie sie hier Jahrhunderte hindurch nicht in dem Maße erlebt worden waren. Alle diese Fortschritte werden jetzt in Frage gestellt, wenn die Horde von Halbwilden siegt, die vom Süden herabzieht; sie würden die aufblühende Gesittung am untern Nil in eine ärgere Wüste als je vorher verwandeln. Das Element, das der Träger der Bewegung im Sudan ist, insofern aus ihm die „Derwische“ hervorgehen (das Wort bedeutet hier Fromme, eifrige Bekenner des Islam, Krieger des von der Religion geboteuen Kampfes gegen die Ungläubigen), ist in Afrika am zahlreichsten zwischen dem zwölften und zwanzigsten Grade nördlicher Breite vertreten. Die Erfolge der Engländer gegen Arabi bewogen hier den Mahdi Abdallah, das Haupt der Derwische im Sudan, ein Heer zu sammeln, mit dem er El Obeid, die Hauptstadt von Kordofan, damals einer Provinz Ägyptens, belagerte und im Februar 1883 erstürmte. Eine ägyptische Truppenabteilung, die Gordon, zu der Zeit Gouverneur des Khedive in den südlichen Provinzen, gegen den Propheten entsandte, wurde bis auf den letzten Mann niedergehauen. Ein fast ebenso schreckliches Schicksal hatten die 10000 Ägypter, die ihnen mit 6000 Kamelen unter Oberst Hicks bald nachher folgten, sie wurden in Engpässe gelockt und in dreitägigem Gemetzel (3. bis 5. November 1883) beinahe vollständig aufgerieben. Fast zu derselben Zeit erlitt ein drittes ägyptisches Korps bei Tokar an der Küste des Roten Meeres durch Überfall der Derwische eine gewaltige Niederlage, und die Sieger konnten schon den Versuch wagen, Suakin durch Überraschung zu nehmen. Nun beschloß man in London, den englischen General Baker, den ehemaligen Gouverneur

Digitized by Google

des Sudan, von Suakin zur Besetzung Berbers, dann Chartums abzusenden. Aber wieder war eine arge Schlappe die nächste Folge. Schon bei der ersten Rekognoszirung liefen Bakers Ägypter großenteils davon, und am 4. Februar 1884 wurden sie, 8000 Mann stark, von 1800 Derwischen unter Osman Digma zwischen Trinkitat und Tokar in die Flucht gejagt, wobei sie 2250 Mann und 96 Offiziere auf dem Platze ließen und den größten Teil ihrer Artillerie verloren. Mehr Glück hatte der englische General Graham, der die Sieger von Suakin aus mit englischen Truppen angriff und bei Tamanieb schlug. Inzwischen war Gordon wieder nach Chartum gegangen, um der Hauptmacht des Mahdi die Spitze zu bieten. Er vermochte aber so wenig wie andre vor ihm aus den Ägyptern, die ihm dabei allein zur Verfügung standen, Helden zu machen. Am 26. Januar 1885 fiel Chartum durch Verrat. Wolseley, der ihm an der Spitze eines britischen Heeres mit gebotener Bedächtigkeit langsam zu Hilfe gezogen war, kam zu spät, um Gordon zu retten. Zwei Jahre lang hielten die Derwische dann Ruhe, und als darauf Osman Digma, ihr Feldherr im Osten, Suakin einzunehmen versuchte, wurde er von der aus Sudanesen, Ägyptern und englischer Infanterie und Reiterei bestehenden Besatzung am 20. Dezember vorigen Jahres zurückgeworfen und sein Heer zerstreut. Inzwischen erfochten die Derwische in Abessinien einen großen Sieg über den Njegusch, und auf diesen Erfolg hinblickend, von ihm gehoben, wagten sie unter einem neuen Feldherrn, dem Emir Wad En Ngumi, einen abermaligen Vorstoß nilabwärts, der, mit ungefähr 5000 Mann unternommen, die Leute des Mahdi bereits bis in die Nähe der Ruinenstätte Abu Simbel, einige Meilen oberhalb von Wady Halfa an den zweiten Stromschnellen des Nil und etwa sechsmal so weit von Assuan, wo die ersten sind, gebracht hatte. Ägyptische Truppen unter britischen Offizieren, die nicht stark genug sind, dem Feinde aus dem Sudan die Stirn zu bieten, ziehen unter dem Befehle des Obersten Wodehouse am rechten Ufer des Stromes vor und neben den Derwischen her, suchen sie zu beunruhigen und hindern sie so viel als möglich, sich und ihre zahlreichen Kameele aus dem Flusse mit Wasser zu versorgen. Ein Treffen zwischen den beiden Parteien, das nach englischen Berichten vor kurzem stattgefunden hätte, scheint nicht so bedeutend gewesen zu sein, als es dargestellt worden ist. Eine stärkere Anzahl von Truppen, die unter dem englischen General Francis Grenfell, dem Sieger im letzten Kampfe bei Suakin, steht und sich aus Ägyptern, Sudannegern und einigen regelmäßigen englischen Truppen zusammensetzt, bildet die zweite Staffel der Verteidigung des Landes auf dem Wege flußabwärts. Endlich ziehen von Kairo Verstärkungen britischer Infanterie heran, die das kleine Heer Grenfells auf 3000 Mann zu bringen bestimmt sind und in Kairo durch zwei Regimenter der Garnisonen von Malta und Cypern ersetzt werden sollen. Assuan liegt noch 250 Kilometer von Abu Simbel, wo die Derwische jetzt wohl angelangt sind, und ihre Besiegung, die

Digitized by Google

durch Zusammenwirken Grenfells und Wodehouses bewirkt werden soll, wird also schon der Entfernung wegen, die die Streitkräfte der beiden Oberoffiziere trennt, noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen; auch läßt der bisherige stetige Vormarsch der Mahdisten nicht annehmen, daß diese, wie die Londoner Zeitungen hoffen, in den nächsten Wochen dem Durste und der Ermattung erliegen werden. Endlich sind Wad En Ngumis Mannschaften vielleicht nur der Vortrupp des Hauptheeres des Propheten, der jetzt am Blauen Nil freie Hand hat und so in der Lage ist, sich mit der Mehrzahl seiner militärischen Kräfte gegen den Norden zu wenden; nur Mangel an Lebensmitteln könnte ihn daran hindern. Gewiß würde nun auch eine Anzahl mahdistischer Krieger, die dreimal so groß wäre als die 5000 Mann Wad En Ngumis, selbst wenn wir sie uns als gut mit Feuerwaffen ausgerüstet denken dürften, zuletzt von den englischen Generalen geschlagen und zerstreut werden, ehe sie weit nach der ersten größern Stadt Ägyptens, Siut, vorgedrungen wäre, doch wäre dabei vorauszusetzen, daß die nichtenglischen Bestandteile der Truppen Grenfells und Wodehouses, namentlich die Ägypter, sich beim Zusammenstoße mit den Derwischen besser bewähren als bisher, wo sie meist in kläglichster Weise davon liefen oder wie wehrlose Schafherden von den Speeren und breiten Schwertern der Gegner abgeschlachtet wurden. Aber werden die Scharen, die jetzt unter der Fahne des „Tschihad," des heiligen Krieges, nilabwärts aufgebrochen sind, von der europäischen Kriegskunst und ihren Waffen auch bis auf den letzten Mann vernichtet, so bleibt doch die Südgrenze Ägyptens bei der Zähigkeit der Fanatiker des Sudan und ihrem unausrottbar festen Glauben an ihren schließlichen Sieg für viele Jahre eine offne Wunde, und Versuche wie der jetzige Feldzug der Anhänger des Propheten werden sich von jetzt an wahrscheinlich wiederholen und den Engländern noch viel Blut und Geld kosten. Auch die von verschiednen Seiten empfohlene Anlegung einer Festung an den ersten Stromschnellen, etwa bei Assuan und auf der dabei gelegenen Insel, würde keine hinreichende Sperre für diese gelegentlich losbrechenden Wildbäche des kriegerischen Thatendranges und Glaubenseifers der Bevölkerung des Sudan sein. Ohne Zweifel ist die Pflicht, die sich England zunächst durch seine Einmischung in den Aufstand Arabis und seine Übernahme der Vormundschaft über den Chedive und seine Regierung selbst auferlegt hat, und die ihm später der Rückzug Wolseleys aus dem Sudan und die Preisgebung des obern Nilthales auferlegte, sehr unangenehm, aber ebenso unumgänglich. Wir wissen nicht viel Genaues und Sicheres über das Wesen der sudanischen Bewegung und ihrer Führer und Träger. Mit Bestimmtheit ist nur anzunehmen, daß sie in allen Dingen, die über ihren Glauben und ihre nächste örtliche Umgebung hinausreichen, wenig Begriff und Kenntnis haben. Sie glauben an ihre Propheten und Heiligen, und sie glauben an sich selbst, daran, daß Allah ihre Schwerter und Speere gesegnet habe, daß sie nach heiliger Bestimmung, die jede Hingebung fordert, die Aufgabe haben, die Ungläubigen und nicht minder

Digitized by Google

die Halb- oder Schwachgläubigen, d. h. die ägyptischen Araber und Türken, niederzuwerfen, auszurotten oder aus dem Lande zu jagen. Kriegsleute von Geburt und Erziehung, von einer Unerschrockenheit und Todesverachtung, wie sie selten erlebt und nie überboten wurde, sehnig, muskelkräftig, zähig zum Ertragen der größten Mühseligkeiten und Entbehrungen, sind sie Gegner, die auch der beste Soldat der Kulturwelt nicht geringschätzen darf, und die bei besserer Einübung, Bewaffnung und Führung geradezu unwiderstehlich sein würden, wie die Heere der Chalifen, die ehedem Ägypten und Syrien eroberten. England wünscht keinen Kampf mit ihnen, aber sie haben erklärt und bestehen noch jetzt darauf, ein Land angreifen und erobern zu müssen, das die Briten unter ihren Schutz genommen haben, und das sie aus hundert Gründen mit Festigkeit und unter allen Umständen verteidigen müssen. Mit alleiniger Ausnahme Frankreichs haben alle Großmächte eingewilligt, daß England Ägypten besetze und im wesentlichen verwalte und regiere; Europa hat, von den eifersüchtigen Franzosen abgesehen, anerkannt, daß England verpflichtet sei, das neue, das von ihm reformirte Ägypten gegen seine alten Feinde zu verteidigen, und Großbritannien würde sich vor der Welt mit Schmach bedecken und sein ganzes Ansehen im Orient einbüßen, wenn es sich vor jenen barbarischen Horden zurückzöge und Pflichten verleugnete, die es nach reiflicher Überlegung übernommen hat, und die noch heute in anfänglicher Stärke fortbestehen; denn kein Sachverständiger wird behaupten wollen, daß Ägypten allein imstande wäre, sich gegen die Flut des Mahdismus auch nur drei Wochen mit Erfolg zu behaupten. Selbst John Morley, das radikale Parlamentsmitglied, das die Okkupation von 1882 so lebhaft bekämpfte, würde heute wahrscheinlich zugeben, daß man jetzt hier nicht abziehen kann. Die Stellung bei Assuan ist, schon jetzt mit Schanzen umgeben und mit weittragenden Geschützen versehen, von guten Truppen leicht zu verteidigen, und so wird hier wahrscheinlich der Angriff der Derwische erwartet werden. Behaupten sich aber die Engländer und haben sie Kräfte genug, nach ihrem Siege die Verfolgung der Gegner zu beginnen, so muß deren Ziel Vernichtung der Geschlagenen sein, wie lebhaft auch gewisse Parlamentsredner daheim eine humane Kriegführung empfohlen haben. Die Derwische selbst sind nichts weniger als human und würden solche Kriegführung nicht verstehen und nicht danken. Sie sind blindwütige, grimme Fanatiker, die keine weiße Parlamentärflagge achten, keinen Waffenstillstand anerkennen, keinen Verwundeten schonen und, wenn es ihnen gelänge, Ägypten mit ihren Scharen zu überschwemmen, hier ein Blutbad anrichten würden, worin auch Weiber und Kinder zu Grunde gehen würden. Zu Anfang der Empörung der Sudanesen gegen den Chedive und seine Statthalter sprach Gladstone von ihnen als einem Volke, das mit vollem Rechte für seine Befreiung von hartem Drucke kämpfe, aber bald nachher gab er Befehl zu einem Feldzuge britischer Truppen gegen sie, bei dem beide Seiten Ströme von Blut vergossen und der England keinerlei

Digitized by Google

Erfolg brachte. Jetzt sind die Derwische aber nicht mehr Freiheitskämpfer, sondern Eroberer, die Barbarei in schrecklichster Gestalt, die sich gegen die Zivilisation mit ihrer Milde, ihrer Ordnung und ihrem aufblühenden Wohlstande heranwälzt. Seit Gordons Ermordung hat man sie völlig sich selbst überlassen, und welchen Gebrauch haben sie davon gemacht? Sie haben Mahdis und Gegenmahdis gehabt, die Parteien derselben haben sich gegenseitig unbarmherzig abgeschlachtet, fast allenthalben ist das Schwert an die Stelle des Pfluges getreten, Handel und Wandel stocken, Entvölkerung und Verarmung breiten sich zusehends über das unselige Land aus. Das ginge nun freilich die übrige Welt wenig an; aber das Wichtigste ist, daß sie jetzt die Angreifer sind, und daß sie als Sieger dem Lande am untern Laufe des Nil dasselbe Schicksal bereiten würden wie ihrer Heimat. Sie sind hier Fremde und haben gar keinen Anspruch auf die Gebiete, nach deren Besitz sie streben. Sie sind nicht einmal Verbündete der Türken, der nominellen Oberherren Ägyptens; denn sie verwerfen den Sultan sowohl als weltliches wie als geistliches Oberhaupt. Sperrte ihnen Englands Macht nicht den Weg, so wäre das untere Nilland binnen kurzem mit seiner fleißigen und friedfertigen Bevölkerung in ihrer Gewalt, und was ihrem Blutdurste nicht erläge, sähe sich einer Mißregierung preisgegeben, mit der verglichen die Willkürherrschaft, die vor dem Einrücken der Briten das Land mißhandelte und aussaugte, paradiesisch erscheinen würde.

Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß dieser beabsichtigte Einbruch der Derwische des Sudan in eine Zeit fällt, wo man französischerseits verlangt, England möge den Tag bezeichnen, wo es Ägypten zu räumen gedenke; er ist die thatsächliche Antwort auf dieses Verlangen. Wenn England neue Regimenter nach Alexandrien und Kairo entsendet und nach Assuan wirft, so verteidigt es wirklich, wie bisher so oft angeblich, neben seinem Interesse das der Zivilisation. England konnte jährlich Hunderttausende von Pfunden ersparen, als es eine Konversion seines Anteils an der Schuld vornahm, aber unzweifelhaft war diese Operation nur ausführbar, wenn das Land des Chedive von englischen Truppen besetzt und geschützt war. Die Franzosen aber sagen, wenn dieses Land jetzt so stark sei und sein Kredit sich so erheblich gebessert habe, so brauche es keine englische Garnison mehr. Die Erwiederung hierauf liegt auf der Hand. Das Verdienst der Stärkung und der Besserung des Kredits gebührt England. Spricht Lord Salisbury heute im Oberhause davon, daß man sich bald von hier zurückziehen könne, so kann Ägypten morgen zu zwanzig Prozent nicht mehr borgen, während man ihm jetzt nur vier abverlangt. Es war einfacher Unsinn, wenn der französische Minister Spuller in einem Atem zu der finanziellen Operation Glück wünschte und die Fortdauer der militärischen Okkupation, die sie doch nur ermöglicht hatte, verurteilte. Es ist ein Mißgeschick für die französische Republik, daß sie in der ägyptischen

Digitized by Google

Frage niemals entschlossen und folgerichtig zu handeln imstande war. 1882 vereinigte sich die Pariser Regierung mit England zu einer Note, worin dem Chedive Unterstützung zugesagt wurde. Kaum aber schien Arabis Meuterei gelingen zu wollen, so trat jene von der damit übernommenen Verpflichtung zurück. Als England sie einlud, sich mit ihm zur Rettung Ägyptens und seines Fürsten durch einen Feldzug zur See und zu Lande zu verbünden, antwortete sie mit einer Weigerung. Ihre Flotte dampfte von Alexandrien weg, als die britische sich anschickte, die Forts zu beschießen, und die Kammer verwarf den allerdings abgeschmackten Antrag Freycinets, französische Regimenter zur Bewachung des Suezkanals abzusenden. Und doch, nachdem Frankreich abgelehnt hatte, sich an dem Wagnis, den Kosten und der Verantwortlichkeit bei dieser Angelegenheit zu beteiligen, forderte es später und beansprucht es heute wieder, wenigstens mittelbar, Anteil an der Verwaltung in Kairo. Das ist ein Widerspruch, eine grobe Anmaßung. Mit dem besten Fug und Recht erwiedern die englischen Blätter als Vertretung der Meinung des Volkes: „Wir befinden uns in Ägypten, weil wir klug und kühn genug waren, uns einer Aufgabe im Interesse Europas zu unterziehen, vor der andre Mächte zurückschraken. Ohne uns wäre der Chedive, seine Unterthanen und das in Ägypten angelegte europäische Kapital sowie die fränkische Bevölkerung im Lande niemals vor einem zweiten Arabi sicher gewesen, der leicht mehr Geschick und Glück haben konnte als der erste. Ohne uns hätten die Derwische das Nilland in eine Einöde verwandelt. Frankreich will solchen Gefahren gegenüber keinerlei Pflicht übernehmen, keinen Finger dagegen aufheben, wohl aber möchte es diplomatisch die Hände im Spiele haben und den Ägyptern französische Verwaltungsbeamte geben.“ Es ist nur natürlich, daß der Anspruch Frankreichs abgewiesen worden ist, und nicht bloß in England vernimmt man mit Wohlgefallen, daß die britische Regierung schon Maßregeln ergriffen hat, sich und ihrem ägyptischen Mündel selbst zu helfen und die Räuber und Mörder, die der unheilkochende Kessel des Sudan ausgespieen hat, zu vernichten. Den neuesten Berichten zufolge beträgt die jetzt dicht bei Abu Simbel stehende Streitmacht Wad En Ngumis nicht bloß 5000, sondern gegen 7000 Mann mit 800 Kamelen, und eine zweite Abteilung von Derwischen, 1500 Mann stark, ist ihnen von Dongola gefolgt und marschirt einige Tagereisen hinter ihnen. Anderseits werden den neuen Verstärkungen der Engländer, die nunmehr in Ägypten eingetroffen sind (von Malta das Dorsetshire- und von Cypern das Shropshire-Regiment), noch mehrere Bataillone auf dem Fuße folgen, und man hofft jetzt mit Zuversicht, daß die Streitkräfte fürs erste hinreichen werden, den Derwischen an der Südgrenze Ägyptens Halt zu gebieten, ja ihnen durch eine tüchtige Schlappe die Wiederkehr für dieses Jahr zu verleiden. Möge sich diese Erwartung erfüllen.

Digitized by Google

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

I. Die Grundlagen

Mit dem Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung ist die deutsche Arbeitergesetzgebung wenigstens zu einem einstweiligen Abschluß gelangt. Die Gedanken, die in der kaiserlichen Botschaft vom 17. November 1881 ausgesprochen waren, haben ihre gesetzliche Anerkennung gefunden, das Werk ist im wesentlichen vollendet. In den Beratungen des deutschen Reichstages über das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz ist zwar mehrfach ausgesprochen worden, daß sich in nicht allzu ferner Zeit wohl die Notwendigkeit herausstellen würde, nicht nur in diesem, eben der Beratung unterliegenden Gesetze, sondern auch in den früher angenommenen Unfall- und Krankenversicherungsgesetzen Änderungen vorzunehmen, namentlich zur Vereinfachung der Behörden und der Einrichtungen, die man geschaffen hat, um die Durchführung jener Gesetze zu ermöglichen. Diese beabsichtigten Veränderungen sind nun zwar durchaus nicht unwichtig — wir werden ihre Bedeutung später noch darlegen —, aber es hat doch mit ihnen eine ganz andre Bewandtnis, als wenn es noch gälte, eine jener Versicherungen für Krankheit, Unfall oder Alter erst neu zu schaffen. Bei jeder dieser Neuschöpfungen bestand die Hauptschwierigkeit darin, im Volke und einem Teile seiner Vertreter den Widerstand zu überwinden, dem jeder neue und großartige Gedanke begegnet; denn, ohne daß aus dieser Thatsache jenen Widersachern der geringste Vorwurf gemacht werden soll, es kann doch niemand leugnen, daß auch die größte Wahrheit kämpfen muß, ehe sie anerkannt wird. Das, was jetzt noch zu thun übrig bleibt, ist von ganz andrer Art: diese zweckmäßigeren Einrichtungen zur Erreichung eines schon anerkannten Endziels müssen fast von selbst eintreten; die Erfahrung wird lehren, was hier zu thun sei, und wesentliche Meinungsverschiedenheiten werden nur die geltend machen, die sich nicht auf den Boden der Thatsachen stellen können. Man findet überall im öffentlichen Leben, daß, sobald eine große Anzahl durchaus neuer Gedanken, wie bei der deutschen Arbeiterversicherung, verwirklicht werden soll, eine unverhältnismäßig große Zahl von verwickelten Einrichtungen zu ihrer

Digitized by Google

Stütze geschaffen werden. Das Neue muß sich erst einleben, mit dem Bestehenden in Verbindung setzen, ebenso wie die von einem Manne ausgegangenen Wahrheiten der Arbeiterversicherung sich erst Anhänger, immer mehr und mehr, erobern mußten. Es bedarf noch der Zeit, aber nicht mehr einer großen schöpferischen That der Gesetzgebung. Das Haus ist unter Dach gebracht, es braucht nur noch wohnlich eingerichtet zu werden.

Wir haben mit dieser Auffassung von dem, was geleistet worden ist, vielleicht nicht durchaus willige Hörer. Das eigentümliche Zusammentreffen, daß gerade bei dem Abschluß der Arbeiterversicherung der größte Arbeiterausstand im westfälischen Kohlenbecken ausbrach, den Deutschland bis jetzt erlebt hat, hat Viele zu der vorschnellen Ansicht verleitet, daß die Gesetze über Arbeiterversicherung erst den Anfang einer umfassenden Umgestaltung der Arbeiterverhältnisse bildeten, und daß die Hauptsache eigentlich noch der schaffenden Hand harre. Wir dagegen meinen, daß jenes Zusammentreffen ein Zeichen dafür sei, daß die deutsche Arbeiterversicherung nicht früh genug eingerichtet worden ist; es ist die Folge eines Zustandes, den die Arbeiterversicherung zum Bessern geändert haben würde, wenn sie schon eher bestanden hätte, und den sie nunmehr zum Bessern ändern wird, wo sie thatsächlich besteht. Wir möchten denen gegenüber, die den so verständlichen Wunsch haben, da wo etwas Großes geschehen ist, auch etwas womöglich noch Größeres zu leisten, ein Gleichnis anwenden: Wenn ein Anfänger im Verständnis der Kunst sich vor ein Meisterwerk eines erhabenen Künstlers versetzt findet, von dem er bisher nur gehört hat, so pflegt er aufs höchste enttäuscht zu sein. Denn seine Einbildungskraft hatte sich äußerlichere, augenfälligere Schönheiten des Kunstwerks vorgestellt, als dieses sie haben konnte, wenn es als ein schöpfungsgleiches, in sich selbst lebendiges Kunstwerk gelten soll. Aber wenn dieser Kunstliebhaber die Fähigkeit dazu hat, so wird er bei innigerm Versenken in die Eindrücke des Kunstwerks bald merken, daß es in Wirklichkeit unermeßlich viel schöner ist, als er es sich vorher vorgestellt hatte; daß er die Schönheiten gar nicht geahnt hatte und daß, wenn es so gewesen wäre, wie er erwartete, er außer der augenblicklichen Genugthuung über die Richtigkeit seiner Vermutung keinen dauernden Genuß gehabt haben würde. So ist es unsers Erachtens auch bei der Arbeiterversicherung, und die nachfolgenden Erörterungen sollen namentlich auch dazu dienen, diese Ansicht zu belegen. Was durch solche Erörterungen jetzt geschehen kann, das ist, die Vorschriften jener Versicherungsgesetze fruchtbar zu machen; was das staatliche Recht in ihnen vorgeschrieben hat, das soll nun ein Gemeingut der Sitte und in dem freiwilligen, treuen Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern lebendig werden. Es ist also zunächst erforderlich, die Bedeutung jener Versicherungsgesetze, die für den, der die Gesamtheit der Gesetze nicht übersieht, schwierig ist, darzulegen, demnächst auf die Folgen hinzuweisen, die für das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeit-

Digitized by Google

geber daraus hervorgehen werden oder doch hervorgehen sollten. Dies ist die Arbeit, die jetzt am wichtigsten ist, und man braucht nicht an der Lenkung der Ereignisse selber teilgenommen zu haben, um sie leisten zu können. Dabei ist es selbstverständlich, daß sich Änderungen bestehender Vorschriften oder auch neue Vorschriften als notwendig im Laufe der Besprechung herausstellen werden. Ist doch schon während der Beratungen des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes am Tische des Bundesrats die Bemerkung gefallen, daß eine Vorlage wegen Abänderung der Vorschriften über Armenpflege zu erwarten sei. Gleicherweise werden sich Abänderungen oder Zusätze in der Gewerbeordnung, im Strafgesetzbuch, vielleicht auch in der Strafprozeßordnung und in einigen kleinern Gesetzen als wünschenswert erweisen. Aber dies alles ist doch nebensächlich; es sind das nur voraussichtlich eintretende Folgen der Verschmelzung der Arbeiterversicherung mit der überkommenen staatlichen Ordnung. So oder so wird hier ein Ausgleich stattfinden, und man kann es abwarten, bis er stattfindet.

Es kann nicht unsre Absicht sein, hier die gesamten Vorschriften der Arbeitergesetzgebung darzulegen; es soll hier nur der Zusammenhang dargelegt werden, worin die deutsche Arbeiterversicherung mit der deutschen Volkssitte steht, die gemeinverständlichen großen Gedanken des erhabenen Werkes.

In der kaiserlichen Botschaft an den Reichstag vom 19. Juni 1881 ist ausgesprochen, daß der Anlaß zu dem Werke der Arbeiterversicherung der im preußischen und deutschen Staate von Alters her überlieferte Gedanke sei, den Schwachen zu helfen, nachdem es durch die krankhaften Erscheinungen der Umsturzbewegungen erwiesen sei, daß sie der Hilfe bedürften. Aber dies allein würde weder genügt haben, überhaupt vorzugehen, noch gerade so vorzugehen, wie es geschehen ist. Die Veranlassung ist nicht gleichbedeutend mit dem Wesen dessen, was veranlaßt worden ist. Man hätte nicht vorgehen können, wenn nicht die Volkssitte das bereits vorbereitet hätte, was geschah; und man hätte nicht gerade für Arbeiter heilsame Einrichtungen schaffen können, wenn nicht gerade in dem Wesen des Arbeitsverhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter eine Grundlage dafür vorhanden gewesen wäre. Hätte es ganz allgemein gegolten, dem wirtschaftlich Schwachen zu helfen, so hätte man sich nicht auf die Arbeiter, die allerdings meist hierzu gehören, beschränken dürfen. Es giebt Leute genug, die in den bedrängtesten wirtschaftlichen Umständen leben, sich auch nicht daraus erheben können, die man aber doch nicht als Arbeiter bezeichnen kann und die die Reichsgesetzgebung über Arbeiterversicherung auch keineswegs treffen will. Die Arbeitergesetzgebung befaßt sich nur mit einem Teil derer, die mit andern Personen, dem Arbeitsherrn und etwa noch andern Mitarbeitern, derart in Verbindung stehen, daß die Erzeugnisse der Arbeitsgemeinschaft die Spuren der Arbeit eines jeden Mitgliedes derselben an sich tragen. Hierzu gehören nicht alle diejenigen

Digitized by Google

Personen, die sich in durchaus freier und selbständiger, aber vielleicht erfolgloser Thätigkeit bemühen, irgend ein Lebensziel und vielleicht nur die notdürftige Erhaltung ihres Lebens zu erreichen. Also es giebt noch sehr viele wirtschaftlich Schwache neben denen, die der Arbeiterversicherung teilhaftig werden. Aber es wäre unmöglich gewesen, für sie in ähnlicher Weise zu sorgen wie für die Arbeiter, Arbeiter in dem erwähnten engern Sinne. Man hätte nicht, in ähnlicher Weise wie dem Arbeitgeber gegenüber seinen Arbeitern, jemand die Pflicht auferlegen können, auch für jene andern wirtschaftlich Schwachen zu sorgen. Denn es ist zwar ein sittliches Gebot, dem Nächsten zu helfen, und wir haben in der Gesetzgebung viele Anwendungen davon, aber beides deckt sich nicht; nicht überall, wo jenes sittliche Gebot besteht, kann der Staat, der Vollstrecker, der öffentlichen Pflicht befehlen, daß es befolgt werde. Das Gebot der Nächstenliebe gebietet ganz gewiß allgemein, daß der Wohlhabende dem minder Wohlhabenden helfe, aber doch nur unter dem Vorbehalte, daß er von seinem Wohlstande nicht einen andern, für ihn selbst, das Volk und die Menschheit vielleicht bessern Gebrauch machen kann und will, also gerade die Mitteilung von seinem Wohlstande gerade an diesen minder Wohlhabenden das beste Werk ist, das er thun kann. Hierüber aber steht das Urteil nur ihm selbst, nur seinem eignen freien Willen zu: das Gebot der Nächstenliebe, ganz allgemein gefaßt, kann niemals ein Gegenstand staatlicher Gesetze sein, niemals vom Standpunkte der Gesamtheit, des öffentlichen Wohles, aus gefordert werden; ein solches Gesetz würde nicht nur ganz unausführbar sein, sondern auch dem Gebote der Nächstenliebe seine wichtigste Seite nehmen, nämlich die, daß es ohne äußern Zwang befolgt werde, wenn es überhaupt befolgt wird; darüber sitzt nur die größere oder geringere Achtung der Mitmenschen des Handelnden und vornehmlich sein eignes Gewissen zu Gericht.

Wir müssen die Grundlagen der Arbeiterversicherung also darin suchen, daß es sich gerade um Arbeitsverhältnisse handelt, und wir müssen schon von vornherein annehmen, daß diese Grundlagen in der Sitte des Volkes vorbereitet waren. Wie bestätigt sich das?

Schon vor der Arbeitergesetzgebung hatten in Deutschland einige Arbeitgeber für ihre Betriebe die Einrichtungen getroffen, die jetzt die deutsche Arbeitergesetzgebung als eine öffentliche Pflicht von allen Arbeitgebern fordert. Diese Einrichtungen zielten größtenteils darauf ab, das Wohl der Arbeiter zu heben, und die Arbeitgeber schufen sie selbstverständlich nicht um irgend einer Laune willen, sondern in den meisten Fällen, weil sie die sittliche Pflicht fühlten, für ihre Arbeiter zu sorgen. Es wurde nun hierbei vielfach die Beobachtung gemacht, daß durch solches Vorgehen auch die Güte der Arbeit zunimmt, mithin der Gesamtertrag des Werkes ebenfalls, wenn nicht steigt, so doch gesicherter wird, wenn in dieser Weise eine verständige und maßvolle Fürsorge für den Arbeiter waltet. Dieser Umstand allein hat denn wohl auch manche weitere Arbeitgeber

Digitized by Google

veranlaßt, ähnliche Wege wie in jenen ersterwähnten Betrieben einzuschlagen. Und endlich werden manche Arbeitgeber durch das Drängen der Arbeiter selbst, durch Arbeiterausstände, einigermaßen wider ihren Willen, dazu bewogen worden sein, sich dem allgemeinen Zuge anzuschließen. So kam es, daß bereits vor der deutschen Arbeitergesetzgebung Einrichtungen an einzelnen Stellen ins Leben gerufen waren und sich langsam ausbreiteten, wie sie in ähnlicher Weise das Gesetz überall verlangt. Diese Thatsache hat eine Ansicht aufkommen lassen, die man zuweilen in deutschen Äußerungen über die Arbeitergesetzgebung finden kann, namentlich aber in englischen Beurteilungen über dieses deutsche Werk, soweit überhaupt in England ausländischen Dingen, die das Land nicht unmittelbar berühren, Aufmerksamkeit geschenkt wird. Nach dieser Ansicht wäre eigentlich die ganze Arbeitergesetzgebung überflüssig gewesen; wenn man nur der Entwicklung ihren freien Lauf gelassen hätte, so hätte zuletzt schon der wohlerwogene eigne Vorteil der Arbeitgeber alles zuwege gebracht, was man auf diesem Gebiete nur wünschen kann, weil, wie bemerkt, alle Verbesserungen des Wohles der Arbeiter sich zuletzt auch in höhern Jahreserträgen bemerkbar machen. So sehr aber diese Ansicht mit jenen Thatsachen in Einklang zu stehen scheint, so irrig ist sie trotzdem. Wir wollen selbst einmal annehmen, daß jene kluge Erkenntnis von dem Zusammenhange des eignen Vorteils mit dem Wohle der Arbeiter allen Arbeitgebern und den Arbeitern selbst allmählich geläufig geworden wäre, so würde dies doch noch nicht entfernt genügt haben, um wirklich diese trefflichen Dinge zu schaffen. Denn augenscheinlich tritt noch nicht die den jeweiligen Zeitverhältnissen und volkswirtschaftlichen Umständen am besten entsprechende Unfall-, Kranken-, Alters- und Invaliditätsversicherung dadurch ohne weitres ins Leben, daß eine allgemeine, aber oft sehr wenig thatkräftige Übereinstimmung darüber besteht, es müsse so etwas geschaffen werden. Vielmehr gehört hierzu eine ganz besondre Einsicht in volkswirtschaftliche Verhältnisse, wie sie nur außerordentlicherweise einmal vorhanden ist. Welches Maß von Einsicht aber dazu gehört, das kann man daran ermessen, welche Arbeit und Mühe, welche Überwindung ganz unausführbarer Bestrebungen es gekostet hat, die Arbeitergesetzgebung endlich durch die Zustimmung der Volksvertretung zustande zu bringen. Ganz dieselbe, den Durchschnitt überragende Einsicht wäre allen Arbeitgebern unentbehrlich gewesen, wenn sie die Errungenschaften der jetzigen Arbeitergesetzgebung selbständig und freiwillig hätten herbeiführen sollen. Diese den Durchschnitt überragende Fähigkeit kann aber immer nur einzelnen innewohnen; das geht ja schon aus dem Begriffe hervor. Zu diesen gehörten jene oben erwähnten Arbeitgeber, die schon vor der Arbeitergesetzgebung in der gleichen Richtung wie diese auf eigne Hand tüchtiges geleistet hatten. Es ist endlich auch keineswegs denkbar, wie jene hier widerlegte Ansicht zuletzt noch folgern könnte, daß allmählich auch diese höhere Einsicht von allen Arbeitgebern ohne Ausnahme wäre erworben worden.

Digitized by Google

Denn es ist eine allgemein bekannte Wahrheit, und die Geschichte der Volkswirtschaft lehrt es unwiderleglich, daß alle volkswirtschaftlichen Verhältnisse, insbesondre also auch die Arbeiterverhältnisse, fortwährend verwickelter, höher, edler werden, und daß also, um sie mit Überlegenheit zum Guten zu leiten, auch eine fortwährend gesteigerte Einsicht notwendig ist, die immer nur einzelnen, über dem Durchschnitt stehenden zukommen, während dem Durchschnitt immer nur das geläufig ist, was vor kürzerer oder längerer Zeit richtig war. Hätte man also die Entwicklung sich selbst überlassen, so hätte man immer etwas gehabt, was ehemals gut und zweckmäßig gewesen war, besäße aber nicht unmittelbar der Zeit entsprechende Einrichtungen. Schon diese rein aus Zweckmäßigkeitsgründen folgende Erwägung lehrt, daß hier eine Aufgabe des öffentlichen Wohles, des Staates vorliegt; denn alle staatlichen Aufgaben haben samt und sonders das Merkmal, daß sie nur den mit überragender Einsicht ausgerüsteten in dem Umfange vertraut und verständlich sind, daß sie daraus wie aus einem lebendigen Wesen die den Zeitverhältnissen entsprechenden Einrichtungen hervorzurufen imstande sind.

Dem widerspricht nun scheinbar der thatsächliche Zustand der englischen Arbeiterverhältnisse, der doch immerhin ein leidlicher ist, obwohl dort nichts derartiges wie in Deutschland besteht. Man wird aber erwägen müssen, daß in England Nebenumstände vorliegen, die die großartigen Gedanken der deutschen Arbeitergesetzgebung dort nicht zur Geltung kommen lassen, das Bedürfnis, das verborgen auch dort vorliegt, verdecken und seine Befriedigung hinausschieben. Die englische Volkswirtschaft hat außerordentlich günstige Erzeugungs- und Absatzverhältnisse. Der Lohn war dort bisher, wie es scheint, im Verhältnis zu den notwendigen Lebensmitteln höher als in Deutschland, eben weil die außerordentlich großen Gewinne auch zum Teil bis zum Arbeiter herabflossen. Hierzu kommt noch, daß dem Engländer die Auswanderung in die der englischen Sitte unterworfenen weiten Gebiete andrer Weltteile mit viel günstigern Aussichten freisteht als andern Völkern. Diese außergewöhnliche, der Lage Englands und seiner politischen Vergangenheit zu dankende Gunst des Glückes bewirkt es, daß dort die gewaltige Not, die Schöpferin alles Edeln, nicht so ungestüm drängt wie bei uns. Wir sagten eben, daß das ein Glück sei für England; eigentlich aber möchten wir das doch zurücknehmen, denn die Zeit wird es lehren, daß die aus dem innern Wesen des Arbeitsverhältnisses entsprossene deutsche Auffassung und die in aufopferungsvoller Arbeit geschaffenen Einrichtungen schließlich den Sieg davontragen werden über die Gunst des Zufalls. Hieran wird sich zeigen, daß die Arbeit des Menschen in immer steigendem Maße unabhängig wird von der zufälligen Lagerung des Stoffes in Land und Meer, Bodengestaltung und Witterung.

Die deutsche Arbeitergesetzgebung ist also eine Forderung des öffentlichen Wohles, sie ist eine wahre und echte Aufgabe staatlicher Thätigkeit. Sie ist

Digitized by Google

nicht etwa deswegen notwendig, weil ein großer Teil der deutschen Arbeitgeber unwillig und dem Wohle ihrer Arbeiter entgegen wäre, man sie also zwingen müßte, ebenso wenig aber, weil etwa ein großer Teil der deutschen Arbeiter widerspenstig und ihren Arbeitgebern feindselig gesinnt wäre. Solche Behauptungen hört man freilich nicht selten, aber es sind teils Übertreibungen, teils berühren sie thatsächlich bestehende, aber krankhafte Zustände, krankhaft deswegen, weil die Arbeitergesetzgebung schon zu lange hatte auf sich warten lassen. Sonst aber ist es ganz selbstverständlich, daß weder die Arbeitgeber großenteils böse Leute sind, noch daß die Arbeiter großenteils gehässig gegen ihre Arbeitsherren sind; sondern beides kommt zwar, wie überall auch sonst in der Welt, als Ausnahme vor, und dafür giebt es gewisse Strafbestimmungen schon früher und auch jetzt wieder in den Versicherungsgesetzen; aber im Durchschnitt, das ist fast trivial zu sagen, wollen sowohl Arbeitgeber als Arbeiter unter Wahrung des eignen Besten auch der Gegenseite durchaus wohl. Mithin sind auch in den neuen Versicherungsgesetzen nicht die Strafbestimmungen, die mit Gefängnis drohen, die Hauptsache, sondern die Hauptsache sind die Einrichtungen, durch die in der Krankenversicherung die Arbeiter, in der Unfallversicherung die Arbeitgeber und in der Alters- und Invaliditätsversicherung gleichsam das ganze arbeitende Volk vereinigt wird, um die vom öffentlichen Wohle geforderte Pflichterfüllung zwischen Arbeitsherren und Arbeitern möglich zu machen. Es wäre aber gering von den Aufgaben des öffentlichen Wohles, von den staatlichen Aufgaben gedacht, wenn man darunter das verstünde, was dem Einzelnen durchzuführen unmöglich ist. Das ist allerdings ein Merkmal staatlicher Aufgaben, wie schon oben erwähnt wurde, aber es ist nicht der Kern der Sache. Sondern Forderungen des öffentlichen Wohles, öffentliche oder staatliche Pflichten sind solche, bei denen einer größern Gesamtheit, dem Staate, daran gelegen ist und gelegen sein muß, daß sie der Einzelne erfüllt. Es ist gleichzeitig richtig, daß in allen solchen Fällen die etwa freiwillige Pflichterfüllung eines Einzelnen niemals den Erfolg haben kann, wie wenn sie allen zugleich obliegt; beispielsweise hat die Wehrpflicht ihre hohe Bedeutung nur deswegen, weil alle sie erfüllen müssen; bestünde sie nicht, so könnte eine freiwillige Anerbietung des Einzelnen zur Landesverteidigung dennoch niemals den gleichen Erfolg haben. Dennoch ist dies nicht der Grund, warum man öffentliche Pflichten einführt, sondern der Grund ist die Volksüberzeugung, die dahin gereift ist, daß sie solche Dinge als Pflichten gegenüber der Gesamtheit für gut und recht hält. Ohne solche Volksüberzeugung wäre ehemals die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nicht möglich gewesen. Ohne sie hätte man jetzt die Arbeiterversicherung nicht zu stande bringen können. Daß sie gerade im letztern Falle vorhanden war, das zeigte das freiwillige Vorgehen einzelner besonders einsichtsvoller Arbeitgeber und vor allem die Thatsache, daß die Anordnungen der Arbeiterversicherungsgesetze jetzt wirklich zur Durchführung kommen. Das

Digitized by Google

wäre nicht möglich, wie jeder, der in diesen Dingen schafft, täglich erfahren kann, wenn nicht im allgemeinen ein freudiges und bereitwilliges Entgegenkommen stattfände, das seinerseits wiederum in der diese Pflichten fordernden Volksüberzeugung und in dem durchschnittlich vorhandenen guten Willen der Arbeitgeber sowohl als der Arbeiter seinen Ursprung hat.

Die Einrichtungen der Arbeiterversicherungsgesetze sind der äußere Ausdruck von Pflichtenverhältnissen zwischen dem Arbeitsherrn und seinen Arbeitern, Pflichtenverhältnissen, die daraus entstehen, daß sie beide zusammen arbeiten. Es haben also nicht etwa alle Arbeitgeber zusammengenommen gegenüber allen Arbeitern wiederum zusammengenommen Verpflichtungen, wie dies eine äußerliche Betrachtung jener Gesetze glauben machen könnte, sondern in dem einzelnen bestimmten Betriebe findet eine solche Arbeitsgemeinschaft statt, deren sittliche Grundlagen durch die deutsche Arbeitergesetzgebung zum erstenmale in der Geschichte der Volkswirtschaft aufgedeckt worden sind. Diese sittlichen Pflichten sind nicht nur solche, welche dem Arbeitsherrn gegenüber seinen Untergebenen obliegen, sondern, man kann das nicht oft genug wiederholen, ganz ebenso auch solche, welche der Arbeiter gegen seinen Herrn und auch gegen seine Mitarbeiter hat. Es wird sich zeigen, daß diese Seite des Verhältnisses, ohne die das ganze Werk unhaltbar sein würde, in den Bestimmungen der Gesetze nicht so deutlich hervortritt, wie die andre; sie ist aber ebenfalls ganz unverkennbar darin vorhanden. Das, was die Gesetzgebung anordnet, ist nur möglich, weil es auf einem gegenseitigen Pflichtenverhältnis beruht, weil, um es kurz auszudrücken, der Arbeitsherr eine Schutzpflicht gegen seine Arbeiter und die Arbeiter eine Treuepflicht gegen ihren Herren haben. Wir wollen ein Beispiel heranziehen, auf das wir noch zurückkommen werden, nämlich die Familie. Solange die Kinder noch klein sind, mindestens also bis zu ihrem siebenten Jahre, kann von Pflichten derselben gegen ihre Eltern nicht die Rede sein; in diesem Lebensalter haben lediglich die Eltern Pflichten gegen ihre Kinder, aber die letztern sind deshalb auch der Gewalt ihrer Eltern in unbeschränktestem Maße unterworfen und haben nicht das Recht des eignen Willens. Ganz ähnlich war es in der antiken Volkswirtschaft, wo der ungeheure Unterschied zwischen der Bildung der Wohlhabendern und der minder Wohlhabenden dazu führte, daß die letztern die Sklaven der erstern waren; damals gab es Arbeitsgemeinschaften nur so, daß einer darin der völlig ausschließliche Herr, die andern seine willenlosen Werkzeuge, Sklaven waren. Heute, durch das Christentum und die in Deutschland darauf beruhende allgemeine Schulpflicht, ist das anders geworden. Der Arbeitsherr ist durch die auch dem Geringsten zu teil gewordene Bildung in der Volksschule nicht mehr so unendlich verschieden von dem Untergebenen; er befiehlt nicht mehr so unumschränkt, sondern es ist mehr eine auf Überlegenheit beruhende Leitung. Dementsprechend sind auch seine Pflichten gegen die Untergebenen edlere, höhere; der Arbeiter ist nicht mehr

Digitized by Google

völlig einem unmündigen Kinde gleich. Darum liegen ihm aber auch Pflichten ob; ebenso wie in der Familie dem zum Jünglingsalter erwachsenen Kinde. Pflichtenverhältnisse können nur zwischen solchen bestehen, welche von einander nicht allzu verschieden sind; dann aber müssen sie auch als gegenseitige Pflichten ins Leben treten, sobald eine Berührung zwischen den Personen auf sittlicher Grundlage, also hier in der Arbeitsgemeinschaft, stattfindet. Nicht darin beruht die Bedeutung der Beiträge der Arbeitsherren zur Krankenversicherung und Unfallversicherung, daß etwas neben dem Lohne gezahlt wird; denn mit diesem müssen ja jene Beiträge aus dem Gesamtertrage des Werkes gedeckt werden und müssen auch dem Arbeitsherrn für seine höhere Arbeitsleistung einen Teil davon vorweg übrig lassen; sondern das ist das Wichtige dabei, daß sie der Arbeitsherr kraft seiner Schutzpflicht zahlt, auch wenn der Arbeiter das Geld lieber anderweit verwenden würde.

Späte Sühne?

Ein paar Fragen an die Gelehrten von Maria-Laach aus Anlaß der Wettinfeier

Die Übertragung des Markgrafentums Meißen an Heinrich, einen Ahnen des erlauchten Hauses Wettin, durch die das Band zwischen Land und Herrscher auf nun volle achthundert Jahre geflochten worden ist, war Anlaß und Inhalt des Festes, das im vorigen Monat Fürst und Volk von Sachsen jubelnd begingen. Daß in den Jubel sich kein Mißton mischte, daß er einhellig war, mehrte die Freude. Vornehmlich für den Kenner deutscher Geschichte, den unter den Vorbereitungen auf das Fest die Sorge beschlichen hatte, daß ein alter Gegensatz, der eben den ersten der Wettiner Markgrafen umfing und noch nach vielen Menschenaltern seinem nur schwach umrissenen Bilde Züge arger Trübung zuführte, der Gegensatz der römischen Kirche, sich wenn auch nicht in einem Widerspruche, doch in versagter Teilnahme ihrer Vertreter zu neuem Ausdrucke bringen würde. Nun haben auch sie seinem Gedächtnis die Ehre gegeben, nun hat gerade die katholische Geistlichkeit, im Vorantritt vor der evangelischen, dem königlichen Nachfolger des Markgrafen den Erstling des Glückwunsches unter Führung ihres Bischofs gebracht und der oberste der Bischöfe, Papst Leo XIII., mit einer fürstlichen Gabe die Feier würdig geschlossen.

Digitized by Google

Man hat Grund, ihnen dafür zu danken: sie haben über vieles hinweggesehen, sich ein schweres Opfer der Erinnerung abgewonnen.

Das erhellt, wenn man den König nennt, der dem ersten Wettiner die Mark überwies, und die Stelle sich vergegenwärtigt, in der er sich befand, als er sie überwies. Der König hieß Heinrich IV.; Heinrich IV. aber war 1089 der römischen Kirche nicht König: er war vom Oberhaupte dieser Kirche entsetzt des Reiches, ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Christen.

Schon 1076 hatte Gregor VII. ihn „vom Steuer des Reiches gewiesen, in die Fesseln des Anathems geschmiedet," und als er im Jahre darnach ihm diese löste, doch jenes nicht zurückgegeben. Dies bezeugte der Papst 1080, als er in einem Gebet zu den Aposteln Petrus und Paulus von neuem den Bann über „Heinrich, den sie König nennen," verhängte, und da schlang er, wie um ihn, nun auch um seine Anhänger (fautores) die Bande des Fluches, entzog ihm selbst abermals die wiederergriffene Regierung, alle Gewalt und königliche Würde. In diesem Banne ist Heinrich geblieben bis an sein Ende und mit seinem irdischen Teil darüber hinaus. Keiner der Nachfolger Gregors hat den Lebenden losgesprochen; vielmehr hat der größte unter ihnen, Urban II., der, kaum geweiht, seinen Getreuen versicherte, daß er, „wandelnd auf dem Wege Gregors, alles verwerfe, was dieser verworfen, alles verdamme, was dieser verdammt habe," die Verkündigung des Bannes wiederholt, über Heinrich selbst und über die, „welche mit Waffen und mit Geld, mit Rat und mit Gehorsamsgelübde bei Annahme von Ämtern, zumal kirchlichen, ihm Vorschub leisten würden."

Urbans Verkündigung erfolgte am 18. April 1089. Aber eben 1089 belehnte Heinrich IV. den Wettiner mit Meißen; wir wissen nicht, an welchem Tage, kennen nicht einmal den Monat, und könnten es peinlich empfinden, daß in unsrer Zeit zur festlichen Begehung des Ereignisses nicht ein Tag vor dem des erneuerten Fluches, sondern die neunte Woche darnach ersehen wurde, wodurch es denn auch noch unter seinen Schatten kam, unter ein Urteil, das, wie so viele Ordnungen dieses rechtskundigsten aller Päpste des elften Jahrhunderts, weit über jenes Geschlecht hinaus durch Vermittlung Gratians bindende Kraft für die Gläubigen der römischen Kirche gewann und eine Stelle im kanonischen Rechtsbuche erhielt.

Sachlich trägt freilich der späte Ansatz des Festes nicht viel aus. Schon durch die Verfügungen Gregors wurde nach dem Rechte der römischen Kirche die Belehnung, wenn man auf den Lehnsreicher sieht, eine nichtige Handlung, zog sie, wenn man auf den Lehnsempfänger sieht, diesen in den Bann, der auf jenem lastete. Durch altgeheiligte Satzung stand fest, daß, „wer an Ausgeschlossene sich anschließt, der Ausschließung verfällt"; in die Reihe der Anhänger König Heinrichs, seiner fautores im Sinne Gregors, war der Wettiner längst getreten, als er die väterliche Mark Lausitz aus Heinrichs Hand genommen, als er im Fürstengericht über den treubrüchigen Markgrafen Egbert

Digitized by Google

(„einen in der Sache des heiligen Petrus sehr thätigen Mann“ nach Bernold von S. Blasien) auf Einziehung des Reichslehens erkannt hatte. Neuen Stachel empfand Urban vielleicht nur, als er den Wettiner nun bei Aufteilung der Lehen Egberts in der Genossenschaft gerade des Bischofs von Utrecht erblickte, jenes Konrad, den der Papst in der großen Fürstensprache zu Gerstungen unter den Anwälten der königlichen Sache sich selber gegenübergesehen hatte, desselben, den man sich als einen Teilnehmer an der Wahl des Gegenpapstes in der Synode von Brixen und als Beistand des Königs bei seiner Kaiserkrönung durch den Gegenpapst in Rom wohl gemerkt haben mochte. Wirklich hat, wie dieser Konrad, „nicht Bischof, sondern Schismatiker von Utrecht,“ die friesischen Lehen, so der Wettiner das meißnische Lehen Egberts erhalten.

Den Zeitpunkt der Ausstattung Bischof Konrads kennen wir: sie wurde verurkundet am 1. Februar 1089, und so ist immerhin die Annahme gestattet, daß auch Markgraf Heinrich seinen Halbteil nicht erst nach jener Neuverkündigung Urbans ergriff, nicht in frevelvoller Mißachtung ihr trotzend, als diese Verkündigung frisch über den Bodensee bei uns angelangt war und durch die Sendlinge Hirschaus Verbreitung fand: er und der Bischof zusammen könnten umgekehrt zu ihr den Anlaß gegeben haben. Aber als einen Frevler hat die römische Kirche den Wettiner doch gezeichnet.

Wir übergehen die Lebensbeschreibung, die von Heinrichs Zeitgenossen, dem Bischof Benno von Meißen, Hieronymus Emser gegeben hat: sie mag als Privatarbeit gelten. Aber auf ihrem Grunde hat Hadrian VI. 1523 in der Bulle Excelsus Dominus, die den Bischof unter die Heiligen erhob, ein grauenerregendes Bild des Markgrafen entworfen. Da wird an höchster Stelle der Kirche erzählt, wie Benno ihn samt dem Kaiser als „gerichtete Feinde der Religion“ gebannt und bei Antritt einer Reise nach Rom in Besorgnis, daß mittlerweile der Ausgeschlossene dennoch des Betretens der Kirchenschwelle sich unterfinge, die Schlüssel zum Dom in die Elbe versenkt habe, wie der Markgraf dann den Bischof zur Flucht von seinem Sitz in eine abgelegene Landschaft genötigt habe, wie er auf dem Gipfel des Verbrechens (per summum scelus) in das Widum der Kirche habgierig eingebrochen sei, dem heiligen Manne, der ihn zur Zurückstellung bei Strafe des Himmels mahnte, einen Backenstreich zur Antwort gegeben, die Drohung, daß Gott an demselben Tage des nächsten Jahres dafür Rache nehmen werde, frech belacht und, als nach dem Tode des Bischofs der Tag gekommen, der düstern Voraussage mit Behagen gedacht habe, da vielmehr der Bischof gestorben, er selbst aber in Sicherheit sei, um dann mitten im Hohn und Spott unter vielen Schmerzen und Stöhnen sterbend zusammenzubrechen. Dürfen wir zu diesem Bilde noch einen Zug fügen, der sich daraus von selbst ergiebt, so hätte er, in seinen Sünden dahingefahren, auch nicht Zeit gefunden, durch einen Pilgergang nach

Digitized by Google

St. Jago und durch eine Klostergründung gleich seinem Parteigenossen Wiprecht von Groitzsch, dem Stifter Pegaus, sich vom Banne zu lösen: der Gedanke an jenen Sarg, der Jahre lang in ungeweihter Domkapelle am Rhein die Gebeine seines kaiserlichen Gönners barg, müßte die Vorstellung wecken, daß der erste Wettiner von Meißen dasselbe Geschick gehabt habe, aus der Klosterkrypta von Gerbstedt, wo seine Altvordern sich gesammelt hatten, ausgeschlossen worden zu sein.

Die Bulle Hadrians VI. erhob zum Feste des „heiligen Bekenners," Bischof Bennos von Meißen, das von allen Christen zu feiern sei, den 16. Juni. Aber gerade am 16. Juni, am St.-Bennotage, scharten sich heuer auch die Römischgläubigen im Lande Sachsen zu andachtsvoller Begehung des Ereignisses, durch das sein Widersacher, jener „schamlos vermessene Markgraf" (marchio ille protervus atque superbus, wie er in der Bulle genannt wird), Macht über Meißen und über ihn erhielt. Auch Papst Leo XIII., der unzweifelhaft die Entscheidungen seiner Vorgänger Gregor und Urban, die Ansicht Hadrians kannte, wandte dem Ereignis segnend sein Antlitz zu, während er es in unbestreitbarer Folgerichtigkeit der Brunofeier abkehrte, die eine Verurteilung dessen war, was unter Clemens VIII. geschehen war.

Das erklärt sich doch nur, wenn man annimmt, daß das Urteil der unbefangenen Wissenschaft Anerkennung auch bei den Römischgläubigen gefunden hat.

Denn das unbefangene Urteil verwirft in erster Linie jene Behauptung Gregors, daß er bei seiner Lossprechung König Heinrichs vom Banne ihm die Regierung des Reiches vorenthalten habe. In dem Briefe, durch den er seinen Getreuen von der Lossprechung Kunde giebt, Kunde giebt von allem, was er da gethan und gelassen habe, findet sich keine Andeutung, daß er zu Ungunsten Heinrichs von der Befugnis, das Reich zu geben oder zu versagen, Gebrauch mache, nicht einmal, daß er sie an sich zu seiner Machtvollkommenheit rechne. Er hat die Befugnis nachträglich erfunden, als er zum zweitenmale den Bann verhängen wollte, wozu er ihrer bedurfte: gewann er doch nur durch sie die Möglichkeit, zwischen dem Könige und seinem Gegner Rudolf von Schwaben, der die angeblich ledige Krone ergriffen hatte, wie zwischen Gleichberechtigten die Entscheidung zu treffen und jenen, weil er sich der Entscheidung entzogen habe, schweren Ungehorsams, d. h. eines Verbrechens zu bezichtigen, das nach alter Kirchensatzung die Voraussetzung des Bannes bildet. Der Rechtsgrundlage entbehrend, in sich nichtig, wehrte die zweite Ausschließung und ihre Erneuerung durch Urban — ohne neue Begründung — dem Wettiner den Empfang des Lehens von Meißen so wenig, wie jene angeblich unterbliebene Wiedereinsetzung in das Reich dem Staufer Friedrich zehn Jahre früher verwehrt hatte, von „Heinrich, den sie König nennen," sich die Herzogsfahne Schwabens reichen zu lassen. Denn auf denselben Herrscher und fast auf dieselbe Zeitlage (dessen durfte man wohl in unsern Festtagen gedenken) führten ihr Fürstenamt die Staufer in Schwaben

Digitized by Google

und die Wettiner in Meißen zurück, deren Sprossen dann noch im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf der nämlichen Bahn zusammengingen — Markgraf Dietrich, ob seiner Treue beim Reich von keinem geringern als Walther von der Vogelweide gepriesen („ehr blieb ein Engel Gott die Treue schuldig"), Markgraf Konrad von der Niederlausitz, der im Auftrage der Großen des Reiches dem Papst an der Stätte, wo Gregor VII. jenes Gebet zu den Aposteln gerichtet hatte, die Vermessenheit seiner Einmischung in deutsche Königswahl verwies, Heinrich der Erlauchte, „der Miseaere, der seine Triuwe nie zebrach, derst alles Wandels laere": wie sein Ahn Meißen, so hat er die Anwartschaft auf Thüringen, das andre Land seines Geschlechts, aus der Hand eines zwiefach gebannten Königs genommen. Es war eben auch den Wettinern in die Wiege ihres Fürstentums das Wort gelegt, mit dem Heinrich dem Staufer Schwaben gegeben hatte, das seit seiner zweiten Entsetzung, durch ihre eigenartige Begründung hervorgerufen, sein und seiner Getreuen Wahlspruch war, das Wort Pauli an die Römer: „Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet." Nicht vom Papst Gregor.*)

Aber dieser Lehre der heiligen Schrift erst die Anerkennung einer gregorischen Partei in Meißen, der Geistlichkeit und ihres Bischofs zu schaffen, war dem ersten Wettiner Markgrafen erlassen. Das ist das zweite Ergebnis quellenmäßiger Forschung, und schon ein altes. Sein staufischer Zeitgenosse, der ein halbes Menschenalter in ergebnislosem Ringen unter den Waffen mit den Zähringern und Welfen verbrachte, mußte darüber hinaus noch mit den Mönchen der Klöster alter und neuer Gründung, im Schwarzwald und am Oberrhein, und mit dem Bischof von Konstanz den Kampf bestehen; Markgraf Heinrich, der einen Versuch des abgesetzten Vorgängers auf das Land ein für allemal abwies, hat kein Kloster in seinem Bereich vorgefunden, keins aufsteigen sehen und vor allem auch nicht Widerstand am bischöflichen Stuhle erfahren. Ehe er die Mark erhielt, war Bischof Benno von der Partei Gregors zum Könige zurückgetreten, und als er die Mark erhalten hatte, ist er so wenig von Benno ausgestoßen worden aus der Gemeinschaft der Christenheit, daß gerade gemeinsam mit ihm der Bischof noch 1095 den Kaiser um eine Gunst für die Domkirche ersuchte: mehrmals, schon 1090, 1091, erscheint bei gleichem Anlaß der heilige Mann neben jenem Konrad, dem „Schismatiker von Utrecht," vor dem Throne des gebannten Kaisers. Die Erzählung, die Emser von dem Ver-

*) Des öftern führen diesen Spruch die Getreuen Heinrichs IV. aus (De unitate eccles. I, 3. 5. Bischof Waltram in seinem Briefe an Graf Ludwig von Thüringen, Cod. dipl. Sax. reg. I, 1. Nr. 171). Er selber hat nach dem Zeugnis Ottos von Freisingen (Gesta frider. I, 8) dem Gedanken Ausdruck gegeben bei der Verleihung Schwabens. Daß er ihn bei der Verleihung Meißens wiederholte, ist um so wahrscheinlicher, als auf ihn das Urteil begründet wurde, das den treubrüchigen Egbert Meißens entsetzte (Cod. dipl. Sax. reg. I, 1. Nr. 161).

Digitized by Google

hältnis zwischen Markgraf und Bischof gegeben hat, wird so zu einem Gewebe von Wahn und Trug; das Bild in der Bulle Hadrians reißt wie ein Nebelgebilde.

„Mit wem wir bei Lebzeiten keine Gemeinschaft unterhielten, mit dem dürfen wir auch, wenn er verstorben ist, keine haben." So verordnete einst Gregor VII. Nach dem Befunde unsrer Urkunden können wir uns nicht nur dem Troste hingeben, daß der Bischof dem Markgrafen ein christliches Begräbnis bereitet habe (denn trotz der Bulle und Emser ist es nicht unmöglich, daß er ihn überlebte), sondern finden es nun ganz angemessen, daß gerade am Tage Bennos auf Heinrich unsre Blicke gerichtet wurden: vereint, wie die Lebenden gewesen sind, erschienen uns die Toten.

Wir gehn noch einen Schritt weiter und fragen, ob nicht an ebem dem Festtage, wo sicherlich auch in der Erinnerung unsrer katholischen Landsleute das Bild des Bischofs vor dem des Markgrafen zurückwich, diesem endlich die Sühne geworden sei für den Unglimpf, der seinen Namen, um den Namen des Bischofs zu verherrlichen, Jahrhunderte lang besudelte? Das ist die eine Frage. Wir zweifeln nicht an ihrer Bejahung, obgleich sich daraus ohne weiteres ergiebt, daß in den Händen unsrer katholischen Lehrer nicht mehr ein Buch verbleiben kann, das — wir meinen die Geschichte Sachsens von Machatschek, „bestimmt für höhere katholische Schulen" — den Bischof beim Abschied vom Leben sowohl über seine Verbannung durch den Kaiser als auch „über die schwere Beschimpfung von Seiten des Markgrafen, über die Bosheit dieser gottlosen Menschen" Klage führen läßt, noch immer von dem „Backenstreich" redet, den ihm Heinrich gegeben, weil er diesen „des Raubes von Kirchengütern, der Unterdrückung von Witwen und Waisen bezichtigte" (S. 38, 39). Mit dem Vorwurf der Unterdrückung von Witwen und Waisen soll das Haus Wettin den Anfang seiner Herrschaft belastet haben? Etwa gleich zur Bewährung der wenige Jahre vor 1089 verkündeten Weisheit Gregors VII., daß „die Könige und Herzoge von solchen rühren, die in blinder Begier darauf ausgingen, durch Raub, Treubruch, Mord und fast jegliche Schandthat die Gewalt über ihresgleichen zu erlangen"? Denn Grund hat der Vorwurf nicht, auf Quellenzeugnis ruht er nicht, und Papst Hadrian hat ihn in seine Bulle nicht aufgenommen; er widerspricht vielmehr mittelbar einem Quellenzeugnis, da gerade jenen Anfänger der Herrschaft über Meißen ein Mann „in Liebe umfaßte," den die giftigste Nachrede nicht beschuldigt hat, „Unterdrücker von Witwen und Waisen" zu lieben — Kaiser Heinrich IV., „der Vater der Armen," vor dessen Sarge noch Witwen und Waisen zusammenströmend sich erzählten, „welche Werke der Barmherzigkeit er an ihnen geübt habe."*)

*) Marchione Heinrico quem dileximus (Cod. dipl. Sax. reg. I, 1. No. 173), nicht nach einer Formel, sondern in freiem Ausdruck der Empfindung, der als bedeutendster Zug zur Zeichnung des ersten Wettiners von Meißen uns verblieben ist, weil er eben zur Ergänzung die herrliche Persönlichkeit Heinrichs IV. in der Zeit seiner Reife hat.

Digitized by Google

Und zweitens: die „Stimmen von Maria-Laach“ beſchuldigten vor etwa ſieben Jahren den Kaiſer Joſeph II., daß er bei ſeiner „Reform im Sturmſchritt“ den heiligen Benno und den Papſt Gregor VII. „aus dem Brevier geworfen“ habe. Das iſt ſo unrichtig wie grob. Der Kaiſer hat weder den einen noch den andern der Verehrung der Gläubigen entzogen, ſondern nur einzelne Abſchnitte aus ihrer Lebensgeſchichte zu verleſen unterſagt.*) Dieſe Abſchnitte laſſen ſich auf den Markgrafen von Meißen nicht ein, ſie handeln nur von dem Kampfe zwiſchen Reich und Kirche im großen, von dem Widerſtande, den Gregor „als Mauer für das Haus Iſrael“ dem Kaiſer geleiſtet, von der Kühnheit, mit der Benno, „faſt der einzige unter den Deutſchen,“ dem Papſte ſich angeſchloſſen, nach Rom zur Kirchenverſammlung eine Reiſe unternommen und ihre Beſchlüſſe unterzeichnet habe. „Anſtößig“ fand das Joſeph II. nicht auf Grund geſchichtlicher Kritik, etwa weil Bennos Anweſenheit in Rom unter Gregor und überhaupt ſeine „Einzigkeit“ keine Gewähr habe, ſondern vom Standpunkte der Staatshoheit, den er, wie einſt Heinrich IV., zu wahren bedacht war. Dieſen Standpunkt wird kein Inhaber des römiſchen Stuhles jemals einnehmen. Aber hat nicht der gegenwärtige Papſt durch das Wohlwollen, das er unſerm Feſte bezeigte, durch die Huld, mit der er unſrer Erinnerung an das Ereignis, dem es galt, unſerm freudigen Gedenken an die Handlung Heinrichs des Saliers und Heinrichs des Wettiners inmitten jenes großen Kampfes beiſtimmte, wenigſtens kundgegeben, daß er keineswegs wie ſein Vorgänger Urban, „wandelnd auf dem Wege Gregors, alles verwerfe, was dieſer verwarf, alles verdamme, was dieſer verdammte“?

Friedrich der Große als Muſiker

Vor kurzem brachten die Zeitungen die Nachricht, Profeſſor Spitta in Berlin, der Verfaſſer der bekannten großen Biographie Johann Sebaſtian Bachs, habe beim Kaiſer eine Audienz gehabt. Eine Veranlaſſung war nicht angegeben. Was die Veranlaſſung geweſen iſt, iſt nun nicht ſchwer zu erraten: vor wenigen Tagen iſt in der Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig der erſte Band eines hervorragenden Verlagsunternehmens ausgegeben worden, der Muſika-

*) Da die „Stimmen von Maria-Laach“ (Ergänzungsheft 19, 235) ihren Gewährsmann nicht nennen, ſo führen wir ihn an: es iſt Sebaſtian Brunner (Myſterien der Aufklärung in Öſterreich S. 163—166); auch er hat ſich, obgleich ihnen geſinnungsverwandt, eine Entſtellung gefallen laſſen müſſen.

Digitized by Google

lischen Werke Friedrichs des Großen.*) Das ganze Unternehmen ist auf drei Bände berechnet. Der vorliegende erste Band enthält zwölf Sonaten Friedrichs für Flöte und Klavier, der zweite wird noch dreizehn weitere bringen, der dritte vier Konzerte für Flöte und Streichorchester. Als Herausgeber nennt sich, zwar nicht auf dem Titelblatt, aber unter dem gelehrten und höchst anziehenden (nur etwas akademisch gespreizt geschriebenen) Vorworte, das den ersten Band eröffnet, Philipp Spitta, der Bachbiograph.

Im nachfolgenden geben wir einen Auszug aus Spittas Vorwort mit Hinweglassung alles dessen, was nur für die musikwissenschaftlichen Fachkreise Wert hat, namentlich der Auseinandersetzungen über das bei der Herausgabe beobachtete kritische Verfahren und dessen handschriftliche Unterlagen. Hoffentlich wird die hohe Bedeutung des Unternehmens aus diesem Auszug unsern Lesern ersichtlich werden.

Die Kompositionen Friedrichs des Großen sind nie für die Öffentlichkeit bestimmt gewesen, und bei seinen Lebzeiten ist auch nur wenig davon in weitern Kreisen bekannt geworden. Nur die Ouverturen und Arien, die er zu einigen Opern geschrieben hat, kamen größern Gesellschaften zu Gehör; aber seine Konzerte und Sonaten für die Flöte, die bei weitem den größten Teil seiner musikalischen Werke ausmachen, wurden nur im engsten Kreise gespielt; außer ihm selbst haben sie wohl nur die dienstthuenden Mitglieder der Kapelle gehört. Die Stücke sollten nur zu seinem eignen Vergnügen dasein, nur ganz ausnahmsweise duldete er an seinen regelmäßigen Musikabenden auch fremde Zuhörer. Durch den Druck vollends ist bei seinen Lebzeiten so gut wie nichts veröffentlicht worden. Nur von einer Sinfonia, d. h. einer Opernouverture im italienischen Stile, die er um 1743 komponirt hat, sind, wohl ohne sein Vorwissen, in Nürnberg die Stimmen in Kupfer gestochen worden.

Nach dem Tode des Königs stellte zuerst Reichardt die Veröffentlichung von Proben seiner Kompositionen in Aussicht. Wir haben es aber, sagt Spitta, nicht zu bedauern, daß sie unterblieben ist, denn Reichardt betrachtete das musikalische Schaffen Friedrichs mehr als Kuriosität: eine ernsthafte Würdigung zu ermöglichen lag gar nicht in seiner Absicht. Dann verging fast ein halbes Jahrhundert, bis wieder eine Veröffentlichung ins Auge gefaßt wurde. In den dreißiger Jahren unsers Jahrhunderts veranlaßte Friedrich Wilhelm IV. als Kronprinz, daß die Schlösser in und bei Potsdam nach den dort befindlichen Musikalien durchforscht würden. Man fand denn auch Friedrichs Flötenkompositionen noch vor, sie wurden äußerlich geordnet, aber zu einer Herausgabe kam es auch damals nicht, es hieß, sie hätten nur noch „historisches Interesse." Erst die Erinnerungsfeier des Jahres 1886 lenkte

*) Friedrichs des Großen Musikalische Werke. Erste, kritisch durchgesehene Ausgabe. Erster Band. Sonaten für Flöte und Klavier. Nr. 1—12.

Digitized by Google

die Aufmerksamkeit aufs neue auch auf den musikalischen Nachlaß Friedrichs. Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, angeregt durch Professor Braune in Leipzig, erkannte, daß, wenn man den König als Komponisten bekannt machen wolle, dies vor allem durch Veröffentlichung seiner Werke für die Flöte geschehen müsse, und so entschloß sie sich denn, die Sache in diesem Sinne in die Hand zu nehmen. Kaiser Wilhelm erteilte die Erlaubnis, eine Auswahl zu veröffentlichen, und Professor Spitta erhielt vom Kaiser den Auftrag, die Herausgabe zu leiten.

Im ganzen sind von Friedrich dem Großen 4 Konzerte und 121 Sonaten für die Flöte erhalten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß dies alles ist, was der König überhaupt an Kammermusik für die Flöte komponirt hat. Entstanden sind diese Kompositionen sämtlich vor dem siebenjährigen Kriege. Nach dem Kriege ist der König nur ganz ausnahmsweise noch dazu gekommen, etwas zu komponiren. Von der eignen Hand Friedrichs geschrieben sind aber nur 6 der vorhandnen Sonaten, die übrigen sind nur in Abschriften, und zwar in doppelten Abschriften vorhanden, von denen die eine, wie es auf dem Umschlage heißt, pour Potsdam, die andre pour le nouveau Palais bestimmt war, die Sonaten sogar in vierfacher Abschrift, da jede Sonate für jeden Ort in zwei Exemplaren abgeschrieben worden ist, von denen das eine für den Spieler, das andre für den Begleiter (oder, wie Spitta schreibt: deren (!) eines (!) dem (!) Spieler, deren (!) andres (!) dem (!) Begleiter) bestimmt war. Sämtliche Kompositionen tragen auf dem Umschlage alte Nummern; sie bildeten mit andern Musikalien, namentlich mit Werken von Quantz, eine größere Sammlung. Die 4 Konzerte gehören als Nr. 87, 88, 90, 91 zu einer Sammlung von 300 Konzerten; die übrigen 296 waren sämtlich von Quantz; die 121 Sonaten gehören zu einer Sammlung, die 361 Nummern umfaßte, und tragen die Nummern 106—141, 143—202, 204—218, 255—264. Wahrscheinlich sind sie innerhalb dieser Sammlung nach der Zeitfolge ihrer Entstehung geordnet gewesen. Von den 4 Konzerten fallen die ersten 3 sicher noch in die Rheinsberger Zeit; nur das vierte, aber vielleicht nicht einmal dieses, hat Friedrich als König komponirt. Die Ausarbeitung eines Konzerts erfordert mehr Muße und Sammlung, als ihm die Regierungsgeschäfte ließen; daher ist es begreiflich, daß er sich später nur noch mit der Komposition von Sonaten beschäftigte. Doch gehören auch von diesen sicherlich viele der Rheinsberger Zeit an.

Die Ansichten, die über die musikalische Bildung Friedrichs des Großen verbreitet sind, bedürfen nach Spittas Meinung gar sehr der Berichtigung. Seinem Flötenspiele haben zwar alle, die es zu hören Gelegenheit hatten — und es waren dies nur Musiker —, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Fasch, Reichardt, Burney, die Mara, Nicolai, alle sind einstimmig in seinem Lobe und betonen einmütig die Schönheit seines Adagiovortrages. Sein Allegro soll in

Digitized by Google

spätern Jahren etwas matt, der Atem zuweilen unzulänglich gewesen sein; doch meint die Mara, die ihn um 1770 zum erstenmale hörte: „Er blies nicht, wie man zu sagen pflegt, wie ein König, sondern sehr brav und hatte einen starken, vollen Ton und viel Fertigkeit.“ Burney war noch 1772 erstaunt über die Präzision seines Vortrags im Allegro; „sein Spiel übertraf in manchen Stücken alles, was ich bisher von Liebhabern, ja selbst von Flötisten von Profession gehört habe.“ Über Friedrich als Komponisten dagegen hat Reichardt Vorstellungen in Umlauf gebracht, die ihn durchaus als Dilettanten erscheinen lassen. „Er schrieb die Oberstimme in Noten auf und bezeichnete dabei mit Worten, was der Baß oder die übrigen begleitenden Stimmen haben sollten. Hier geht der Baß in Achteln, hier die Violine allein, hier alles unisono u. dergl. Diese musikalische Chiffresprache übersetzte dann gemeiniglich Herr Agricola in Noten.“ Reichardt nennt das „eine eigene, königliche Art,“ zu komponiren. Spitta zeigt, daß diese Angaben Reichardts nichts als leichtfertige Verallgemeinerungen eines einzelnen Falles sind. Als Quantz starb, hinterließ er ein Flötenkonzert, das er für den König unter der Feder hatte, unvollendet; der letzte Satz fehlte. Friedrich ließ sich den Entwurf kommen und komponirte den Satz hinzu. Hierbei erleichterte er sich die Arbeit einigemal dadurch, daß er untergeordnete Züge oder nicht zu verfehlende Nachahmungen der zweiten Violine, einmal auch die Bewegung der Bratschenstimme mit Worten anstatt mit Noten andeutete; im übrigen aber führte er den Baß und die Mittelstimmen vollständig aus. Wer den Bau der Quantzischen Konzerte kennt, und weiß, wie typisch darin alles ist, dem kann es nicht einfallen, in solchen Erleichterungen ein Unvermögen des Königs zu sehen. Berühmte Komponisten haben damals ganze Musikstücke nur skizzirt und von andern ausführen lassen, wenn es ihnen selbst an Muße dazu fehlte, und selbst Beethoven hat es nicht verschmäht, der Deutlichkeit musikalischer Entwürfe durch Worte nachzuhelfen. Friedrich war durchaus befähigt, ein Musikstück richtig und regelrecht zu schaffen und niederzuschreiben. Er hatte einen guten musikalischen Unterricht genossen und nahm es mit der Komposition sehr ernst. Schon in früher Jugend hatte er bei dem Domorganisten Heyne, der ihn auch im Klavierspiel unterrichtete, Studien in der Komposition gemacht, z. B. Psalmen- und Choralmelodien vierstimmig bearbeitet. In Rheinsberg nahm er dann weiter bei Graun Unterricht. Eine Symphonie, die er schon 1735 komponirte, ließ er sich auch noch von Graun korrigiren; eine andre aber vom Jahre 1743, in der nicht nur Streichinstrumente, sondern auch Flöten, Oboen und Hörner beschäftigt werden, hat er ganz allein gemacht. Er zeigte sie Quantz, als sie fertig war; Quantz aber verbesserte gar nichts daran, sondern machte den König nur auf ein paar einzelne Noten aufmerksam, die im Grunde Schreibfehler waren. Da der Satz dieser Symphonie von tadelloser Sauberkeit ist, so ist gar kein Grund, zu bezweifeln, daß auch die Konzerte Friedrichs bis in die Ausführung

Digitized by Google

aller Einzelheiten von ihm selbst herrühren, wenigstens soweit sie der Rheinsberger Zeit angehören. Wenn er sich später bei seinen Opernkompositionen öfters darauf beschränkte, nur die Hauptsachen aufzuzeichnen, und die Vollendung andern überließ, so geschah es nur aus Mangel an Zeit, nicht aus Unfähigkeit. Am liebsten machte er aber auch als König noch alles allein fertig; gerade weil eine Sonate mit geringerem Aufwand von Zeit und Mühe herzustellen ist als ein Konzert, komponirte er später fast nur noch Sonaten. Daß er aber in allen seinen Sonaten nicht bloß die Flötenstimme, sondern auch den Baß selbst gemacht hat, hat Quantz ausdrücklich bezeugt, und seine Aussage wird durch die vorhandenen Handschriften Friedrichs in vollem Umfange bestätigt. Die in Friedrichs eigner Handschrift erhaltenen Sonaten sind von Anfang bis zu Ende vollständig ausgeführt, es ist nicht eine Note darin, die nicht von Friedrich selbst geschrieben wäre, und Korrekturen, die er selbst darin angebracht hat und die nicht nur im Ändern einzelner Noten, sondern auch im Überkleben längerer Stellen, ja im Verwerfen und Umbilden ganzer Sätze bestehen, zeigen, wie ernst er es mit der Sache nahm und wie es ihm am Herzen lag, alles so gut als möglich zu machen. Es ist ihm natürlich nicht immer gelungen, Meisterwerke zu schaffen. Es finden sich in seinen Kompositionen manche dilettantische Sonderbarkeiten, Ungeschicktheiten, ja geradezu Fehler. Aber man trifft doch auch viele Sätze, an denen selbst ein scharfes kritisches Auge keinen Makel entdecken wird, und Nicolai konnte mit Recht sagen: „Wer Soli von dem Könige gesehen hat, wird gestehen müssen, daß im ganzen darin die Harmonie dieses »Dilettanten« richtiger ist, als jetziger Zeit mancher Professori di Musica."

Bei weitem der anziehendste Abschnitt in Spittas Vorwort ist der, worin er die Kompositionen Friedrichs nach Form und Inhalt schildert und ihnen ihre Stelle innerhalb der musikalischen Schöpfungen ihrer Zeit anweist. In seinen Instrumentalkompositionen lehnt sich Friedrich ganz an Quantz an, der selber hier keine schöpferische Eigentümlichkeit zeigt. Die Form ihrer Konzerte ist die von Vivaldi ausgeprägte, deren sich damals alle Welt bediente, Bach nicht ausgenommen; ihre Sonatenform ist die Tartinis. Wie alles musikalische Werk der Italiener, so haben auch diese Formen sehr fest gezogene, deutliche Grundlinien. Große Genies, wie Bach, fanden Freude daran, diese Linien in mannichfacher Weise zu umkleiden und dem Auge zu entziehen, auch wohl verschiedene Grundformen zu einer neuen zu verbinden. Bei Quantz und seinen Schülern ist derartiges nicht zu finden; sie halten es ganz mit den Italienern, die, wenn einmal eine Grundform geschaffen war, sich ein für allemal dabei beruhigten und nur noch in der Ausführung des Einzelnen ihre persönliche Erfindungsgabe zeigten. Der Deutsche, der gern in jedem einzelnen Stück auch die allgemeine Form von Grund aus neu schaffen möchte, ist geneigt, in diesem Verfahren einen Mangel an Gestaltungskraft zu sehen,

Digitized by Google

während es doch in Wirklichkeit der Absicht auf starke, allgemein ergreifende Wirkungen entspringt. Freilich liegt bei dem Italiener die Gefahr des Formalismus eben so nahe, wie bei dem Deutschen die Gefahr der Formlosigkeit, und daß Friedrich als Komponist leicht in Schematismus verfällt, ist nicht zu leugnen. Er war zwar gewiß eine wahrhaft und innerlich musikalische Natur. Aber bei der überwältigenden Menge seiner Interessen und Obliegenheiten fühlte er das Bedürfnis, seine musikalische Beschäftigung in gewisse Grenzen einzuschränken. So kam es, daß er außer seiner eignen nur Quantzens Flötenmusik pflegte, fast nur Opern von Hasse und Graun aufführen ließ. Aber er that das nicht, weil er geglaubt hätte, daß damit alles Gute erschöpft sei. Sein Interesse für Bach war mehr als eine bloße Laune, neben der Opera seria berücksichtigte er zeitweilig auch die neu aufkommende Opera buffa der Italiener. Wirklich tief eingelassen hat er sich aber doch nur auf die Musik, die ihm in seinen jungen Jahren nahe getreten war, und die ihn, wie namentlich die Musik Hasses, innerlich ergriffen hatte. Daß er diesen Jugendbekanntschaften unverbrüchlich treu blieb und alles abwehrte, was sie hätte stören können, ist bezeichnend: so stellt sich niemand zur Kunst, für den sie nur ein Mittel zur Unterhaltung oder Zerstreuung ist; gerade durch die Einseitigkeit seiner Musikpflege hat Friedrich gezeigt, daß das, was er sich von der Musik angeeignet hatte, ihm ein lebendiger innerer Besitz geworden war, den den er nicht entbehren konnte.

Und ein Stück seines Lebens, nicht bloß müßiger Spieltrieb, steckt auch in seinen Kompositionen. Es ist richtig, daß sie vielfach an Quantz erinnern. Dennoch kann man ihnen etwas Schöpferisches nicht absprechen. Frei und leicht entströmen ihm die musikalischen Gedanken, als der natürliche, angemessene Ausdruck innerer Bewegungen. Am deutlichsten spricht sich seine musikalische Persönlichkeit in den Adagiosätzen aus. Wenn erzählt wird, daß er durch seinen Adagiovortrag die Hörer oft bis zu Thränen gerührt habe, so liefern diese Kompositionen die Beglaubigung dazu: sie offenbaren eine überraschende Weichheit des Gefühles, eine Seele, die in lächelnder Schwermut, in zarter, fast weiblicher und doch niemals weichlicher Klage ihr Genügen sucht. Die lieblichen Sizilianos einzelne Sonaten muten an wie Gemälde Watteaus mit ihren zierlichen Figuren und ihrem zarten Farbenschmelz, ohne doch dabei der deutschen Innigkeit zu entbehren. Ernstern, dunklern Empfindungen begegnet man selten, wie es denn der König auch nicht liebte, wenn Quantz solche Töne anschlug. Damit mag es zusammenhängen, daß die ersten Allegrosätze seiner Sonaten, wo es vor allem galt, Leidenschaft zu zeigen, selten recht fesseln wollen; sie haben leicht etwas Mattes und Äußerliches, es müßte denn sein, daß der Komponist auch ihnen einen freundlichen und zärtlichen Charakter geben wollte. Das flotte und kecke Wesen des Schlußallegros dagegen gelingt ihm gut; auch Kraft und Feuer weiß er zu entfalten, wie man namentlich aus

Digitized by Google

einigen lebhaften Konzertsätzen sieht. Aber immer bleibt das Adagio mit ruhig dahinfließendem Gesang das Stück, aus dem seine Seele am vernehmlichsten redet. Merkwürdig ist es, wie er zuweilen in den lebhafteren Sätzen eine Figur oder Spielweise, die ihn technisch interessirt, mannichfaltig durchführt. Nicolai behauptet sogar, jedes seiner Soli habe einen solchen technischen Zweck, und wenn man sie alle zusammenbrächte, würden sie geradezu einen praktischen Kursus des Flötenspiels abgeben. Dies ist freilich zu viel gesagt. Immerhin zeigt sich in der Art, wie auf einen seelenvollen, echt künstlerischen Erguß oft eine doktrinäre Studie folgt, dieselbe Verbindung von echter Gefühlswärme und berechnender Kälte und Trockenheit, die auch sonst in dem Leben und den Handlungen des Königs oft überraschend, ja rätselhaft entgegentritt. Sicher ist — so schließt Spitta diese Schilderung —, daß seine Musik dem Hörer tiefe Einblicke in ein eigenartiges Seelenleben öffnet, und schon aus diesem Grunde wäre eine Veröffentlichung derselben berechtigt.

Aus diesem und, wie wir hinzufügen wollen, noch aus einem andern Grunde. Auch wenn die musikalischen Kompositionen Friedrichs nicht halb den künstlerischen Wert hätten, den Spitta in seiner liebevoll eingehenden Schilderung ihnen zuspricht, mit Recht zuspricht, wie wir nach dem Durchspielen des ersten Bandes mit inniger Überzeugung bestätigen, wäre es eine Ehrenpflicht gegen den großen König wie gegen die Nation gewesen, sie ganz oder wenigstens in Auswahl zu veröffentlichen. Luthers Kirchenlieder in Wort und Weise und Goethes Handzeichnungen sind in ihrer Art keine größern künstlerischen Thaten als die Kompositionen Friedrichs des Großen, und doch sind die erstern seit Jahrhunderten Gemeingut des deutschen Volkes, die letztern wenigstens seit kurzem den Goetheverehrern in guten Nachbildungen mitgeteilt worden. Darum Dank und Ehre allen, die sich um die Herausgabe dieser Kompositionen verdient gemacht haben: Professor Spitta, der mit sachkundiger und feinfühliger Hand die Auswahl getroffen und die Bedeutung des Ganzen nach allen Seiten hin in das rechte Licht gestellt hat, der trefflichen Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel, die dem Unternehmen sein vornehmes, des großen Königs würdiges Gewand gegeben hat, und nicht zuletzt dem Grafen Paul Waldersee in Eisenach, dem fleißigen Mitarbeiter auch an der großen Bachausgabe, dem, wie aus dem Vorwort hervorgeht, die Ausarbeitung der nach der aufgezeichneten Baßstimme auszuführenden Klavierbegleitung zu danken ist. Die Flöte gehört freilich heutzutage weder im Hause noch im Konzertsaal zu den gewohnten Instrumenten, unsre Kammermusik ist im Vergleich zum vorigen und noch zum Anfange dieses Jahrhunderts immer ärmer und ärmer geworden; Klavier, Geige und Cello ist fast alles, was uns geblieben ist, Blasinstrumente erscheinen heute als angestaunte seltne Ausnahmen. Allein die Flötenstimme in den Kompositionen Friedrichs kann ja ohne weiteres von der Geige übernommen werden, sie bildet also kein Hindernis, daß diese Aus-

Digitized by Google

gabe seiner musikalischen Werke hinfort zu dem Besitzstande jedes begüterten deutschen Hauses gehöre, das eine Stätte edler Musikpflege ist, und unsre großen Konzertinstitute werden es sich hoffentlich nicht nehmen lassen, nächsten Winter und dann von Zeit zu Zeit immer wieder einmal auch den Namen Friedrichs des Großen auf ihrem Programm erscheinen zu lassen: die Hörer werden dem Gebotnen nicht bloß mit „historischem Interesse," sondern immer auch mit patriotischer Erhebung und künstlerischem Genuß folgen.

Aus Neuösterreich

1. Am Kordon

Meinem Versprechen gemäß, Ihnen Nachrichten aus Neuösterreich zu senden, will ich in zwanglosen Blättern Erinnerungen und Skizzen niederschreiben, und will Ihnen als erstes Bild das Leben am sogenannten Kordon schildern. „Wo liegt Neuösterreich? und was ist der Kordon?" wird der Leser fragen. Um etwaige Verwechslungen mit dem von Payer entdeckten Franz-Josefs-Lande zu verhüten, will ich gleich zu Anfange verraten, daß die offizielle Benennung „k. k. Okkupationsgebiet Bosnien-Herzegowina" in neuester Zeit in „Neuösterreich" umgewandelt worden ist. Auf Grund dieser Mitteilung wird es dem Leser ein Leichtes sein, mittels der Karte seinen Entdeckungsgelüsten Befriedigung zu schaffen. Die unsichern Zustände an der montenegrinischen Grenze brachten es mit sich, daß, um die innerhalb des Okkupationsgebietes liegenden Ortschaften und Garnisonen vor Überfällen der seit den Türkenzeiten an solche Vergnügungen gewöhnten Montenegriner und bosnisch-herzegowinischer Auswandrer zu schützen, eine Anzahl von „Objekten" (Kasernen und Blockhäusern) auf verschiednen Punkten längs der Grenze oder in deren Nähe errichtet und besetzt werden mußten. Auf ausgesetzten Punkten entstanden teils zur Straßensicherung, teils als Thalsperren, binnen kurzem seit dem Jahre 1878 etwa fünfzig solche Posten, und die ganze Kette vom Sandjak Novibazar an bis zum Hafen von Ragusa nennt man den Kordon. Die „Objekte" zerfallen in Verteidigungskasernen, Blockhäuser, Karaulas oder Kulas, endlich in Gensdarmeriekasernen und Wachthäuser und sind je nach der Stärke der Besatzung und nach der Bodenbeschaffenheit teils aus Holz, teils aus Stein erbaut. Die

Digitized by Google

Karaulas und Kulas sind aus früheren türkischen, etwas kleineren Festungswerken entstanden, die, wie es bei der kriegerischen Vorgeschichte des Landes leicht erklärlich ist, ziemlich zahlreich vorhanden waren. Die ältern Festungen Bihatsch, Berbir, dann die Kastelle von Novi und Banjaluka weisen wohl festungsartige Formen auf, entsprechen aber modernen Anforderungen nicht und gehen ihrem Verfall entgegen. Auch die meisten aus der Feudalzeit stammenden Schlösser und Kastelle sind mit wenigen Ausnahmen verwahrlost und verfallen. Die Beschaffenheit des Kriegsschauplatzes sichert aber trotzdem diesen Befestigungen, die meist die einzigen Verbindungen sperren und durch ihre Lage stark sind, ihren Wert. Eine nur diesem Kriegsschauplatze eigentümliche Art der Befestigung sind die Kulas und Karaulas. Sie hatten die Bestimmung, im Frieden durch einige Zapties (türkische Gensdarmen) bedeckt, den Reisenden Schutz gegen Raubanfälle zu gewähren, im Kriegsfalle aber den ungestörten Verkehr zu sichern. Weit häufiger aber war im Lande die Verwendung dieser Verschanzungen im Sinne der Feldbefestigungen. Der dem Karstcharakter eines großen Teils des Landes eigne Mangel an Erde lehrte während der fast ununterbrochenen Kriege zwischen Montenegrinern und Türken beide Kämpfer, zu dieser Art von Befestigungen vorwiegend Stein zu benutzen. Die bleibend gebauten Karaulas sind aus Stein und Riegelwänden errichtet, sie haben meist zwei Geschütze, das Erdgeschoß ist als Stall eingerichtet und mit Schießscharten versehen, der obere Stock zu Wohnräumen hergerichtet und mit einem balkonartigen Verteidigungsgang umgeben, in dessen starke Brüstung ebenfalls Schießscharten eingeschnitten sind. Die Kulas sind steinerne runde oder viereckige, gleichfalls mit Schießscharten versehene Türme, ein oder mehrere Stockwerke hoch und ähnlich wie die Karaulas, doch ohne Verteidigungsgang gebaut. Im Notfalle können die meisten dieser alten und nur vermöge ihrer sehr guten Lage ihrem Zweck entsprechenden türkischen Festungen bis zu sechzig Mann Besatzung beherbergen. Ihnen schließen sich die neuerbauten Kasernen und Blockhäuser an mit einer entsprechend starken Besatzung, der die Sicherung der Grenze, der Post und der Transporte obliegt.

Die Offiziere draußen, selbst in den elendesten Kavalleriekantonnements, haben keinen Begriff von dem Leben eines in ein Kordonblockhaus verbannten Offiziers. Der Mangel an Gesellschaft, die trostlose Gegend mit nackten, zum Teil mit ewigem Schnee bedeckten Felsen, der anstrengende und verantwortungsvolle Dienst können nicht ohne Einfluß auf Gemüt und Charakter der jungen Leute bleiben. Die Unsicherheit der Verhältnisse brachte es mit sich, daß man den detachirten Offizieren, um die Mobilmachung nicht zu erschweren, nicht mehr als die vorgeschriebene Kriegsbagage von vierzehn Kilo mitzunehmen erlaubte. Ein exponirter Offizier muß in einer Person Kommandant und Stationsoffizier sein, in den meisten Fällen auch das Paßwesen für die aus Montenegro wandernden Personen versehen, muß Baumeister, Straßenbauer,

Digitized by Google

Mannschaftslehrer, sein eigner Koch und hie und da, wo es die Bodenbeschaffenheit erlaubt, einen kleinen Gemüsegarten anzulegen, auch sein Gärtner sein. Und nun erst die Lage eines auf ein solches Detachement verschlagenen Arztes! Die erlaubte kleine Bagage schließt jede Möglichkeit, Bücher zum Studium mitzunehmen, aus; mit den vorgeschriebnen Instrumenten und Arzneien auf die vereinzelt bei der meist gesunden und kräftigen Besatzungsmannschaft des eignen und der benachbarten Detachements vorkommenden Krankheitsfälle angewiesen, fristet er ein elendes, gezwungen beschäftigungsloses Leben, und wenn er zufällig nicht Jäger oder Naturfreund ist, ginge er seinem wissenschaftlichen Untergange entgegen, wenn nicht aller paar Monate ein Garnisonswechsel für ihn in Aussicht stünde. Auf eine Privatpraxis kann nur der rechnen, der der Landessprache vollkommen mächtig ist und ganz bescheidne Erwartungen auf pekuniäre Erfolge hat; aber auch in diesem Falle sind es nur einige Bezirke Nordbosniens, die dem praktischen Arzt eine sichere Existenz zu bieten imstande sind. Am Kordon selbst kann von einer Privatpraxis keine Rede sein. Der spärlichen dortigen Bevölkerung ist auch das Bedürfnis nach einem Arzte fast ganz fremd; dem an das Fatum glaubenden Türken giebt in Krankheitsfällen der Hodscha oder Iman (Geistliche) einen Koranspruch auf einem Papierstreifen in einem Glas Wasser zu trinken, und wenn es hie und da vorkommt, daß ein Einheimischer wirklich ärztlichen Rat in Anspruch nimmt, so verlangt er außerdem noch die Arzneien, ja womöglich auch noch ein Darlehn dazu.

Der Mangel an Gesellschaft und die Einförmigkeit der dienstlichen Beschäftigung, sowie die Abgeschlossenheit von der gebildeten Welt müssen den Offizier oder Arzt beinahe zum Sonderling machen. In einigen der Grenze näher gelegenen Blockhäusern entbehrt der detachirte Offizier während des größern Teiles des Jahres sogar des Jagdvergnügens, um die benachbarten Posten nicht durch Schüsse zu beunruhigen. Nur durch den vorüberreitenden Kameraden erfährt er etwas von den Weltereignissen draußen; eine Zeitung vom vorigen Monat ist ein Ereignis von großer Wichtigkeit und läuft durch die umliegenden Kordonposten, deren Kommandanten, da sie mit gutem Gewissen ihr Blockhaus nicht verlassen können, sich nur selten sehen und nur durch Patrouillen in Verbindung stehen. Es würde mich nicht wundern, wenn einer, aus dem Treiben der Stadt herausgerissen, aus dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben ohne jede geistige Nahrung und Anregung in diese Wüste verbannt, schließlich melancholisch würde. Leicht erregbare Naturen macht der verantwortliche Dienst und die unausgesetzte Aufregung, in die junge, unerfahrene Gemüter hier besonders leicht verfallen, nervös und reizbar. Was thut aber auch solch ein Offizier? Er ist vor allem für die Sicherheit seines Rayons verantwortlich, durch stündlich abgeschickte Patrouillen steht er mit den benachbarten Kommandanten in Verbindung, von den Gensdarmerie-

Digitized by Google

und Streifkorpsposten sucht er die Stimmung der Bevölkerung zu ermitteln, durch starke, meist in der Nacht abgeschickte Streifpatrouillen muß er die umliegenden Ortschaften fortwährend in Schach halten und im Falle, daß irgend eine Räuberbande auftaucht, auf sie Jagd machen und die unruhigen, freiheitsdurstigen Gemüter auf diese Weise zu Ruhe und Ordnung zwingen. Die Sicherheit der Grenzen hängt wesentlich mit von der Jahreszeit ab. Während die Einheimischen, infolge der strengen Züchtigung vom Jahre 1882 und 1883, sich in ihr Schicksal gefügt haben, sind die Sandjak- und Montenegrogrenzen der Schauplatz der auftauchenden Räuberbanden. Im Winter nun ist es ruhig, da die Gegend, mit meterhohem Schnee bedeckt, fast unwegsam ist, die nackten Schluchten unhaltbar sind. Im Frühjahr aber und im Sommer, wenn die Buchenwälder grünen, wenn die Witterung das Übernachten im Freien erlaubt, tauchen einzelne oder zu kleinen Scharen geschlossene Räuber auf. Aber es geht ihnen schlecht. Das Streifkorps, aus den besten, verwegensten Schützen aller Regimenter gebildet, lauert ihnen in kleinen Wachthäusern und Hinterhalten auf; die zahlreiche, gut geschulte, des Terrains und der Sprache kundige Gensdarmerie thut ihre Pflicht, und die Streifungen, kombinirte Märsche zur Umzingelung, lassen nur selten einen der Räuber entwischen. Das Räuberwesen in Montenegro gehört zu den Gewohnheiten der Bevölkerung, das Land ist zu arm, um die kriegslustigen „Junaks“ (serbisch: Held) zu ernähren, der Sold zu klein (ein Hauptmann [Sotnik] bekommt zwanzig Rubel Sold), die Macht der Gewohnheit zu groß, um ihr zu widerstehen; folglich versuchen unsre lieben Nachbarn, ihre Bedürfnisse in der Herzegowina, im Sandjak und in Albanien zu decken. Es ist unglaublich, wie eine so kleine Schar, manchmal nur drei bis fünf Mann, imstande ist, die ganze Umgegend unsicher zu machen, ja ganze Brigaden in fortwährender Aufregung zu halten; um so größer ist freilich auch die Wut der Streifkorps und der Gensdarmen. Es gelingt zwar selten, einen Räuber lebendig festzunehmen, aber eben so selten kehrt auch einer von ihnen an den heimischen Herd zurück.

Der Leser möge ja nicht denken, daß ein montenegrinischer Hauptmann einem die gleiche Charge bekleidenden Offizier irgend einer gebildeten Armee gleich kommt. Bewahre! Nach dem vorzüglich ausgedachten, den Verhältnissen angepaßten Mobilisirungsplane wählt sich eine Družyna oder Sotnia ihren Anführer. Waffen und Munition giebt ihnen der „weiße Zar“ in Peterhof, Monturen brauchen sie nicht. Hinterlistig von Natur, mit der Waffe vertraut, braucht eine solche Truppe auch keine weitere Ausbildung. Nach beendigtem Raub- oder Feldzuge kehren alle in die heimatlichen Berge zurück. Das jetzige Mißlingen der Einfälle, das die montenegrinische Regierung den herzegowinischen Auswanderern in die Schuhe schiebt, wird das unruhige Völklein wohl bald lehren, daß es nicht ratsam ist, unter jetzigen Verhältnissen den Gelüsten nach fremdem Gut und fremden Herden zu fröhnen. Ich habe mehrere solcher

Digitized by Google

Hauptleute gesehen und gesprochen. Sein Hab und Gut trägt ein solcher Held mit sich in silbernen, panzerartigen Beschlägen auf der Brust und am Gürtel, in kostbaren, mit Silber eingelegten Pistolen, in denen manchmal bis zu anderthalb Pfund Silber steckt, in Stichwaffen und Gewehren, von denen ihm drei bis fünf ins Gefecht nachgetragen werden, in einigen russischen Denkmünzen und Orden. Dabei besitzt er zu Hause kaum eine ordentliche Decke, und von dem, was er in seinen Kleidern trotz des vielen Silbers mit sich herumträgt, kann mein Diener viel erzählen; er hat ja den strengen Befehl, den Platz, wo solch ein hoher Besuch gestanden hat, sorgfältig mit Zacherlin zu bestreuen. Von Bildung kann man bei den meisten nicht reden, da persönlicher Mut und Einfluß alles ausmachen. Auf meiner Reise begegnete ich einmal einem vielgepriesenen höhern montenegrinischen Offizier, der mehrere goldne Uhren bei sich trug. Da sie sämtlich unaufgezogen waren, zog ich eine, die er mir überdies zum Kauf anbot, auf. Da warf er sie voller Entsetzen in eine Schlucht, weil er meinte, daß die Seele des umgebrachten Spaniolen, den er schon seit Jahrzehnten von Wölfen aufgefressen geglaubt hatte, wieder aufgewacht sei.

Doch genug von den Montenegrinern, ich kehre jetzt zur Beschreibung des Kordonlebens zurück. Außer der Sorge um die Sicherheit der Grenzen liegt dem Kordonkommandanten ob, für den Zustand der Wege in seinem Rayon zu sorgen. Es ist staunenswert, was binnen zehn Jahren in wirtschaftlicher Beziehung in Bosnien geschehen ist. Zur Zeit der Okkupation im Jahre 1878 gab es außer der alten, schlechten Handelsstraße von der Save nach Serajewo, die durch ihre Bodenlosigkeit den vorrückenden Truppen unbeschreibliche Schwierigkeiten bereitete, fast keine Straßen, abgesehen etwa von den Überresten der alten venetianischen Straßen, die die rührigen Kaufleute von Ragusa, Spalato und Cattaro ins Innere des Landes gebaut hatten. Heute giebt es neben den vom Militär erbauten Bahnen ein stattliches Netz gut gehaltener Wege, die fast sämtlich durch das Militärärar errichtet wurden. Der österreichische Soldat im Okkupationsgebiete ist also als ein wahrer Pionier der Zivilisation anzusehen.

Die außerdienstliche Beschäftigung des Kordonoffiziers ist sehr einförmig. Das Jagdvergnügen dem sich die meisten Offiziere hingeben, ist so ziemlich das einzige, woran der Isolirte Freude haben kann. Der Mangel an Gesellschaft schützt ihn freilich vor dem Spiel und dessen Folgen, der Mangel an Getränken bewahrt ihn davor, seine freie Zeit in stiller Beschaulichkeit beim Glase zu verbringen. Von Komfort ist keine Rede; sein Zimmer im Blockhaus ist Kanzlei und Wohnzimmer zugleich, Tisch, Kleiderrechen und Bett, die aus weichem Holze von irgend einem Soldaten, den die Not zum Zimmermann machte, verfertigt sind, bilden die ganze Ausstattung. Der Lieferant bringt die nötigsten Menageartikel für die Mannschaft und für ihn, und die kümmerlichen

Digitized by Google

Gemüsearten, die auf dem steinigen Boden des kleinen Gartens wachsen, schützen ihn im Verein mit dem Etappenwein vor Skorbut, dem er sonst bei dem einförmigen Genuß von Hammelfleisch und Konserven leicht zum Opfer fallen dürfte. Aber das Leben am Kordon hat auch seine guten Seiten; die frische, gesunde Luft, die Entbehrungen, der verantwortungsvolle Posten tragen auch dazu bei, die geistige und körperliche Entwicklung zu fördern. Die lustigsten Leichtfüße werden besonnen und ernst, es ist ihnen hier auch Gelegenheit geboten, etwa zerrüttete Verhältnisse wieder zu ordnen, da nur wenig Gelegenheit da ist, Geld auszugeben, und die Besoldung und mancherlei Nebeneinnahmen verhältnismäßig hoch zu nennen sind. Einen von Bosnien wieder in zivilisirte Verhältnisse heimgekehrten erkennt man unfehlbar an seinem ernsten, gemessenen Wesen, an der gebräunten Gesichtsfarbe und an einer gewissen Unbeholfenheit im gesellschaftlichen Verkehr.

Die Wintermonate aber dort oben sind entsetzlich! Durch die Spalten des hölzernen Blockhauses dringt die eisige Bora, deren Angriffen die ächzenden Balken und Dächer kaum stand zu halten vermögen. Meterhoher Schnee macht die Patrouillengänge beschwerlich und gefährlich, die Verbindung mit der Welt ist noch mehr abgeschnitten als sonst; zum Glück ist dann wenigstens die Umgegend auch etwas sicherer und der Dienst dadurch erleichtert. Bisweilen stattet der Wolf seine Besuche ab, um die Speiseüberreste, mitunter dicht vor der Blockhausthür, abzuholen, freilich um auch manchmal seinen warmen Pelz dafür zu lassen. Es giebt aber auch Festlichkeiten am Kordon, so zu Kaisers Geburtstag, beim Besuch eines höhern Vorgesetzten, oder auch — wenn eine böhmische Musikbande erscheint. Die wandernde Muse, in Gestalt einiger abgelebten Kunstjüngerinnen, von denen eine die Violine, die andre die Guitarre, die dritte die weltberühmte, nationale Harfe mit ihren Fingern quält, und eben so viele Mannsbilder mit Violine, Ziehharmonika und ohrenzerreißender Klarinette, verirrt sich so oft ins Okkupationsgebiet, daß man, besonders im Herbst, fast in jedem kleinen Neste auf ihre Kunstleistungen stößt. Wenn aber die Ohren der Zuhörer hinlänglich gemartert worden sind, macht die Gesellschaft noch vor ihrer „unwiderruflichen" Abreise kleine Abstecher in die Umgebung auf die vorgeschobenen Posten, damit auch der dortigen Besatzung einmal ein Ohrenschmaus zu teil werde. Die Damen zu Pferde (Damensättel sind im Okkupationsgebiet ein unbekannter Luxus), die Herren auf Schusters Rappen, wandern sie über Berg und Thal. Mir ist ein lustiges Abenteuer mit einer solchen Bande begegnet, das ich dem Leser nicht vorenthalten will, obwohl die Bezeichnungen lustig und Abenteuer dabei nur in dem den Kordonverhältnissen entsprechenden Sinne aufzufassen sind. Auf einer Dienstreise, die ich durch mehrere Kordonposten unternehmen mußte, matt von der drückenden Hitze, verdrossen und verstimmt, da ich schon seit einer Woche ohne Nachrichten aus der zivilisirten Welt geblieben war, lagerte ich mich, um mir und meinem

Digitized by Google

Gaul eine Rast zu gönnen, auf einer Waldwiese, an der sich mehrere Wege kreuzten. Plötzlich erblickte ich auf einer gegenüberliegenden Anhöhe auf einem schmalen Pfade eine Reitergesellschaft, in der ich vier Damen und zwei Herren unterscheiden konnte. Türkinnen oder Einheimische waren es nicht, da ich die weiße Umhüllung von Gesicht und Kopf vermißte, die Damentoiletten zu grell waren (die Reisekleider der Türkinnen sind dunkelgrün oder schwarz) — also: willkommene Gäste von draußen. Bald hatte die Gesellschaft die Wiese erreicht, aus einiger Entfernung konnte ich unterscheiden, was ich für Landsleute vor mir hatte, einzelne vernehmbare Worte ließen keinen Zweifel, daß die Reiter nichts andres als fahrende Musikanten waren. Da stieg mir ein Gedanke auf: wie wär es, wenn ich in Begleitung dieses Orchesters meinen Einzug in das benachbarte Blockhaus hielte, um meinem lieben Freunde eine Überraschung zu bereiten? Bald war ich mit den Vorbereitungen fertig, und wir machten uns auf den Weg. Tausend Schritt vor dem Blockhaus ordnete ich meinen Zug. Die Spitze ward von der schmucken Kathinka mit der Harfe gebildet, ihr folgten Marianka und Toni mit Guitarre und Violine, dann „Herr Franz" und „Fräulein Fanny" mit erster und zweiter Violine, „Herr Hans" mit der Klarinette bildete den Schluß, die Nachhut ward durch meine stattliche Meute und meine Wenigkeit gebildet. Ich ließ den Radetzkymarsch spielen, den ersten, den die naheliegenden montenegrinischen Berge zu hören bekamen, als uns plötzlich ein donnerndes „Wer da?" und blitzende Bajonette aufhielten. Ein Detachement bildete hier einen sogenannten „Vorpaß" zur Beobachtung eines Pfades, der sich von der steilen Grenzwand herabschlängelte und bisweilen von Liebhabern fremder Hammel benutzt wurde. Nach Abgabe der Parole ordnete ich meinen Zug von neuem, der unterbrochene Marsch ging in eine lustige Polka über, und wenn auch die frommen bosnischen Gäule keine Notiz von den falschen Tönen nahmen, hatte ich doch Mühe genug, mein klarinettescheues Pferd und die sehr wenig musikalisch angelegte Meute in Ordnung zu halten. Endlich war das Blockhaus erreicht, zu Ehren der hier garnisonirenden Kompagnie zogen wir unter den Klängen einer Czardas ein, meine Gäste wurden feierlich empfangen, und sogleich wurde ein noch nie dagewesenes Fest improvisirt. Bald loderten lustig zwei große Feuer, ein frisch gekaufter Hammel wurde geschlachtet und hungarico modo zum Paprikas bereitet. Vom Lieferanten wurde ein Fäßchen Wein requirirt, und aus Anlaß des „hohen Besuchs" Konzert veranstaltet. Die Mitteilung des Programms erspare ich mir, allerlei Märsche, Walzer und Quadrillen und die mit heiserer Stimme von „Fräulein Fanny" vorgetragenen Lieder befriedigten das Verlangen der Garnison nur unzulänglich, bald erschien eine Deputation mit der Bitte, einen Tanz arrangiren zu dürfen, was ihr in liberalster Weise bewilligt wurde. Nun flogen die tanzlustigen Künstlerinnen von kräftigem Soldatenarm geschwungen auf dem festgestampften Holzplatz

Digitized by Google

dahin, dem Walzer folgte die Polka und der Czardas unter den Klängen von drei Violinen (die „Herren" Franz und Hans waren zum Spielen verurteilt, und ein musikkundiger Zigeuner wurde zur Aushilfe kommandirt). In der Tanzpause gab es dann ein Nachtmahl, Soloproduktionen des Zigeuners Fedko, der froh war, wieder eine Violine in die Hand zu bekommen, und eines einheimischen Dudelsackpfeifers, ein nationales „Kolo," ausgeführt von einigen Burschen und Mädchen, die von der Musik herbeigelockt waren, dann wieder Tanz. Die frohen Gesichter der Mannschaft, die freudigen Mienen und Gebärden, mit der sie von der ihnen erteilten Tanzerlaubnis Gebrauch machten, werde ich nicht vergessen. Die schmucken Siebenbürger Sachsen und ein zufällig dem Streifkorps zugeteilter Wiener „Strizzi" produzirten sich in ihrem „Schieberischen," die Walachen und Rumänen mit ihrem bärenhaften rumänischen „Kolo," rectius Stampfmühle, die ungarischen „Backas" mit frisch aufgewichstem Schnurbart im Czardas. Die Tänzerinnen waren unermüdlich, und das der Mannschaft gespendete Fäßchen Etappenwein hob die Stimmung derart, daß es eines energischen Befehls bedurfte, um dem Feste gegen ½3 Uhr früh ein Ende zu machen. Die Gesellschaft übernachtete in einem aufgeschlagenen Zelte und zog am nächsten Morgen weiter. Das Blockhaus versank wieder in die alte Ruhe. ♁

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Ungenügende Strafen. Man hört so häufig Klagen über die Unzulänglichkeit und Unzweckmäßigkeit des heutigen deutschen Strafsystems. Zum Teil sind es Fachmänner, die sich tadelnd in dieser Richtung ausgesprochen haben, teils Laien, und es wäre gewiß verfehlt, dem Laien auf diesem Gebiete ein gesundes und richtiges Urteil abzusprechen. Ob die Härte einer Strafe der Schwere des geahndeten Vergehens entspricht, darüber hat nicht nur der Jurist, sondern jeder ein Urteil, der überhaupt empfinden kann.

Unser Reichsstrafgesetzbuch weist an Hauptstrafen auf: die Todesstrafe, die Geldstrafe und die Freiheitsstrafe. Die Freiheitsstrafen nun sind gerade der Stein des Anstoßes. Nicht gegen die Freiheitsstrafe an sich, wohl aber gegen die niedrigen Gefängnis- und Haftstrafen, wie sie heute täglich verhängt werden, richten sich in erster Linie die Angriffe. Diese Strafen wirken weder bessernd noch abschreckend auf die Bestraften, sondern, wie allgemein anerkannt wird, geradezu entsittlichend. Man ist denn auch in der neuesten Zeit mit verschiedenen Reformvorschlägen hervor-

Digitized by Google

getreten; ich erwähne nur das sogenannte belgische Strafsystem mit der bedingten Verurteilung (condemnation conditionelle).

Ich bilde mir nun keineswegs ein, mit den folgenden Auseinandersetzungen einen Weg anzugeben, auf dem die Übel, an denen unser Strafsystem krankt, gänzlich zu beseitigen wären. Wohl aber glaube ich, den Leser überzeugen zu können, daß noch eine Möglichkeit offen ist, die niedrige Freiheitsstrafe in vielen Fällen ganz zu beseitigen und durch eine sehr einfache, aber wirksame Strafe zu ersetzen. Ich möchte nämlich vorschlagen, neben die drei genannten Hauptstrafen eine vierte Strafe zu stellen, die jedem von uns bekannt ist und deren vorzügliche Wirkung mancher in jungen Jahren an sich selber verspürt haben mag: die Prügelstrafe. Sie ist ja erst vor etwa fünfzig Jahren abgeschafft worden, weil man sie für grausam und „unhuman" und daher für verwerflich hielt. Es giebt aber jetzt genug Leute, die dieser Ansicht nicht mehr sind, die das Fehlen der Prügelstrafe sehr bedauern und eine Wiedereinführung derselben freudig begrüßen würden.

Es ist selbstverständlich, daß nicht überall die niedrige Freiheitsstrafe durch die Prügelstrafe ersetzt werden kann; es handelt sich nur um einen bestimmten Kreis von Vergehen. Überall da, wo Rohheit, Gemeinheit, Zerstörungslust u. s. w. die Quelle der Vergehen sind, halte ich die Prügelstrafe für die einzig wahre und entsprechende Vergeltung. Denken wir uns nur folgenden Fall. Auf einem freien Platz in einer kleinen Stadt sind zur Verschönerung ringsherum junge Linden angepflanzt worden. Einige Wochen später, nachdem die Bäume gut angewachsen sind, kommen des Nachts rohe Burschen und schlagen zum bloßen Vergnügen mit einer Axt sämtliche Linden an der Wurzel ab. Die Freude der ganzen Stadt ist in einer Nacht der Zerstörungswut roher Gesellen zum Opfer gefallen. Ich zweifle nicht daran, daß jeder Mensch, der von dieser Begebenheit hört, wenn er nur einen Funken von Anstands- und Sittlichkeitsgefühl hat, empört und entrüstet sein wird. „Die Menschen verdienten Prügel!" oder „Schade, daß wir keine Prügelstrafe mehr haben," das sind die Äußerungen, die man im großen Publikum bei derartigen Gelegenheiten hundertfach hören kann. Gerade in einem solchen Falle aber sollte in einer den Gefühlen des Publikums entsprechenden Weise gestraft werden. Es ist nicht etwa nur die Stadt als solche, als die Stifterin und Eigentümerin jener Verschönerungsanlagen, die für den angerichteten Schaden Sühne verlangt. Nein, jeder Bürger, jeder Einwohner der Stadt wird durch die That beleidigt; jeder möchte am liebsten sich persönliche Genugthuung verschaffen. Ob nun das Bewußtsein, daß die Thäter zu einer Gefängnisstrafe von etwa sechs Monaten verurteilt worden sind, besser geeignet ist, dem aufgeregten Publikum die Genugthuung zu geben, die es fordert, als das Bewußtsein, daß sie täglich mit gehörigen Stockschlägen traktirt werden, möchte ich bezweifeln. Gerade darum aber handelt es sich, die Gemüter zu beruhigen, den Wunsch der Einwohner nach Vergeltung in möglichst ausgiebiger Weise zu befriedigen. Ich will durchaus nicht behaupten, daß in den Augen des Publikums eine sechsmonatliche Gefängnisstrafe keine Rolle spiele; aber das Publikum weiß, daß ein Strolch sich aus einer kleinen Freiheitsstrafe nichts macht. Und hier komme ich auf den Punkt, der von den Gegnern der niedrigen Freiheitsstrafen am meisten hervorgehoben wird. Die Thäter sind oft geradezu froh, daß sie ein Unterkommen gefunden haben, wo sie auf Staatskosten gespeist und im Winter erwärmt werden. Mit Wohlbehagen sitzen sie ihre Zeit ab; kaum haben sie die Freiheit wiedererlangt, so begehen sie ein ähnliches Verbrechen, das ihnen wieder auf einige Zeit ein bequemes, sorgenfreies Leben verschafft. Ich bin fest überzeugt, daß die geringen Freiheitsstrafen

Digitized by Google

in sehr vielen Fällen für Unbemittelte geradezu ein Sporn sind, alle möglichen Schändlichkeiten zu verüben. Eine Strafe, die eine wirkliche Strafe in den Augen der Mitmenschen wäre, ist somit die niedrige Freiheitsstrafe in vielen Fällen nicht, wohl aber die Prügelstrafe.

Noch ein andres Beispiel mag angeführt sein. Ein Fuhrmann mißhandelt sein Pferd, das nicht imstande ist, den schwerbeladenen Wagen zu ziehen, in einer derartigen Weise, daß das erschöpfte und geängstete Tier zusammenbricht. Ich brauche meine obigen Auseinandersetzungen nicht zu wiederholen, ich überlasse es dem Leser, sich nach seinen Gefühlen ein Urteil darüber zu bilden, ob die Freiheitsstrafe hier im entferntesten den gleichen Nutzen und Erfolg haben würde wie die Prügelstrafe. Die höchste Freiheitsstrafe, die nach unserm Strafrecht den Thäter in diesem Falle treffen kann, beträgt sechs Wochen Haft.

Man wird nun fragen: Wo ist die gesetzlich bestimmte Grenze, wo fängt die Rohheit an, wo hört sie auf? Eine solche feste Grenze ist aber durchaus nicht erforderlich. Dem Richter kann die Entscheidung darüber im einzelnen Falle recht gut anheimgegeben werden, das Gesetz kann ihm in der Weise Spielraum lassen, daß, wie er jetzt etwa zwischen Freiheits- und Geldstrafe zu wählen hat, er zwischen drei Strafen die Wahl hat, Geld-, Freiheits- und Prügelstrafe.

Zum Schluß will ich noch meine Vorschläge auch den prinzipiellen Gegnern der Prügelstrafe gegenüber, die sie vom sittlichen, gesundheitlichen u. s. w. Standpunkt aus bekämpfen, zu rechtfertigen versuchen.

Man hat zunächst auf die ungleiche Wirkung der Prügelstrafe auf die verschiedenen Menschen aufmerksam gemacht. Sie soll sittlich vernichtend auf den Ehrliebenden wirken, während dies bei dem Ehrlosen nicht der Fall sei. Ich glaube, dies kann für uns nicht in Betracht kommen. Einem Menschen, der solcher Rohheiten und Gemeinheiten fähig ist, wie sie eben geschildert wurden, spreche ich jedes Ehrgefühl ab. Neben der Ungleichheit der sittlichen Wirkung macht man die der physischen geltend. Man behauptet, die Prügelstrafe reibe den Schwächlichen auf, lasse dagegen den Starken unversehrt. Darauf ist zu erwidern, daß die Prügelstrafe nicht die einzige Strafe ist, der dieser Mangel anhaftet. Die Freiheitsstrafe wirkt ebenfalls bei kranken Menschen stärker als bei gesunden und kräftigen; und vor allen Dingen ist daran zu erinnern, daß ein und dieselbe Geldstrafe den Unbemittelten geradezu vernichten kann, während sie den Wohlhabenden nicht im entferntesten empfindlich trifft.

Man sagt auch: die Vollziehung der Prügelstrafe könne wohl Mitleid mit dem Sträfling, Unwillen gegen die Behörde, aber keine Genugthuung hervorrufen. Auch dieser Einwand erledigt sich im Hinblick auf die obigen Fälle von selbst. Ich habe hingewiesen auf die Entrüstung und Empörung des Publikums im Falle einer rohen That; ich zweifle sehr daran, ob das Publikum wirklich Mitleid empfinden wird, wenn der Thäter hier seine Prügel bekommt, ob es vom Unwillen gegen die Behörde ergriffen werden wird, ob es nicht vielmehr mit Genugthuung allgemein empfinden und aussprechen wird: dem Menschen geschieht nach Verdienst.

Ferner sagt man, die Prügelstrafe vernichte das Ehrgefühl und damit die Grundbedingung der Besserung, ja sie entspreche nicht einmal dem Zwecke der Abschreckung, denn sie rufe in dem Gestraften Haß, Entrüstung und Widerstand auf. Wenn überhaupt — was ich schon in Abrede gestellt habe — bei einem rohen Gesellen von Ehrgefühl die Rede sein kann, so ist es wiederum nicht die Prügelstrafe allein, die das Ehrgefühl vernichtet. Wer fünf Jahre im Zuchthaus gesessen hat, wem die bürgerlichen Ehrenrechte auf zehn Jahre aberkannt sind, der dürfte

Digitized by Google

in seinem Ehrgefühl nicht minder verletzt sein. Und erwartet man nicht auch von diesem Besserung? Die genannten weitern Folgen der Prügelstrafe: Haß, Entrüstung und Widerstand hat, glaube ich, bei ungebildeten Menschen jede Strafe.

Endlich heißt es: Die Prügelstrafe drückt nicht etwa nur dem Verbrecher den Stempel der Gemeinheit auf, sondern sie trägt ihn selbst und entehrt dadurch die Behörde. Wer aber wegen Rohheiten und Gemeinheiten bestraft wird, bekommt den Stempel der Gemeinheit nicht erst durch die Prügelstrafe, sondern er trägt ihn an sich schon auf der Stirn. Die Gemeinheit seiner Gesinnung und Handlungsweise liegt eben vor aller Welt klar zu Tage. Daß sich die Behörde durch Erteilung der Prügelstrafe entehre, möchte ich ebenfalls bezweifeln. Eltern, die ihre Kinder, Lehrer, die ihre Schüler züchtigen, thun ein gutes und nützliches Werk. Daß sie sich dadurch entehrten, hat meines Wissens noch niemand behauptet.

Zu allerletzt sei auch noch der gesundheitlichen Seite mit wenigen Worten gedacht. Die körperliche Züchtigung soll der Gesundheit gefährlich sein, besonders bei jugendlichen Personen. Ist es aber mit der Freiheitsstrafe anders? Der Mensch, der in Freiheit lebt und täglich an die frische Luft kommt, befindet sich sicher wohler als der, der Wochen oder Monate lang hinter Schloß und Riegel sitzt. Wenn aber die Prügelstrafe bei jugendlichen Personen wirklich von besonders schädlicher Wirkung ist, so versäume man ja nicht, den Eltern und Lehrern das Züchtigungsrecht sobald als möglich zu nehmen.

Die Prügelstrafe ist also nicht gefährlicher als andre Strafen, insbesondre in solchen Fällen, für die ihre Wiedereinführung vorgeschlagen worden ist, und wir hoffen, daß bei einer dereinstigen Reform unsers Strafsystems auch der Prügelstrafe da, wo sie von Nutzen sein kann, wieder der ihr gebührende Platz eingeräumt werde.

Auch einer. Dem in Nr. 26 der Grenzboten enthaltenen Aufsatze „Gustav Freytag und die Fremdwörter“ möchte ich in den folgenden Zeilen einen zweiten Fall ähnlicher Art zur Kennzeichnung der berühmten Berliner Erklärung anreihen. Er ist ebenfalls bezeichnend genug für die Art ihres Zustandekommens und betrifft die Unterschrift Ernst Häckels.

Die zahlreichen Anhänger, Verehrer und Schüler des Genannten sind gewiß nicht wenig erstaunt gewesen, den Namen des Jenaer Naturforschers mit an der erwähnten Stelle zu finden. Mag man ihm wie seinen Forschungen und Überzeugungen gegenüber stehen, auf welchem Standpunkte man wolle; wer seine Schriften kennt, wird zugeben, daß sie sich neben ihrem Inhalte durch große Formvollendung auszeichnen. Diese beruht aber nicht zum geringsten Teile auf Häckels eigenartiger Freiheit, Worte und Wendungen zu bilden. Häckels Schriften fallen, ungleich denen mancher andern der 48 Unterzeichner, aufs angenehmste durch ihre ungekünstelte Sprachreinheit auf; auch ist dies keineswegs erst in den neuesten Auflagen der Fall, vielmehr schon vor zwanzig Jahren ebenso hervorgetreten wie jetzt. Häckels Verdienst in dieser Beziehung ist um so weniger zu unterschätzen, als seine Werke großenteils gemeinverständlicher Art sind und von Anfang an große Verbreitung gefunden haben. Wie gerät nun sein Name unter die der Gegner seiner eignen Bestrebungen?

Auf den ersten Blick scheint die Antwort gegeben zu sein, wenn man sich die zahlreichen fremden, besonders griechischen Ausdrücke vergegenwärtigt, deren sich Häckel zu bedienen pflegt und die großenteils erst von ihm selbst zur Bezeichnung

Digitized by Google

neugeschaffner oder neubegrenzter Begriffe gebildet und in die Sprache der Wissenschaft eingeführt worden sind. Aber dagegen ist doch zweierlei zu bemerken. Erstens nämlich richtete sich die „Erklärung“ ihrem Wortlaute nach überhaupt gegen Selbstthätigkeit und schöpferische Wirksamkeit des Einzelnen; die „Reichssprachmeister“ wurden zwar bekämpft, aber im Grunde genommen warfen sich die Erklärer selbst gerade durch ihre Erklärung zu solchen auf. Sie, die allein ihre Worte „mit Bedacht“ zu wählen wußten, übten nur ihr „gutes Recht“ als „Führende,“ indem sie entschieden, was Recht und was Unrecht sei. Im Grundgedanken haben sie das gethan, wenn auch im einzelnen die Ausführung ihnen vorbehalten bleibt. Die die „Erklärung“ zurechtmachten, konnten recht wohl wissen, daß der Allgemeine deutsche Sprachverein nicht nur „maßvolle Satzungen“ hat, sondern daß er gerade die Freiheit in der Entwicklung der lebenden Sprache schützen und nur die heimischen Triebe vor dem Überwuchern durch fremdes Unkraut bewahren will, damit sie sich entfalten und mit diesem in Wettbewerb treten können. Gesetzt aber, man wollte das „gute Recht“ der „Führenden“ anerkennen, dann dürfte man doch wohl von jedem Unterzeichner der gewaltigen Kundgebung verlangen, daß er selbst frei sei von dem Fehler, der unter seiner Billigung andern vorgeworfen wird. Und da darf man wohl fragen, ob nicht der einen Sprache recht sei, was der andern billig ist, und ob der Schöpfungstrieb des Einzelnen nicht vor der griechischen als einer starrgewordenen und schrifttümlich abgeschlossenen eher Halt machen müßte als vor der germanischen Schwester, die sich in lebensvoller Entwicklung, wenn auch vielleicht zuweilen im Knospenschlafe befindet.

Die beste Antwort auf diese Frage giebt Haeckel selbst. Nur selten verabsäumt er es, seinen neugeschaffenen Wortbildern griechischen Ursprungs sogleich entsprechende, meist glückliche Verdeutschungen beizufügen. Gerade er zeigt und lehrt uns an hunderten von Stellen seiner Schriften, welcher Leistungen das Deutsche selbst auf einem Gebiete fähig ist, wo es gewöhnlich für ganz besonders schwierig gilt, mit den Mitteln einer Sprache auszukommen: auf dem der Weltbetrachtung und der Naturforschung. Einige Beispiele mögen dies zeigen.

Von Haeckel rühren die Worte „Ontogenie“ und „Phylogenie“ her, die so vielfach in dem Streite über die Entwicklungsgeschichte der lebenden Erdenwelt gebraucht worden sind und noch gebraucht werden. Er hat sie aber nicht gebildet, ohne sie zugleich durch die Ausdrücke „Keimesgeschichte“ und „Stammesgeschichte“ zu verdeutschen; er spricht das „biogenetische*) Grundgesetz“ aus: „Die Keimesgeschichte ist eine abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte.“ Und ist der Gedanke, den er ausdrücken will, nicht auch in dieser Form sofort verständlich, ja unmittelbarer, schneller verständlich selbst für den Kenner des Griechischen, als wenn statt der deutschen Bezeichnungen hier die Worte „Ontogenie“ und „Phylogenie“ gewählt wären? An andrer Stelle spricht Haeckel von „Morphonten“ und „Bionten,“ setzt aber selbst daneben „Formeinheiten“ und „Lebenseinheiten.“ Er verdeutscht Lamina dorsalis mit „Hautblatt“ und Lamina gastralis mit „Magenblatt“; er bildet die Worte „Gymnocyten“ = „Urzellen“ und „Lepocyten“ = „Hüllzellen.“ Die Planula ist ihm eine „Flimmerlarve,“ die Gastrula eine „Darmlarve“; „Antimeren,“ „Metameren,“ „Prosopen,“ „Cormen“ setzt er gleich mit Gegenstücken,“ „Folgestücken,“ „Personen,“ „Stöcken“: ja wir finden sogar „Organe“ = „Werkstücke,“ was doch gewiß nach den „maßvollen Satzungen“ des

*) Das Wort „biogenetisch“ ist eins der wenigen, die sich bei Haeckel, obwohl oft angewandt, nicht verdeutscht finden; seine Ersetzung dürfte auch besondre Schwierigkeiten bieten.

Digitized by Google

Allgemeinen deutschen Sprachvereins schon recht weit gegangen ist! Auch für Protoplasma hat Haeckel ein deutsches Wort; er setzt dafür „Zellstoff," was, obwohl recht gut passend, sich leider nicht eingebürgert hat.*)

Die vorstehenden Beispiele bilden nur eine kleine Auslese, willkürlich und planlos herausgegriffen. Sollte aber dieses alles nicht darauf hinweisen, daß nicht bloß die Möglichkeit deutscher Bezeichnung hier vorliegt, sondern auch das Bedürfnis darnach von dem Forscher empfunden wird, der sich dem Gebildeten verständlich machen will? Liegt nicht eine stillschweigende Anerkennung eines solchen Bedürfnisses in der mitgeteilten Thatsache, mag auch Haeckel nicht daran gedacht haben, als er seinen Namen unter das ihm dargebotene Schriftstück setzte?

Die Zeichen mehren sich, daß die Inhaber der Namen unter der „Erklärung" zum Teil falsch berichtet gewesen sein müssen. Ernst Haeckel ist sicherlich einer von ihnen; denn nach seiner Schreibweise könnte er ganz wohl Mitglied des Sprachvereins sein, ohne gegen dessen Satzungen zu verstoßen. Die nebenbei von ihm geübte Anwendung der obigen griechischen und lateinischen Ausdrücke als wissenschaftlicher Kunstausdrücke wird auch im deutschen Spachverein niemand anfechten; aber die angeführten Beispiele dürften genügen, um zu zeigen, daß sie nicht unentbehrlich sind, daß gerade sie vielmehr nur einen Nothehelf bilden, geboten lediglich im Nutzen des geistigen Gesamtverkehrs verschiedner Völker. Eben darum aber dürfen sie auch nur ein Nebenbehelf sein; der stärkste Reiz auf die Denkfähigkeit zum schnellen und unmittelbaren Verständniß wird eben auch bei dem Gelehrten stets durch Worte der eignen Sprache ausgeübt. Freilich müssen bei etwaigen Neubildungen die Mittel der Sprache mit besonderm Verständniß angewandt werden; aber daß „sprach- und sinnwidrige" Schnellgeburten nicht aufkommen, dazu ist ja eben der Sprachverein da; und er wird sicherlich eine zuverlässigere Abwehr gegen dergleichen bilden, als allgemeine Anschuldigungen ohne Hintergrund nach Art der Erklärung der Achtundvierzig.

Im übrigen wäre die Wiederbelebung so mancher im Verkümmern begriffener Bildungstriebe unsrer Sprache an sich ein Gewinn, selbst wenn hin und wieder einmal eine unvorsichtige „Schnellprägung" mit unterlaufen sollte. Die Gewohnheit mag eine solche wohl zuweilen mit in den Kauf nehmen, jedenfalls aber thut sie es dann ohne dauernde Schädigung der Sprache. Hat sie sich auch Bildungen wie „Kleinkinderbewahranstalt," „Meistbegünstigungsvertrag" oder „Unfallverhütungsausstellung" gefallen lassen, so werden doch derartige Wortungetüme von dem guten Geschmack immer als Mißgeburten empfunden werden, und wir können sie bei einigem guten Willen immer noch ausscheiden, eben weil ihre Mängel durch die deutsche Form offen zutage liegen. Mit Fremdwörtern ähnlicher Art ist es anders; sie sind nicht so greifbar und darum zäher, so lange sich unser Sprachgefühl nicht im allgemeinen gegen sie auflehnt; ein Ungetüm wie „Transsubstantiationstheorie" geht da ganz ungehindert mit durch. Sie bedrohen das Leben unsrer Sprache, das wie alles Leben nur da wieder erweckt werden kann, wo es wenigstens noch schlummert, nicht, wo es bereits entflohen ist. Ernst Haeckel wir dem deutschen Sprachverein gewiß Recht darin geben, daß der Verein sorgen will, ehe es zu spät wird, damit auch hierin „die Sprache nicht verarme."

*) Man hat daneben „Cellulose" = „Zellstoff," was bekanntlich einem andern Begriffe entspricht und nicht den ursprünglichen Bestandstoff der Zelle, sondern ein späteres Umwandlungserzeugnis, den Zellwandstoff, bezeichnen soll. Übrigens wendet Haeckel auch den Ausdruck „Lebensstoff" für Protoplasma an, der vielleicht jetzt eher neben beiverwendbar wäre.

Digitized by Google

Es scheint aber, wir leben im Zeitalter der „Notabeln"-Erklärungen. Sie kennzeichnen sich als ein letzter Versuch, erfolgreichen Bestrebungen durch Ausspielung persönlichen Ansehens den Lebensfaden abzuschneiden. Man kann sie als ein Zeichen betrachten, daß die Strömung, der sie einen Damm entgegensetzen sollen, stark und gesund genug ist, über alle Hindernisse hinweg sich Raum zu schaffen. Genützt haben sie noch nichts, geschadet auch nichts, wenigstens nicht der Sache, gegen die sie gemünzt waren. Und die man durch das Namensansehen andrer zur Umkehr bewegen wollte, die haben sich auch in diesem Falle nur fester in ihrer Überzeugung zusammengefunden. Mit dem „Baugemachen" ist es nichts rechtes mehr.

Litteratur

Von Gravelotte nach Paris. Erinnerungen aus dem deutsch-französischen Kriege von General Philipp Sheridan. Deutsch von Udo Brachvogel. Leipzig, C. Reißner, 1889

Das Buch bildet einen Teil der hinterlassenen Denkwürdigkeiten des vor einigen Jahren verstorbenen nordamerikanischen Generals, der, nachdem er sich im Sezessionskriege ausgezeichnet hatte, einige Jahre den Oberbefehl über die „Militär-division des Missouri" im Gebiete der Felsengebirge führte und 1870 mit Erlaubnis des Präsidenten Grant einige Wochen den Krieg in Frankreich als Beobachter im deutschen Hauptquartiere mitmachte, wozu er die Augen des Fachmannes und die Gabe, unparteiisch zu urteilen, mitbrachte. Bekanntschaft mit diplomatischer Sprache dagegen scheint nicht seine Stärke gewesen zu sein; sonst hätte er gewisse Äußerungen, die der Bundeskanzler im Verkehre mit ihm that, nicht so naiv für baare Münze genommen. Seine Mitteilungen ergänzen in mehrern Stücken, wenn auch meist nur in Kleinigkeiten, die Tagebuchsblätter, die Busch in seinem Buche „Graf Bismarck und seine Leute" verwertet hat. Von besonderm Interesse ist, was er als Augenzeuge über die Schlacht bei Gravelotte berichtet. Er war dann auch bei den Schlachten von Beaumont und Sedan zugegen, zog mit der deutschen Armee nach Rethel und Reims und zuletzt nach Versailles und verließ hier am 14. Oktober den Kriegsschauplatz, um zunächst nach Brüssel und hierauf nach Konstantinopel zu gehen. Wesentlich Neues enthalten seine Erinnerungen nicht. Auch sind sie nicht frei von Irrtümern, die auch an der Zuverlässigkeit andrer Partien seiner Erzählung zweifeln lassen. Nicht richtig sind z. B. die Umstände und Vorkommnisse wiedergegeben, die die Übergabe des kaiserlichen Briefes an König Wilhelm auf dem Hügel vor Sedan begleiteten. Das Weberhaus, wo Napoleon mit Bismarck am nächsten Morgen zusammentraf, ist nicht Teil eines Örtchens, sondern steht einsam. Der Kanzler kann nicht nach der Schlacht und überhaupt niemals zu Sheridan gesagt haben, er erwarte nun die Errichtung einer Republik und fürchte sie (Seite 69) u. dgl. m. Sheridan

Digitized by Google

sollte sich früher einmal ungünstig über die deutschen Truppen geäußert haben, aber die Widerlegung des Gerüchts ließ nicht auf sich warten, und in den hier vorliegenden Erinnerungen ist er voll Anerkennung, nur die Leistungen der Kruppschen Geschütze nimmt er davon aus. Von Moltke rühmt er, daß er so bescheiden auf sein „gewaltiges Werk" blicke, und nennt ihn einen „wunderbaren Geist," der „ein militärisches System zur Vollendung brachte, nach welchem 800000 Mann [in Wahrheit zu Anfang etwa 650000] mit noch nie dagewesener Geschwindigkeit mobil gemacht und dann mit einer solchen Sicherheit der Berechnung in Bewegung gesetzt wurden, daß es nur eines Feldzuges von sieben Monaten bedurfte, um die militärische Macht Frankreichs zu zerstören." „Die deutsche Kavallerie bewies bei Gravelotte hohen Mut und gute Disziplin. Die nicht der Infanterie zugeteilte Reiterei kam der Obliegenheit, Front und Flanken zu decken, in vollkommener Weise nach. Die Infanterie der Deutschen war so ausgezeichnet, wie ich nur je eine gesehen. Die Leute waren jung und abgehärtet und marschirten elastischen Schrittes. Nie gab es eine Verzögerung, wenn das Signal zum Aufbruch ertönte, alle waren sofort zur Stelle, und auf dem Marsche entstand keine Lockerung der Reihen." Wir denken, man kann mit diesem Lobe aus der Feder eines so tüchtigen Generals wie Scheridan wohl zufrieden sein, zumal da er ohne Zweifel den Franzosen als Republikanern im Grunde geneigter war als uns.

Die kulturhistorische Entwicklung Deutschlands in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in (?) besondrer Bezugnahme auf die sächsischen Lande, von Dr. th. et phil. Philipp Mayer, bearbeitet von Dr. Rudolf Carius. Cottbus, Kühn, 1889

Der großartige Titel dieser Schrift darf nicht irre führen, obgleich er durch ein von dem Verleger unterzeichnetes lobhudelndes Vorwort gestützt wird. Das nachgelassene Werkchen ist ein bloßes Kompendium, keine historische Schrift, der Stil demgemäß gespannt und gedrängt. Von „kulturhistorischer" Entwicklung hat der Verfasser sehr dunkle Ideen, die Kulturgeschichte scheint ihm wieder wesentlich bei den Fürsten vorzukommen, sofern sie außer Politik auch andres, wie Aberglauben und Wissenschaft, treiben. Die zweite Hälfte der Schrift, die die sächsischen Fürstlichkeiten der Zeit spezieller betrifft, ist besser, und die sächsischen Landsleute, die keine tiefern Studien machen können, werden aus dem Buche die im ganzen unwichtigen und elenden Ereignisse an den kleinen Höfen, z. B. die Grumbachschen Händel, die Hinrichtung von Krell und andres, sich bequem wiederholen können.

Das Rechtsleben der deutschen evangelischen Landeskirchen. Umrisse zur Orientirung für Geistliche und Gemeindeglieder von Dr. Otto Mejer. Hannover, Karl Mayer (Gustav Prior), 1889

Der Verfasser, längst bekannt als ein hervorragender Dozent des Kirchenrechts und Kenner der römischen Kirche und Propaganda, hat in seiner jetzigen hohen Stellung wohl öfters erfahren, wie dürftig die Kenntnisse evangelischer Geistlichen und Laien von dem Rechtsleben der eignen Konfession sind. Selbst die Anhänger der sogenannten Hammersteinischen Anträge werden keine Ausnahme machen. So hat er sich zum Besten weiter Kreise entschlossen, statt der weitläufigen Darstellungen, die kanonisches und jetziges evangelisches Recht durcheinander werfen, ein evangelisches Kirchenrecht im Kleinen zusammenzustellen nach Maßgabe der Zustände, wie sie sich gesetzlich ziemlich gleichartig, namentlich in Preußen verhältnißmäßig deutlich, entwickelt haben. Er thut noch mehr, denn ohne eine gewisse Kenntnis der alten lateinischen Kirche und der frühern reformatorischen Landes-

Digitized by Google

kirchen läßt sich auch der jetzige Rechtsboden der evangelischen Kirchen nicht wirklich verstehen, und darum weiht er uns in diese Entwicklung kurz und bündig ein, um dann den Einzelbestand des modernen Rechtslebens in der evangelischen Kirche zu beschreiben. Sehr wirksam ist es, wenn er überall in den konstitutionellen Zeiten seit 1848 die Eigentümlichkeit der Kirche, wonach sie genossenschaftlich, sozial, als Interessenverband auftritt, ausführlich hervorhebt. Wir kennen bei uns von diesen lebhaften Bestrebungen gegenüber dem landeskirchlichen Regiment erst die Anfänge; das „Zentrum" der katholischen Kirche zeigt viel besser, welche Macht unter Umständen in dem Interessenverbande liegt. Aber wer weiß, wie wir uns an der Hand der Herren Kleist-Hammerstein-Brüel-Stöcker noch weiter entwickeln werden!

Altenstein, Fichte und die Universität Erlangen. Festgruß zur Einweihung des neuen Kollegiengebäudes von Lic. Dr. W. Germann, Kirchenrat. Mit einer Abbildung des neuen Kollegiengebäudes. Erlangen, Blaesing, 1889

Der spätere preußische Kultusminister Karl Freiherr Altenstein wird hier aus aktenmäßigen Quellen als Student in Erlangen dargestellt und in seinem spätern Wirken so weit verfolgt, als es für die Universität Erlangen von Wichtigkeit ist. Diese Bemühungen Altensteins zeigen sich besonders seit dem Dezember 1804 nicht bloß in der bessern Ausstattung der etwas vernachlässigten Universität, sondern auch in den Absichten, die er mit dem Philosophen J. G. Fichte erreichen wollte. Fichte, der im Frühjahr 1805 nach Erlangen kam, wollte die Universitäten zu „Kunstschulen des wissenschaftlichen Verstandesgebrauchs" emporheben, z. B. durch Konversatorien. Das ausführliche Gutachten Altensteins über Fichtes Vorhaben wird Seite 20 ff. aus den Akten zum erstenmale mitgeteilt, es ist im ganzen sehr zustimmend und überschwänglich und eine wesentliche Bereicherung unsrer Kenntnis des Mannes. Leider wurden alle diese schönen Pläne (1806) durch die Napoleonischen Siege zerstört. Alles ging für Preußen verloren. Nun richteten sich die Hoffnungen auf die in Berlin zu gründende Universität, für die Fichte ein Gutachten zu entwerfen hatte. Inzwischen war Altenstein (1808) zunächst Finanzminister in Preußen geworden. Umso leichter ließen sich, trotz der verzweifelten Finanzlage, die Ideen Fichtes, Schleiermachers, W. von Humboldts im Jahre 1810 in der neuen Universität zu Berlin verwirklichen.

Herders Philosophie nach ihrem Entwicklungsgange und ihrer historischen Stellung. Von Dr. Moritz Kronenberg. Heidelberg, Winter

Diese Schrift eines noch jugendlichen Verfassers scheint aus akademischen Anregungen hervorgegangen zu sein, vielleicht aus denen, die von den Vorträgen Kuno Fischers ausgehen. Es wird vielleicht noch andre geben, die für die philosophische Seite in Herder und ihre Entstehung Interesse haben. Diese werden das Werkchen, das von Fleiß Zeugnis giebt und den zusammengelesenen Stoff in möglichst viele Kapitel zerlegt, so gut wie andre Darstellungen benutzen können. Die meisten werden mit uns Herder gar nicht für einen Philosophen halten, sondern für einen genialen, aber völlig unsystematischen Kopf, der, von den verschiedensten Bestandteilen seiner vielseitigen Lektüre hin und her geworfen, bald diesen, bald jenen Mann für vorbildlich oder doch für maßgebend in gewissen Fragen hält. Einen solchen Mann genießt man in denjenigen seiner Werke, die einem besonders zusagen, und man weist dann jeden bloßen Auszug und jede zurechtgemachte Schablone zurück. Wer aber philosophische Bedürfnisse hat, wendet sich gewiß nicht zu Herder. Wenn es wahr ist, daß nach einer so langen Entwicklungsgeschichte der Philosophie, die alle

Digitized by Google

möglichen Standpunkte mehr als einmal entdeckt und wieder verlassen hat, es kein Verdienst der Originalität mehr gebe, sondern nur noch das der Genauigkeit, so ist diese Genauigkeit eben das, was wir bei den Männern des vorigen Jahrhunderts vermissen, bei Herder gewiß. Fast von selbst wenden wir uns gegenwärtig den Philosophen zu, die durch unsre naturwissenschaftlichen Schulen zur Genauigkeit der Beobachtung erzogen worden sind.

Was die Bücherei erzählt. Litterarische Essays von Ferdinand Groß. Leipzig, Friedrich, 1889

Auch die litterarische Kritik hat sich heutzutage zu einer schwierigen Kunst entwickelt, und in unsrer Zeit der Blüte geschichtlicher Wissenschaft, der fast ausschließlich biographischen Neigung in der Geschichtschreibung darf man auch rechte Ansprüche an den erheben, der einen neuen Band litterarischer Essays in die Welt schickt. Um ein guter Kritiker, ein lesenswerter Essayist zu sein, muß man selbst eine Individualität vorstellen, denn nur ein Charakter vermag andre Charaktere zu erfassen und zu veranschaulichen. Der Kritiker muß entweder eine philosophische Kraft sein, der psychologisch arbeiten kann, oder er muß sich für die geschichtliche Methode entschieden haben, die den einzelnen Schriftsteller im Zusammenhang mit seiner Zeit zu erfassen und darzustellen strebt; entweder man nimmt einen klar bestimmten künstlerischen Standpunkt ein oder man verfährt empirisch, trachtet aber, die Kunst des einzelnen Dichters aus seinem Charakter zu erklären, man verhält sich rein nachempfindend, ist aber sorgsam und gründlich dabei. Kurz: man muß ein wissenschaftlicher Kopf sein, wenn man jetzt noch den Mut haben will, mit einem Bande litterarischer Essays herauszutreten. Diese Eigenschaft müssen wir Ferdinand Groß absprechen, weder in der Form, noch im Gehalt seiner Studien vermag er uns zu befriedigen. Er hat wohl den geübten Blick für interessante Persönlichkeiten bewiesen, indem er sich Alphonse Daudet, Ferdinand Fabre, Lecomte de Lisle, Sully Prudhomme, Louise Ackermann, den Fürsten von Ligne, François Villon, Samuel Smiles, Lorenzo Stenhetti, Mathilde Serao, Bauernfeld und Ouida zur Charakteristik aussuchte. Aber sein Verhältnis zu ihnen geht doch nicht über das eines Dilettanten heraus, der sich schöne Stellen aus seinen Lieblingen herausliest und sie aneinanderreiht. Groß will weniger sachlich darstellen, als vielmehr bloß die Neugierde eines Zeitungspublikums, das selbst die Quellen zu lesen keine Muße oder keine Sprachkenntnis hat, befriedigen. Er nimmt oft einen großen Anlauf, aber die Kraft der Ausführung fehlt ihm; so schreibt er z. B. einen Essay „Goethes Faust in Frankreich," ein bedeutendes Thema, aber schließlich begnügt er sich damit, Gerard de Nervals Übersetzung zu loben. Welche Stellung aber in der That Goethe durch die begeisterte Huldigung der französischen Romantik in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in Frankreich gewonnen hatte, vermag er nicht zu sagen, ja er scheint es gar nicht zu wissen, daß Goethe den Franzosen eine Zeit lang höchstes poetisches Symbolum war. Oder: Groß behandelt den Lyriker Villon aus der Zeit Ludwigs XI. und erwähnt ausdrücklich, daß man ihn nur als Kind seiner Zeit recht verstehen könne; nun erwartet man ein wenn auch noch so „flüchtiges" („flüchtig" ist ein Lieblingswort des Verfassers) Kulturbild, aber vergebens. Ganz dilettantisch ist das Bild von Bauernfeld geraten, in dessen Beurteilung sich Groß übrigens selbst widerspricht, indem er ihn das einemal als einen echtwienerischen Dichter, das andremal (im Kapitel „Der Wiener Witz") wieder als nicht lokalwienerisch bezeichnet. Groß hält es auch nicht für nötig, seine Aufsätze rein und übersichtlich zu komponiren: biographische Daten,

Digitized by Google

ästhetische Urteile und Inhaltsangaben schwirren in seiner Darstellung kunterbunt durcheinander, die Idee der künstlerischen Entwicklung ist ihm noch gar nicht aufgegangen. Daher gelingt es ihm auch nicht, unserm Gedächtnis von den behandelten Persönlichkeiten ein festes Bild einzuprägen. Manchmal ist er auf gutem Wege, z. B. in dem Essay über Daudet, wo er den Nachweis führt, daß dieser Dichter fast in allen seinen Erfindungen immer das eine Motiv der déclassés darstellt, d. h. solcher Menschen, die in dem Wahne leben, etwas zu sein, was sie in Wahrheit gar nicht sind, also entthronte Könige, unbegabte Künstler. In dieser Beobachtung bleibt aber Groß stecken, er verwertet sie nicht zur Psychologie Daudets. Ein andermal kann man ihm vorwerfen, daß er die Idee seines Dichters gar nicht erfaßt habe, wie bei der Analyse des Abbé Courbeyon von Ferdinand Fabre, der doch offenbar eine tiefe Tragödie darin darstellte. Kurz: Groß ist uns bei allem redlichen Streben, das wir nicht verkennen wollen, zu „flüchtig," wir glauben daher nicht, daß seine Essays Bausteine zu einer Litteraturgeschichte abgeben können. Am meisten haben uns seine Charakteristiken der drei Lyriker Prudhomme, de Lisle und Louise Ackermann gefallen. Am schwächsten ist seine Abhandlung über den Wiener Witz, aus der man nicht klug werden kann. Nur eine feine Induktion hätte das Wesen des Wiener Witzes klar veranschaulichen können; Groß aber findet, daß alle bekannten Wiener Witzlinge eigentlich nicht wienerisch sind.

Am meisten aber haben wir gegen die Sprache von Groß einzuwenden. Er braucht immer abgegriffene Münze und die überflüssigsten Fremdwörter, auch von Schwulst ist seine Sprache nicht freizusprechen. Hier ein Beispiel: „Aber das für den ästhetisch geschulten Leser Lächerliche, was die Fabel enthält, darf vielleicht gerühmt werden, weil es jenem Teile des Publikums, der im Romane mit Eifer das Unmögliche sucht, ein Buch naherückt, dessen sittlich verdienstlicher Teil ihm unversehens, spielend als verzuckerte Pille beigebracht wird." Also das Lächerliche darf gerühmt werden! Um zu sagen, daß Bauernfeld ebenso wie Grillparzer Junggeselle geblieben ist, drückt sich Groß so aus: „Mit Grillparzer hat Bauernfeld die Freude am Cölibat gemein." Ein böser Schnitzer ist sacrificium intellecti (!): intellectus geht nach der vierten Deklination.

Das heuchlerische Jahrhundert. Von Paul Mantegazza. Aus dem Italienischen von Hulda Meister. Jena, H. Costenoble, 1889.

Wer den Florentiner Anthropologen nicht aus andern Arbeiten kennt, wird durch den Titel dieses Buches und dessen erste, teils geistreiche, teils geistreichelnde Abschnitte vielleicht zu dem Glauben verleitet werden, auch Italien stelle hier seinen Mann zu dem Kreise wunderlicher Propheten, die die überraschende Entdeckung verkünden, die Welt sei ein mißratener Schöpfungsversuch und insbesondre homo sapiens ein höchst unvollkommenes Wesen. Doch möge sich der Leser nicht abschrecken lassen. Mantegazza gehört nicht zu der Gilde, die mit ihrem auf dem litterarischen Trödelmarkte erstandenen Pessimismus paradirt, wie die Schützengilden von anno Dazumal mit ihren unschuldigen Mordwaffen. Er glaubt, wie es scheint, daß seine Schriften nicht den Weg in die breiten Schichten seiner Landsleute, auf die er wirken will, finden würden, wenn er keine Zugeständnisse an verdorbenen Geschmack und Oberflächlichkeit machte; und das mag ihm die Erfahrung gelehrt haben. Er macht die Zugeständnisse, um Gelegenheit zu haben, ernste und bittere Wahrheiten zu sagen. Daß er dabei in erster Linie immer die heutige italienische Gesellschaft vor Augen hat, versteht sich von selbst; doch ist, was er an ihr auszusetzen hat, mehr oder weniger europäisches Gemeingut, auch bei uns nichts weniger

Digitized by Google

als unbekannt; sein Buch hat daher eine Übersetzung wohl verdient — wenn die vorliegende nur besser wäre! Den harten Ausspruch, daß die Übersetzerin weder die italienische Sprache hinlänglich beherrscht noch auch dem Gegenstande gewachsen ist, möge eine Reihe von Proben rechtfertigen, die wir wahrscheinlich noch beträchtlich verlängern könnten, wenn uns das Original zur Hand wäre. Seite 30: „Wie weit sind wir von jenem ersten Feigenblatt unsrer Mutter Eva entfernt! Ebenso gut könnte man eine Mitrailleuse oder einen Zitterrochen mit der vorsintflutlichen Art unsrer quaternären Vorfahren vergleichen." Seite 33: Die Lüge ist es, die „den Buckel mit Schnürleibern bedeckt, ... die Rachitis [so] aufrichtet u. s. w." Seite 43: „ein Bändchen mit Elzevirversen" [der Ausdruck ist möglicherweise in Italien in Gebrauch, wie bei uns „Goldschnittlyrik," hätte dann aber durch einen derartigen ersetzt werden müssen]. Seite 51: „Der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen ist in der That nur sehr kurz, aber auch diesen Sprung kann König Tartuffe mit seinen langen Beinen machen." Seite 104: „partielle Kritik" anstatt parteiische, und: „Man ist nur unter der Bedingung groß, wenn man u. s. w." Diese Übersetzung ist „autorisirt" — nicht der erste Beweis, daß die Verträge zum Schutz des Autorrechtes auch ihre bedenkliche Seite haben!

Was das Buch selbst betrifft, so beginnt dessen Bedeutung mit dem siebenten Kapitel. Mit ehrlichem Zorn und bitterm Humor wendet sich der Verfasser, nachdem er viel Überflüssiges von ursprünglicher Neigung zum Heucheln, von der höflichen und schonenden Heuchelei u. dergl. geredet hat, gegen den mit Superlativen getriebenen Mißbrauch und wünscht ein Gesetz dagegen. Dann kommen die politischen Verhältnisse an die Reihe. Bekanntlich wird Italien „parlamentarisch" regiert, und wie alle Nationen, die lange Zeit an der Ausübung politischer Rechte gehindert worden sind, glaubt die italienische noch an den alleinseligmachenden Parlamentarismus. Mantegazza ist selbst Abgeordneter gewesen, aber von echtem Freiheitsgefühl erfüllt, hat er die Parteiketten nicht lange tragen können. Rückhaltlos kennzeichnet er die Gefahren der Stellung der Advokaten als der „mächtigsten Bürger des sozialen Organismus." Müsse schon der mit Sophismen, Widersprüchen und Heucheleien geführte Zweikampf der Advokaten vor Gericht für diese selbst gefährlich werden und im Publikum das Rechtsgefühl erschüttern, so werde das Übel noch dadurch erhöht, daß „heutigestags das Wort, die Rede zum ersten Werkzeug in der Kunst des Regierens und in den Wettkämpfen der Parlamente geworden," und die Advokaten durch die fortwährende Übung im Reden und die Schulung im Denken in hohem Grade befähigt seien, „zwischen den Felsen des großen Meeres der Politik hindurchzuschiffen." Und die Advokaten würden sich vermehren wie die Heuschrecken, bis eine neue Ära anbreche. Dann beklagt er den einseitigen Kultus des Verstandes, das Unheil der Schulen, in denen die Jugend mit Halbwissen vollgepfropft und gewöhnt werde, sich an Autornamen und Büchertiteln genügen zu lassen, da man ja nicht alles wissen könne, was in den Büchern steht. „Wenn unsre Vorfahren die Programme unsrer freien Gymnasien lesen und studieren würden, so würden sie entsetzt sein, nur mit größerm Rechte als wir bei der Erzählung von den Mahlzeiten der homerischen Helden. . . . Wir neugebornen Säuglinge der modernen Revolution haben infolge langer Gedankenhungersnot noch blutarme Gebeine, sie leiden an der Phrasenwassersucht und sind unfähig, das zu verdauen, was ein Jahrhundert des wissenschaftlichen Fiebers für uns an substantiellen Nahrungsmitteln und Reizmitteln vorbereitet hat. . . . Während unser Jahrhundert den Hunger nach dem Ideal zum Schweigen bringt, oder besser gesagt nur verbirgt, und den Wermut und Absinth des Realismus und der Zolalitteratur einsaugt, sagt es mit

Digitized by Google

einem falschen, heiße Thränen verhüllenden Lächeln, es hungere und dürste nicht nach dem Ideal." Wieder an einer andern Stelle wendet er sich gegen „die Tartuffes des Unglaubens und die Tartuffes des Glaubens," verlangt, daß die Gläubigen sich nicht schämen sollen zu glauben und die Ungläubigen verschiedner Grade einander nicht verlachen sollen. Sehr lesenswert sind ferner die kurzen Mitteilungen des Verfassers aus seinen eignen parlamentarischen Erfahrungen. Als er für ein nach seiner Überzeugung sehr schlechtes Finanzgesetz nicht stimmen wollte, belehrte ihn ein Freund und Parteigenosse, die finanzielle Seite jenes Gesetzes sei gegenüber den dabei mitspielenden politischen Interessen von gar keiner Bedeutung, und da diese Belehrung keinen Erfolg hatte, sagte er „mit tiefem Gefühl": „Mein lieber Mantegazza, du bist sonst in allem ein sehr tüchtiger Mensch, aber in der Politik bist du ein Dummkopf." Mantegazza jedoch meint, als Dummkopf Recht behalten zu haben, weil sein guter Freund die Politik des Augenblicks verteidigte, er aber die Politik der Zukunft vorausgesehen habe. Im Laufe der Jahre entfernte er sich mehr und mehr von der Partei, die die Erbschaft Cavours zu verwalten meinte. Zum Bruche kam es, als diese Partei, wie er mit verständlicher Andeutung sagt, die machiavellistische Vorschrift, entweder dem Feinde zu schmeicheln oder ihn zu vernichten, vergaß und für ein Gesetz stimmte, das von dem Opfer noch Dank dafür verlangte, daß es mit Rosen bekränzt zum Altar geschleppt wurde.

Genug. Trotz mancher Sonderbarkeiten (zu denen auch gehört, daß am Schluß ein zwei Druckbogen starkes Verzeichnis von wertlosen — Schönheitsmitteln nach Klencke gegeben wird) verlohnt es sich, das Buch zu lesen. Wir bemerken nur noch, daß an den obigen Zitaten mehrfach kleine stilistische Änderungen vorgenommen worden sind.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Kampf der franzöſiſchen Regierung mit Boulanger

Das jetzige Kabinet des Präſidenten der franzöſiſchen Republik macht die bei ſeinem Amtsantritte gegebenen Verſprechungen wahr und legt gegen die Boulangiſten, die Hauptfeinde des Staates, wirklich Energie an den Tag, der Streit iſt in den letzten Wochen geradezu ein Kampf auf Leben und Tod geworden. Nachdem das Geſetz, das mehrfache Kandidaturen bei den Abgeordnetenwahlen verbietet, von der Deputirtenkammer und vom Senate angenommen worden iſt, ſcheint wider Erwarten auch das gerichtliche Einſchreiten gegen den General und die Hauptperſonen ſeines Anhangs in Fluß kommen zu wollen. Die Anklageſchrift des Oberſtaatsanwalts iſt ihnen ins Haus geſandt und bereits von der Preſſe veröffentlicht worden. Sie iſt ein ſehr dickleibiges Opus, und ihr Verfaſſer zeigt, daß er nicht bloß Juriſt iſt, ſondern ſich auch auf die Künſte des Parteiſchriftſtellers verſteht, ja man kann vermuten, daß er dabei mehr die dramatiſche Wirkung als den Beweis ſeiner Behauptungen und die ſtrenge Logik ſeines Gedankenganges vor Augen gehabt habe. Hier und in einigen andern Beziehungen folgt er freilich nur dem Brauche der öffentlichen Ankläger in Frankreich. Während man anderwärts ſich allein mit dem Verbrechen beſchäftigt, das dem Betreffenden ſchuld gegeben wird, erzählen dieſe alles ihm irgend Nachteilige aus ſeinem Leben, ſo zu ſagen von Kindesbeinen an, gleichviel aus welcher Quelle, ob leicht zu begründen oder nicht, ob an ſich wichtig oder wenig bedeutend, wenn der Geſamteindruck nur das Gericht bewegen kann, den Angeſchuldigten überhaupt für einen ſchlechten Menſchen zu halten. So verhält ſichs auch mit der Anklage gegen Boulanger, die nichts vergißt, was ihm ſchaden kann, und die man als rhetoriſche Beſchimpfung, als Verſuch, den General als zu allem fähig erſcheinen zu laſſen, was ihm in der Hauptſache

Digitized by Google

vorgeworfen wird, als eine Blumenlese von der Schattenseite seines Lebens bezeichnen kann. Deutsche und englische Richter würden das mindestens unbillig finden; bedenkt man aber, daß die Schrift sich an den Senat wendet, ein Ausnahmegericht, das voll von entschiedenen Gegnern des Generals sitzt, so erscheint es als ein geschickter Gedanke, wenn der Oberstaatsanwalt dem alten Herkommen seiner Amtsgenossen in Frankreich folgte und den armen Sünder auch mit kleinen Pinselstrichen so schwarz machte, als es sein Material hergab. Wir lassen aus diesem Aktenstücke, das geschichtlichen Wert hat, einen Auszug folgen, der aus etwa zehn Seiten zwei macht, aber genügen wird, einerseits die unter keinen Umständen saubere Vergangenheit des Helden der „nationalen" Partei, anderseits seine Behandlung von Seiten des öffentlichen Anklägers zu kennzeichnen.

Der Ankläger beginnt mit den ehrgeizigen Umtrieben, mit denen Boulanger schon 1882 in die Höhe zu kommen bemüht war. Damals zum General ernannt, ließ er eine populär gehaltene Beschreibung und Charakteristik seines Lebens mit stärkster Betonung seiner Verdienste erscheinen, der sein Porträt beigegeben war und die durch Agenten an die Soldaten verteilt wurde, und zu gleicher Zeit trat er in Beziehungen zu Politikern der verschiedensten Art und Farbe. 1884 wurde er Divisionsgeneral in Tunis, wo er mit ähnlichen Mitteln weiter emporstrebte. Er warb hier z. B. geheime Agenten für seine Zwecke, spann Ränke gegen den Residenten und schickte Leitartikel in die Pariser Blätter. Um sich die Mittel zum Betriebe seiner Streberei und Wühlerei zu verschaffen, verabredete er mit einem Unterhändler ein Trinkgeld von 210000 Franken dafür, daß er in seiner Division Kaffee in Täfelchen versuchen ließ, die ein Fabrikant erfunden hatte; zu gleichem Zwecke besprach er sich mit einem andern Agenten über ein Trinkgeld von zwanzig Centimes für jede Epaulette, die ein Posamentier für seine Soldaten liefern wollte, der seine Gönnerschaft bei dem Geschäft erbeten hatte. Für diese Durchstechereien liegen Beweise in Gestalt von Briefen vor. Als Kriegsminister hatte Boulanger Gelegenheit, sein Interesse durch allerlei Empfehlungen seiner Person in großem Stile wahrzunehmen; unter andern Mittelchen dazu hat der Staatsanwalt in den Akten vierundvierzig Porträts des „braven Generals" zusammengebracht, die auf seine Veranlassung angefertigt worden und von denen mehrere mit Biographien versehen sind, die seine Heldenthaten und sonstigen Vorzüge im Volkstone preisen. Neben diesen Reklamen gingen andre in den Zeitungen her. Für letztere gab der politische Barnum in den siebzehn Monaten seines Ministeriums 242693 Franken aus, andre Gelder wanderten in die Taschen von Geheimagenten, die meist übel beleumdete, oft bestrafte Gesellen waren und ihre Nachrichten unter liederlichen Frauenzimmern sammelten. Als einer derselben, ein gewisser Strizzi, vor das Zuchtpolizeigericht kommen sollte, empfahl ihn der Minister dringend nachsichtiger Behandlung. Boulanger vertraute und ver-

Digitized by Google

brauchte bei diesen Manipulationen nicht nur die geheimen Fonds des laufenden Jahres, sondern auch die von seinen Vorgängern für Kriegsfälle aufgesparten Gelder; auf diese Weise verschwanden 279 000 Franken. 140 000 Franken spendete er für einen Offiziersklub, in dem für ihn Propaganda gemacht werden sollte, 30 000 Franken nahm er sich, als er das Ministerhotel räumen mußte, mit, wie es heißt, um Schulden damit zu decken und zwei von ihm gemietete Wohnungen zu möbliren. Als der General vom Ministerium zurücktreten mußte, war das Komplott gegen die Staatsgewalt fertig. Sein Haupthelfershelfer, der Talmigraf Dillon, ein Abenteurer, der während des Krieges von 1870 sich nicht bei seinem Regimente stellte, sondern sich irgendwo an der Küste verkroch, hat nach dem Bericht des Staatsanwalts eine Menge fauler Händel auf dem Kerbholz (auf dem Gewissen darf man bei Boulanger und seinen Leuten nicht sagen). Rochefort, der vornehmste und großartigste journalistische Spießgesell der häßlichen Gesellschaft, soll 100 000 Franken für seinen Eifer im Schmähen der Republik und im Herausstreichen Boulangers und der „nationalen" Partei bekommen haben. Andre Gehilfen des Generals waren die Anarchisten Soudey und Morphy. Boulanger nahm, wie die Anklageschrift weiter behauptet, Geld vom Auslande an und wollte sich unter dem Titel eines Konsuls auf Lebenszeit zum Diktator Frankreichs erheben lassen; er fragte in ausländischen Kanzleien an, ob man ihn als Herrscher anerkennen würde, und er dankte auf Zuschriften, die für die Zukunft einen Staatsstreich hofften und befürworteten. Geistliche, die ihm Briefe zusandten, unterzeichneten sich darin als seine „getreuen Unterthanen." Nach seinem Rücktritt vom Kriegsministerium begann er die Meuterei zu schüren. Bei den Straßenkrawallen, die damals in den letzten Tagen des Mai und in der dritten Woche des Juni in Paris stattfanden, erkannte man deutlich die Hand seiner Kreaturen; es war Lüge, wenn er später nicht dafür verantwortlich sein wollte und erklärte, wenn er jemals einen Gewaltstreich beabsichtigt hätte, so würde er ihn während seines Ministeriums ausgeführt haben. Das ist schon deshalb unwahr, weil in dieser Zeit der Gouverneur von Paris, General Saussier, sich als ehrlicher, unbestechlicher Mann nicht gegen die Republik gebrauchen ließ und Boulanger mit den Versuchen, ihn zu beseitigen, kein Glück hatte. Nach der Meinung des Oberstaatsanwalts liegen drei vollständig klare Versuche zu Angriffen auf die Sicherheit des bestehenden Staates vor. Den ersten erblickt die Anklageschrift in den Vorgängen, die die Abreise des Generals nach Clermont-Ferrand (8. Juli 1887) begleiteten. Der Krawall auf dem Lyoner Bahnhofe war von Wühlern, die von dem General und seiner Umgebung beauftragt waren, angestiftet worden, die auch die Parole und die Richtung für die Menge angegeben hatten. Etwa zwanzigtausend Menschen, großenteils gedungene Banden und sonstiges Gesindel, ließen immer von neuem den Ruf erschallen: „Er soll nicht abreisen! Auf, nach dem Elysee!" Boulanger er-

Digitized by Google

mutigte die Empörer, seine Helfershelfer leiteten deren Bewegungen, und einige Hunderte von ihnen zogen wirklich zum Palaste des Präsidenten. Die Untersuchung, die später angestellt wurde, lieferte, wie der öffentliche Ankläger sich überzeugt haben will, den Beweis, daß die erfolgreiche Ausführung dieses Attentats nur daran scheiterte, daß die mit Boulanger verbündeten Anarchisten im letzten Augenblicke abfielen und nicht mehr mitthun wollten. Boulanger harrte bis zu diesem Augenblick aus. Er reiste erst ab, als durch das Vorrücken der Polizei gegen den Aufruhr seine Hoffnung, man werde ihn im Triumphe ins Elysee tragen und auf den Stuhl des Präsidenten setzen, vernichtet worden war. Das zweite Attentat findet der Oberstaatsanwalt in dem, was von Boulanger und seinen Genossen am 14. Juli 1887 versucht wurde. Die Truppen der Pariser Besatzung waren kräftig bearbeitet worden, und man hoffte sie bei der großen Heerschau, die zu den Feierlichkeiten des Nationalfestes gehörte, durch Geschrei gedungener oder sonstwie bearbeiteter Volksmassen für Boulanger zu ähnlichen, sowie schließlich zu weitergehenden Kundgebungen, d. h. zu meuterischem Vorgehen in dieser Richtung zu bewegen. Der Wagenzug des Präsidenten wurde von Pöbelrotten angegriffen und mit Steinen beworfen. Als Leiter des Aufruhrs machte sich Deroulede bemerklich, der Führer der Patriotenliga, der es in der letzten Zeit für zweckmäßig gefunden hatte, sich der Politik der „Nationalen“ dienend anzuschließen. Boulanger hielt sich diesmal im Hintergrunde, er war heimlich nach Paris gekommen, um, falls der Plan gelang, gleich bei der Hand zu sein und das Eisen zu schmieden, so lange es warm war, wartete die Sache aber bei einem guten Freund ab. Der Streich mißglückte, schreckte aber den General nicht von weiteren Unternehmungen gegen die Republik ab. Nach Clermont zurückgekehrt, trieb er seine Freunde und Werkzeuge zu neuen Stürmen an, wobei er in den chiffrirten Depeschen, mit denen dies geschah, sich selbst Spes und seinen Gehilfen Deroulede Mademoiselle Prudence nannte. Einmal reiste er nach Lyon und von dort in der Richtung nach der Schweiz, wahrscheinlich zu Jerome Napoleon in Prangins. Zu gleicher Zeit ließ er sich als Kandidat bei den Wahlen aufstellen, worauf er seinen Posten als General verlor. Während der Krisis der Präsidentschaft im November 1887 war Boulanger, um diese für sich zu benutzen, wieder in Paris, und als der Kriegsminister ihm befahl, sich zu entfernen, weigerte er sich, zu gehorchen. Der Plan der Verschworenen war ein Ministerium ihrer Farbe, Entfernung der Polizei und der Soldaten aus dem Elysee und dem Palais Bourbon und Verjagung des Präsidenten durch die Volksmasse, über die man verfügte, worauf Boulanger „auf den Wunsch der Nation“ die Regierung übernehmen sollte. Die Sache entwickelte sich wieder anders, aber die Losung war in jenem Sinn ausgegeben, daher die Bemühung Derouledes, Grevy im letzten Augenblick zum Verbleiben auf seinem Posten zu bewegen. Man sieht, in der Beleuchtung des Anklägers ein ganz artiger moderner Catilina, dieser Held der Nationalen.

Digitized by Google

Fragen wir uns nun, welche Aussichten die Regierung mit ihrer Anklage hat, so halten wir sie nicht für so günstig, als das Ministerium zu hoffen scheint, womit wir indes nicht behaupten wollen, daß eine Verurteilung des Generals unwahrscheinlich sei. Schon im allgemeinen sind französische Gerichtshöfe in politischen Prozessen nicht so unparteiisch, als zu wünschen wäre, und in diesem Fall, wo der Gerichtshof selbst eine politische Körperschaft ist, werden wir erst recht keine unbefangene Entscheidung erwarten dürfen, wenigstens in Betreff eines großen Teiles der Anklagepunkte. Da nicht anzunehmen ist, daß die Verklagten sich ihren Richtern in Person stellen werden, so wird man in contumaciam gegen sie vorgehen. Nach Ablauf von zehn Tagen, von der Zustellung der Anklageschrift an gerechnet, giebt der Vorsitzende des Gerichts abermals den Angeklagten eine Frist von zehn Tagen, sich zu stellen, und thun sie es nicht, so werden sie für Verächter des Gesetzes erklärt, verlieren ihre Rechte als Bürger des Staates, und dieser belegt ihr Besitztum, soweit es in seinem Bereiche ist, vorläufig mit Beschlag, was hier am 26. Juli hätte geschehen müssen. Zwei Tage nachher, Sonntag den 28. in unserm Fall, war dann dieser Beschluß unter „Pauken- und Trompetenschall" öffentlich kundzumachen und am Gerichtsgebäude sowie an der Wohnung des Ausgebliebenen anzuschlagen. Darauf nochmals eine Frist von zehn Tagen bis zum Beginn der Verhandlungen über den Fall, die vermutlich kurz sein werden, da weder Zeugen vernommen werden, noch ein Verteidiger sprechen wird. Das Urteil wird somit wahrscheinlich am 8. oder 9. August gefällt werden. Für die Vergehen und Verbrechen, deren Boulanger beschuldigt ist, sind folgende Strafen vorgesehen: Für das Attentat Einsperrung in einem festen Platz, für die Verschwörung Deportation und für die Entwendung von Staatsgeldern Zwangsarbeit. Dazu tritt noch der Verlust der Wählbarkeit.

Dürfen wir mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der General verurteilt werden wird, so ist damit die weitere Frage noch nicht erledigt, ob die öffentliche Meinung mit der Maßregelung einverstanden sein wird. Namentlich hinsichtlich der Punkte des Attentats und der Verschwörung ist dies zu bezweifeln. Die Begründung dieser politischen Beschuldigungen ist nichts weniger als einwandsfrei, und die öffentliche Moral in Frankreich pflegt infolge der politischen Ränke und Umwälzungen, die in den letzten Jahrzehnten hier an der Tagesordnung waren, über Verschwörer außerordentlich nachsichtig zu denken. Anders steht es zwar mit dem zweiten Teile der Anklage, den gemeinen Verbrechen, deren sie Boulanger bezichtigt. Gelänge es hier, den Beweis der Wahrheit überzeugend auch für das Publikum zu führen, so würde es bis auf weiteres schlimm für den Angeklagten stehen. Doch sind solche Beschuldigungen unter der Republik so oft gegen hervorragende Politiker erhoben worden, daß man sich gewöhnt hat, ihnen mit mehr oder minder gelindem Zweifeln gegenüberzutreten. Man darf also auch in dieser Richtung gespannt auf die Wirkung des Prozesses

Digitized by Google

sein. Stellte sich Boulanger, so würde es der Regierung vielleicht schwer werden, ihre Anklagen zu begründen; gelänge ihr dies aber, so käme dies einer moralischen Verurteilung des daraufhin gerichtlich verurteilten gleich. Bleibt er dagegen aus, so ist allerdings seine Verurteilung gewiß, aber sie macht ihn nicht für immer unschädlich. Er und seine Partei würden dann ihr Unwesen mit dem bisherigen Eifer und Erfolg fortsetzen, und glückte es ihnen, bei den bevorstehenden Abgeordnetenwahlen auf dem einen oder dem andern Wege die Oberhand zu gewinnen, so wäre der jetzt gegen sie angestrengte Prozeß nicht viel mehr als eine Komödie, eine bloße Episode, deren Folgen sich sehr bald durch eine Rehabilitirung des Gemaßregelten beseitigen ließen.

Das weiß denn auch der General, und deshalb denkt er nicht daran, seinen Zufluchtsort in England zu verlassen und vor dem Gerichte zu erscheinen. Dabei mag ihm auch etwas wie die alte Wahrheit vorschweben, daß die Nürnberger keinen henken, sie hätten ihn denn.

Die andre große Maßregel der Regierung gegen Boulangers Pläne, das Gesetz, das mehrfache Kandidaturen untersagt, unterliegt gleichfalls sehr verschiedener Beurteilung. Die Boulangisten verwerfen es natürlich mit den stärksten Ausdrücken als Knebelung der Wählerschaft durch die herrschende Partei und als Gewaltstreich gegen das allgemeine und unbeschränkte Stimmrecht, das aber doch denen, die es jetzt neu geregelt haben, eben so unbeschränkte Vollmachten erteilt hat. In den Reihen der republikanischen Parteien scheint man über die Sache hinsichtlich ihrer Berechtigung verschiedner Ansicht zu sein, und im Lager der monarchistischen Bundesgenossen streitet man sich vorzüglich über den praktischen Wert der Neuerung. Die einen loben das Gesetz, die andern — und diese bilden anscheinend die Mehrzahl — verwerfen es als eine Notmaßregel gegen das Boulangertum, die eigentlich nicht notwendig sei, und noch mehr als Einschreiten gegen die Anhänger des Plebiszits, zu denen jetzt mit Ausnahme der Republikaner, die an der Herrschaft sind, so ziemlich alle französischen Parteien, Philipp VII. und seine Gefolgschaft nicht minder als die beiden Zweige der Imperialisten, Jerome und Viktor Napoleon mit ihren Anhängern, und schließlich die mit allen diesen Herren liebäugelnden Boulangisten gehören. Die Erörterungen hierüber wollen indes wenig besagen. Die Hauptfrage ist, ob die Regierung und die sie stützende Mehrheit der Gesetzgebung mit dem Gesetz etwas ausrichten wird, und wieviel. Daran, daß es, weil es Boulanger verhindern soll, zu gleicher Zeit in einer mehr oder weniger großen Zahl von Wahlbezirken sich um ein Mandat zu bewerben, den Boulangismus ausrotten werde, ist nicht zu denken. Diese Erscheinung ist bis auf weiteres unausrottbar wie Knoblauch und Wasserpest. Boulanger hat eine Menge von streberischen Kreaturen zu versorgen und muß sich, auch wenn er selbst hundertmal gewählt würde, immer nur für eine bestimmte Wahl entscheiden und in den andern Bezirken Partei-

Digitized by Google

genossen empfehlen. Das hat jedoch nicht immer guten Erfolg gehabt, und es mißlang da, wo er nicht vorher selbst als Kandidat aufgetreten und gewählt worden war. Es erwies sich z. B. als Mißgriff, daß der General in der Charente nicht erst in eigner Person kandidirte, sondern gleich seinen Knappen Sieur Deroulede sich um ein Mandat bemühen ließ; das Konklave der „Nationalen" hütete sich daher, in der Somme und der Charente inferieure denselben Fehler zu begehen, und stellte hier immer zuerst den Meister auf, ehe es die Empfehlung von Jüngern zuließ. In dieser Hinsicht hätte also das Gesetz für die herrschenden Republikaner einen gewissen Wert, doch darf man diesen nicht überschätzen. Wenn Boulanger von vornherein bei den Wahlen den Gegnern der Republik seine Gunst zuwenden muß, so werden diese, auch wenn sie unter republikanischer Flagge segeln, immer als das, was sie in Wirklichkeit sind, angesehen werden, und die Boulangisten, die sich der Partei des Generals in dem guten Glauben angeschlossen haben, damit nicht der Republik abtrünnig geworden zu sein, werden sich über diese Kandidaten nicht verblenden lassen. Aber die andern Mitglieder der Partei, die blinden und unbedingten Anhänger des verlognen Agitators, bilden ohne Zweifel die Mehrzahl in der Partei, und diese werden nur auf den Ruf: Hier Boulangers Leute und hier die Leute der schurkischen Regierung! hören und bei ihrer Entscheidung die Katze im Sacke kaufen. Das Plebiszit wird auch ohne die Kandidatur des Agitators in London an vielen Stellen dessen Plebiszit bleiben. Es wird nicht das Plebiszit des Kaiserreichs sein, sondern nur noch das einer Partei, die sich um keine Idee schart, kein positives politisches Glaubensbekenntnis hat, sondern der Nation einen ganz unsichern Mann als Idol, als einziges Heil aufdringen möchte. Es klingt ein wenig sophistisch, wenn man sagt: das souveräne Volk in die Lage zu versetzen, sich einen Diktator zu geben, der ihm seine Souveränität nehmen und sich beilegen wird, sei gleichwertig mit der Befugnis des freien Mannes, sich durch Verkauf oder Verschenkung in einen Sklaven zu verwandeln, und deshalb müsse mit einem Verbot dazwischen getreten werden. Aber es klingt auch nur so. Ist die Mehrheit des Volkes zu dumm, um von ihrer Souveränität den rechten Gebrauch machen zu können, so muß die Regierung den Verstand für sie haben, so muß der Ziege der Schwanz gekürzt werden, weil sie sich sonst damit die Augen ausschlägt. Das Gesetz hat nur darin seine haltbare Begründung, daß es Boulanger und seinen Anhang den andern Parteien gleichstellt und jenen in schwankenden Gegenden den Sieg erschwert. In vielen Departements, z. B. den Vogesen, in Lyon, Marseille, Bordeaux, im Var wird der Agitator Mühe haben, Kandidaten mit guter Aussicht zu finden und mit Leuten wie Deroulede, Laguerre, Vergoin, Le Hérissé, Naquet und andern Mitgliedern seines Generalstabs sehr wahrscheinlich durchfallen. Es ist ihm durch das Gesetz unmöglich gemacht, dem Mangel an Erfolg versprechenden

Digitized by Google

Kandidaten durch Eintreten mit seinem eignen nun einmal besser angesehenen Namen abzuhelfen, der, so hohl er auch ist, doch Klang hat. Es galt, wie der Temps sagt, die Zweideutigkeit der Kandidaturen der „nationalen“ Partei zu zerstreuen, und dieser Zweck ist erreicht worden. Das Weitere bleibt den Wählerschaften überlassen, denen die Gegner der Republik jetzt die Aufgabe und Absicht der Wahl so verständlich und faßlich als nur möglich vorzulegen haben.

Aber auch vor diesem Gesetze scheint Boulanger keine Furcht zu empfinden; wenigstens geberdet er sich in dem Manifest, womit er dessen Beschuß beantwortet, mit gewohnter pomphafter Zuversicht. Er behauptet in dieser Ansprache, daß das Verbot der mehrfachen Kandidaturen nichts mehr und nichts weniger als eine Verletzung des allgemeinen Stimmrechts sei, und daß es die Nation nicht abhalten werde, ihren souveränen Willen im Gegensatze gegen die Pläne der jetzt regierenden Partei kundzugeben. Das Nationalkomitee — d. h. die Parteileitung der Boulangerie — habe den Beschluß gefaßt, ihn bei den Generalratswahlen in achtzig Bezirken (es giebt weit über tausend) als Kandidaten aufzustellen, und er fordere die Wähler auf, ihn in den Bezirken, die er demnächst bezeichnen werde, zu unterstützen. Das Manifest schließt mit den Worten: „Diese erste Entscheidung des Volkes wird ein Vorspiel des großen Triumphes sein, der, was auch die Männer an der Spitze der Regierung thun mögen, jetzt nahe bevorsteht. Es lebe Frankreich! Es lebe die nationale Republik!“

Wenn es schwer ist, zu sagen, welche von den streitenden Parteien den Sieg zuletzt behalten wird, so fällt es kaum leichter, sich zu entscheiden, wem man ihn wünschen soll. Vom moralischen Standpunkte betrachtet, werden beide etwa gleichviel wiegen, d. h. gleich wenig auf unsre Achtung Anspruch haben, gleich unwahrhaftig, unehrlich und selbstsüchtig sein, doch stehen Boulanger und Kompagnie wohl etwas tiefer als ihre Gegner, und so wäre ihnen die Niederlage zu wünschen. Stellen wir uns dagegen auf den Standpunkt unsers Interesses, auf den politischen Standpunkt, der hier der einzig richtige ist, so ist das Gegenteil geboten. Boulanger redet viel vom Rachekriege mit Deutschland, ist aber unsers Erachtens nicht der Held, ihn zu führen, nicht der Mann des Wagnisses und ebensowenig der begabte Feldherr, der Aussicht hätte, ihn mit Erfolg für die Franzosen zu führen. Er hat ferner als ein Mensch ohne andre Grundsätze als den, alles seinem Ehrgeize dienstbar zu machen, als wetterwendisch und zu jedem Gange und Griffe, zu jedem Verrate auch an Gönnern und Bundesgenossen, der ihm Nutzen verspricht, bereit, weniger Aussicht, Rußland an seiner Seite zu sehen, als die gegenwärtig in Frankreich am Ruder befindliche Partei, deren Parlamentarismus zwar auch wenig stetiges Handeln verspricht, wenig Verlaß bietet, aber immerhin etwas mehr als der Charakter des politischen Schwindlers, dem ein großer Teil der Franzosen die Diktatur und das Amt des Rächers an Deutschland übertragen möchte.

Digitized by Google

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

2. Zusammengehörige Arbeit

Die heutige wissenschaftliche Volkswirtschaftslehre hat die neuen Gedanken der deutschen Reichsgesetze über die Arbeiterversicherung noch nicht in sich verarbeitet. Völlig fremd freilich steht sie ihr auch nicht gegenüber; man kann sagen, daß die Schule der sogenannten Kathedersozialisten durch ihre Lehren die Gesetzesarbeiten vorbereitet hat, indem sie der durchaus mechanischen Auffassung der Volkswirtschaft, wie sie von England herübergekommen war, entgegentrat und die Bedeutung der Pflichtenlehre bei der Erzeugung, dem Umsatz und dem Verbrauch der Güter hervorhob. Aber sie fing eben erst an, das zu ersinnen, was die Reichsgesetzgebung geschaffen hat; sie ist in ihrem Gedankenfluge weit hinter dem zurückgeblieben, was jetzt wirklich besteht. Trotz ihren so menschenfreundlichen Lehren betrachtete auch die Schule der Kathedersozialisten die Arbeit als eine Waare, ohne den Widerspruch zu bemerken, worin diese höchst einseitige englische Grundauffassung von dem Wesen der Arbeit mit ihren übrigen Bestrebungen stand. Denn wenn man die Arbeit als eine Waare ansieht, so ist es nur folgerichtig, für die Arbeitsleistungen nur dieselben Bestimmungen zuzulassen, wie beim Verkaufe eines Laibes Brot oder eines Pfundes Fleisch, nämlich nur solche, welche in dem Vertrage, Arbeitsvertrage oder Kaufvertrage, ausdrücklich oder stillschweigend ausgemacht waren. Das folgerte denn auch mit anerkennenswerter Schärfe des Urteils die von der Schule der Kathedersozialisten, man kann jetzt wohl sagen, besiegte Schule der englischen Volkswirtschaftslehre. Schriften der letztern Richtung machen nicht selten den Eindruck, als ob die Verfasser ein wissenschaftliches Mißbehagen darüber empfänden, daß die menschliche Arbeitsleistung sich doch nicht ganz so behandeln lasse, wie ein vom Menschen zum wirtschaftlichen Gebrauch in Besitz genommenes Stück der Außenwelt. Dies konnte man denn doch nicht, wenn man die thatsächlichen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft nicht geflissentlich übersehen wollte. Aber man ging bis an die Grenze des Möglichen. Man scheute sich nicht, die Arbeitskräfte der Menschen auf dem Erdball als eine

Digitized by Google

unabsehbare Reihe von selbständigen, durchaus von einander unabhängigen Einzelkräften zu behandeln, die nur durch die Not des Daseins und den allseitigen Trieb der Erhöhung des Wohlstandes eine Verknüpfung unter sich stets von neuem herstellten; ganz ähnlich wie die englische Naturwissenschaft die Entstehung der Arten aller lebenden Wesen in höchst einseitiger Weise aus dem Triebe der Erhaltung des Daseins zu erklären versucht hat.

Jene englische Schule der Volkswirtschaft findet die geschichtliche Begründung und Entschuldigung für ihre Einseitigkeit in den ebenso einseitigen, nach der entgegengesetzten Richtung hin schroff entwickelten Zuständen, die vor ihr lagen. Die Zeit der Zunftverfassungen, der Zwangs- und Bannrechte hatte den Gedanken, daß alle menschlichen Arbeitskräfte auf einander angewiesen seien, bis zum äußersten ausgebildet, indem sie es verhindern wollte, daß irgend eine Arbeitskraft sich aus der Verbindung mit den übrigen löse, eine Zeit lang frei umhersuche, ehe sie eine neue Verbindung eingehe; sondern es sollte jede Arbeitskraft, nachdem sie sich einmal völlig entwickelt hatte, in der Verbindung bleiben, in der sie war. Das sind die Anschauungen einer Zeit, wo Gewerbfleiß, Verkehrsmittel, Handel in nur geringem Maße entwickelt waren, während die englische Schule ihre übertriebenen Forderungen für jede Art von Arbeit aufstellte, als sich für einzelne Arten von Arbeit die Notwendigkeit ergab, jene Schranken zu durchbrechen.

Diesen beiden höchst einseitigen Anschauungsweisen setzt die deutsche Reichsgesetzgebung eine ungleich vielseitigere entgegen, indem sie die Möglichkeit zugiebt, daß jeder seine Arbeitskraft gleich einer von ihm besessenen Waare da verwerte, wo er will, und zwar jeden Augenblick an einer andern Stelle, indem sie aber daneben die Thatsache berücksichtigt, daß diese Freiheit des Angebots der Arbeitskraft dennoch dazu führen muß, daß sich dauernde Arbeitsverbindungen bilden, vorausgesetzt, daß sich die Wirtschaft des Volkes nicht etwa in einer völligen Zerrüttung und Auflösung befindet. Denn die menschliche Arbeit ist zwar insofern eine Waare, als sie gleich dieser zur Verwendung dargeboten werden kann, sie ist aber insofern keine Waare, als sie von dem Menschen selbst nicht getrennt werden kann, von dem Menschen, der seinerseits der ausschließliche Zweck aller Thätigkeit in der Volkswirtschaft ist. Will man daher die menschliche Arbeit eine Waare nennen, und auf das Wort kommt es ja nicht an, so muß man jedenfalls zugeben, daß sie sich von jeder andern Art von Waare wesentlich und zwar folgendermaßen unterscheide: jede Arbeitsleistung ist nur die Äußerung einer Arbeitskraft, einer Fähigkeit, die dazu führt, daß jede folgende Arbeitsleistung desselben Menschen mit der vorhergehenden in Zusammenhang steht und ihr ähnlich ist. Daraus folgt, daß, wo jemand dem andern eine Arbeit leistet, er zu ihm in ein viel engeres persönliches Verhältnis tritt, als wenn er ihm ein Laib Brot verkauft; und es folgt weiter daraus, daß, wenn jemand einem andern eine ganze Reihe von Arbeiten leistet,

Digitized by Google

die seine ganze Arbeitskraft in Anspruch nehmen, hierdurch auch eine Verbindung zwischen ihnen geknüpft wird, die auch die Person der Beteiligten ergreift. Das ist der Begriff der zusammengehörigen Arbeit, nämlich der Arbeitskraft, die mit einer andern Arbeitskraft derartig verschmolzen ist, daß erst beide gemeinschaftlich Arbeitsleistungen hervorbringen, die dritten gegenüber allerdings selbständig angeboten werden können, die sich aber, wenn man sie nach ihrer Entstehungsweise betrachtet, als zusammengesetzte Erzeugnisse darstellen. Jeder Teil der Zusammensetzung für sich allein ist unselbständig und wird erst etwas durch die Verbindung mit den andern Teilen. Die Personen, die diese Arbeitsleistungen hervorgebracht haben, sind auf einander angewiesen; es gehen daher Pflichten zwischen ihnen von Person zu Person, die sich nach den Umständen richten, in die die Personen geraten, gleichviel, ob das vorher ausgemacht war oder nicht. Dieser Begriff der zusammengehörigen Arbeit ist der bisherigen Wissenschaft fremd; er ist zuerst von der Reichsgesetzgebung über die Arbeiterversicherung fruchtbringend verwendet worden.

Wenn ein Landwirt das teilweise durch seine Arbeit erzeugte Getreide in der nahe gelegenen Stadt verkauft, wo es auch als Brot verbraucht wird, und dafür vom Handwerker, Schuhmacher und Wagner, seine Bedürfnisse einkauft, so könnte man meinen, daß auch hier eine Zusammengehörigkeit von Arbeitsleistungen, nämlich der des Landwirts und der der Handwerker, vorliege. Und in der That wäre dies unter gewissen Umständen der Fall, nämlich wenn beide Teile auf einander angewiesen wären und sich von jedem Verkehr mit dritten abgeschnitten beispielsweise auf einer einsamen Insel befänden. Der Handwerker wäre dann in Wirklichkeit nichts andres als ein Dienstbote des Landwirts, und er würde daher zu diesem in ein gegenseitiges persönliches Pflichtenverhältnis treten, das einen höheren Inhalt hat als Arbeitsleistung und Lohnzahlung, Waarenlieferung und Preiszahlung. Ähnliche Zustände entstehen, wo die Verkehrsmittel schlecht sind; man findet auch heute in manchen Gegenden zwischen den Landwirten und den Handwerkern benachbarter kleinerer Landstädte ein gegenseitiges etwa als freundnachbarlich zu bezeichnendes Verhältnis, das doch nicht bloß durch die Aufzählung der Leistungen und Gegenleistungen erschöpfend wiedergegeben werden kann. Aber diese Beziehungen sind doch nur zufällig, und sie sind auch keineswegs unumgänglich notwendig, um die wirtschaftliche Lage einer solchen Gegend zu fördern. Ein öffentliches Interesse an der Erhaltung dieser Beziehungen ist also kaum vorhanden; die Gesetzgebung beschäftigt sich daher heute nicht mehr mit diesen Dingen, während sie es früher unter andern Zuständen durch Aufstellung der Zwangs- und Bannrechte thun mußte.

Es besteht also eine geringfügige Zusammengehörigkeit zwischen allen Arbeitskräften einer ganzen Gegend, eines Volksstammes, eines Volkes, ja zuletzt der ganzen Menschheit. Aber diese Zusammengehörigkeit ist, wenn man

Digitized by Google

zwei beliebige Arbeitskräfte irgendwo herausgreift und sie auf ihre Verbindung mit einander hin untersucht, in den meisten Fällen so lose und entfernt, so zufällig und jeden Augenblick wechselnd, daß man keinen wesentlichen Fehler macht, wenn man bei Erörterung der Frage, ob zwischen ihnen, abgesehen von besonderen Abmachungen, Pflichtenverhältnisse entstanden sein können, antwortet: Nein, solche bestehen nicht in einem Grade, daß man darauf Rücksicht zu nehmen hätte. Ganz anders liegt es z. B. bei der engen Zusammengehörigkeit der Gesindearbeit mit der Arbeit der Herrschaft. Die Herrschaft würde in der von ihr beliebten freien Arbeit zur Förderung irgend eines höheren Berufszweckes der Gesittung behindert sein, wenn nicht die niederen zur Lebensnotdurft notwendigen Arbeiten von Hilfsarbeitskräften, vom Gesinde ausgeführt würden; anderseits hat die Arbeit des Gesindes ihre hauptsächliche Bedeutung und Verwendbarkeit darin, daß sie gerade für diese Herrschaft notwendig ist. Herrschaft und Gesinde sind in hohem Maße auf einander angewiesen. Die Dienste des Gesindes lassen sich im voraus gar nicht aufzählen; es ist Gehorsam erforderlich und also ein von sittlichen Pflichten beeinflußtes Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde, das den Gehorsam verbürgt. Wir haben hier einen der wichtigsten Fälle von eng zusammengehöriger Arbeit; aber keineswegs ist die Verbindung überall da eine gleich nahe, wo man von Gesinde und Herrschaft spricht. So werden in der einen Gegend und an dem einen Orte Dienste von unabhängigen Arbeitskräften geleistet, die an andern Orten oder in andern Gegenden im Gesindedienste gewährt werden. In einer Stadt, wo eine Wasserleitung ist, wird die früher vom Gesinde zu besorgende Arbeit des Wassertragens von den Arbeitern gethan, die die Unterhaltung der Wasserleitung besorgen, also im Dienste der Gemeinde stehen. So kann durch die Fortschritte der Wissenschaft, etwa zur leichtern Erzeugung des in der Haushaltung erforderlichen Feuers, oder durch andre Erfindungen, die eine dauernd wirksame Arbeit anstatt täglich sich wiederholender Arbeit ermöglichen, der Erfolg erzielt werden, daß Arbeitsleistungen, zu denen ehemals Gesinde erforderlich war, nunmehr durch Arbeiter gethan werden, die gleichsam im Dienste der Gesamtheit der Herrschaften stehen. Ja schon heute vermag wohl jemand alles Gesindes zu entbehren, ohne doch darum höhern Berufszwecken entsagen zu müssen, wenn er nämlich in einer hoch entwickelten Stadt sich mit den Arbeitsleistungen solcher Gesamtarbeiter begnügt. Es giebt deshalb auch vielfache Übergänge von der Zusammengehörigkeit zwischen Herrschaft und Gesinde zu dem unabhängigen Zustande, wo eine größere Menge von Herrschaften einer größeren Menge jeder von ihnen dienender Arbeiter gegenübersteht. So kommt es in manchen Städten vor, daß weibliche Dienstboten nicht bei einer Herrschaft, sondern gleichsam bei zwei Herrschaften zugleich dienen, nämlich bei der einen am Vormittag, bei der andern am Nachmittag, wobei sie dann in ihren eignen Wohnung wohnen. So erfolgt das Waschen der Leibwäsche in der einen Haus-

Digitized by Google

haltung durch das Gesinde, in der andern durch eine besonders angenommene Wäscherin, aber noch im Hause, in der dritten durch einen Unternehmer, der in seinem eignen Arbeitsraume für eine ganze Anzahl von Herrschaften zugleich waschen läßt. Man kann sagen, daß die gesamten kleinen Handwerker einer Stadt ein unabhängig gewordenes Gesinde der gesamten Herrschaften der Stadt seien, bei denen ehemals die jetzt durch selbständige Handwerker besorgten Arbeiten im Hause durch Gesinde besorgt wurden und es häufig auf dem Lande noch werden. So findet man häufig, daß für kleine Handwerker, die lange Jahre für eine Haushaltung arbeiten, von dieser Herrschaft in ähnlicher Weise gleichsam in Erfüllung einer sittlichen Pflicht gesorgt wird, wie für das Gesinde. Die Arbeitskraft des kleinen Handwerkers ist zwar nicht völlig an diese oder jene bestimmte Haushaltung geknüpft, mit dieser zusammengehörig; er ist aber auch nicht so unabhängig und in der Lage, auf unzähligen Stellen seine Arbeitskraft zu verwerten, wie etwa ein großes Handelshaus. Er steht zwischen beiden Fällen mitten inne; er kann seine Arbeit an einer Mehrzahl von Stellen, aber doch nur einer begrenzten Zahl von solchen, verwenden.

Wo ist nun die Grenze zwischen der zusammengehörigen Arbeit, die persönliche, über die möglicherweise versprochene Arbeitsleistung hinausgehende Pflichten erzeugt, und der unabhängigen Arbeit, die dies nicht thut? Die Grenze ist nicht für alle Zeiten bestimmt und auch nicht für alle Orte gleich. Es giebt Gegenden in Deutschland, wo die Dienstboten eine in der ortsüblichen kurzen Kündigungsfrist zum Ausdruck kommende große Selbständigkeit gegenüber der Herrschaft haben, es giebt Gegenden, wo die Herrschaft eine ähnliche Gewalt über ihre Dienstboten ausübt, wie die Eltern gegenüber ihren Kindern. Fortwährend löst sich bis dahin abhängige Arbeit los und wird unabhängig, aber fortwährend bilden sich auch neue Formen der zusammengehörigen Arbeit aus. Zerstörung aller Errungenschaften der Gesittung würde die unmittelbare Folge sein, wenn man einmal wirklich die Ansicht durchführen wollte, daß jede Arbeitskraft von der andern durchaus unabhängig sei und daß es daher nichts gebe, als versprochene Arbeitsleistung und versprochenen Entgelt.

Demgegenüber ist es der Grundsatz der deutschen Arbeitergesetzgebung, daß aus der zusammengehörigen Arbeit höhere sittliche Pflichten für die entspringen, die gemeinsam arbeiten. Die Art dieser Pflichten richtet sich bei jeder beteiligten Person nicht nur darnach, was sie selbst für eine Arbeitsleistung in die Gesamtarbeit einzuwerfen verpflichtet ist, sondern auch darnach, was die übrigen Beteiligten hinzuthun; denn die Pflichten entspringen aus der Thatsache, daß die Arbeitskräfte zusammengehören. Dies ist die praktisch wichtigste Abweichung von der als unrichtig erkannten Auffassung der Arbeit als einer Waare.

Am vollständigsten ist die Zusammengehörigkeit da, wo die an der Gemeinschaft teilnehmenden Arbeitskräfte durchaus einander gleich und gleichartig

Digitized by Google

sind, jedesmal die ganze Person in Anspruch nehmen und jeder mit dem Genossen auf ein gemeinsames Ziel hinarbeitet. Die Ehe und die Familie ist, wirtschaftlich betrachtet, eine solche Gemeinschaft; bei ihr können daher am allerwenigsten die Pflichten in einem Ehevertrage aufgezählt oder sonst auf einen solchen gegründet werden; sie sind so augenfällig und so allseitig bekannt, daß, obwohl ihre Nichtbeachtung das öffentliche Wohl schädigen würde, dennoch Gesetzesbestimmungen zur Wahrung des öffentlichen Wohles entbehrt werden können, so lange die Sitte des Volkes gesund ist; im Ehe-, Familien- und Erbrecht wird daher nur ein geringer Bruchteil der Familienpflichten behandelt, nämlich die mehr äußerlichen Umstände, die mit dem öffentlichen Wohle in besonders nahem Zusammenhange stehen.

Eine völlige Gleichstellung der Arbeitskräfte, wenn auch zu viel engern Zwecken, findet beispielsweise bei den offnen Handelsgesellschaften statt, bei den kaufmännischen Betrieben, denen mehrere Kaufleute unter gleichzeitiger uneingeschränkter Verantwortlichkeit für das Ganze vorstehen. Hier ist es nicht wesentlich, daß jeder die ganze Arbeitskraft seiner Person einwirft, sondern nur die, mit der er zu Erwerbszwecken thätig sein will. Sonst aber herrscht auch hier zwischen den mehreren beteiligten Arbeitskräften eine völlige Gleichstellung. Die gegenseitige persönliche Berührung ist auch hier so bedeutend, daß jeder die Ausführung der Pflichten vonseiten des andern selbst zu überwachen und gegebenenfalls zu erzwingen imstande ist. Auch hier greift das Gesetz, der Arm des öffentlichen Wohles, nur dann ein, wenn ganz besonders schwere Verletzungen vorliegen, und setzt zu diesem Behufe nur die wichtigsten der Pflichten fest. Ähnlich ist das Verhältnis zwischen den gemeinschaftlich arbeitenden Arbeitskräften des Geschäftsherrn oder Betriebsherrn und seinen höhern kaufmännischen Gehilfen oder höhern Werkbeamten einer gewerblichen Unternehmung. Aber dieses Arbeitsverhältnis nähert sich doch schon ganz wesentlich denjenigen Arbeitsverbindungen, die den eigentlichen Gegenstand der deutschen Arbeitergesetzgebung bilden. Der höhere Handlungsgehilfe nämlich und der höhere Werkbeamte tritt nach außen hin, dritten gegenüber, entweder gar nicht oder doch lange nicht in dem Maße hervor, wie der Betriebsherr, der Geschäftsinhaber selbst. Die Thätigkeit der Arbeitsgemeinschaft, die dritten gegenüber, bei dem Absatz der Erzeugnisse oder der Waren, bei dem Einkauf der Rohstoffe, zu besorgen ist, besorgt der Geschäftsinhaber entweder allein oder doch in überwiegendem Maße. Die persönliche Berührung zwischen dem Geschäftsinhaber und dem kaufmännischen höhern Gehilfen oder Werkbeamten ist also schon eine geringere als zwischen den gleichgestellten Teilhabern eines Geschäftsbetriebes. Nur bei der innern Thätigkeit der Arbeitsgemeinschaft findet die Berührung statt, hier äußert sich zwar die gesamte Arbeitskraft des Werkbeamten, nicht aber die gesamte Kraft des Geschäftsinhabers. Die Berührungsfläche ist eine kleinere, und sie ist um so kleiner, je mehr Werkbeamte und

Digitized by Google

höhere Handlungsgehilfen in dem Betriebe arbeiten, je mehr sie sich gleichsam in die Fläche teilen müssen. Immerhin aber können die höhern Gehilfen und Beamten doch nicht so zahlreich sein, daß in dem Betriebe die Auffassung entstehen könnte, es fände zwischen dem Betriebsherrn und dem Gehilfen oder Beamten kein persönliches Pflichten- und Vertrauensverhältnis, sondern nur ein Austausch einzelner Sachleistungen statt. Denn wie der Handel überhaupt auf Vertrauen gegründet ist, so kann auch die Anstellung eines höhern Handlungsgehilfen nicht ohne ein gegenseitiges Vertrauen durch den Handelsherrn geschehen, also auch nicht ohne daß der Angestellte ihm einigermaßen gleich stünde. Ganz dasselbe ist aber der Fall bei den höhern Werkbeamten, die ohne jene Eigenschaften nicht an der Mitleitung des Werkes Teil haben könnten. So kommt es, daß auch in diesen Fällen die wünschenswerten Zustände ohne höheres Eingreifen erreicht werden können.

Durchaus das Gegenteil tritt ein, wo sich nur sehr wenig Berührungspunkte zwischen dem Betriebsherrn und dem untersten Arbeiter ergeben. Ganz außerordentlich wenig Berührungspunkte sind da bei den großen Betrieben, wo Hunderte oder gar Tausende von niedern Arbeitern, vielleicht erst durch die Vermittlung von Vorarbeitern, darüber Werkmeistern, darüber Betriebsbeamten, mit der Arbeitskraft des Betriebsherrn in Verbindung stehen, oder wo gar der eigentliche Betriebsherr in gar keine persönlichen Beziehungen zu den Arbeitern treten kann, da er die Form einer juristischen Person, einer Aktiengesellschaft hat. Gerade in solchen Betrieben, namentlich also bei Aktiengesellschaften, ist es am ehesten möglich, daß der Betriebsleiter die Arbeiter lediglich als Zahlen von Arbeitskräften behandelt, während umgekehrt — wir beeilen uns das hinzuzufügen — der Arbeiter nichts als das zu empfangende Geld im Auge hat und also die ihm obliegenden Pflichten, wie das gezeigt werden wird, nicht minder vernachlässigt. Geringer ist die Gefahr schon bei dem Bergwerksarbeiter, weil diese verantwortungsvollere Arbeit es doch nicht gestattet, die Menschen so ganz als Zahlen zu behandeln und umgekehrt, auf Seiten des Arbeiters, die Tüchtigkeit der Arbeit und die Treue gegen den Arbeitsherrn so ganz beiseite zu setzen. Der landwirtschaftliche Arbeiter sodann kann nicht so sehr wie der gewerbliche Arbeiter die Fühlung mit dem Arbeitsherrn verlieren, weil er täglich mit ihm an demselben Orte arbeitet. Es folgt das landwirtschaftliche Gesinde, dieser Übergang vom freien Arbeiter zum Gesinde, endlich das häusliche Gesinde auf dem Lande und in der Stadt. Hier ist zwar die sachliche Berührung zwischen den Arbeitskräften des Arbeitsherrn und des Dienenden nicht entfernt so bedeutend, wie bei dem Handelsherrn und dem höhern Handelsgehilfen, aber das tägliche Zusammensein schließt doch im Durchschnitt aus, daß eine Vernachlässigung der Pflichten stattfindet. Es kommt hinzu daß der häusliche Dienst für das Gesinde meist nur eine Durchgangszeit ist zur selbständigen Einrichtung eines Haushalts nach der Verhei-

Digitized by Google

ratung. Der Gesindedienst ist gleichsam eine Erziehung zu selbständiger Gründung eines Haushaltes, wie es ebenfalls die Lehrzeit des Lehrlings und die Gehilfenzeit des eigentlichen, sich später selbständig machenden Gesellen ist. Bei beiden ist das Gemeinsame, daß eine familienähnliche Gemeinschaft mit dem Arbeitsherrn da ist, wobei schon im allgemeinen der Wunsch des persönlichen Wohlbehagens dazu führt, daß die Pflichten nicht ganz vernachlässigt werden.

Derjenige in der Arbeitsgemeinschaft, der seinerseits mit allen übrigen Arbeitern der Gemeinschaft in einer vielleicht sehr geringfügigen Verbindung steht, alle Arbeitsleistungen gleichsam auf seinen Leib vereinigt, ist der Arbeitsherr, die übrigen seine Hilfsarbeiter, die um so niedriger stehen, je weniger zahlreich die Verbindungen sind, die sie mit andern Mitarbeitern des Betriebes nach der Art ihrer Arbeit haben. Die Arbeit des Arbeitsherrn ist die Hauptsache, die selbständige Arbeit; alle andre Arbeit ist Hilfsarbeit, Nebensache im Verhältnis zu der seinigen. Seine ist die herrschende, das andre die dienende Arbeit. Je größer die Zahl der Arbeiter auf der dienenden Seite ist und je größer gleichzeitig die örtliche Trennung ist, die zwischen ihnen und dem Arbeitsherrn besteht, um so eher ist die Möglichkeit gegeben, daß beiderseits die gegenseitigen Pflichten beiseite gesetzt werden. Das eigentliche Feld der Arbeitergesetzgebung, die dies verhindern will, sind daher die großen Gewerbebetriebe, nicht zum wenigsten aber die großen Hausindustrien, in denen zahlreiche Arbeiter für große Unternehmer arbeiten, die häufig an ganz andern Orten wohnen, wie ihre ihnen vielleicht größtenteils unbekannten Arbeiter.

Eine neue Strafrechtswissenschaft

Gegen Ende vorigen Jahres ist von den Professoren von Liszt in Marburg, van Hamel in Amsterdam und Prins in Brüssel eine neue „Internationale kriminalistische Vereinigung" gegründet worden. In dem gegen Anfang Februar erschienenen Hefte der „Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft" wurden die Satzungen dieser Vereinigung verkündet. Ihnen war ein kurzer Aufsatz des Professors von Liszt beigefügt, der die Ziele der Vereinigung näher erläuterte. Fast gleichzeitig erschien in den Grenzboten (Heft vom 14. Februar) ein ohne Zweifel von den Gründern veranlaßter Aufsatz, der die Ziele der Vereinigung noch offener besprach. Endlich ist im Juni dieses Jahres das erste Heft einer Zeitschrift „Mitteilungen der internationalen kriminalistischen Vereinigung" (bei

Digitized by Google

Guttentag in Berlin und Muquardt in Brüssel) erschienen, das die Bestrebungen der Vereinigung zur allgemeinen Kenntnis bringen soll. Die Satzungen des Vereins und der erstgedachte Aufsatz in französischer Übersetzung werden darin mitgeteilt. Wir erfahren auch, daß der Verein bereits an 200 Mitglieder fast aus allen Ländern Europas gewonnen hat und daß er im August dieses Jahres eine Versammlung in Brüssel halten will.

Hiernach wird es gerechtfertigt sein, wenn wir die Bestrebungen dieses Vereins einer nähern Betrachtung unterziehen. Selbstverständlich thun wir das nur vom deutschen Standpunkt aus. Wie die Zustände der Strafrechtspflege in andern Ländern sind, welche Bedürfnisse nach Reform dort obwalten und wie in diesen Beziehungen die Bestrebungen des Vereins einschlagen, darüber erlauben wir uns kein Urteil. Bei unsrer Betrachtung werden wir neben den Satzungen der Vereinigung auch die beiden vorgedachten Aufsätze ins Auge zu fassen haben, da diese die erläuternden Programme bilden, unter denen der Verein ins Leben getreten ist. Vorausschicken müssen wir unsrer Betrachtung eine kurze Darstellung der bestehenden Zustände auf dem Gebiete des Strafrechts.

Seitdem es eine menschliche Gesellschaft giebt, ist wohl in dieser das Bewußtsein lebendig gewesen, daß gewisse Verletzungen der gesellschaftlichen Ordnung notwendig eine an dem Thäter zu vollziehende Sühne erheischen. Sobald die organisirte menschliche Gesellschaft, die wir Staat nennen, diese Sühne in die Hand nimmt, nennen wir sie Strafe. Unzählige Theorien sind aufgestellt worden, um die Berechtigung des Staates, den Missethäter zu strafen, zu erklären und zu begründen. Für den praktischen Staatsmann wird die Erklärung genügen, daß ohne die Strafe die menschliche Gesellschaft dem Verbrechen preisgegeben und in ihrem ganzen Bestande gefährdet sein würde. Mit diesem Rechte der Notwehr ist die Rechtfertigung des Staates, das Verbrechen zu strafen, gegeben. Was das Maß der Strafe betrifft, so verlangt das natürliche menschliche Gefühl, daß sie einerseits dem Maße des bösen Willens oder der Verschuldung des Thäters, anderseits der Größe des Übels entspreche, das der Thäter der menschlichen Gesellschaft oder ihren einzelnen Gliedern zugefügt hat. Eine Strafe, die diesem Maß entspricht, nennen wir gerecht. Eine solche für jedes Vergehen, sei es auch nur innerhalb gewisser Grenzen, aufzufinden, ist das Strafgesetz bemüht gewesen. Um auch für den einzelnen Fall die Gerechtigkeit der Strafe zu sichern, hat man in allen Kulturstaaten die Zuerkennung derselben in die Hände unabhängiger Richter gelegt. Freilich kommt es auch darauf an, daß die zuerkannte Strafe gerecht vollzogen werde. Man hat aber in den meisten Staaten kein Bedenken getragen, die zur Strafvollziehung bestimmten Anstalten unter die Aufsicht von Verwaltungsbeamten zu stellen.

Wie alle menschlichen Einrichtungen, leidet auch die Strafrechtspflege unter der menschlichen Schwäche. Wir sehen ganz davon ab, daß unzählige Vergehen

Digitized by Google

und Verbrechen sich der richterlichen Erkenntnis ganz entziehen. Auch wo die That für die richterliche Erkenntnis erreichbar ist, trägt die Rechtsprechung doch Unvollkommenheiten genug an sich. Der Richter kann in den wenigen Stunden, wo der Angeklagte ihm gegenüber steht, ihm nicht ins Herz sehen. Er muß sich daran genügen lassen, die Handlung ihrer äußern Erscheinung nach zu würdigen. Dadurch nimmt die Strafzuerkennung stets etwas mehr oder minder Schablonenhaftes an.

In frühern Zeiten glaubte man die Ziele der Strafrechtspflege nur erreichen zu können, wenn man zur Abschreckung recht strenge Strafen anordnete. Eine ganze Reihe von Verbrechen war mit dem Tode, zum Teil noch in geschärfter Form, bedroht. Das deutsche Strafgesetzbuch hat die Todesstrafe auf ganz wenige Fälle beschränkt, und bei Erlaß desselben entbrannte sogar ein lebhafter Kampf für gänzliche Abschaffung dieser Strafe. Auch die Prügelstrafe, die früher sehr beliebt war (wenigstens bei manchen Richtern, minder bei den Delinquenten), ist gänzlich abgeschafft. Es bleiben also als regelmäßige Strafen nur Freiheitsstrafen in verschiedenen Abstufungen und Geldstrafen. Beide können in außerordentlich verschiedenem Umfange erkannt werden. Ein absoluter Maßstab dafür, was eine gerechte Strafe sei, läßt sich niemals finden. Um richterliche Willkür möglichst auszuschließen, bestimmten frühere Gesetze für jedes einzelne Vergehen die zu erkennende Freiheits- oder Geldstrafe innerhalb enger Grenzen. Es hatte dies die Folge, daß in einzelnen Fällen die dem Gesetze gemäß erkannte Strafe dem natürlichen Rechtsgefühl ganz und gar widersprach. Das deutsche Strafgesetzbuch hat diese Richtung verlassen und hat für die meisten Vergehen Strafen vorgeschrieben, die dem richterlichen Ermessen einen weiten Spielraum gewähren. Das trägt nun aber wieder die Gefahr in sich, daß der Richter von dieser ihm gewährten Freiheit keinen richtigen Gebrauch macht. Namentlich hat die Erfahrung gezeigt, daß viele Richter geneigt sind, innerhalb des vom Gesetz aufgestellten Rahmens regelmäßig die mildeste oder eine dieser nahe kommende Strafe zuzuerkennen, wodurch die Wirksamkeit der Strafgesetze schwer gefährdet wird. Was das Verhältnis von Gefängnis- und Geldstrafe anbelangt, so geht das Strafgesetz im allgemeinen davon aus, daß mit Geldstrafen nur gewisse geringere Vergehen zu ahnden seien. Es ist richtig, daß in unserm Volksbewußtsein die Geldstrafe als minder in die Ehre des Menschen eingreifend betrachtet wird als eine Gefängnisstrafe. Gerade deshalb aber hält man es für angemessen, für Vergehen, die aus unehrenhafter Gesinnung hervorgehen, von vornherein eine Gefängnisstrafe vorzuschreiben, und zwar um so mehr, als eine Geldstrafe den Reichen nicht sehr schwer trifft. Aber auch dann, wenn jemand so arm ist, daß er die Geldstrafe nicht erlegen kann, bleibt, um ihn nicht völlig straflos zu lassen, nichts andres übrig, als die Geldstrafe in eine mäßige Haftstrafe umzuwandeln.

So wie die Zuerkennung, hat auch die Vollziehung der Strafen, namentlich

Digitized by Google

der Gefängnisstrafen, überall mit der Unvollkommenheit menschlicher Verhältnisse zu kämpfen. Zunächst kommt wieder in Betracht, daß man nicht jeden einzelnen Sträfling ganz individuell behandeln kann, sondern es macht sich auch hier notgedrungen das Schablonenhafte geltend. Unzweifelhaft hat das Gefängnis die Bestimmung, dem Gefangenen die Strafe als ein wirkliches Übel fühlbar zu machen, und darnach müssen dessen Einrichtungen getroffen sein. Früher waren auch wohl die meisten Gefängnisse so schlecht, daß sie in dieser Richtung jedenfalls ihren Zweck erfüllten. Nun hat man aber wieder gesagt: die Strafe darf nicht in Grausamkeit ausarten; auch im Gefängnis muß der Verbrecher noch ein menschenwürdiges Dasein führen. Darnach hat man vielfach Gefängnisse hergerichtet, in denen der Gefangene besser lebt, als der in der Freiheit befindliche Arme in seinen elenden Räumen. Und dies hat zur Folge gehabt, daß für manche das Gefängnis seine Schrecken verloren hat. Gar nicht selten hört man von Übelthaten, die jemand nur deshalb begangen hat, um im Gefängnis ein Unterkommen zu finden.

Eine besondre Schwierigkeit bildet auch die Frage, wie die Gefangenen untergebracht werden sollen. Man hat gesagt: setzt man den vielleicht noch wenig verdorbenen Gefangenen mit andern Verbrechern zusammen, so wird er erst recht verdorben. Gewiß richtig! Also hat man für die Gefangenen Einzelhaft gefordert und deshalb große Gefängnisse mit Einzelzellen gebaut. Dann hat man aber auch wieder gesagt: Jahre lang allein zu sitzen, kann ein Mensch nicht aushalten; da wird er wahnsinnig. Wiederum richtig! Also hat man das Vereinzelungssystem wieder aufgegeben und setzt die Gefangenen wieder zu einander. Man hat dann beide Systeme gemischt angewandt, und daraus sind mannichfache Arten der Strafvollziehung hervorgegangen. Ein durchaus bewährtes System hat man aber bis auf den heutigen Tag nicht gefunden. Nach dem deutschen Strafgesetzbuch ist die Vollziehung der Zuchthaus- und Gefängnisstrafe durch Einzelhaft in das Ermessen der Vollziehungsbehörde gestellt. Die Einzelhaft darf jedoch ohne Zustimmung des Gefangenen die Dauer von drei Jahren nicht übersteigen.

Daß die Gefängnisverwaltung sich auch zum Ziele setzen muß, die Gefangenen so weit wie möglich sittlich zu bessern, damit sie als brauchbare Menschen in das bürgerliche Leben zurückkehren, ist unzweifelhaft. Aber auch dieses Ziel läßt sich leichter theoretisch aufstellen, als die praktischen Mittel zu seiner Erreichung zu finden sind. Sicherlich ist das Gefängniswesen in Deutschland noch vieler Verbesserungen fähig. Eine durchgreifende Verbesserung würde jedoch sehr bedeutende Geldmittel in Anspruch nehmen.

Diese flüchtige Zeichnung wird genügen, um anschaulich zu machen, mit welchen in der Natur der Dinge begründeten Schwierigkeiten die Strafrechtspflege zu kämpfen hat. An Versuchen, diese Schwierigkeiten zu überwinden, hat es auch bisher schon nicht gefehlt. Aber fast jede Einrichtung, die man

Digitized by Google

trifft, hat neben dem Guten, das sie bringt, auch ihr Schlimmes, und es ist wohl zuzusehen, ob das Schlimme nicht überwiegt. Zum Troste müssen wir uns schließlich sagen, daß trotz aller Schwächen, mit denen sie behaftet ist, unsre Strafrechtspflege doch im großen Ganzen ihren Zweck erfüllt, indem sie der menschlichen Gesellschaft einen leidlichen Schutz wider das Verbrechen gewährt.

Nun braucht dieser Stand der Sache uns ja nicht abzuhalten, fortwährend darüber nachzusinnen, ob nicht doch Verbesserungen an dem Bestehenden getroffen werden können, die die Strafrechtspflege ihren Zielen näher führen. Das ist Pflicht eines jeden, den die Sache angeht. Aber wir meinen, angesichts des vielen, was in dieser Richtung schon versucht worden ist, müßten alle solche Vorschläge mit einer gewissen Bescheidenheit auftreten. Denn das muß sich doch jeder sagen, daß man auch mit dem besten Willen die Dinge nicht in der Hand hat, und daß es zwar leicht ist, Aufstellungen zu machen, aber oft schwer, sie auch praktisch durchzuführen.

Betrachten wir nun, wie die „Internationale Vereinigung" sich einführt. Der Aufsatz in der Zeitschrift sagt: „Die Vereinigung will alle diejenigen Personen umfassen, welche die Aufgabe der Strafe in der zielbewußten (!) Bekämpfung des Verbrechertums erblicken. Sie geht davon aus, daß, wer das Verbrechertum bekämpfen will, das Verbrechertum kennen muß. Das Verbrechen tritt uns entgegen als eine Erscheinung, als eine Thatsache, ein Ereignis im Leben des Einzelnen, wie im Leben des gesellschaftlichen Körpers. Die wissenschaftliche Untersuchung des Verbrechens in diesen beiden Richtungen kann als Kriminalbiologie (oder Kriminalanthropologie) und Kriminalsoziologie bezeichnet werden." Noch weit energischer spricht sich der Aufsatz der Grenzboten aus, er weist alle Bescheidenheit weit von sich. Über die ganze bisherige Strafrechtspflege wird darin der Stab gebrochen. „Politiker und Volkswirte, Geistliche und Laien sind darüber einig, daß das Strafrecht in seiner gegenwärtigen Fassung durchaus unfähig sei, das zu leisten, was es leisten kann und im Interesse von Staat und Gesellschaft auch leisten muß." Dann wird berichtet, daß zur Vorbereitung der Umbildung des Strafrechts sich eine internationale Vereinigung gebildet habe, die durch drei der hervorragendsten Kriminalisten unsrer Zeit (es werden die drei Professoren genannt) begründet worden sei. Diese Verbindung wende sich scharf gegen die bisherige Richtung, durch die der praktische Zweck des Strafrechts ganz in Vergessenheit gekommen sei. Das Verbrechen müsse als gesellschaftliche Erscheinung betrachtet und bekämpft werden. Zu seiner Ergründung müßten die reichen Ergebnisse der Gesellschaftswissenschaft im weitesten Umfange berücksichtigt werden. „Wer heute noch glaubt, das Verbrechen ohne eingehendste Beachtung der Strafstatistik verstehen zu können, zeigt, daß er von dem Wesen des Verbrechens keine Ahnung hat."

Digitized by Google

Nach diesen vielversprechenden Worten ist man in der That gespannt darauf, wie denn nun die bisher über das Wesen des Verbrechens ahnungslose Welt werde aufgeklärt und welches Evangelium neuer Strafrechtslehre der bisher im Dunkeln tappenden Wissenschaft werde verkündet werden. Betrachten wir nun im einzelnen die Sätze, die die Vereinigung zur Bezeichnung ihrer Ziele aufstellt.

Satz 1 und 2 lauten: „Aufgabe der Strafe ist die Bekämpfung des Verbrechens als sozialer Erscheinung. Die Ergebnisse der anthropologischen und soziologischen Forschungen sind daher von der Strafrechtswissenschaft wie von der Strafgesetzgebung zu berücksichtigen." Darnach sollte man annehmen, die Gründer der Vereinigung hätten mit jenen neuentdeckten Wissenschaften bereits ungeheure Ergebnisse für das Strafrecht erzielt, die sie zum Gemeingut der Welt machen wollen. Was sagt nun aber der Aufsatz der Zeitschrift? „Die anthropologische und soziologische Untersuchung des Verbrechens hat eben erst begonnen. Die Vereinigung hat es vermieden, vermeintliche (so!) Ergebnisse derselben in ihr Programm aufzunehmen." Die Gründer wissen also selbst noch gar nicht, was sie mit ihren neuentdeckten Wissenschaften machen wollen. Die aufgestellten Sätze sind nichts als hochtönende Worte ohne wirklichen Kern. Das, was Verständiges in ihnen gefunden werden kann, ist längst bekannt und allgemein anerkannt.

Satz 3 lautet: „Die Strafe ist eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung des Verbrechens. Sie ist aber nicht das einzige Mittel. Sie darf daher nicht aus dem Zusammenhange mit den übrigen Mitteln zur Bekämpfung, insbesondre zur Verhütung des Verbrechens, gerissen werden." Wir fragen: Hat denn schon jemand den Satz aufgestellt, daß die Strafe das einzige Mittel sei, um das Verbrechen zu bekämpfen? Wir haben Schule und Kirche, deren Aufgabe es ist, den Menschen sittlich zu erziehen und dadurch auch Verbrechen zu verhüten. Wir haben auch die Polizei, deren Aufgabe es ist, die Ausführung von Verbrechen zu hindern. Nun soll aber „die Strafe mit den übrigen Mitteln zur Bekämpfung des Verbrechens nicht aus dem Zusammenhange gerissen werden." Was heißt das? Was denkt man sich dabei? Wir unserseits können uns dabei gar nichts denken und halten auch diesen Satz für leere Worte.

Es folgt dann der Satz 4: „Die Unterscheidung der Gelegenheitsverbrecher und der Gewohnheitsverbrecher ist von grundlegender Bedeutung in theoretischer wie in praktischer Beziehung; sie hat daher als Grundlage für die Bestimmungen der Strafgesetzgebung zu dienen." In Betreff dessen, was hier begehrt wird, hat bereits ein Artikel der Grenzboten („Zur Strafrechtspflege," Heft vom 28. März d. J.) das Nötige erwidert. Die schwerere Bestrafung des Rückfalles beim Verbrechen ist uralt. Auch das deutsche Strafgesetzbuch ordnet für den Rückfall bei denjenigen Verbrechen, wo er am häufigsten vorkommt,

Digitized by Google

(bei Diebstahl, Raub, Hehlerei und Betrug) namhaft gemachte höhere Strafen an. Bei andern Vergehen berücksichtigt die Praxis den Rückfall bei der Strafzumessung. Glaubt nun aber die Vereinigung für die „grundlegende" Unterscheidung zwischen Gelegenheits- und Gewohnheitsverbrechern ganz neue Kennzeichen oder für die letztern ganz neue Strafen entdeckt zu haben, so verkünde man sie uns doch! Einstweilen haben wir keine Vorstellung davon.

Satz 5 lautet: „Da Strafrechtspflege und Strafvollzug demselben Zwecke dienen, das strafrichterliche Urteil mithin erst durch die Vollstreckung der Strafe Gehalt und Bedeutung gewinnt, erscheint die dem heutigen Strafrechte eigentümliche Trennung des Strafvollzugs von der Strafrechtspflege als unrichtig und zweckwidrig." Der Aufsatz der Zeitschrift sagt zur Erläuterung: „Die Vereinigung glaubt an die Möglichkeit, auch im Einzelfalle die Verbindung zwischen der richterlichen Thätigkeit und dem Strafvollzug wiederherzustellen; sie vermeidet aber zur Zeit sich darüber auszusprechen, auf welche Weise (ob etwa durch kräftige Entwicklung der Strafvollzugsausschüsse) die Verbindung hergestellt werden könnte." Der Grenzbotenaufsatz sagt noch offener: „Der Strafvollzug muß den wesentlichsten Teil der Strafrechtspflege bilden." Auch hier stellt man sich staunend die Frage, was bei diesen Sätzen wohl gedacht sein möge. Mit dem hingeworfenen Gedanken einer „kräftigen Entwicklung der Strafvollzugsausschüsse" ist natürlich gar nichts gesagt. Es ist ja vollkommen anzuerkennen, daß die Strafvollziehung ebenso wie die Strafzuerkennung von dem Grundsatz der Gerechtigkeit geleitet werden muß; und man kann deshalb darüber streiten, ob es richtiger sei, die für die Strafvollziehung bestimmten Anstalten unter die Aufsicht von Justiz- oder von Verwaltungsbehörden zu stellen. Soll aber der Gedanke, „den Strafvollzug nicht von der Strafrechtspflege zu trennen," Wahrheit werden, so würde es nicht genügen, daß die Gefängnisse überhaupt unter die Aufsicht von Justizbehörden, ja selbst von Richtern gestellt würden; vielmehr müßten dieselben Richter, die die Strafe zuerkannt haben, auch die Vollziehung dieser Strafe an den Gefangenen überwachen. Denn wenn auch nur in der Person der strafvollziehenden und der strafzuerkennenden Beamten eine Verschiedenheit stattfände, so wäre ja damit schon die Trennung der Strafvollziehung von der Strafrechtspflege gegeben. Es müßte also jede Strafkammer jeden von ihr verurteilten Verbrecher ständig unter Aufsicht haben. Sie müßte bestimmen, ob er in Einzelhaft genommen oder daraus entlassen werden, wie er beschäftigt werden solle u. s. w. Den Gerichten würde neben ihrer rechtsprechenden Thätigkeit noch eine ganz neue Thätigkeit erwachsen, bei der sie über den weitern Lebenslauf aller von ihnen verurteilten gewissermaßen Buch führen müßten. Über die Insassen eines größern Gefängnisses würden gleichzeitig eine ganze Reihe von Gerichten die Aufsicht zu führen haben, wobei diese von ganz verschiednen Grundsätzen ausgehen könnten. Wir fragen jeden, der eine Spur von praktischem Sinn in sich

Digitized by Google

trägt, ob er eine solche Einrichtung für möglich hält? Überhaupt aber kommt es für die Gerechtigkeit des Strafvollzugs weit weniger auf den Namen der Behörde als auf die Persönlichkeit der Beamten an, die den Gefängnissen vorstehen.

Es folgt dann der allerdings sehr unschuldige Satz 6: „Da die Freiheitsstrafe in unserm Strafsystem mit Recht die erste Stelle einnimmt, wird die Vereinigung den Bestrebungen zur Verbesserung der Gefängnisse und der verwandten Anstalten besondere Beachtung widmen." Dem steht natürlich nichts entgegen.

Die letzten Sätze 7, 8, 9 betreffen die Bemessung der Freiheitsstrafen. Ehe wir darüber berichten, müssen wir eine Betrachtung unserseits vorausschicken.

Wir sind der Ansicht — und zwar, wie wir glauben, in Übereinstimmung mit vielen andern —, daß unsre Strafrechtspflege nicht durchweg mit der gebührenden Strenge gehandhabt werde. Ganz abgesehen von den Schwächen der Geschwornengerichte, die ja mannichfachen Einflüssen zugänglich sind, liegt der Fehler auch bei den ordentlichen Richtern vorzugsweise darin, daß sie die Strafen zu gering bemessen. Es geht dieser Fehler teils aus dem Mangel an klarer Einsicht, teils aus Charakterschwäche hervor. Bei manchen Gerichten scheint diese schlaffe Richtung fast zur Gewohnheit geworden zu sein. Namentlich ist der Vorwurf, daß die Gerichte gegen Gewaltthätigkeitsverbrechen nicht genügend einschreiten, fast so alt wie das Strafgesetzbuch. Schon in der Reichstagsrede vom 5. Dezember 1875 hatte Fürst Bismarck Veranlassung, die Klage zu führen, daß von unsern Gerichren „das Geld im Gesetzgebungstarif höher angeschlagen werde, als die gesunden Knochen." Seitdem hat aber diese unberechtigte Milde fortgewuchert. Und wenn die neueste Strafstatistik ergeben hat, daß zwar die Eigentumsverbrechen abgenommen, die Gewaltthätigkeitsverbrechen dagegen zugenommen haben, so dürfte an dieser Zunahme wohl die Milde unsrer Strafgerichte einen Teil der Schuld tragen. Soweit nun in den Bestrebungen der internationalen Vereinigung eine gewisse Reaktion gegen diese Milde zu finden ist, kann man ihre Berechtigung ja anerkennen. Wahrscheinlich hat es auch nur diese Richtung mit sich gebracht, daß dem Verein eine Anzahl Männer von hochachtbarem Namen beigetreten ist; daß sie das Programm der Gründung im übrigen näher geprüft haben sollten, wagen wir einigermaßen zu bezweifeln, da ihnen sonst dessen Schwächen nicht hätten entgehen können.

Wir kehren nun zu den Satzungen des Vereins zurück und stellen den Satz 8 voran. Er lautet: „Bei langzeitigen Freiheitsstrafen ist die Bemessung der Strafdauer nicht nur von den Ergebnissen des Strafverfahrens, sondern auch von denjenigen des Strafvollzuges abhängig zu machen." Nach der in dem Aufsatz der „Zeitschrift" gegebenen Erläuterung soll dieser Satz in sich fassen: 1. die Abkürzung der richterlich erkannten Strafen (bedingte Freilassung); 2. die Verlängerung derselben (Zusatzbestrafung) und 3. die Befugnis des Richters, unbestimmte, d. h. nur nach Mindest- und Höchstmaß bestimmte

Digitized by Google

Strafurteile zu geben. Der Grenzbotenaufsatz sagt dazu: „Es ist ungerechtfertigt, die Dauer der Strafe ein für allemal im Urteile festzusetzen; sie muß auch von dem Ergebnis des Strafvollzugs abhängig gemacht werden." Sehen wir zunächst auf den bestehenden Zustand, so finden wir da das Begnadigungsrecht des Landesherrn, der eine zuerkannte Strafe erlassen oder abkürzen kann. Die Bürgschaft gegen einen Mißbrauch dieses Rechts liegt eben in der höchsten Person. Durch das Strafgesetzbuch ist dann das Recht der vorläufigen Entlassung hinzugekommen. Ein Sträfling, der eine längere Freiheitsstrafe verbüßt, kann, wenn drei Vierteile seiner Strafzeit um sind, durch Beschluß der höchsten Justizaufsichtsbehörde vorläufig auf Wohlverhalten entlassen werden. Über die Art und Weise, wie von den Justizministerien in den verschiednen deutschen Ländern von dieser Befugnis Gebrauch gemacht wird, ist uns nur das bekannt geworden, was in der Statistik der dem preußischen Ministerium des Innern unterstellten Strafanstalten darüber mitgeteilt wird. Darnach betrug während der Jahre 1880 bis 1888 die Zahl der Fälle, in denen die vorläufige Entlassung eines Gefangenen beantragt wurde, nur etwa 1 bis 1,3 Prozent, und von diesen beantragten Fällen fanden nur etwa die Hälfte bis zwei Drittel Genehmigung. Die vorläufige Entlassung umfaßte hiernach nur etwa 0,72 Prozent aller Sträflinge. Da nun jedem höchstens ein Viertel seiner Strafe erlassen werden konnte, auch bei etwa 4 Prozent der Entlassenen ein Widerruf notwendig wurde, so betrug der auf diese Weise gewährte Straferlaß noch nicht einmal 0,18 Prozent aller zuerkannten Strafen. Man sieht hieraus, daß die vorläufige Entlassung, wenigstens in Preußen, bei weitem nicht die Bedeutung erlangt hat, die bei Erlaß des Strafgesetzbuchs manche Schwärmer ihr beilegten. Das preußische Justizministerium ist dabei — wie freilich kaum anders zu erwarten war — mit großer Vorsicht zu Werke gegangen und hat dadurch das Ansehen der Strafrechtspflege zu wahren gewußt. Aber auch von vornherein war die Verleihung dieser Befugnisse an eine Verwaltungsinstanz minder bedenklich, weil es sich dabei, ebenso wie bei dem Begnadigungsrechte des Landesherrn, nicht darum handelt, eine nicht zuerkannte Strafe zuzufügen, sondern nur eine zuerkannte zu mindern. Unberührt ist also der Grundsatz geblieben, daß niemandem ohne Urteil und Recht eine Strafe zugefügt werden könne; ein Grundsatz, der nur unter den schwersten Kämpfen im Laufe der letzten Jahrhunderte errungen worden ist.

Wenn nun die Vereinigung den neuen Satz aufstellt, daß je nach den Ergebnissen der Strafvollziehung eine zuerkannte Strafe nicht bloß abgekürzt, sondern auch verlängert werden soll, so fragen wir zunächst: Wer soll denn darüber entscheiden? das Gericht, das die Strafe zuerkannt hat, oder auch hier eine Verwaltungsbehörde? Sagt man: das Gericht, dann würde allerdings der obige Grundsatz gewahrt bleiben. Aber auf welche Grundlage hin würde wohl das Gericht imstande sein, eine solche Entscheidung zu geben? Wir haben

Digitized by Google

keine Vorstellung davon. Schließlich würde alles darauf ankommen, wie die Gefängnisbeamten über den Sträfling berichteten. Wäre es aber die Absicht, ebenso, wie bei der vorläufigen Entlassung die Abkürzung der Strafe, auch deren Verlängerung in das Ermessen einer Verwaltungsbehörde zu stellen, so würde damit — wir sprechen dies aus ohne jedes persönliche Mißtrauen gegen diese Behörden — der Grundsatz, daß eine Strafe nur nach Urteil und Recht zugefügt werden könne, und damit einer der wichtigsten Fortschritte in der Kulturgeschichte preisgegeben sein. Und es wäre wahrhaft erstaunlich, wenn in demselben Jahre, wo man die hundertjährige Feier des Aufhörens der lettres de cachet in Frankreich begeht, deutsche Professoren eine Einrichtung ersonnen hätten, die sich grundsätzlich in nichts von den lettres de cachet unterschiede.

Eine seltsame Neuerung würden auch die „unbestimmten Strafurteile" sein. Ein solches Urteil würde also etwa so lauten: „Der Angeklagte wird des — — schuldig erkannt und deshalb zu einer Zuchthausstrafe von drei bis fünf Jahren verurteilt." Das wäre eine herrliche Erfindung für denkfaule und schwachherzige Richter, die damit die Last und die Verantwortung der Strafzumessung von sich ab und auf andre, die später zu entscheiden hätten, überwälzen könnten.

Wir lassen nun den Satz 9 folgen: „Unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher hat die Strafgesetzgebung, und zwar auch dann, wenn es sich um die oftmalige Wiederholung kleinerer Vergehen handelt, für eine möglichst lange Zeitdauer unschädlich zu machen." Der Grenzbotenaufsatz bemerkt dazu: „Eine solche Vorschrift fehlt uns ganz ungemein, und wir werden nicht eher vor dem Gesindel Ruhe bekommen, das seine viehischen Triebe nun einmal nicht zu bändigen vermag, bis die Gesetzgebung, dem mattherzigen Humanitätsdusel mancher Kriminalisten zum Trotz, das geltende Recht in dieser Weise ergänzt hat." (Es folgt dann noch eine „geharnischte Verwahrung gegen die ungesunde, kraft- und markloseu, mit rührseligen Redensarten vollgepackte Schule" u. s. w.) Wir fragen einfach: Was will man denn nun eigentlich vorgeschrieben haben? Hängen wird man doch den Gewohnheitsdieb heutzutage nicht mehr wollen. Also müßte man ihn zeitlebens einsperren. Um eine solche die ganze Existenz eines Menschen vernichtende Strafe auszusprechen, müßte man aber doch genau wissen, was ein „unverbesserlicher Gewohnheitsverbrecher" sei? Ist es ein Dieb im dritten, fünften, siebenten oder einem noch späteren Betretungsfalle? Und wenn jemand im siebenten Falle einen Laib Brot oder ein Scheit Holz stähle, würde es wohl dem Rechtsbewußtsein unsers Volkes entsprechen, wenn er dafür lebenslänglich ins Zuchthaus geschickt würde? Wie soll das neue Gesetz lauten, das die internationale Vereinigung gegen „unverbesserliche Gewohnheitsverbrecher" empfiehlt? Wir sind gespannt darauf. Wir müssen aber auch an die obige erläuternde Bemerkung einige Worte an-

Digitized by Google

knüpfen. Von dem Vorwurfe des „Humanitätsdusels“ fühlen wir uns nicht getroffen, da wir der Notwendigkeit, mit Ernst gegen das Verbrechen einzuschreiten, uns vollkommen bewußt sind. Gleichwohl möchten wir darauf hinweisen, daß, wenn das Schicksal, die Gefängnisse zu füllen, fast ausschließlich auf den niedern Ständen lastet, dies ja nicht darin seinen Grund hat, daß deren Glieder von Haus aus schlechter wären als die der höhern, sondern nur darin, daß sie durch ihre gesamten Lebensverhältnisse dem Verbrechen weit näher geführt werden. Niemand von uns, die wir den höhern Ständen angehören, kann von sich mit Sicherheit sagen, ob nicht auch er, wenn er unter andern Verhältnissen geboren wäre, statt auf seinem jetzigen, vielleicht hohen Platze, auf der Anklagebank säße. Und deshalb sollte doch jeder, der mit Verbrechen oder Verbrechern zu thun hat, es vermeiden, ihnen mit sittlichem Hochmut gegenüberzutreten.*)

Wir kommen endlich zu dem Satz 7, der einer etwas ausführlichern Besprechung bedarf. Er lautet: „Die Vereinigung hält den Ersatz der kurzzeitigen Freiheitsstrafen durch andre Strafmittel von gleicher Wirksamkeit für möglich und wünschenswert.“ Zur Unterstützung dieses Satzes bezeichnet der Grenzbotenaufsatz die kurzen Freiheitsstrafen als „den Fluch unsrer Rechtspflege, die nur verderben.“ Auch hierin liegt vielleicht ein gewisser berechtigter Kern insofern, als viele Gefängnisse, in denen die kurzen Freiheitsstrafen vollzogen werden — wir haben natürlich keinen umfassenden Überblick darüber —, von einer Beschaffenheit sein mögen, daß sie den Zielen der Strafrechtspflege wenig entsprechen. Aber unwillkürlich fragt man sich doch, wenn von einem Ersatz der kurzen Freiheitsstrafen durch andre Strafmittel geredet wird, was für Strafmittel das sein können? Der Aufsatz der Zeitschrift führt als solche auf: bedingte Verurteilung, Friedensbürgschaft, Forst- und Gemeindearbeiten. Der Grenzbotenaufsatz dagegen sagt: „Hier dürfte wohl die Prügelstrafe, vor allem bei jugendlichen Verbrechern, in Betracht kommen; auch die Einführung der Friedensbürgschaft dürfte zu erwägen sein.“ Wir fanden endlich auch in der Nationalzeitung vom 25. Juni einen Aufsatz über diesen Gegenstand von Professor Berner, der ebenfalls in diesem Sinne das Wort führt und die einzelnen Strafarten, die an die Stelle der kürzern Freiheitsstrafen treten sollen, näher in Betracht zieht. Auch diesen Aufsatz wollen wir im folgenden mit berücksichtigen.

Wir bemerken zunächst, daß gegen die kurzen Freiheitsstrafen von ganz verschiednen Gesichtspunkten aus gekämpft wird. So finden wir in den Motiven des belgischen Gesetzes, das die bedingte Verurteilung eingeführt hat,

*) Vielleicht ist es angemessen, hier an einen Vorgang zu erinnern, der sich vor längern Jahren in Paris abspielte. Der Vorsitzende eines Gerichtshofes kanzelte ein armes Mädchen, das sich einer Veruntreuung schuldig gemacht hatte, mit scharfen Worten herunter. Sie antwortete: „Herr Präsident, es ist keine Kunst, tugendhaft zu sein, wenn man reich ist.“

Digitized by Google

die Hinweisung darauf, welch schweres Übel für die Gesellschaft es sei, wenn die Strafvollziehung jemanden, „den bisher die Achtung vor sich selbst und die Liebe der Familie in den Bahnen des Gesetzes erhalten hatte, in die Reihen jener Unglücklichen hinausstößt, die in ihren eignen Augen erniedrigt, vor ihren Angehörigen entehrt sind und deshalb von Verbrechen zu Verbrechen fortschreiten." Offenbar steht nun aber der, der die kurzen Freiheitsstrafen in erster Linie durch Prügel ersetzen will, auf einem ganz andern Standpunkte. Denn man kann doch gewiß nicht sagen, daß der Empfang einer Prügelstrafe für das Ehrgefühl trostreicher sei, als das Erdulden einer kurzen Freiheitsstrafe. Was nun zunächst die Prügelstrafe als Ersatzmittel betrifft, so kann man ja zugeben, daß mitunter Vergehen vorkommen, bei denen viele Menschen das natürliche Gefühl anwandelt, daß der Thäter eine körperliche Züchtigung wohl verdient hätte. Das Bedenken liegt aber in der Gefahr des Mißbrauches dieser Strafe, sowohl bei der Zuerkennung als bei der Vollziehung. Denn die Schwere der Vollziehung liegt lediglich in der Hand des Büttels. Wir glauben deshalb nicht, daß man sich so leicht zur Wiedereinführung dieser Strafe entschließen wird.

Weiter sollen an die Stelle der Freiheitsstrafen Geldstrafen treten. Wenn der Verurteilte nicht zahlen kann, soll er die Straffumme abarbeiten, oder es sollen ihm „passende Zahlungsfristen" gewährt werden. Wir sind der Ansicht, daß von den Geldstrafen schon jetzt eher zu viel als zu wenig Gebrauch gemacht werde. Für eine Menge von Vergehen bildet nur eine körperliche Strafe eine genügende Sühne. Es würde das öffentliche Rechtsbewußtsein tief verletzen, wenn der Reiche für eine von innerer Gemeinheit zeugende Handlung mit einer Geldstrafe wegkäme, der er bei seinem Reichtume hohnlachte. Die Art, wie nach dem Obigen Zahlungsunfähige behandelt werden sollen, ist ja sehr menschenfreundlich. Sie würde aber die Straferkennung nur lächerlich machen.

Weiter wird empfohlen: Forst- und Gemeindearbeit. Bekanntlich kommen diese schon jetzt vielfach in Anwendung als Ersatz für Geldstrafe bei einzelnen Arten von Vergehen, namentlich bei Forstfrevel. Allgemein sie als Ersatz von kurzen Freiheitsstrafen oder unbeitreiblichen Geldstrafen anzuwenden, wird nicht angehen, weil der Staat solche Arbeiten nicht überall zu vergeben hat, und weil die Überwachung völlig unausführbar wäre. Überdies ist es doch auch zweifelhaft, ob es gerade ehrenvoller ist, öffentlich Strafarbeit zu verrichten, als einige Tage in Haft zu sitzen.

Sodann werden als Ersatzmittel angeführt: Hausarrest, Hausarbeit, Eingrenzung an einem bestimmten Orte; ferner richterlicher Verweis (der bei uns schon für jugendliche Übertreter statthaft ist). Prof. Berner selbst bemerkt dazu: „Allen diesen und ähnlichen vorgeschlagenen Maßregeln hängen sich Zweifel darüber an, ob wir nicht den festen Boden der Strafrechtspflege verlassen, ob

Digitized by Google

den Auskunftsmitteln nicht der Ernst einer öffentlichen Strafe fehle, ob sie gehörig kontrolirt werden können." Gewiß sehr richtig! Und damit halten wir auch diese Ersatzmittel für abgethan. Von der „Friedensbürgschaft" wollen wir erst reden, wenn wir erfahren, was die Vorschlagenden sich darunter denken. Wir selbst können uns gar nichts vernünftiges darunter denken.

Nun kommt noch das Mittel, auf das vorzugsweise von der neuen Schule Wert gelegt wird. Es heißt „bedingte Verurteilung." Wirklich hat sich der konstitutionelle Musterstaat Belgien bestimmen lassen, durch ein Gesetz von 1888 auch diese Mustereinrichtung bei sich einzuführen; und unsre Gelehrten können kaum die Zeit erwarten, wo man auch in Deutschland sie nachahmen wird. Wenn ein noch nicht bestrafter Angeklagter in eine Freiheitsstrafe bis zu sechs Monaten zu verurteilen wäre, so soll das Gericht durch motivirte Entscheidung anordnen können, daß die Vollstreckung der Strafe fünf Jahre lang unterbleibe. Wenn dann der Angeklagte während dieser Zeit kein neues Vergehen begeht, so soll er frei sein. Diese „bedingte Verurteilung" ist also in der That keine Verurteilung, sondern dem Angeklagten wird für den ersten Fall die Strafe geschenkt. Nur wenn er wieder sündigt, soll er bestraft werden. Das ist der Sinn jenes Gesetzes. Ein Stück Motivirung für diese absonderliche Justizübung haben wir schon oben kennen gelernt, und man könnte versucht sein, die Kraftausdrücke, die der Grenzbotenaufsatz für die herrschende Richtung in Bereitschaft hat, gerade auf sie für anwendbar zu halten. Indessen mag es ja sein, daß es einzelne Fälle giebt, wo es nichts schadete, wenn man nach der Vorschrift des belgischen Gesetzes verführe. Ein Vater, der sein Kind erzieht, kann vielleicht einmal, wenn es gefehlt hat, mit gutem Erfolge zu ihm sagen: Diesmal soll es dir verziehen sein; thust du es aber wieder, so wirst du doppelt gestraft. Eine solche patriarchalische Justiz zu üben, sind aber die Gerichte völlig außer stande. Auch verlangt ja die Vereinigung die „bedingte Verurteilung" nicht etwa nur für ganz seltene Ausnahmefälle, wo auch das Gericht zu erkennen in der Lage wäre, daß aus besonderen Gründen die Strafvollstreckung besser unterbliebe. (Es würde damit dem Gericht eine Thätigkeit zugewiesen sein, die man heute von der Begnadigungsinstanz erwartet.) Vielmehr wird diese bedingte Verurteilung als ein Hauptersatzmittel für kurze Freiheitsstrafen, als ein „Lösungswort des Rätsels," wie diese entbehrt werden können, bezeichnet. Darnach soll sie also ganz regelmäßig eintreten. Für eine solche Behandlung fehlt aber den Gerichten jeder sichere Anhalt. Nach welchen Grundsätzen sollten sie bemessen, ob dem Angeklagten die Strafe zugefügt oder geschenkt werden soll? An die Stelle der objektiven Beurteilung würde sich die subjektive Willkür setzen. Und wenn es nicht wirklich Willkür wäre, so würde sie doch als solche erscheinen. Welchen Eindruck müßte es auf unser Volk machen, wenn von zwei Personen, die ganz dasselbe gethan haben, die eine ins Gefängnis gesteckt und die andre ohne Strafe

Digitized by Google

entlassen würde? Der Glaube, daß man von den Gerichten Gerechtigkeit zu erwarten habe, würde gänzlich zerstört werden. Und wie würde die empfohlene Einrichtung auf die Verübung von Vergehen wirken? Für eine Wiederholung des Vergehens würde die „bedingte Verurteilung" vielleicht ein Abschreckungsmittel abgeben. Aber wie wäre es für den ersten Fall, wenn der Frevler die wohlbegründete Aussicht hätte, dafür nicht gestraft zu werden? Natürlich läge darin ein ungeheurer Anreiz zum Freveln. Hat man sich das wohl einmal überlegt?

Die Strafe hat aber nicht bloß die Bedeutung einer Abschreckung für die Zukunft, sondern sie ist zugleich Sühne für die Vergangenheit. Unser Gerechtigkeitsgefühl verlangt, daß ein Frevel nicht ungeahndet bleibe. Und in erster Linie macht sich dieses Gerechtigkeitsgefühl in der Person des Verletzten geltend. Nehmen wir einmal an, es wäre jemand von einem leidenschaftlichen Menschen in einer Weise mißhandelt worden, daß dieser eine dreimonatliche Gefängnisstrafe dafür verdient hätte. Wie nun, wenn nach verhandelter Sache der Richter nichts weiter thäte, als daß er drohend den Finger in die Höhe höbe und zu dem Frevler sagte: Thue es nicht wieder, sonst wirst du doppelt gestraft! Einstweilen kannst du nach Hause gehen und dich deines Lebens freun. Vielleicht hätte der Thäter innerhalb von fünf Jahren gar keine Veranlassung, nochmals jemanden durchzuprügeln, und dann ginge er für den Frevel frei aus. Möchten doch unsre Professoren sich einmal selbst in die Lage eines Verletzten hinein denken, und dann wollen wir die Frage an sie richten, ob sie wohl von einer solchen Justiz sich erbaut fühlen würden? Wir glauben, sie würden höchlich empört darüber sein. So wie sie, würden aber auch andre empfinden.

Einer solchen kläglichen Justiz gegenüber würde ohne Zweifel auch die Selbstrache wieder aufleben. Denn wo der Staat uns nicht hilft, da fühlen wir es als unser natürliches Recht, uns selbst zu helfen. Der Verletzte wird umso mehr dazu greifen, als er, wenn es der erste Fall ist, doch auch Straflosigkeit zu erwarten hätte. Denn wie könnte man, nachdem man den ersten Frevler ungestraft gelassen hat, den zweiten strafen wollen, der den Frevel nur erwiedert hat? Welche Zustände könnten daraus erwachsen!

Auf die prozessualischen Schwierigkeiten, die die bedingte Verurteilung mit sich bringen würde, gehen wir hier nicht ein. Wir fassen unser Urteil über diese Einrichtung dahin zusammen, daß deren Einführung, im Sinne der Vereinigung gedacht, eine schwere Schädigung unsrer Rechtspflege sein würde. Nur durch eine Handhabung der Gerichte, die sie auf ganz vereinzelte Fälle beschränkte, könnte sie einigermaßen erträglich werden. Um aber in der Hoffnung hierauf sie einzuführen, dafür ist die Gefahr viel zu groß.

Daß in unsrer Strafjustiz nicht alles vollkommen ist, haben wir im Laufe unsrer Erörterung mehrfach anerkannt. Wir lassen es dahingestellt, wie viel noch zur Verbesserung unsers Gefängniswesens geschehen könnte. Auch unser

Digitized by Google

Strafgesetzbuch mag manche Mängel haben. Im Großen und Ganzen aber sind wir der Ansicht, daß die Mängel unsrer Strafjustiz minder in den Gesetzen, als in den zur Ausführung berufenen Menschen ihren Grund haben. Hätten wir lauter verständige Richter, so würde auch mit den bestehenden Gesetzen eine das Bedürfnis in allem Wesentlichen befriedigende Strafjustiz geübt werden können. Die Hauptaufgabe der Rechtswissenschaft liegt also darin, verständige Richter zu erziehen. Dazu braucht man aber keine „Internationale Vereinigung" zu gründen, sondern es ist eine häusliche Aufgabe, an der wir alle je nach unserm Berufe arbeiten können. Am wenigsten würde dieses Ziel erreicht werden, wenn wir denken müßten, daß unsre Richter in den Anschauungen, die in dem mehrerwähnten Grenzbotenaufsatz vertreten sind, herangebildet würden. An die Stelle ruhigen Denkens und gesunden Gefühls für Gerechtigkeit würde sich eine phantastische Auffassung von den Aufgaben der Strafjustiz und ein Hin- und Herschwanken von einem Extrem zum andern bei ihnen festsetzen. Damit würde die Rechtsprechung jeden sichern Boden verlieren.

Arme Studenten

Unsre Studentenschaft vereinigt gar verschiedenartige Bestandteile. Es kann wohl kommen, daß auf derselben Bank zwei Kommilitonen sitzen, von denen der eine gelegentlich um ein paar Flaschen Sekt wettet, während der andre an den Tagen, wo er keinen Freitisch hat, von Brot lebt. Das Bewußtsein gesellschaftlicher Gleichheit leidet unter diesen äußerlichen Umständen über Erwarten wenig. Eine Hinneigung von reich zu reich, von arm zu arm ist ja auch hier unverkennbar, aber eine Scheidewand zwischen reich und arm besteht nicht. Ein echt demokratischer Geist im guten Sinne scheint zu walten und junge Männer aus allen Ständen in einem idealen Streben zu vereinigen.

Aber helles Licht wirft tiefen Schatten. Eine Gleichstellung von ungleichartigem führt fast immer zu einem Unrecht, und zwar gerade gegen den Teil, der dadurch bevorteilt zu sein scheint: den weniger Bemittelten. Was die leidige gesellschaftliche Gleichstellung mit den begüterten Volksklassen für Opfer erfordert, davon weiß so manche arme Beamtenfamilie zu erzählen. Mit dem armen Studenten ist es aber noch schlimmer, weil seine Mittel oft nicht einmal zum notdürftigsten Auskommen hinreichen. Will er nicht auf alles, was

Digitized by Google

Studentenleben heißt, verzichten, so muß er sich zu Ausgaben entschließen, die seine Familie nur unter Entbehrungen oder er selbst durch saure Arbeit aufbringen kann. Eine Ausschreitung büßt er durch Mangel am notwendigen, jede leichtsinnige Handlung rächt sich an ihm mit unerbittlicher Härte.

Altehrwürdiger Überlieferung gemäß gehört ein gewisser Leichtsinn zum rechten Studenten. Mag sein, daß manche dieser Überlieferung mit größerer Pietät nachleben, als ihren Vätern lieb und ihnen selbst nützlich ist. Die Folgen gestalten sich aber je nach den Verhältnissen sehr verschieden.

Die Schulden des Studenten aus wohlhabender Familie werden mit brummender Miene bezahlt, aber der Zahlende verbirgt nicht immer mit der wünschenswerten Sorgfalt die geheime Freude darüber, daß der Sohn ein „forscher Kerl" ist, der dem „Alten" erstaunlich nachschlachtet. Fortgesetztes Schuldenmachen, Berichte von Vertrauenspersonen über lüderliches Leben führen dann wohl zu einem mehr oder minder energischen väterlichen Einschreiten. In den schlimmsten Fällen gewärtigt der Unverbesserliche „eingeheimst" zu werden, damit er Gelegenheit erhält, sich im Schoße seiner Familie wieder an Ordnung zu gewöhnen.

Will es ein unbemittelter Student seinen wohlhabenden Kommilitonen gleichthun — und leider versucht es eine große Zahl —, so gestaltet sich das Lebensbild wesentlich anders. Die leichtsinnig gemachten Schulden werden nicht bezahlt, denn der Vater ist dazu außer Stande. Selbst der Wucherer versagt bei dem Mangel jeglicher Sicherheit regelmäßig seine Hilfe. Es folgen gerichtliche Klagen, Einschreiten der Universitätsbehörde, Verlust der Stipendien. Aus verschiedenen Gründen will oder kann der seiner letzten Mittel beraubte nicht zu seiner Familie zurückkehren. Durch Vorspiegelungen aller Art sucht er noch von Verwandten Unterstützungen zu erzielen; Brüder in dürftigen Verhältnissen, Schwestern, die ihr Brot als Lehrerinnen oder Erzieherinnen verdienen, werden dabei nicht übergangen. Auf die Dauer reichen aber auch diese Hilfsquellen nicht aus, und er geht rettungslos unter. Die Zahl der Studenten, die auf solche oder ähnliche Art zu Grunde gehen, ist größer, als man sich vorstellt.

Noch schlimmer aber ist die Faulheit. Es ist bekannt, daß der größere Teil unsrer Studentenschaft sich nicht durch regelmäßigen Besuch der Vorlesungen auszeichnet. Ich kann auf diese Frage, die Anlaß zu ernsten Besorgnissen nach mehr als einer Richtung bietet, hier nicht genauer eingehen: einerseits ist es unerläßlich, daß dem Studenten eine gewisse Freiheit des Studiums bewahrt bleiben muß, anderseits läßt es sich nicht leugnen, daß viele einen für sie selbst sehr schädlichen Mißbrauch mit dieser Freiheit treiben.

Haben nun den wohlhabenden Studenten seine vielfachen „studentischen" Pflichten fortgesetzt gehindert, die Vorlesungen zu besuchen, so legt er einige Semester zu, in denen er ein geordnetes Studium beginnt, vertraut sich auch

Digitized by Google

etwa für schweres Geld einem gewiegten Repetenten an, und es gelingt ihm meist mit dem Verlust mehrerer Lebensjahre die Prüfung zu bestehen und seine weitere Laufbahn zu verfolgen. Nach einiger Zeit findet ihn ein alter Universitätsfreund zu seinem größten Erstaunen als angesehenen Beamten oder ehrenfesten Pfarrer wieder. Bisweilen — es ist die Minderzahl der Fälle — weiß auch der geschickteste Repetent nichts aus dem schwierigen Fall zu machen. Dann wird die Sachlage ernster, aber fast durchweg macht es die Familie möglich, den Gescheiterten vor dem wirklichen Vorkommen zu bewahren. Reichen die Mittel zum Rentier oder Rittergutsbesitzer nicht aus, so wird er, wenn auch oft nach vielen vergeblichen Versuchen, in einem andern Berufe untergebracht, vielleicht muß er auch auf seine stolzen Träume verzichten und im Subalternendienste Unterkunft suchen, immerhin kann, wenn überhaupt ein guter Kern vorhanden ist, noch ein tüchtiger Mann aus ihm werden. Mancher erreicht sogar in der neuen Laufbahn mehr, als ihm die ursprünglich gewählte geboten hätte.

Leider gehören aber die unbemittelten Studenten keineswegs immer, wie man erwarten sollte, zu den bessern Vorlesungsbesuchern. Bei vielen mag die Notwendigkeit, durch schlecht bezahltes Stundengeben das Leben zu fristen, den Anlaß bieten, daß sie ihr Hauptziel nicht mit der erforderlichen Thatkraft verfolgen, andre ahmen in gedankenlosem Leichtsinn das nach, was sie von ihren besser gestellten Kommilitonen sehen. Naht dann die Prüfung, so ist an ein Repetitorium nicht zu denken. Der Kandidat geht von dem an sich sehr richtigen Grundsatz aus, daß ein Repetitorium unmöglich zur regelrechten Vorbereitung für eine Prüfung erfordert werden könne, aber er vergißt, daß allerdings zur regelrechten Vorbereitung der Besuch der Vorlesungen gehört, den er ebenfalls unterlassen hat. Selbst eine Verlängerung der Studienzeit wird meist durch die Vermögensverhältnisse der Familie unmöglich gemacht. Der Vater, dessen Mittel erschöpft sind, drängt zur Prüfung. Der Sohn giebt dem Drängen nach längerm unschlüssigem Zögern nach — der Ausgang ist so, wie man ihn erwarten mußte.

Selbst jetzt würde bei bessern Vermögensverhältnissen der Schade möglicherweise noch zu verbessern sein. Aber die Opferkraft und Opferwilligkeit der Familie ist erschöpft, der Durchgefallene muß eine Hauslehrerstelle annehmen oder in die engen Verhältnisse seines Heimatortes zurückkehren, um zur Wiederholung der Prüfung zu „studiren." Nun sind fast alle Wissenschaften derart, daß nur ein ganz besonders begabter sich durch Selbststudium mit ihnen vertraut machen kann. Wäre es anders, so hätte der Staat den wunderlichsten Mißgriff begangen, als er ein längeres Universitätsstudium zur Vorbedingung für die Prüfung machte. Unser Kandidat sei im Grunde ein gewissenhafter Mann. Aber wissenschaftliche Anregung kann er in dem kleinen Orte nicht finden, einige ältere Fachgenossen, die er antrifft, sind wenig geneigt, auf ein

Digitized by Google

„Fachsimpeln" mit ihm einzugehen; sie haben ihre reichliche, wohlbemessene Arbeit, die übrige Zeit verlangen sie mit Recht zu ihrer Erholung. Aber der Kandidat setzt sich gewissenhaft hinter seine Bücher, jeden Tag ist eine bestimmte Zahl von Stunden unverbrüchlich der Arbeit gewidmet, und mehr und mehr fühlt er sich des Stoffes Meisters. Die Fragen, die er sich aufwirft, beantwortet er sich ohne Zögern. Sobald er wenige Zeilen gelesen hat, vergegenwärtigt er sich ohne Schwierigkeit den ganzen Inhalt der betreffenden Stelle; wenn er Ortssinn hat, erinnert er sich bei den meisten Fragen, ob sie in seinem Lehrbuch auf der rechten oder linken Seite abgehandelt werden, die wichtigern Fragen hat er so oft studirt, daß er die Seitenzahl weiß. Mit dem besten Gewissen stellt er sich der Prüfungsbehörde von neuem vor, und die Hoffnungen der Seinigen begleiten ihn.

Aber er wird sehr unbequem gefragt. Manches wird verlangt, worauf er wenig Gewicht gelegt hat, was vielleicht gerade in seinem Lehrbuche fehlt. Will er dagegen, die Gelegenheit benutzend, die Kenntnisse, die er sich in gewissen Einzelheiten mit großer Mühe und Ausdauer angeeignet hat, in längerer Ausführung darlegen, so wird er von dem Prüfenden unterbrochen, weil darauf wenig ankomme. Die Fragen werden anders gestellt, als er es in seinem Lehrbuche gewohnt ist, er kann sich nicht gleich zurecht finden. Das macht ihn verwirrt. Wenn er sich endlich an die zutreffende Stelle seines Lehrbuches erinnert und nun beginnt, den eingelernten Gedankengang zu wiederholen, unterbricht ihn der Prüfende wieder und stellt die Frage so, daß eine selbständige Äußerung erforderlich wird. Die Verwirrung des Prüflings steigt, schon weiß er keine Auskunft mehr darüber zu geben, was er gestern noch an den Fingern herbeten konnte. Überlegung und Gedächtnis versagen. Eine Zeit lang kämpft er mit aller Willenskraft dagegen an, allmählich legt sich eine dumpfe Mattigkeit über ihn, überlegungslos antwortet er weiter, hie und da wohl auch das Richtige treffend, häufig aber in den seltsamsten Gedankengängen umherirrend.

Die Prüfung ist beendet. Kein Zweifel, daß sie ebenso wie die frühere ausgefallen ist. Alle Arbeit ist verloren, er ist einmal kein „Examenmensch." Mancher Bekannte ist durchgekommen, der weniger gearbeitet hatte und zweifellos auch weniger wußte als er, der viele von ihm gestellte Fragen nicht beantworten konnte. Er ist sich nicht klar, ob böser Wille oder Ungeschicklichkeit der Prüfenden ihn gestürzt hat, oder ob lediglich sein „Pech" schuld ist, da er gerade er nach dem, was er am besten wußte, nicht gefragt worden ist. Die richtige Erklärung, daß ihm die geistige Herrschaft über den eingelernten Stoff fehle, kommt ihm nicht in den Sinn. Er wartet die Verkündigung des Ergebnisses nicht ab und entfernt sich mit dem Gefühle, daß ihm bitteres Unrecht geschehen sei. Was nun?

Eine Stunde wie die geschilderte ist für jeden schwer, am schwersten aber

Digitized by Google

für den, der sich nun in vollkommne Ratlosigkeit versetzt sieht. Er kann dem mittellosen Vater, dem Bruder, der von seiner Hände Arbeit lebt, nicht länger zur Last fallen. Sie werfen ihm die vergeblichen Opfer vor, die sie für ihn gebracht haben, weitere Hilfe darf er nicht erwarten. Zum Handwerk taugt er nicht mehr, zu jeder neuen Laufbahn, die er etwa beschreiten könnte, ist Geld erforderlich. Es ist nicht leicht zu sagen, was aus den meisten dieser Menschen wird. Mancher mag doch noch eine bescheidne Unterkunft finden. Andre ziehen in die großen Städte, um dort ein zweifelhaftes Dasein zu fristen. Sicherlich aber segnet keiner die Stunde, wo er sich zum Universitätsstudium entschloß.

Wir sind geneigt, bei jedem großen Unglück, das einen andern trifft, nach einer Verschuldung zu suchen. Die traurige Thatsache fügt sich dann bequemer in unsern Vorstellungskreis ein und stört uns weniger in der Behaglichkeit unsers Denkens. Von diesem Standpunkt ist es nicht schwer, zu finden, daß jene Verunglückten selbst an ihrem Schicksal schuld sind. Leichtsinn, Faulheit, Gleichgiltigkeit gegen das gewählte Fach wird man fast bei jedem feststellen können. Hätten sie von Anfang an mit äußerster Sparsamkeit gelebt und mit voller Thatkraft die ihnen gebotenen Bildungsmittel benutzt, so wäre das Ergebnis vielleicht anders gewesen. Uns allen sind Männer aus eigner Kraft bekannt, die sich — freilich unter Entbehrungen und unter Aufbietung aller ihrer Kräfte — aus den dürftigsten Verhältnissen emporgearbeitet haben. Auch sie haben unter ihrer Armut gelitten. Die Zeit, die andre frei zu ihrer Ausbildung und zur Erholung verwenden konnten, wurde ihnen durch Stundengeben verkürzt. Sie mußten Lehrerstellen annehmen, kehrten dann vielleicht wieder auf die Universität zurück und bestanden die Prüfung später als andre, die weniger begabt waren. Aber ihr Beispiel zeigt, daß auch der Mittellose das Ziel erreichen kann.

In der That reizen derartige Beispiele mehr als gut ist zur Nachahmung. Man vergißt dabei, daß früher in den weniger bemittelten Volksschichten nur die Begabtesten zum Studium bestimmt wurden. Dann freilich wurden Gönner gewonnen, es wurde zunächst der Besuch des Gymnasiums ermöglicht, und nachdem sich dort der Schüler bewährt hatte, bezog er mit dem Bewußtsein, daß er außerordentliches zu leisten habe, die Universität. Heute hat man das Vorurteil, daß nur der Begabte studiren solle, längst überwunden. Der Besuch des Gymnasiums ist bei der großen Zahl der Gymnasien sehr erleichtert; gelingt es dem Schüler, nach mehrmaligem Durchfallen im einundzwanzigsten Lebensjahre endlich die Abiturientenprüfung zu bestehen, so erscheint er der ganzen Familie für das Studium vorzüglich geeignet. Froh, der verhaßten Schule entronnen zu sein, mit den landläufigen Vorstellungen von einem flotten Studenten, kommt der junge Mann auf die Universität. Niemand sagt ihm, daß das poesieumwobene Studentenleben ihm nur Entbehrung und Arbeit bieten

Digitized by Google

wird. Es ist durchaus menschlich und natürlich, daß er zunächst nur an das Genießen denkt. Wenn nun der Vater nicht überlegt, daß unter den vorliegenden Verhältnissen von dem Sohne eine über das Durchschnittsmaß hinausgehende Charakterfestigkeit und Entsagungskraft erfordert wird, wenn er den Sohn ohne Warnung mittellos ins Ungewisse hinausziehen läßt: wer ist da leichtsinniger, der Vater oder der Sohn?

Allerdings hat das Studium auch für den Vater etwas sehr Verlockendes. Es ist ja in unserm Erwerbsleben fast unerhört, daß jemand, der sich einem bestimmten Berufe zuwendet, dafür durch Geldunterstützungen gewissermaßen belohnt wird.

Für Studenten besteht, an die verschiedenartigsten Bedingungen geknüpft, eine Unzahl von Stipendien, und je mittelloser der junge Mann ist, um so eher darf er hoffen, eins oder mehrere derselben zu erlangen. Diese Stipendien stammen fast alle aus einer Zeit, wo der Zugang zum Studium durch thatsächliche Umstände sehr erschwert war und dementsprechend der Zudrang zum Studium dem Bedürfnis kaum genügte. Nach damaligen Verhältnissen beurteilt, betrugen sie ansehnliche Summen und reichten oft zum völligen Unterhalt aus. Es ist kein Zweifel, daß sie nach allen Richtungen sehr segensreich wirkten. Sie ermöglichten den Begabten aus unbemittelten Familien das Studium und nützten gleichzeitig der Gesamtheit, indem sie eine ansreichende Menge fähiger Personen in die gelehrten Berufskreise zogen.

Das alles ist heute anders. Bei dem gesunkenen Geldwerte haben auch die Stipendien bedeutend an Wert verloren. Sie halten jetzt eine unglückliche Mitte, indem sie gerade auf den Unbemittelten einen großen Anreiz zum Studium ausüben und ihm doch keine genügende Unterstützung in der Art bieten, daß er während seiner Studienzeit in bescheidener Weise sorgenfrei leben könnte. Ferner aber verlocken sie Begabte und Unbegabte zu einem Berufe, der schon ganz abgesehen von ihnen an Überfüllung leidet. So schaffen sie künstlich ein gelehrtes und halbgelehrtes Proletariat, das geradezu zu einer Gefahr für die Gesellschaft werden muß, zum Teil schon geworden ist.

Der mit den Verhältnissen unbekannte wird selten rechtzeitig gewarnt. Viele wohlwollende Männer glauben, alter Überlieferung folgend, noch heute ein gutes Werk zu thun, wenn sie einen mittellosen jungen Mann bestimmen, sich einem gelehrten Berufe zu widmen. Dieser bezieht denn auch die Universität, ohne seine Mittellosigkeit irgendwie zu verbergen. Er rüstet sich vielmehr — der Universitätsstipendien halber — mit einem oft noch übertriebenen Armutszeugnis aus. Der Rektor immatrikulirt ihn ohne Anstand, keiner der Professoren warnt ihn und macht ihm klar, welches Wagnis er unternimmt. Notgedrungen muß sich bei ihm der Gedanke befestigen, daß er einen durchaus richtigen und wohlerwogenen Beschluß gefaßt habe.

Seine nächste Hoffnung ist auf ein Universitätsstipendium gesetzt. Der-

Digitized by Google

gleichen bestehen an manchen Universitäten in großer Zahl. Die alte schöne Sage von Greifswald, daß kein Student ins Thor hineingelassen werde, ehe er sich verpflichtet habe, ein Stipendium anzunehmen, ist ja weit bekannt. In Wirklichkeit hat freilich der angehende Student eine solche Zudringlichkeit nicht zu fürchten, die Hoffnung auf ein Stipendium ist vielmehr unter den heutigen Verhältnissen fast immer recht unsicher, und selbst die Erfüllung der Hoffnung gewährt nur etwas durchaus Ungenügendes. Manche dem Anschein nach geringfügige Einzelheiten machen den Nutzen vollends zweifelhaft.

Bei dem großen Andrange der Bewerber wird meistens die Auswahl so getroffen, daß unter den Armen die Allerärmsten bedacht werden. Daher hat nur der ganz Mittellose Aussicht. Dieser muß aber, da die Universitätsstipendien nicht im voraus verliehen zu werden pflegen, mit seinen ganz unzureichenden Mitteln aufs Ungewisse die Universität beziehen, er muß sogar, wenn die Entscheidung, wie so häufig, erst gegen Ende des Semesters erfolgt, ein volles Semester leben, ohne überhaupt zu wissen, ob er die erwartete Unterstützung erhalten wird oder nicht. Bleibt diese aus, was unter allen Umständen möglich ist, so hat er schon im ersten Semester eine Schuldenlast aufgehäuft, die er nicht bezahlen kann. Der Entschluß, das Studium jetzt noch aufzugeben, ist natürlich sehr schwer, der Student entschließt sich daher trotz des Fehlschlagens seiner Hoffnung und trotz der Schwierigkeit seiner Lage, auszuharren und reiht sich damit von selbst jenen oben geschilderten Existenzen an. Auch wenn er im nächsten Semester ein Stipendium erhält, so entreißt ihn das der Lage, in die er einmal geraten ist, nicht mehr.

Aber auch in dem glücklichen Falle, daß sich seine Hoffnung gleich verwirklicht, ist nicht viel gewonnen. Der Betrag der Stipendien ist verschieden, aber große sind sehr selten und werden durchweg nur solchen Personen zu teil, die sich bereits durch Begabung und Fleiß ausgezeichnet haben. Wer unbekannt auf eine Universität kommt, hat gar keine Aussicht darauf. Die meisten Stipendien mögen etwa genügen, um die Miete für das laufende Semester zu zahlen, einige mögen etwas geringer, andre etwas größer sein; daß etwa der größere Teil des Unterhaltes von ihnen bestritten werden könnte, daran ist gar nicht zu denken. Einem mäßig bemittelten würden sie zu einem sorgenfreien Leben verhelfen, aber ein solcher hat, wie gesagt, bei den augenblicklichen Verhältnissen keine Aussicht, berücksichtigt zu werden, wenn er seine Bewerbung nicht etwa, was freilich nichts ungewöhnliches ist, mit einem übertriebenen oder geradezu unwahren Armutszeugniß unterstützt.

Die Stipendien werden aber auch meistens erst am Ende des Semesters ausgezahlt. Auch dies erschwert eine vernünftige Verfügung sehr, und die besondern studentischen Verhältnisse machen die Schwierigkeit noch größer. Der Besonnene wird, wenn er das Geld erhält, die drängendsten Schulden abzahlen, soweit der Betrag reicht, und sich dadurch etwas Luft für das nächste Semester

Digitized by Google

schaffen. Für ihn wäre es natürlich viel günstiger gewesen, wenn er das Geld vorher gehabt hätte, denn das, was man auf Borg nimmt, ist überall teuer; immerhin ist ihm eine wirkliche, wenn auch späte Hilfe zu teil geworden. Aber nicht jeder Student ist besonnen. Sehr viele werden in der Eile vergessen, die Schulden zu bezahlen, und sich, mit einer ungewöhnt großen Summe in der Tasche, noch einige recht vergnügte Tage mit ihren Freunden machen, auch etwa, wenn es dazu ausreicht, eine kleine Ferienreise unternehmen. Das nächste Semester treten sie dann trotz des erhaltenen Stipendiums mit Schulden an.

Man sieht also, wie bedenklich es ist, wenn der unbemittelte Familienvater sich darauf verläßt, daß sein Sohn ein Universitätsstipendium erhalten wird. Außer diesen Stipendien giebt es nun noch eine Menge von öffentlichen und privaten Stiftungen. Im allgemeinen läßt sich von ihnen wenig sagen, da sie noch verschiedenartiger sind als die eben geschilderten, auch hängt selbstverständlich sehr viel von der Persönlichkeit der Kollatoren ab. Die größern wirken oft sehr segensreich. Die Kollatoren wählen freier, sie können und pflegen sich nicht zu ängstlich an das Armutszeugnis zu binden, daher sind sie in der Lage, solche Bewerber vorzuziehen, über die sie genügende Auskunft erhalten und die die nötige Gewähr bieten, daß sie wirklich mit Nutzen studieren werden. Die Stiftungsbeträge werden schon vor dem Beziehen der Universität zugesichert, häufig auch zu einem günstigern Zeitpunkte ausgezahlt als die Universitätsstipendien. Aber die große Masse der Unbemittelten hat von ihnen wenig Nutzen; ein mäßig begabter Student kann auf sie höchstens in dem Falle rechnen, wenn er besondre persönliche Verbindungen hat.

Die kleinen Stiftungen sind fast wertlos. Meistens werden sie gelegentlich von solchen Personen mitgenommen, die dem Kollator persönlich nahe stehen, und dienen dazu, das für Bier verfügbare Geld etwas zu erhöhen. Wirklichen Vorteil gewähren sie nur solchen Studenten, welche die verschiednen bestehenden Stiftungen einer regelrechten geschäftsmäßigen Ausbeutung unterwerfen und aus einer Menge kleiner und kleinster Beträge eine oft recht anständige Unterhaltssumme zusammenb—ringen. Solche gewerbsmäßige Stipendiaten sind aber nicht sehr häufig, den meisten fehlen dazu die Verbindungen und das Geschick. Auch dieser Erwerbszweig erfordert, wie so viele andre, eine eigenartige Begabung.

Die nächste Hoffnung des unbemittelten Studenten richtet sich auf eignen Erwerb, insbesondre auf Stundengeben. Im allgemeinen ist gerade der Student, auch der Theologe und Philologe, zum Erteilen von Privatstunden nicht sehr geeignet. Handelt es sich um eine bloße Nachhilfe oder um eine Beaufsichtigung der häuslichen Arbeiten, so eignet sich dazu ein Schüler höherer Klassen, der selbst noch unter der Schulstrenge und mitten im Lehrplane der Schule steht, viel besser als der Student, der diesen niedern Standpunkt aufgegeben hat,

Digitized by Google

den höhern Standpunkt aber, der ihn befähigte, mit voller Beherrschung der Wissenschaft selbst zu lehren, noch nicht erreicht hat. Der Gährungsprozeß, der sich gerade jetzt in ihm vollzieht, macht ihn unfähig, den Schüler richtig zu leiten.

Nun giebt es freilich viele Väter, die den Studenten als den Weiterentwickelten vorziehen, und vom Standpunkte des Geld brauchenden „Arbeitnehmers" ist es ja weniger wichtig, was seine Leistung wert ist, als was er selbst dafür erhält. Hiermit steht es aber gerade sehr schlecht. Die auf dem Arbeitsmarkte herrschende Selbstsucht sucht natürlich den Lohn auf einen möglichst niedrigen Stand herunterzudrücken. In jeder Universitätsstadt findet sich eine Menge unbemittelter Studenten, die bereit sind, für jedes Honorar Stunden zu erteilen. Wirklich angewiesen auf sie ist niemand, das vorhandene Bedürfnis würde auch ohne sie vollauf befriedigt werden können. Unter diesen Umständen sinken die üblichen Honorarsätze so, daß eine unterste Grenze kaum noch anzugeben ist. Und dabei erhält nur ein kleiner Teil von denen, die sich anbieten, Arbeit.

Trotz aller Schwierigkeiten gelingt es ja nun vielen Bedürftigen, ihr Leben zu fristen. Manche sollen es mit Thatkraft und einigem Glück sogar möglich machen, sich vollständig selbst zu erhalten. Wer die Verhältnisse nicht vollkommen kennt, erstaunt, wenn er die Armutszeugnisse liest und aus ihnen erfährt, daß viele Studenten nicht einmal so viel Unterstützung von ihrem Vater erhalten, wie die betreffende Stadtgemeinde für ihre Ortsarmen zahlt; manches mag in jenen Zeugnissen übertrieben sein, alles sicher nicht. Er erstaunt aber noch mehr, wenn er im nächsten Semester dieselben Personen, die vernünftiger Berechnung nach gar nicht bestehen können, wiederkehren sieht, unter ihnen auch die, die nicht einmal das erbetene kümmerliche Stipendium erhalten haben. Wie lebt ein solcher Student?

Der Handwerker X. hält es für nötig, seine Knaben, die das Gymnasium besuchen, bei ihren Schularbeiten beaufsichtigen zu lassen. Er kann ein kleines Zimmer entbehren, dies stattet er notdürftig aus und sucht nach einem Studenten, der gegen freie Wohnung bereit ist, täglich zwei, drei bis vier Stunden zu erteilen. Irgend etwas weiteres gewährt er nicht, oft nicht einmal den Morgenkaffee. Natürlich braucht er nicht lange zu suchen, denn das Anerbieten ist sehr vorteilhaft. Der auf diese Art bevorzugte junge Mann hat wenigstens seine Schlafstelle gesichert. Einige seiner Lehrer oder andre wohlwollende Personen, denen seine bedrängte Lage bekannt wird, bieten ihm Freitische an. An den Tagen, wo er nicht auf diese Weise versorgt ist, erhält er sich von Brot und Lebensmitteln, die ihm von zu Hause geschickt werden. Das geringe Geld, das ihm sein Vater giebt, reicht gerade aus, um einige unumgängliche anderweitige Ausgaben zu bestreiten. So „schlägt er sich durch," obgleich er nicht das Glück hat, gleich ein Stipendium zu bekommen. Im nächsten Semester

Digitized by Google

geht es schon besser. Ein kleines Stipendium setzt ihn in den Stand, für die unbesetzten Tage einen ordentlichen Mittagstisch anzunehmen. Da er es mit seinen Arbeitsstunden gewissenhaft genommen hat, empfiehlt ihm sein Wirt an einen andern Vater, dessen Sohn sich mit der Mathematik durchaus nicht befreunden kann, und er erhält nun den Auftrag, den hoffnungsvollen Knaben wöchentlich einige Stunden mit den Geheimnissen des mathematischen Denkens bekannt zu machen. Das Honorar ist sehr gering, aber für ihn bedeutet es eine wesentliche Besserung der Vermögensverhältnisse. In der Folge geht es dann auf und ab, wie der Zufall es fügt. Häufig ist die Zahl seiner Privatstunden so groß, daß er alles in allem sein bescheidenes Auskommen hat, ab und zu auch mit guten Freunden ein Glas Bier trinken kann. Manchmal geht es dann wieder schlechter, bisweilen ist er sogar wieder dem unmittelbaren leiblichen Mangel preisgegeben. Aber wenn er kein besondres Unglück hat, so darf er hoffen, in dieser Weise seine Universitätszeit zu Ende zu bringen. So oder ähnlich gestaltet sich das Leben vieler dürftigen Studenten.

Was ist nun in diesem glücklichsten Falle erreicht? Natürlich ist die Studentenzeit zum Lernen bestimmt. Ein junger Mann mit durchschnittlicher Begabung braucht sie vollauf, um sich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten. Auch die viele Erholung, die sich der Student zu gönnen pflegt, ist, sofern sie sich in gewissen Grenzen hält, durchaus berechtigt, sogar nötig. Sie soll den Geist frisch halten, in das Verständnis der Wissenschaft einzudringen, denn mit bloßem „Büffeln“ ist wenig gethan. Wird nun Arbeits- und Erholungszeit durch ermüdendes Stundengeben beschnitten, wird die Thatkraft durch die tägliche Sorge ums Leben abgelenkt, so ist eine regelmäßige Entwicklung nicht möglich. Selbst ein besonders begabter Mann wird sein Ziel unter solchen Umständen nicht in der ordnungsmäßigen Zeit erreichen. Er wird sich vielleicht mit äußerster Anstrengung hinlängliche Kenntnisse erwerben, um später, wenn er etwa eine Hauslehrerstelle annimmt, die Lücken durch eignes Studium auszufüllen. Aber auch er leistet selten das, was er bei ausreichender Unterstützung hätte leisten können, und wird es einst beklagen, daß er, von der Not getrieben, die kostbaren Jahre, die zu seiner Ausbildung bestimmt waren, mit schlecht bezahlter, anderweitiger Arbeit hat verbringen müssen. Immerhin wird er trotz aller Hindernisse ein brauchbarer und tüchtiger Mann werden.

Wer indessen mit mäßiger oder, wie so häufig, mit ausgesprochen schlechter Begabung, dabei womöglich noch mit Gleichgiltigkeit gegen die gewählte Wissenschaft die Universität bezieht, für den ist auch diese Hoffnung abgeschnitten. Die Sorge des Augenblicks, das tägliche Leben zu fristen, nimmt ihn vollständig in Anspruch. Er würde alle seine Kraft brauchen, um überhaupt vorwärts zu kommen, statt dessen gestaltet sich unter dem Druck der Not die Sache so, daß der Erwerb des Unterhaltes ihm als seine Hauptaufgabe erscheint, das Studium nur nebenbei betrieben wird. Sein Bildungsgang wird nicht viel

Digitized by Google

anders als bei denen, die völlig im Kneip- und Verbindungsleben aufgehen und so jedes Interesse für ihre Wissenschaft verlieren.

Im Anfange geht der junge Student gewissenhaft in die Vorlesung. Aber es fehlt ihm die rechte Spannkraft, der Vortragende wirkt offenbar nicht anregend. Mechanisch schreibt er nach, bisweilen versinkt er auch ganz in Gedanken — dann entsteht in seinem Heft eine Lücke. Es ist kein sonderlicher Schade darum. Wenn er wirklich einmal in seine Aufzeichnungen hineinsieht, findet er halbverstandenes Zeug, dessen Nutzen er nicht abzusehen vermag. Einmal ist er wohl veranlaßt, zu „schwänzen." Er borgt sich das Heft eines Kommilitonen und „reitet nach." Das erweist sich als eine langweilige Arbeit, auch versteht er vieles nicht. Das nächstemal, wo er wieder „verhindert" ist, verzichtet er von vornherein darauf, sein Heft zu ergänzen. Auch in den Vorlesungen schreibt er nur noch „das Wichtigste" nach. Dieses „Wichtigste" schrumpft bald immermehr zusammen. Es ist ja klar, daß das ganze Nachschreiben ein veraltetes Überbleibsel aus der Zeit vor Erfindung der Buchdruckerkunst ist; im Lehrbuche findet man ja alles gedruckt. Freilich folgt er nun dem Vortrage noch weniger, denn es ist schwer, mehrere Stunden am Tage stillsitzend ohne jede eigne Thätigkeit einem Vortrage zu folgen. Schließlich erkennt er immer deutlicher, daß die ganze Vorlesung äußerst „ledern" ist, es ist überhaupt viel besser, zu Hause nach dem Lehrbuche zu arbeiten. Andre Kommilitonen machen es ebenso, die arbeiten auch zu Hause.

Also der häusliche Fleiß beginnt. Das Lehrbuch hat aber auch ein Professor geschrieben, das merkt man ihm an. Die Wissenschaft ist im Grunde gedruckt nicht schmackhafter als vorgetragen, es ist ein entschiedener Fehler, daß sie nicht amüsanter ist. Außerdem fehlt es nicht an Abhaltungen. Hat unser Student Geld, so macht er sich auch gern einmal einen vergnügten Tag wie andre, hat er keins, so ist er erst recht nicht in der Stimmung, zu arbeiten. Hat er seine Privatstunden gegeben, so ist er zu abgespannt, hat er einmal frei, so wäre es wirklich schade, die schöne Zeit zu Hause zu verbringen. Es giebt viele triftige Gründe, um eine Ausnahme zu machen. Freilich ist er manchmal standhaft, ein guter Freund hat ihn schon einmal bei dem schönsten Wetter schlafend über seinem Buche getroffen. Dann häufen sich wieder einmal die Ausnahmefälle, das eigne Arbeiten hört ganz auf. Er bemerkt dies, faßt einen kräftigen Entschluß und beginnt von vorn. Das wiederholt sich einigemale. Wenn das Semester zu Ende ist, weiß er die ersten Seiten des Lehrbuches auswendig, aber viel weiter ist er nicht gekommen.

Dasselbe geschieht bei den andern Vorlesungen, unser Freund kann einmal die interessanten Dozenten nicht ausfindig machen. Es ist übrigens wirklich ein Zeichen vernünftiger Überlegung, daß er den Besuch der Vorlesungen aufgegeben hat, denn nichts ist geisttötender, als täglich stundenlang Vorlesungen zu hören, denen man nicht folgen kann. Wenn er ausgehalten hätte, so würde

Digitized by Google

das Ergebnis deshalb nicht anders geworden sein. Man kann sich eben eine Wissenschaft nicht nebenbei — in seinen Mußestunden — zu eigen machen.

Für die ältern Studenten giebt es in allen Fächern unter verschiedenen Namen praktische Übungen, die den Zweck haben, zu eigner Thätigkeit auf dem betreffenden Wissensgebiete anzuleiten. Hier ist natürlich nicht daran zu denken, daß gedruckte Bücher irgend welchen Ersatz bieten könnten. Im allgemeinen setzen diese Kollegien bereits eine Summe von Kenntnissen aus den Vorlesungen voraus; trotzdem gelingt es vielen Studenten, die ihre ersten Semester „verbummelt" haben, sich zurechtzufinden. Durch die Thätigkeit, zu der sie angehalten werden, werden sie auf das, was ihnen fehlt, aufmerksam, die Art des Fragens zeigt ihnen, worauf es ankommt, und macht ihnen so erst das Lehrbuch nutzbar, auch fühlen sie sich ganz anders angeregt als bei dem Vortrage, den sie lediglich hinzunehmen hatten. Sie beginnen ernstlich zu arbeiten, und ihre Privatarbeit im Verein mit den vom Dozenten geleiteten Übungen ermöglicht es ihnen sehr oft, das Versäumte, wenn auch mit einigem Zeitverlust, nachzuholen. Aber damit es nachgeholt werde, ist Thatkraft, geistige Frische und Zeit nötig, und die fehlen eben dem Studenten, der in erster Linie darauf bedacht sein muß, seinen Lebensunterhalt zu erwerben.

Unser Autodidakt findet es auch in diesen Übungen bald unbehaglich. Vorkenntnisse hat er nicht, selbst zu einer gründlichen Vorbereitung fehlt ihm die Zeit und bei seiner Gleichgiltigkeit gegen die Wissenschaft meist auch die Lust. Gefragt zu werden, ohne antworten zu können, ist unangenehm. Es wird nicht angenehmer, wenn es sich mit ununterbrochener Regelmäßigkeit wiederholt. Die andern Teilnehmer sind „Streber," die sich auf ihr Wissen wunder was einbilden und ihre Heiterkeit nicht verbergen, wenn er einmal das Schweigen, das er den gestellten Fragen entgegenzusetzen pflegt, mit einer handfesten Dummheit unterbricht. So fühlt er sich abgestoßen. Möglicherweise bleibt er schon jetzt weg; wenn er fortgesetzt erscheint, kann er die Erfahrung machen, daß sich bereits eine gewisse fröhliche Stimmung im Hörsaal verbreitet, wenn der Dozent auch nur eine Frage an ihn richtet; es ist die Vorfreude über die Antwort, die man von ihm erwartet. Wohl oder übel kommt er zu dem Schluß, daß er doch nicht genügend vorbereitet sei, und nimmt seine „häusliche Arbeit" wieder auf, und was es damit für eine Bewandtnis hat, haben wir gesehen.

So wird er mit unwiderstehlicher Macht in die Bahn getrieben, die wir oben bis zu ihrem Ende verfolgt haben. Möglicherweise gelingt es ihm noch mit Glück und Kunst, die Prüfung zu bestehen; dann hat die Gesellschaft einen untauglichen Arzt, der Staat einen unfähigen Beamten mehr, der bei der jetzigen Überfüllung die Aussicht hat, überall zurückgesetzt zu werden, und dann sein Leben lang über „das herrschende Protektionswesen" bittere Klage führt. Im allgemeinen ist aber selbst hierzu wenig Hoffnung. Schleicht er sich durch

Digitized by Google

die eine Prüfung durch, so droht ihm meist noch eine andre, die ihn umso sicherer beseitigt. Auch werden die Prüfungsbehörden, bei denen derartige Kandidaten Erfolg erwarten dürfen, immer seltener. So rächt es sich bitter an dem Vater, daß er ohne Überlegung den Verlockungen zum Universitätsstudium nachgegeben hat; nach fünf Jahren hat er einen durchgefallnen Kandidaten im Hause, der zum Gelehrten nicht taugt und zum Handwerker verdorben ist.

(Schluß folgt)

Aus Paris

Von einem außerordentlichen Berichterstatter

Wer die diesjährige Ausstellung in Paris nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehen. Ich habe zwar keine der frühern Weltausstellungen besucht, kann aber aus voller Überzeugung versichern, daß sie mit der jetzigen gar nicht zu vergleichen waren, denn so etwas ist nur in Paris und zur Feier der großen Revolution möglich. Alles groß — mit einem Worte Victor-Hugoisch. Mein Führer auf dem Marsfelde war ein Elsässer, Mr. Rosenzweig, der sich in die Freiheit gerettet hat, weil die deutschen Gewalthaber unter schnöder Berufung auf preußische Gesetze, die von ihm nicht anerkannt werden, ihn nicht nur in der Betreibung seines gewohnten Erwerbes hindern, sondern ihn sogar einsperren wollten. Er verspricht jedoch, demnächst an der Spitze von 500000 Elsässern nach Straßburg zurückzukehren. Seiner Begleitung verdanke ich sehr viel Belehrung. Er machte mich namentlich darauf aufmerksam, daß diese Ausstellung in Wahrheit den Namen Weltausstellung verdient, weil Frankreich die Welt ist, und daß man darin nur Luft der Freiheit atmet, weil nur Republiken vertreten sind. Und in der That, wenn man sieht, wie die Sonne der Freiheit in Frankreich, Mexiko, Paraguay, Uruguay u. s. w. alles sich so herrlich entfalten läßt, so meint man, die monarchischen Staaten müßten vor Scham erröten, wenn ihnen das noch möglich wäre. Hier zeigt sich auch, daß Napoleon der Große doch richtig prophezeit hat, denn das bißchen Erdboden, was noch nicht republikanisch ist, verdient kaum erwähnt zu werden. Mr. Rosenzweig rechnete allerdings auch Rußland zu den Republiken, aber ich ließ den kleinen Irrtum durchschlüpfen, um ihn nicht in seiner Freude zu stören.

Digitized by Google

Alle frühern Ausstellungen hatten den Fehler, bis zu einem gewissen Grade übersichtlich zu sein. Dadurch ließen sich die Besucher verleiten, einzelnes zu betrachten, womit sie entsetzlich viel Zeit verloren. Hier ist dagegen alles so groß und weit, daß niemand sich mit Kleinigkeiten befaßt, sondern nur das Ganze sieht: Restaurants, Springbrunnen, Theater, und vor allem ihn, den Einzigen, Niedagewesenen, den Triumph der Wissenschaft und Kunst. Muß ich noch ausdrücklich sagen, daß ich den Eiffelturm (sprich Äffelturm) meine? Ihn zu schildern, ist schwer und doch so leicht. Stellen Sie sich vor, ein Kind habe einen aus eisernen Balken und Sparren zusammengesetzten Ständer einer Hängebrücke abgezeichnet, sodaß die Linien krumm und quer durcheinanderlaufend ein regelloses Netz bilden; denken Sie sich dann diese Zeichnung tausendfach, zehntausendfach, meinetwegegen hunderttausendfach vergrößert, und Sie haben den Eiffelturm. Großartig! Wer ihn nicht gesehen hat, hat gar nichts gesehen. Nach Schluß der Ausstellung soll auf die Spitze des Wunderbaues die Büste des jedesmaligen Beherrschers von Frankreich gestellt werden, damit dieser sozusagen immer die ganze Welt überblicken kann. Die Büsten wird man aus Carton pierre anfertigen lassen, weil andres Material zu teuer kommen würde und überdies beim Herabstürzen leicht Schaden anrichten könnte. Boulanger, der Graf von Paris, Prinz Victor, Deroulede und Felix Pyat sollen bereits zugesagt haben, ihre Büsten auf Lager zu liefern; denn wenn diese erst nach der Erhebung des Betreffenden auf den Präsidentenstuhl oder Thron gemacht werden sollten, könnten sie leicht erst fertig werden, wenn schon wieder ein andrer den Sitz eingenommen hat. Sind die Franzosen praktisch oder nicht? Mr. Rosenzweig sagt, Spötter hätten anfangs vom Zweifelturm gesprochen, nun aber dürfe man ihn Dreiffelturm nennen. Ausgezeichneter Witz, nicht?

Darum, wer nicht nach Paris reist, kann es vor sich selbst nicht verantworten. Daß Deutsche Unannehmlichkeiten ausgesetzt seien, ist ein grundloses Gerede. In Avricourt fragte mich ein uniformirter Herr ganz höflich, ob ich vielleicht ein preußischer Spion sei. Da ich mich jedoch durch die Rufe: A bas Bismarck! Vive la France! Vive la République! Vive le Roi! Vive la Commune! Vive l'Empereur! A bas l'Allemagne! legitimirte, ließ er mich unbehelligt. Überhaupt sind die Franzosen noch immer höflich, wie ehemals. Wenn eine Partei der andern zuruft: „Ihr seid Diebe!" so antwortet die andre mit einer Verbeugung: „Auch so viel!" Das kann man jeden Tag erleben. Ebenso im Privatverkehr. Der berühmte Abgeordnete Singer hat, wie ich hörte, einen Pariser Kommunisten auf französisch angeredet, und da dieser ihn nicht verstand, entschuldigte er sich in verbindlichstem Tone: Comprends pas polonais. Daß sie das Deutschsprechen nicht leiden wollen, ist ganz natürlich, da sie es nicht verstehen, und doch wissen wollen, was in ihrem Lande geredet wird. Wer die obigen Rufe auswendig lernt und recht oft anbringt, kann gewiß sein, von allen Parteien mit größter Hochachtung behandelt zu werden.

Digitized by Google

Natürlich habe ich auch an dem sozialdemokratischen Kongreß teilgenommen und kann bestätigen, daß die Anarchisten grundsätzlich ausgeschlossen worden sind. Das war eigentlich selbstverständlich, denn in der Anarchie würde niemand die Herren Führer anerkennen, geschweige ihnen bare 25000 Franken zu solchen Spritztouren geben.

Da Boulanger leider abgehalten worden ist, versprochenermaßen die Ausstellung zu eröffnen, ist gegenwärtig Sarah Bernhardt die wichtigste Person in Paris. An dem Gerüchte, daß sie sich von ihrem augenblicklichen Gemahl trennen und mit dem Eiffelturm verheiraten wolle, ist kein wahres Wort. „So groß wie der Turm bin ich doch wohl immer noch — sagte sie mir mit reizendem Lächeln —, und dabei schmeichle ich mir, etwas mehr Fleisch zu haben; wir brauchen uns nicht gegenseitig Reklame zu machen." Und gewiß und wahrhaftig, die Nachricht, die die Gebildeten des ganzen Erdkreises unlängst in die höchste Aufregung versetzte, hat ihre volle Richtigkeit: Sarah setzt Fett an, sie wirft, wie ich mich persönlich überzeugt habe, bereits einen Schatten. Mehr als je darf man von ihr sagen: ein bezauberndes Weib! Dem armen Deutschland zürnt sie noch immer, aber kann man es ihr verdenken?

In die politische Welt wurde ich durch die hiesigen Korrespondenten der Times, des Berliner und des Wiener Tageblattes eingeführt, und daher wäre ich, wie Sie begreifen, in der Lage, über alle schwebenden Fragen die zuverlässigste Auskunft zu geben. Leider ist mir gerade über die wichtigsten Punkte Schweigen auferlegt worden. Nur von einer interessanten Episode darf ich Ihnen Mitteilung machen.

Zu Madame Adam brachte vor kurzem Jules Ferry einen Fremden, in dem sie sofort den deutschen Reichskanzler erkannte. Während alle Welt ihn in Varzin glaubte, war er heimlich nach Paris gekommen, um sich mit der Redactrice der Nouvelle Revue zu verständigen. Denn, sagte er in seiner rücksichtslosen Weise, vor Frankreich fürchte ich mich nicht, aber ich wünsche mit dem Feinde zu verhandeln, der unbesiegbar ist. Madame Adam nahm das Kompliment gleichgiltig hin. Und nun legte ihr Bismarck die Skizze einer neuen Karte von Europa vor. Preußen müsse sich durch einige Gebiete unmittelbar an seinen Grenzen abrunden: Dänemark, Holland, Belgien, die Bukowina, Serbien und den Berg Athos. Die Republik Polen würde wiederhergestellt werden. Steiermark und Montenegro fielen an die Krone Böhmen. Frankreich sollte durch die Schweiz, Tirol, Spanien und Italien ohne den Kirchenstaat entschädigt werden. In Madame Adam kochte es, aber sie hörte diesen schlau ersonnenen verräterischen Plan geduldig an und begnügte sich, mit der nur ihr eignen graziösen Bewegung den Zeigefinger auf Elsaß-Lothringen zu legen. Natürlich kriegen Sie das! sagte Bismarck, wir sind froh, wenn wirs wieder loswerden. Sonst nichts? fragte Juliette mit feinem Lächeln. Wie ists mit dem linken Rheinufer? Bismarck zog zuerst eine saure Miene, meinte dann aber, um eine solche

Digitized by Google

Kleinigkeit würden sie sich nicht entzweien. Doch nun erhob sich Madame Adam voll Würde, barg die zusammengefaltete Karte in ihrem Busen, wies dem Kanzler die Thür und forderte Ferry auf krumme Säbel. Es soll sehr komisch gewesen sein, wie Bismarck flehentlich gebeten hat, ihm doch wenigstens die gefährliche Karte zurückzugeben — natürlich vergebens! Das Duell mit Ferry hat stattgefunden, ist aber unblutig verlaufen.

An der Wahrheit dieser Erzählung ist kein Zweifel gestattet, denn — abgesehen von der allbekannten strengen Wahrheitsliebe der Madame Adam, ich habe die Photographie selbst gesehn, die Bismarck ihr zu Anfang des Gespräches, als sie scheinbar auf seine Anschläge einging, überreicht und auf die er, allerdings mit verstellter Hand, geschrieben hat: A son amie Juliette Otto. Auch sagte mir Mr. de Blowitz, er kenne jenen Plan schon längst. Beide werden in der Times und der Nouvelle umständlichere Enthüllungen bringen, haben mir jedoch gestattet, gleichzeitig Ihre Leser davon in Kenntnis zu setzen.

Also auf nach Paris! Es kostet ja nicht viel, das Zimmer höchstens fünfzig Franken täglich, und eben soviel die Verpflegung. Wer Paris nicht gesehn hat, hat gar nichts gesehn.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus der österreichische Presse. Ein Wiener Witzblatt brachte vor kurzem die Abbildung einer Badeanstalt, deren zahlreiche Besucher bis auf einen durch scharfe Profils gekennzeichnet waren. Jenen einen bezeichnet ein Gast als Antisemiten, und ein andrer meint, der müsse ein sehr charakterloser Antisemit sein, „weil er sich unter uns eindrängt." Und wenige Tage später ließ sich eine politische Zeitung, als wollte sie das Treffende dieses Witzes noch besonders hervorheben, über den Dichter Hamerling folgendermaßen aus: „Nach dem Erscheinen seines letzten großen Werkes Homunculus widerfuhr ihm sogar das Malheur, von jenen (jenen!), die den Rassenhaß kultiviren, als einer der Ihrigen gepriesen zu werden ..... Bei dem Gedanken an den großen Verlust, den die deutsche Dichterwelt durch das Hinscheiden Hamerlings erleidet, schwinden aber alle Schatten." Was solche Blätter unter Rassenhaß verstehen, ist allbekannt. Wer zwischen Ariern und Semiten noch andre Unterscheidungsmerkmale als solche, die die letztern auszeichnen, wahrzunehmen wagt, ist verächtlich, oder wenigstens fällt auf ihn ein „Schatten". Zufällig stießen wir dieser Tage bei der Durchsicht älterer Zeitschriften auf Äußerungen über Heines Einfall, für sich und seinesgleichen den Namen Hellenen in Anspruch zu nehmen, die übrigen Europäer aber als Nazarener zu bezeichnen. Damals war ganz Deutschland in Heine verliebt und verzieh ihm lachend diese Unverschämtheit wie alle seine Unverschämtheiten. Gegenwärtig findet der Plan, ihm ein Denkmal zu setzen (vermutlich zum Zeugnis, daß seine wegwerfenden Be-

Digitized by Google

merkungen über den deutschen Nationalcharakter begründet gewesen seien), keinen rechten Anklang. Dafür trägt jeder Jude, der über die polnische oder ungarische Grenze hereinwandert, das Gefühl seines Hellenentums in der Brust und fordert dessen unbedingte Anerkennung von uns armen Nazarenern, die noch immer so keck sind, sich „unter sie einzudrängen". In Wien pfeifen sämtliche Zeitungen mit Ausnahme der strengkatholischen aus demselben Tone; werden sie nicht von Juden geschrieben, so sind sie zu „aufgeklärt" oder zu gebunden durch geschäftliche Rücksichten, um sich gegen die Rassenherrschaft aufzulehnen. In den Kronländern ist das anders, und deshalb hat ein Notar in Linz es für nötig gefunden, eine eigne Zeitschrift zur Bekämpfung des Antisemitismus — dem, wie gesagt, alles Nichtjüdische oder den Juden nicht Spanndienste leistende zugezählt wird — ins Leben zu rufen. Nächstens wird man wohl von Ajuden sprechen, wie die ältere österreichische Gesetzgebung von Akatholiken, Menschen, die trotz ihrer Ketzerei unter gewissen Einschränkungen geduldet werden.

Seit Anfang dieses Jahres versucht eine auch in dieser Beziehung unabhängige Zeitschrift Boden zu gewinnen, „Nationale Blätter," zweimal monatlich erscheinend. Ob sie sich durcharbeiten wird, ist wohl zweifelhaft, da sie von allen verbreiteten Tagesblättern totgeschwiegen wird, und „Geldkräfte" schwerlich hinter dem Unternehmen stehn. Die „Nationalen Blätter" sind nämlich das Organ der kleinen Gruppe von Reichstagsmitgliedern, die sich „Nationale Vereinigung" nennt und, wie es scheint, von den tonangebenden Zeitungen und deren geheimen Leitern mehr als irgendeine andre Partei gehaßt wird. Allerdings hat sie schon wiederholt das Majestätsverbrechen begangen, das Dogma des Parlamentarismus anzuzweifeln. So behauptet auch die neueste Nummer der genannten Zeitschrift wieder, „daß die Deutschen auf eine Beherrschung des Staates durch eine parlamentarische Majorität und eine aus derselben hervorgegangene Regierung nicht rechnen dürfen. Selbst den Fall angenommen, daß es gelänge, sich mit den Polen endgiltig auseinanderzusetzen, könnte sich eine solche Regierung gegen das mächtige Mittel, welches die Czecho-Slaven in der Abstinenz besitzen, auf keine längere Dauer halten. Denn die äußere Lage unsrer Monarchie verlangt zwar nicht die Befriedigung aller thörichten Ansprüche czechischer Herrschgelüste und slovenischer Großmannssucht, aber sie duldet auch nicht den Ausschluß slavischer Nationalitäten von jedem Einfluß auf die Geschicke des Staates, den der Gang der Geschichte bestimmt hat, der weitern Ausbildung Rußlands entgegenzutreten mit allen Mitteln der Bündnisse, der Rüstungen und wahrscheinlich auch des Krieges." Daß die Dinge so liegen, wie hier angedeutet ist und dann weiter ausgeführt wird, daß heute nicht mehr möglich ist, was sich noch vor einigen Jahrzehnten hätte erreichen lassen, das liegt leider so sehr auf der Hand, daß man es nicht bestreiten kann. Deshalb zieht man es vor, zu schweigen und die Unbotmäßigen nur bei Gelegenheit hinterrücks anzufallen. Bis jetzt haben sie sich in ihrer unabhängigen Besprechung der politischen und wirtschaftlichen Fragen nicht irre machen lassen. Freunde der deutschen Sache in Österreich können sich ein Verdienst erwerben, wenn sie dazu beitragen, die „Nationalen Blätter" über Wasser zu halten, und sie werden aus diesen zugleich vielfach besser unterrichtet werden, als aus den Bank- und Börsenzeitungen. Die unabhängigen Provinzialblätter werden natürlich zu sehr von Bezirks- und Ortsangelegenheiten in Anspruch genommen, als daß sie außerhalb interessiren könnten.

Ein neuer Briefsteller. Ich möchte mir erlauben, die Aufmerksamkeit eines verehrlichen schreibenden Publikums hiermit auf meinen demnächst erscheinenden

Digitized by Google

„Briefsteller für Gebildete“ zu lenken. Der Titel des Büchleins wird manchen stutzig machen, doch glaube ich, ihm dieselbe Berechtigung beimessen zu dürfen, wie andre etwa einem „Briefsteller für Liebende.“ Der wahrhaft Gebildete braucht ebensowenig wie der wahrhaft Liebende zu seinen Briefen eine Anleitung, sondern höchstens im allgemeinen den Rat: Schreibe, wie du in gutem Deutsch sprechen würdest, oder auch — frei nach Gellert — schreibe, wie du, wenn du es laut liest, wünschen wirst, geschrieben zu haben.

Es ist jedoch bekannt, daß die Wirkung einfacher Mittel sich mit der Zeit abstumpft, sodaß zu stärkern gegriffen werden muß. Auf diese Thatsache stützt sich auch mein Versuch, an die Stelle dieses so leicht zu befolgenden Rates ein Schriftstück zu setzen, das auf andrem Wege die gleichen Erfolge erzielen soll.

In erschreckender Weise verbreitet sich nämlich auch unter den Gebildeten die Ansicht, man müsse anders schreiben, als man spricht oder wenigstens sprechen sollte. Es ist begreiflich, daß man in Zeiten, wo für den Laien jeder Brief einem seltnen Schritt von tiefgehender Bedeutung gleichkam, einem Stück Arbeit, das den ganzen Menschen erforderte, sich bemühte, seinem Schreiben auch in der Form das Gepräge des mühsam Geschaffenen zu geben; man spickte es mit kunstvollen Schnörkeln, gesuchten Wörtern und gezierten Wendungen, deren man sich beim Sprechen nicht zu bedienen pflegte. Seit man sich aber fast gleich schnell entschließt, den Mund wie das Tintenfaß zu öffnen, um jemandem eine Mitteilung zu machen, fehlt diese Vorbedingung, und inzwischen hat es Zeiten gegeben, wo man sich nicht schämte, richtig und einfach deutsch zu sprechen und zu schreiben. Gegenwärtig steht es so, daß man sagen muß: der Ungebildete kann es nicht, der Gebildete aber will es nicht. Oder sagen wir lieber: viele — und darunter leider viele Tonangebende — wollen es nicht und verwirren durch ihre Satzverdrehungen die Leser so lange, bis diese sich daran gewöhnen, allmählich urteilslos werden und schließlich fast mechanisch den Unsinn derer nachschreiben, die ihnen von Rechtswegen zum Vorbilde dienen sollten. Bald werden die Verdrehungen nicht mehr bloß wiederholt, sondern geradezu „elegant“ gefunden, und damit ist das Feld gedüngt.

Schon das kaufmännische und das Amtsdeutsch sind bedauerlich, doch verbreiten sie sich nicht unbedingt über die Grenzen des Geschäfts oder der Kanzlei hinaus. Sie richten also nur wenig Schaden an, so lange sie nicht in die Mode kommen, so lange sich kein Vermittler findet zwischen dieser und unsrer davon so verschiednen Schrift- und Umgangssprache. Ein solcher gefährlicher Vermittler hat sich aber leider in Gestalt der großen Tagesblätter gefunden, deren Redakteure die ihnen zugehenden Mitteilungen nur zu häufig nicht auf die Güte, sondern auf die Neuheit ihrer Form und ihres Inhaltes hin prüfen. Schmock soll immer brillanter schreiben, und wenn sein Vorrat an Geistesfunken zu Ende geht, ist ihm zum Borgen keiner zu schlecht, der wenigstens anders schreibt, als man es zu lesen gewohnt ist. Daß wir ein Zeitungsdeutsch haben, daß es gedeiht, täglich neue Blüten treibt und gar zum Muster genommen wird, das ist in meinen Augen eine Schande für das ganze gebildete Publikum. Über seine Ursache ließe sich vieles sagen, doch will ich hier es selbst als Ursache betrachten und zwar bezüglich seiner Einwirkung auf den Briefstil.

Man wird bald keinen Brief mehr zu lesen bekommen, in dem, von manchen andern Mißbräuchen abgesehn, auch nur die Hälfte der dazugehörigen Hilfszeitwörter vorhanden wäre, in dem die Subjekte, sobald sie Fürwörter sind, nicht zum größten Teile fehlten, und in dem nicht bei zwei durch „und“ verbundnen Sätzen das Subjekt des zweiten, das entweder ganz auszulassen oder aber vor

Digitized by Google

das Zeitwort zu setzen ist, hinter demselben stünde. Zeigte sich diese letztere Neigung nur bei den in Österreich lebenden Deutschen, so könnte das leicht für ein Zeichen der Sympathie mit ihren tschechischen Brüdern gehalten werden. Diese sagen: „Bin ich gegangen“ oder noch lieber: „Ich bin ich gegangen.“ Es bedienen sich dieser Wendung jedoch mit Vorliebe Leute, die es geradezu als Beleidigung ansehn würden, wenn man die Richtigkeit ihrer Sprechweise anzweifeln oder gar etwas von Dialekt verlauten lassen wollte. Der Hinweis darauf, daß diese Wendung als ein Geschenk des übertrieben höflichen und bescheidnen Amtsstiles zu betrachten sei oder als ein Überbleibsel von Luthers altertümlicher Schreibweise, dem man auch bei Goethe noch begegnet, dient ihnen nicht als Entschuldigung, sondern als Bekräftigung ihres guten Rechts, sich auch heute noch — schriftlich so auszudrücken. Zu Luthers Zeit hat man aber auch so gesprochen. Ich halte für des deutschen Schriftstellers oberstes Gesetz, gute Gedanken in gutem Deutsch klar und anziehend auszudrücken. Nun, die Gedanken sind Privateigentum, aber der Ausdruck derselben wird durch die erwähnte Behandlung weder klar noch anziehend, und von gutem Deutsch kann dabei nicht die Rede sein. Das Sprachgefühl ist aber schon so abgestumpft, daß gewiß eine recht bedeutende Anzahl von Gebildeten sich der Urheberschaft eines Briefs nicht schämen würde, der etwa folgendermaßen anfinge: „Habe Deinen Brief erhalten, und hat er mir viel Freude gemacht. Ich bin wieder wohlauf, und schreibe ich Dir im Garten; weil etwas ermüdet, bleibe zu Hause, während die andern einen Spaziergang unternommen.“

Wer würde wohl zu seinen Kindern sagen: „War spazieren, und bringe ich euch etwas Schönes mit“? Was aber gesprochen falsch ist, wird auch geschrieben nicht richtig;

An Deiner Sprache rüge
Du schärfer nichts, denn Lüge,
Die Wahrheit sei ihr Hort

sagt Uhland in seinem sehr beherzigenswerten Gedicht von 1817: Die deutsche Sprachgesellschaft.

Wem es unhöflich erscheint, seinen Brief mit „Ich“ anzufangen, der gebe doch dem Satze eine andre Wendung, anstatt das Wort einfach wegzulassen.

Um diesen Übelständen abzuhelfen, gebe ich also eine Reihe von Briefen heraus, von denen jeder zur Belehrung in drei Fassungen erscheint. Zuerst stelle ich jeden nach obigem Muster als abschreckendes Beispiel hin. Dann berichtige ich die Fehler, ohne sonst etwas zu verändern, wodurch ein richtiger, aber nicht nachahmenswerter Stil entsteht, wie: „Ich habe deinen Brief erhalten und er hat mir viel Freude gemacht. Ich bin wieder wohlauf und ich schreibe dir im Garten. Weil ich etwas ermüdet bin, bleibe ich zu Hause, während die andern einen Spaziergang unternommen haben.“ In der dritten Form zeige ich, wie man mit geringer Abänderung dasselbe richtig, gut und zugleich sprechbar ausdrücken kann, z. B.: „Deinen Brief habe ich erhalten und mit Freuden gelesen. Ich bin wieder wohlauf und schreibe dir“ u. s. w.

Zum Schlusse gebe ich noch der Hoffnung Ausdruck, ich möchte in dieser Anpreisung meines Buchs nicht allen von mir selbst an jeden Schreibenden gestellten Anforderungen gerecht geworden sein. Denn wenn ich mich so klar ausgedrückt habe, daß der Leser versteht, was ich meine, so macht ers am Ende von selber besser und — kauft meinen Briefsteller nicht. □

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Ruſſiſche Politik

Es iſt nicht zu leugnen, daß ſich in der gegenwärtigen politiſchen Leitung Rußlands eine gewiſſe Folgerichtigkeit kund giebt, die vielleicht nicht ein Syſtem zu nennen iſt, aber doch eine bewußte und feſte Grundrichtung anzeigt, in der das große politiſche Staatsleben gehalten wird. Man kann dieſe ruſſiſche Politik unſrer Zeit reaktionär, orthodox, ſlawiſch, abſolutiſtiſch nennen, denn ſie iſt etwas von alledem, man kann ſie verlachen, tadeln, man kann ſogar Reſpekt vor ihr haben; eines wird von jedermann zugegeben werden, nämlich daß ſie eigenartig und unerwartet iſt. Eben jetzt hören wir wieder etwas Überraſchendes: daß durch zariſchen Ukas vom 6./18. Juni dieſes Jahres die vor wenigen Jahren entfernte Forderung wiederhergeſtellt worden iſt, daß Fürſten des Zarenhauſes, die Anrecht an den Thron haben, die Ehe mit einer Andersgläubigen nur nach deren Übertritt zur ruſſiſchen Kirche eingehen dürfen. So wohl bekannt die ſtrenge Kirchlichkeit der heutigen ruſſiſchen Staatsleitung war, ſo iſt man doch überraſcht, eine Einrichtung wieder belebt zu ſehen, die den Anſchauungen nicht bloß der erſten Hälfte unſers Jahrhunderts, ſondern auch denen von Leuten widerſpricht, die längſt gelernt haben, liberalen Schwärmereien jener Zeit zu entſagen. Praktiſch dürfte dieſer Ukas zur Folge haben, daß die ruſſiſchen Prinzen auf die Ehe mit Prinzeſſinnen europäiſcher Häuſer werden verzichten müſſen. Denn man darf annehmen, daß auch proteſtantiſche Fürſtentöchter künftig ſelbſt der Ausſicht auf den Zarenthron ihren Glauben ebenſo wenig opfern werden, als es die katholiſchen Häuſer bisher gethan haben. Ob man auch in Petersburg von dieſer Annahme ausging, als man den betreffenden Ukas beſchloß, mag nicht ganz ſicher ſein. Gewiß aber hat man

Digitized by Google

diesen Beschluß in dem Bewußtsein gefaßt, daß man nach der Meinung Europas nicht zu fragen brauche.

Und dieses Bewußtsein ist ein Hauptmerkmal der ganzen russischen Politik unsrer Tage, das man bei genauer Beobachtung an vielen Punkten dieser Politik oft wiederkehren sehen wird. Hier erscheint auch der innere Zusammenhang dieses Ukases mit der ihm vorhergehenden Überraschung, die Europa zu teil wurde, mit dem Trinkspruch des Zaren auf den Fürsten von Montenegro. In dem offenen Bekenntnis: „Ich habe keine Freunde in Europa“ liegt auch das andre: „Ich brauche keine Freunde in Europa.“ Man ist in Rußland offiziell der Meinung, daß man europäische Freunde nicht brauche, ja man will keine haben. Weder Frauen noch Freunde brauchen wir in Europa zu suchen, es sei denn, daß sie sich uns unterordnen — so etwa ist der Gedankengang. Diesen Sinn hat man in Rußland alsbald aus dem Trinkspruch herausgefühlt und darob gejubelt, und man wird auch ob des Ukases jubeln. Denn der politisirende Russe genießt heute mit Wonne eben diesen ihm offiziell besiegelten Glauben an die Größe Rußlands und der russischen Kirche. Jetzt endlich bricht die Zeit für ihn an, wo er nicht mehr die seit Jahrhunderten gewohnte Klage zu seufzen braucht, daß das russische Volk dazu verdammt sei, stets Fremde auf dem Nacken zu haben, und so ist der Jubel der Presse über den Trinkspruch nicht bloße Speichelleckerei und Niedertracht, sondern auch etwas von wirklich gutem Glauben und froher Hoffnung. Ob der Glaube gut gegründet ist oder nicht, ist eine andre Sache; genug, daß er dem Nationalgefühl stark schmeichelt und daß darauf politische Kartenhäuser von unabsehbarer Größe erbaut werden können.

Wenn man ein Programm der heutigen russischen Politik zu haben wünscht, so wird man es schwerlich besser finden als in der Antwort, die der Oberprokurator Pobedonoszew vor Jahr und Tag der evangelischen Allianz auf ihr Schreiben in Sachen der Bedrückung des Protestantismus in den russischen Ostseeprovinzen erteilte. Da steht es zu lesen, daß Russentum und Orthodoxie eine von Gott kommende Mission zu erfüllen haben, die Rußland von Europa scheide, eine Mission der Erhaltung von Religion und Autorität, die sich in der byzantinischen Kirche und dem slawischen Zarentum verkörpere, eine Mission nicht des Friedens und der Toleranz, sondern der Gegnerschaft gegen Europa und auch gegen Asien. Liest man aufmerksam dieses Manifest, so erscheint die politische Haltung Rußlands der letzten Jahre als der Ausdruck desselben. Rußland hat sich abgewandt von Europa, seiner Kultur und seinen Interessen, es will von uns nichts wissen, es will allein seinen Weg gehen. Dagegen wäre wenig einzuwenden, auch wenn es, wie einst die Chinesen, sich wirklich einmauerte. Nur kommt es darauf an, wie das Alleinsein verstanden wird. Und hier haben wir einige Erläuterungen erhalten: das russische Zarentum will allein sein mit Fürsten wie dem Montenegriner und mit Fürstinnen byzan-

Digitized by Google

tinischen Bekenntnisses, es will weder mit nichtslawischen Fürsten, noch mit Katholiken oder Protestanten zusammengehen. Auch das könnten wir gern gelten lassen, wenn es einen passiven Charakter trüge. Aber das ist nicht der Fall. Rußland stößt Nichtslawen und Nichtbyzantiner von sich, erhebt aber zugleich Anspruch auf Herrschaft im Namen des Slawentums und des Byzantinertums. Hier ist es angreifend, drohend. Von der Ostsee bis nach Asien hinein geht die russisch-byzantinische Kirche angreifend vor gegen alle andern Bekenntnisse. Der Oberprokurator des Synods nennt das freilich die russische Kirche schützen, in Wahrheit aber ist das ein Schutz, wie wenn der Gärtner um einen Baum her allen andern Bäumen Äste und Kronen abschlägt, damit jener eine Baum freies Wachstum habe. Das Zarentum ist heute vielleicht mehr als jemals seit Peter I. zugleich Priestertum, und die Geschichte aller Zeiten hat gelehrt, daß Unduldsamkeit und religiöser Kampf die Folgen solcher Verbindung sind. Die russische Kirche feierte jüngst ein Jubiläum der Wiedervereinigung der Uniaten mit ihr. Dieselben Gewaltmittel, die die Uniaten in das byzantinische Bekenntnis zwang, werden heute der russischen obersten Kirchenbehörde als Mittel des Schutzes der byzantinischen Kirche erlaubt erscheinen. Knute und Kerker erscheinen uns Europäern indessen als verwerfliche Waffen und als Angriffswaffen in der Hand der Kirche.

Ebenso angreifend ist die heutige russische Politik auf dem nationalen Gebiete. Montenegro ist der letzte der Staaten auf der Balkanhalbinsel, die unter russischem Schutze standen. Lange hat Rußland gestrebt, sich als Schutzmacht dort zu befestigen. Heute steht Montenegro allein noch in diesem Schutzverhältnis, und es ist der einzige treue Freund des Zaren, wie dieser bekannt hat. Diese Art von Vasallenverhältnis, wie Montenegro sie, wenn nicht rechtlich, so doch politisch zu Rußland innehält, ist die Bedingung der Freundschaft Rußlands und die Forderung, mit welcher Rußland allen Slawen gegenübertritt. Die Schutzherrschaft in Cettinje, Belgrad, Bukarest, Sofia und weiter bis ans Goldne Horn und an den Piräus hin, das ist die Politik, die Rußland wie früher, so auch unter Alexander III. verfolgt. Innerhalb der Grenzen dieser slawischen Gebiete will es allein sein, wünscht es keinerlei europäische Gesellschaft; hier allein sucht es seine Freunde und gedenkt es, wie es scheint, künftig die Gemahlinnen für seine Fürstensöhne zu finden. Mit dem Katholizismus innerhalb dieser Gebiete hofft es ebenso fertig zu werden wie mit den Halbkatholiken der Union. Die Mittel, mit denen diese Politik gehalten wird, sind andre geworden als ehedem. Die frühern Zaren suchten in Europa Einfluß zu gewinnen und dadurch ihre Orientpolitik zu decken; Alexander III. sucht keine Unterstützung in Europa, sondern stellt sich ihm offen gegenüber, indem er hofft, seine Sache allein durchzufechten. Die slawische Konkurrenzpolitik des neuen Österreich hat die ehemalige Lage Rußlands erheblich geändert. Der Titel des Befreiers vom Türkenjoche hat von seinem alten Zauber bei den

Digitized by Google

Südslawen viel verloren seit der russischen Herrschaft in Bulgarien und der Besetzung Bosniens und der Herzegowina durch Österreich. Als Lockrufe sind Rußland nur noch die Gemeinsamkeit von Abstammung und Kirche geblieben. Aber die slawische Politik Österreichs wird von Rußland als Eingriff in sein Gebiet, als Angriff aufgefaßt, gegen den es sich in dem Sinne schützen müsse, wie Pobedonoszew die russische Kirche gegen die andern Bekenntnisse schützt. Rußland ist eben auch auf dem Boden der staatlichen Politik, der nationalen Politik keineswegs passiv, sondern angreifend.

So loyal die Gesinnungen des Zaren gewiß sind, und so recht unser Kanzler hat, auf diese Loyalität zu rechnen, so muß man doch im Auge behalten, daß diese Loyalität keineswegs feindselige oder kriegerische Handlungen des Zaren ausschließt, wo er etwa meinen sollte, verletzt oder politisch zum Angriffskriege berechtigt zu sein. Er ist loyal, indem er mit genügender Offenheit seine slawisch-byzantinischen Ansprüche kundgegeben hat, und er wird es mit seiner Loyalität vollkommen vereinen können, wenn er im geeigneten Augenblick für diese Ansprüche mit den Waffen eintritt. Selbst vieles, was in Serbien, Rumänien, Bulgarien von russischer Seite geschieht, mag mit dieser seiner Loyalität noch vereinbar sein. Was darüber hinausgeht, mag man auf Rechnung der offiziösen und der privaten Politik schreiben, die von Rußland aus getrieben wird. Jedenfalls dauert der agitatorische Angriff auf die südslawischen und auch die österreichischen Gebiete fort und scheint sich in neuester Zeit zu verstärken.

Zu derselben Zeit rüstet das offizielle Rußland energisch an der ganzen Westgrenze und im Pontus. Mit vielem Geschick hat es sowohl die politische Lage der europäischen großen Staaten als die Thorheit des Ackerbodens großer Finanzkräfte ausgenutzt, um seine finanziellen Mittel aufzubessern. Die großen Zinsreduktionen der letzten Zeit hat es nur auszuführen vermocht, indem es bei den Franzosen die Hoffnung auf Krieg und gleichzeitig bei uns und anderwärts die Hoffnung auf Frieden stärkte. Wir gaben Geld, weil wir an eine gute und friedliche Entwicklung der russischen Wirtschaft glaubten, und Frankreich gab Geld, weil es an ein kriegerisches Bündnis glaubte. Wer hier der Dumme gewesen ist, bleibt abzuwarten; Rußland hat dabei ohne Zweifel gewonnen, und zwar auch einige Mittel, um seine Rüstungen zu bezahlen. Zwei gute Ernten halfen bei der Ausschmückung des Budgets mit, an die man bei uns ebenso harmlos zu glauben scheint, als an den wachsenden Wohlstand und die stets guten Ernten Rußlands. Wie unmittelbar auch gegen Deutschland sich die russischen Rüstungen richten, zeigt die neulich gemeldete Anordnung der Befestigung Rigas; denn hierbei hat man schwerlich eine feindliche Seemacht, sondern ein Landheer im Auge gehabt, und dieses kann kaum ein andres als ein deutsches sein. Angesichts der großen und oft verderblich angesetzten Steuerschraube, und angesichts einer Mißernte und Hungersnot sind zwölf

Digitized by Google

Millionen Rubel für Befestigung Rigas ein sprechendes Zeichen unfreundlicher Stimmung. Auch die Deutschenverfolgung in Livland zeugt von unfreundlicher und zwar zum Angriff geneigter Gesinnung. Auch hier ist der angreifende Charakter der beiden Hauptprinzipien des heutigen Zarentums offenkundig: Deutschtum und Luthertum werden gleichmäßig um ihrer selbst willen, ohne irgend ein Verschulden von ihrer Seite, mit Gewaltmitteln niedergeworfen. Slawentum und Byzantinismus wollen auch hier, auf altem deutschen Boden, allein sein. Eine Ausnahme nur wird gelten gelassen: das Polentum. Man will es vorläufig mit ihm nicht verderben und schont es verhältnismäßig in auffallender Weise für den Fall eines etwaigen ernstern Zusammenstoßes mit Europa. Nachher wird ja Zeit sein, das jetzt versäumte nachzuholen. Freilich wird die Vorsicht nicht außer acht gelassen, wie an der ganzen Westgrenze, so namentlich in Polen sowohl das Offizierkorps der Truppen als das gesamte Beamtentum von allem zu säubern, was nicht russisch und orthodox ist. Ein neuer Ukas verlangt von allen Beamten in den polnischen Grenzgebieten russisch-orthodoxen Glauben.

Diese durch die ganze Politik Rußlands gehende Einheitlichkeit in der Herrschaft der zwei einfachen und volkstümlichen Grundprinzipien, des Slawentums und der byzantinischen Kirche, ist dem Volke verständlicher als die frühere Verquickung mit europäischen Kulturinteressen und findet daher Anerkennung. Man darf aber nicht übersehen, daß darin auch eine Steigerung der nationalen und kirchlichen Ansprüche enthalten ist und die Gegensätzlichkeit zu Europa durch das Alleinsein verschärft wird. Das Volk wird dazu erzogen, in Europa, das ihm ehedem in vielen Dingen eine Autorität war, noch mehr als ehedem etwas Fremdes und Feindliches zu sehen. Völkerfrieden und Völkerverbrüderung ist es nicht, was diese Politik zeitigen wird, und wenn einmal ein Krieg ausbricht, so wird der Fanatismus des Volkes mächtiger hinter dem Zaren stehen als 1854 und 1877.

Digitized by Google

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

3. Die Pflichten des Arbeitsherrn

Wenn es richtig ist, daß die Bestimmungen der deutschen Arbeitergesetzgebung in dem Wesen der Arbeitsgemeinschaft selbst ihren Ursprung haben, so müssen sich die Pflichten der einen Seite, des Arbeitsherrn, aus der eigenartigen Stellung ableiten lassen, die er in der Arbeitsgemeinschaft einnimmt. Diese Vermutung werden wir durch die nachfolgende Untersuchung bestätigt finden. Wir wollen uns jedoch hierbei nicht auf lehrhafte Allgemeinheiten einlassen, sondern zunächst zusehen, wie weit wir kommen, wenn wir einzelne Besonderheiten der Stellung des Arbeitsherrn herausgreifen und Folgerungen daran knüpfen.

Die Stellung des Arbeitsherrn unterscheidet sich dadurch am auffallendsten von der Stellung des Arbeiters, daß der Gewinn, den er aus dem Arbeitsbetriebe zieht, meist höher ist als der des Arbeiters, und daß dieser Gewinn vor allem stets hin und herschwankt und niemals eine derartige Unbeweglichkeit bewahrt wie der Lohn des Gehilfen, der Arbeitslohn. Arbeit und Arbeitsgewinn stehen in engster Wechselbeziehung, und wir schließen daher, daß die Arbeit des Arbeitsherrn ebenfalls eine viel ungleichartigere sei als die seines Arbeitsgehilfen. Zum Beweise hierfür kann eine auf Gewinn gerichtete Art der Erwerbsthätigkeit dienen, die nicht notwendiger Weise in Arbeitsgemeinschaft, mit Gehilfen vorgenommen wird. Wenn jemand darauf ausgeht, und es kommt das im heutigen Erwerbsleben in der That vor, durch Verkauf von Erfindungen, auf die er ein Patent genommen hat, Gewinn zu machen, so wird seine Einnahme offenbar im hohen Grade schwankend sein. Es ist ungewiß, ob es ihm gelingt, neue Erfindungen zu ersinnen oder sie durch andre in seinem Auftrage ersinnen zu lassen. Es gelingt ihm vielleicht Jahre lang nicht, etwas zu erdenken, wobei er sich von der Patentirung einen Erfolg versprechen könnte. Hält er dies dennoch bei diesem oder jenem Gedanken, nach jahrelanger Pause, für angemessen, so bleibt es immer noch außerordentlich zweifelhaft, ob das genommene Patent nun auch wirklich seinen Weg macht, Anklang findet, und in seinen neuen Erzeugnissen verkäuflich wird. Die Einnahme eines Mannes,

Digitized by Google

der so arbeitet, wird vielleicht in dem einen Jahre, ja vielleicht an einem Tage, Hunderttausende betragen, worauf dann vielleicht Jahre lang nichts gewonnen, ja möglicherweise nur verloren, „zugesetzt“ wird. Noch ungleich schwankender ist die Einnahme des Mannes, der nur einmal in seinem Leben eine derartige erfindende schöpferische Thätigkeit ausübt, etwa eines Schriftstellers, der nur einmal in seinem Leben ein größeres Werk verfaßt und durch Verkauf des Urheberrechts in Bausch und Bogen ein Vermögen erwirbt, wie dies zuweilen in Frankreich vorkommt, oder eines Malers oder Bildhauers, der in ähnlicher Weise mit einem einzigen Bildnis oder Bildwerke sich derartig wirtschaftlich sicher stellt. Woher rühren nun die außerordentlichen Schwankungen in diesen Fällen, und was haben sie Eigenartiges? Wir wollen versuchen diese Frage zu beantworten. Jede der Menschheit nützliche Thätigkeit hat neben ihrem sittlichen auch einen wirtschaftlichen, in Geld ausdrückbaren Wert. Ja wir wagen die Behauptung, daß der wirtschaftliche Wert völlig das Gleiche sei wie der sittliche, und nur durch den Standpunkt von ihm verschieden, von dem aus ein und dieselbe Sache in beiden Fällen betrachtet wird. Denn Wirtschaft ist nichts andres als die Herrschaft des Menschen über die Außenwelt zum Zwecke der Befriedigung der sittlichen Bedürfnisse des Menschen. Als wirtschaftlichen Wert könnte man also den äußerlichen, gleichsam mit Händen greifbaren Erfolg einer guten That ansehen; wobei es freilich in keiner Weise wesentlich ist, daß der wirtschaftliche Gewinn dem zugute kommt, der die That gethan hat. Man kann daher alle Thaten nach der Stärke ihrer sittlichen und damit auch der wirtschaftlichen Wirkung unter einander vergleichen, mögen sie sich auch auf ganz verschiedenartigen Gebieten, z. B. die eine im Gebiete der Kunst, die andre im Gebiete der Landwirtschaft, bewegen. Je stärker nun, und damit kommen wir auf unsern Gegenstand zurück, die wirtschaftliche Wirkung einer That sein soll und kann, um so schwankender ist die Einnahme dessen, der sich ausschließlich mit solcher Thätigkeit befaßt und daraus unmittelbar seine Gewinne ziehen will. Um eine solche Thätigkeit unternehmen zu können, muß der, der so arbeitet, in ganz besonderm Maße die Bewegungen des wirtschaftlichen und sittlichen Lebens übersehen können. Der Künstler muß die Richtung der Zeit übersehen können, wenn er sie durch die Gebilde seiner Einbildungskraft veredeln will; der große Gutsbesitzer muß die Lage des Marktes übersehen, um hiernach mit Rücksicht auf die Art seiner Ländereien beurteilen zu können, was er am zweckmäßigsten anbaut; er muß in Jahren mit widrigem Wetter jeden Tag die Möglichkeiten abwägen, wie er seine Arbeiter am besten hier oder dort anstellt, und was er arbeiten läßt. Das ist die höhere, die Unternehmerthätigkeit. Da die Thatsachen, die sie berücksichtigen muß, in fortwährender Bewegung und Veränderung begriffen sind, so ist auch jede folgende Äußerung der Unternehmerthätigkeit eine andre als die vorhergehende; die Verschiedenheit ist um so größer, je mehr Umstände der

Digitized by Google

Unternehmer gleichzeitig berücksichtigt, je höher sie ist und je mehr Scharfsinn und überlegene Fähigkeiten sie erfordert. Eben wegen dieser Verschiedenheit schwankt auch der Gewinn. Manchmal gelingt es, die den Verhältnissen am besten entsprechenden Maßregeln zu ergreifen; aber manchmal mißlingt es auch, sei es daß der Unternehmer sich irrt, sei es daß er den Verhältnissen sich nicht anbequemen kann. Denn die Möglichkeit der Anbequemung ist begrenzt; mindestens bleibt die Persönlichkeit des Unternehmers stets dieselbe, und mit ihr auch ihre besondern Fähigkeiten; bei einem Landwirt geht es ferner nicht an, die Bewirtschaftung des Gutes so rasch zu ändern, als es die Lage des Marktes wünschenswert macht: der Unternehmer kann manchmal viel gewinnen, manchmal wenig oder gar nichts.

Gerade die entgegengesetzten Eigenschaften hat die untere, die Lohnarbeit. Bei ihr sind der Umstände, die der Arbeitende kennen muß, um zu wissen, was er zu arbeiten hat, nur wenige. Die Arbeit des Gesindes bleibt sich täglich gleich, sei es nun, daß der Dienstherr, der etwa ein Landwirt ist, eine gute Ernte macht oder eine schlechte, ob gute Marktverhältnisse viel Geld bringen oder schlechte weniges. Das Gesinde muß täglich dasselbe thun und hat dabei nur ganz wenige Dinge zu beachten; es hat mit Rücksicht auf die Tages- und Jahreszeit das zu thun, was ihm ein für allemal aufgetragen ist; daneben die außergewöhnlichen Arbeiten, die ihm besonders befohlen werden. Es hat vornehmlich auf die Aufträge der Herrschaft zu achten, daneben nur auf einige wenige Nebenumstände, bei deren Eintritt es weiß, daß dieses oder jenes zu geschehen habe. In manchen noch ganz wenig entwickelten Volksstämmen und Landschaften hat die im Gesindedienst stehende Bevölkerung so wenig entwickelte Fähigkeit, selbst zu urteilen, daß jede einzelne Arbeit unmittelbar vorher befohlen werden muß, sonst geschieht sie nicht; ein für allemal Aufträge zu erteilen geht gar nicht an. Hier hat also das Gesinde nur eine einzige Thatsache zu berücksichtigen, nämlich die: was ist befohlen? es ist die niedrigste Arbeit, die gedacht werden kann, vorausgesetzt selbstverständlich, daß die Ausführung derselben, was nur im allgemeinen befohlen ist, nicht wieder eigne Überlegung erfordert. Andernfalls ist es fast dasselbe wie Sklavenarbeit, und deshalb findet man denn auch bei solchen Volksstämmen, daß dem Gesinde nur sehr wenig selbständiger Verfügung unterliegender Lohn, also Geldlohn, gezahlt wird, sondern vornehmlich Unterhalt des Leibes und Lebens; dieser aber auch bis zum Tode des Gesindes, ohne Rücksicht auf die Arbeitsfähigkeit. Eine ganz ähnlich niedrige Arbeit verrichtet ein Fabrikarbeiter, der stets nur die gleiche Thätigkeit zu besorgen hat, und vielleicht gar nur jedesmal auf ausdrücklichen Befehl eines Werkbeamten; der beispielsweise jedesmal einen bestimmten Hebel an einer Maschine in Bewegung setzt, wenn ihm der Werkbeamte dies zuruft. Ein solcher Arbeiter ist dann fast wie ein totes Werkzeug; es kommt vor, daß in dem einen Betriebe eine gewisse Arbeits-

Digitized by Google

leistung durch ein Werkzeug oder ein Tier vollbracht wird, zu deren Erledigung in dem andern Betriebe ein Mensch angestellt ist. Auch diese Arbeit ist Sklavenarbeit, wenn ein Mensch nichts andres thut als sie; und man sieht, daß in Zeiten und Ländern, wo es wenig ausgebildete Werkzeuge und Haustiere giebt, Sklavenarbeit oder etwas ihr ähnliches nicht entbehrt werden konnte und nicht entbehrt werden kann. Je niedriger die Arbeit, desto gleichmäßiger der Lohn.

Diese Verschiedenheit zwischen Unternehmergewinn und Arbeitslohn, zwischen Unternehmerthätigkeit und Lohnarbeit erzeugt Pflichten, sobald beide nebeneinander in derselben Arbeitsgemeinschaft vorkommen. Wir haben es hier zunächst nur mit den Pflichten des Unternehmers gegen seinen Lohnarbeiter zu thun: der Unternehmer soll die Lohnarbeit mit gleichmäßigem Lohne bezahlen; nicht aber etwa nach Art der Unternehmerthätigkeit derart, daß er ihm höheren oder geringeren Lohn giebt, je nachdem der Jahresabschluß des Betriebes einen höheren oder geringeren Gewinn abgeworfen hat. Denn der Arbeiter kann vermöge seiner Arbeit keinen Überblick über die Ergebnisse des Betriebes haben und daher auch sein Leben nicht darnach einrichten, wie jene ausfallen. Diesen Gedanken berücksichtigt die Arbeiterversicherung, indem sie vorschreibt, daß die Beiträge zur Krankenversicherung, Unfallversicherung u. s. w. stets in gleicher Höhe vom Arbeitgeber eingezahlt und teilweise auch getragen werden, ohne Rücksicht auf die jeweiligen Gewinnergebnisse des Betriebes. Diese Beiträge stellen nur einen Teil des Entgeltes für die Arbeit dar, die Arbeitergesetzgebung verlangt nun für diesen Teil des Lohnes Gleichmäßigkeit unter allen Umständen, weil nur bis dahin die Rücksichten des öffentlichen Wohles reichen. Denn eine Vernachlässigung der Bedürfnisse des Arbeiters, die bei Unfall, Krankheit u. s. w. eintreten würde, könnte ihn geradezu ins Elend und in den Tod stoßen, ihn damit aber zu einem Feinde der Gesellschaft und des Staates machen. Bei welchen Mitgliedern einer Arbeitsgemeinschaft diese Vorsorge zu fordern ist, das ist eine Frage des Einzelfalles oder auch des Durchschnittes aller Einzelfälle. Die Arbeitergesetzgebung hat als das beste allgemein giltige Merkmal dafür, daß ein solcher Fall vorhanden sei, die geringe Höhe des Lohnes angesehen und so bestimmt, daß die dienenden Personen in einer Arbeitsgemeinschaft, die unter 2000 Mark Jahresarbeitsverdienst haben, den Versicherungsgesetzen unterliegen. Denn nach den in Deutschland herrschenden Einkommensverhältnissen und den in ihm augenblicklich vorhandenen Geldwerte ist allerdings jene Grenze im Durchschnitt die zutreffende und darnach anzunehmen, daß die, die weniger haben, Lohnarbeit verrichten. Es versteht sich aber von selbst, daß diese Grenze möglicherweise später hinauf- oder herabgesetzt werden wird, wenn nämlich der Geldwert oder die Einkommensverhältnisse in Deutschland sich verändern sollten; es wird sich auch vielleicht das Bedürfnis herausstellen, für die verschiednen Teile des Reiches

Digitized by Google

die Anwendung verschiedner Grenzen neben jenen 2000 Mark zuzulassen. Wir erwähnen dies, um die Bedeutung der 2000-Mark-Grenze möglichst deutlich zu machen.

Bei den zur Deckung der Kosten von Krankheit, Unfall, Alter, Invalidität zu verwendenden Teile des Lohnes verlangt also die Arbeitergesetzgebung mit gutem Grunde völlige Gleichmäßigkeit. Im übrigen hat es die Gesetzgebung bis jetzt noch nicht für zweckmäßig und erforderlich gehalten, Gleichmäßigkeit des Lohnes zu verlangen, etwa weil auch bei den zu sonstigen Lebensbedürfnissen des Arbeiters zu verwendenden Lohnteilen das öffentliche Wohl derartiges forderte. In der That würde es auch höchst gewagt sein, hier weiter zu gehen. Ob der Arbeitgeber seine Arbeiter etwa dennoch zu einer Teilnahme an der obersten Leitung des Werkes heranziehen will und sie demnach folgerichtig auch in der Form der „Gewinnbeteiligung“ zu löhnen gedenkt, das ist eine Frage, die sich nur mit Rücksicht auf die besonderen Fähigkeiten des Arbeiters und nur mit Rücksicht auf die Art des Betriebes beantworten läßt. Bei der Hochseefischerei ist genossenschaftlicher Betrieb, mithin auch Gewinnbeteiligung jedes Mitarbeiters zweckmäßig; dem entspricht auch die thatsächliche Übung. Auf einer andern Stelle dagegen dürfte allerdings dem öffentlichen Wohle an der Gleichmäßigkeit des Arbeits- und Dienstlohnes gelegen sein, obwohl die Gesetzgebung bis jetzt hier nicht eingegriffen hat. Wir meinen den so vielfach erörterten Streit, ob es möglich sei, einen Mindestlohn oder Normallohn festzustellen, also anzuordnen, daß der Gesamtlohn der dienenden Arbeit bei einer Person nicht eine gesetzlich zu bestimmende Grenze hinter sich lasse, sondern ihr mindestens gleichkomme. Von gewisser Seite wird bekanntlich gefordert, diese Grenze mit kurzen und bündigen Worten, zum Beispiel auf eine Mark täglich, gesetzlich zu bestimmen. Das würde aber weder einen wirksamen Erfolg haben, noch kann man es aus Gründen des öffentlichen Wohles verlangen. Denn es hieße das ja nichts andres, als gesetzlich bestimmen zu wollen, daß eine Arbeitsleistung diesen oder jenen wirtschaftlichen Wert habe. Das kann man aber nicht mit Worten, auch nicht mit Gesetzesworten erzwingen; sondern die Arbeitsleistung hat entweder thatsächlich einen Wert oder sie hat ihn nicht; Vorschriften können dabei nur den Erfolg haben, daß jegliche Arbeitsleistung unmöglich gemacht wird. Das öffentliche Wohl wird auch dadurch allein noch nicht berührt, daß jemand einen geringeren Lohn als irgend einen bestimmten Satz, also eine Mark erhält, sondern erst dann, wenn der gezahlte Lohn in umfangreichen Betrieben so gering ist, daß dadurch ganze Gegenden in der überkommenen Lebenshaltung herabgedrückt werden, gleichsam die Kultur dieses Gaues oder dieser Landschaft herabgedrückt wird. Denn die Kultur zu erhöhen, darin besteht ja die gesamte Thätigkeit des Menschen; sinkt sie an einem Orte, so wird dadurch auch die erreichte Höhe der Ausbildung öffentlicher Pflichten, also der Staat

Digitized by Google

unmittelbar geschädigt. Es giebt solche Zustände in manchen Gebirgsgegenden Deutschlands, bei den sogenannten Hausindustrien. Dies sind höchst niedrige gewerbliche Lohnarbeiten, zum Beispiel Töpferei, Korbflechterei, die ehemals von der daselbst wohnenden, vormals dem Ackerbau und der Viehzucht obliegenden Bevölkerung in den landwirtschaftlich müßigen Zeiten, im Winter und um Johanni, als Nebenerwerb oder nur für den Hausbedarf betrieben wurden. Als aber die Bevölkerung dichter wurde und der Ackerbau weniger lohnend durch bessere Verkehrswege nach fruchtbaren Gegenden, da verschob sich das Verhältnis. Der ehemalige Nebenverdienst wurde zum Haupterwerb, und die Landwirtschaft wurde meistens nur noch zur Deckung des Hausbedarfs oder einiger wenigen Hausbedürfnisse betrieben. Als nun die auf niedriger Stufe stehen bleibende ererbte Hausindustrie durch den Mitbewerb großer Betriebe bedrängt wurde, begann das Elend in diesen Gegenden einzuziehen. Offenbar war das einzig richtige Mittel der Abhilfe: Auswanderung aus der Gegend, wo nur durch die ehemalige, jetzt aber weggefallene Abgeschlossenheit lohnende Arbeit verrichtet werden konnte. Dieser Ausweg wurde aber wegen der den Gebirgsbewohnern gewöhnlichen großen Anhänglichkeit an die Heimat nicht in genügendem Maße beschritten. Hier ist nun ohne Zweifel das öffentliche Wohl beteiligt, und der Staat hilft denn auch durch Beförderung lohnender Industrien, durch Begünstigung der Auswanderung in günstiger gelegene Gegenden des Reiches. Ja man müßte hier, wenn nichts andres möglich wäre, sogar die Bedenken fallen lassen, die gegen eine Auswanderung nach dem Auslande sprechen und diese, wenn, wie gesagt, nichts andres möglich wäre, geradezu von Staatswegen befördern, ebenso wie wenn durch Abbau irgend eines Erzes oder der Kohle in einer Bergwerksgegend, z. B. in Belgien, der Bergbau aufhört, lohnend zu sein. Diese Fürsorge des Staates überhebt aber die etwa beteiligten Arbeitgeber nicht ihrer besondern Pflichten: es mag den Bewohnern einer Gegend höchst erwünscht sein, irgend eine wenn auch noch so gering bezahlte Arbeit zu bekommen; das berechtigt aber oder entschuldigt darum noch nicht einen Unternehmer, wenn er auf diese Notlage der Bevölkerung einen dauernden Industriezweig gründet, dadurch die Notlage ebenfalls zu einer dauernden macht und ihre Heilung verzögert. Solche Fälle giebt es nicht selten bei diesen Hausindustrien, wo die scheinbar selbständigen Hausindustriellen im Dienste eines großen Unternehmers um äußerst geringen Lohn arbeiten. Es ist das ein kulturfeindliches Treiben eines solchen Unternehmers, der doch die Wirkungen seiner Handlungsweise vermöge seiner Stellung in der Arbeitsgemeinschaft übersehen muß; es ist ein Vergehen gegen den Kulturfortschritt. Und die Thatsache, daß es vorliegt, läßt sich aus folgenden Merkmalen entnehmen: berechnet man den „ortsüblichen Tagelohn gewöhnlicher Tagearbeiter," wie das jetzt zu Feststellung der Krankenkassenbeiträge von der Behörde geschieht, und berechnet ihn nicht nur für die Gegend,

Digitized by Google

wo die fragliche Industrie heimisch ist, sondern zieht gleichzeitig eine nicht zu kleine Umgegend derselben in Betracht, so wird man entnehmen können, wie sehr in diesem Industriezweige der ortsübliche Tagelohn gleichsam unterboten wird. Dieses Untergebot aber stellt eine Minderung der Kultur dar. Es ist daher möglich, an der Hand solcher Berechnungen es für strafbar zu erklären, wenn Unternehmer in einem auf längere Dauer berechneten Betriebe geringeren als den auf diese Weise berechneten ortsüblichen Tagelohn zahlen. Wir möchten eine solche Bestimmung als Ergänzung der Wucherbestimmungen des Reichsstrafgesetzbuches geradezu als wünschenswert bezeichnen.

Immerhin kann hier das unmittelbare Eingreifen gesetzlicher Bestimmungen nur wenig wirken. Einen viel bessern Erfolg verspricht die in der Arbeitergesetzgebung den Arbeitgebern vorgehaltene Wahrheit, daß die Arbeitgeber die sittliche Pflicht haben, ihren dienenden Arbeitern einen der Gleichmäßigkeit ihrer Arbeitsleistung entsprechenden gleichmäßigen Lohn zu zahlen; daß der Lohn dann mindestens so hoch sein muß, daß die Lohnarbeit nicht gleichsam an der Persönlichkeit, an dem Arbeiter selbst zehrt, versteht sich von selbst, denn die Persönlichkeit des Arbeiters bleibt eben immer dieselbe. In ähnlicher Weise kann man erwarten, daß die Arbeitgeber die Pflicht erkennen werden, die ihnen verbietet, die Persönlichkeit des Arbeiters auf eine andre ebenfalls nicht selten vorkommende Art zu schädigen. Wir meinen die Übertragung einer allzu werkzeug- oder tierähnlichen Arbeit an Arbeiter ohne irgend eine Abwechslung. Selbstverständlich leidet darunter zuletzt auch die Güte der höchst einseitigen Arbeitsleistung. Allzugroße Arbeitsteilung ist in hohem Grade schädlich für die Persönlichkeit der Arbeiter und darum auch für eine auf die Dauer berechnete Ertragsfähigkeit des Betriebes. Der Arbeitgeber darf die Vielseitigkeit der einzelnen Persönlichkeit, die eine Kulturerrungenschaft bezeichnet, nicht zerstören, um einen augenblicklichen Erfolg zu erreichen; er darf das deswegen nicht, weil er vermöge seines größern Überblickes die schädlichen Wirkungen erkennen muß. Im übrigen richtet sich das Maß, wo der allzugroßen Einseitigkeit in der Arbeitsleistung Einhalt zu gebieten sei, nach den Anlagen des einzelnen Arbeiters. Allgemeine Merkmale können nicht gegeben werden. Das ist ein Zeichen, daß das öffentliche Wohl nicht beteiligt ist.

Der Arbeitsherr nimmt weiter dadurch eine ihn von dem Arbeiter unterscheidende Stellung in der Arbeitsgemeinschaft ein, daß er allein nach außen, dritten gegenüber, als Vertreter des Betriebes hervortritt. Er nimmt den gesamten Gewinn des Betriebes ein und verteilt ihn dann seinerseits auf die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft. Er allein vermag mit einiger Gewißheit zu beurteilen, welchen Marktwert die Erzeugnisse des Betriebes, zum Beispiel die Kohlen des Kohlenbergwerkes, wahrscheinlich haben werden, das heißt welchen Wert im Verhältnis zu andern allgemein unentbehrlichen oder

Digitized by Google

begehrten Gütern. Hieraus erklärt sich die Pflicht des Arbeitsherrn, die in unsrer Gesetzgebung in dem Verbote des sogenannten Trucksystems einen — vielleicht nicht ganz vollkommenen — Ausdruck gefunden hat. Dieses gesetzliche Verbot findet sich in der deutschen Gewerbeordnung; es untersagt Lohnabmachungen und Lohnzahlungsarten, bei denen sich der Arbeiter über den Marktwert des ihm gezahlten Arbeitsentgeltes zu seinem Nachteil täuschen könnte. Gesetzt, es würde bei Abschluß des Arbeitsvertrages die Abmachung getroffen, es solle der Lohn nicht bar, sondern in Form von Waren ausgezahlt werden, die einen schwankenden Marktpreis haben, etwa in Erzeugnissen des Betriebes der Arbeitsgemeinschaft selbst, zum Beispiel in Nähnadeln, so würde der Arbeiter gar nicht recht wissen, welchen Wert eigentlich sein Lohn im Verhältnis zu den Dingen hat, die er und seine Familie braucht und begehrt. Denn da die Nähnadeln doch nicht alle in seinem Haushalte verbraucht werden können, so müßte er sie erst verkaufen; was er dabei aber heraus bekommt, das zeigt sich eben erst beim Verkaufe, also lange nach der Auszahlung des Lohnes und noch länger nach dem Abschluß des Arbeitsvertrages. Zur Zeit dieses Abschlusses würde der Arbeiter von dem Werte des Lohnes keine genaue Kenntnis haben können. Er würde sich in einer Täuschung über den Wert des Lohnes befinden, die ihn, wenn er sich die ungewissen Möglichkeiten zu seinen Gunsten auslegt — und das geschieht gewöhnlich —, dazu veranlassen kann, einen Arbeitsvertrag einzugehen oder an ihm festzuhalten, den er nicht eingegangen sein würde, oder an dem er nicht festgehalten hätte, wenn er die Sachlage hätte durchschauen können. Er durchschaute sie nicht, weil er vermöge seiner Thätigkeit im Innern der Arbeitsgemeinschaft und vermöge seiner geringfügigen wirtschaftlichen Berührungen mit Außenstehenden keine Gelegenheit gehabt hat, sich hierzu auszubilden, während der Arbeitsherr vermöge seiner leitenden und nach außen hin wirkenden Stellung diese Fähigkeit allerdings haben muß und gewöhnlich auch hat. Solche Abmachungen haben dann nebenbei oft noch das Pflichtwidrige, daß sie unter dem Scheine eines sich stets gleichbleibenden Lohnes, nämlich einer bestimmten Menge und bestimmten Waare, dennoch einen schwankenden Lohn versprechen, wenn nämlich der Marktwert der als Lohn versprochenen Ware großen Schwankungen ausgesetzt ist. So kam es früher vor, daß den Arbeitern Marken zum Ankauf von Waren bei einem bestimmten Warengeschäfte als Lohnzahlung gegeben wurden, wo dann aber die Ware zu einem höheren als dem wirklichen Preise angesetzt wurde und vielleicht manchmal zu einem weit überschreitenden, manchmal einem weniger übermäßigen Preissatze; oder daß den Arbeitern Vorschüsse auf künftig erst zu verdienenden Lohn gewährt wurden, wobei dann weit höhere als die ortsüblichen Zinsen zur Anrechnung kamen.

So gab es noch viele andre besonders übliche Arten von Täuschungen, die, selbstverständlich immer nur ausnahmsweise, vorkamen. Sie alle beruhten

Digitized by Google

darauf, daß der Arbeitsherr seine Stellung in der Arbeitsgemeinschaft und seine auf dieser Stellung beruhende größere Kenntnis der Warenwerte und des großen Verkehrs der Volkswirtschaft dazu benutzte, daß er dem Arbeiter einen geringwertigeren Lohn zahlt, als dieser äußerlich zu erhalten scheint, daß er den Arbeiter dadurch in die Täuschung versetzte, als ob er sich in einer bessern Lage befände, als er es in Wirklichkeit war, und daß er ihn endlich dadurch in dem Arbeitsvertrage festhielt, den dieser sonst verlassen hätte. Gegen derartige Abmachungen war daher schon die der deutschen Gewerbeordnung vorhergegangene preußische Gewerbeordnung ebenfalls verbietend und strafend eingeschritten, indem sie die am meisten üblichen Arten solcher Täuschungen herausgriff. Sie ging aber dabei, wie auch die jetzige deutsche Gewerbeordnung, gewissermaßen polizeilich vor, indem sie sich nämlich nur an die äußerlichen Merkmale der Vorgänge hielt, die allerdings gewöhnlich darauf schließen ließen, daß darunter eine pflichtwidrige Handlung verborgen sei. Handlungen mit diesen Merkmalen suchte sie zu unterdrücken, indem sie sie verbot. Dieses Vorgehen entspricht aber nicht ganz dem Wesen der Sache. Denn einerseits braucht nicht jede Lohnzahlung in Form von Waren eine Übervorteilung des Arbeiters zu enthalten, und diese ist es doch allein, die strafwürdig erscheint; anderseits aber kann die Übervorteilung noch auf unzähligen andern Wegen vor sich gehen, die man gar nicht voraussehen oder aufzählen kann. Das System der Gewerbeordnung auf diesem Gebiete bleibt daher immer mangelhaft und lückenhaft. Die Art des polizeilichen Verbietens, nach äußerlichen Merkmalen, eignet sich für eine Verletzung eines Sittengebotes, wie es hier vorliegt, nicht. Polizeiliche Strafweise ist angemessen bei Handlungen, die zwar in sich selbst nichts Pflichtwidriges enthalten, aber wegen der notwendigen Aufrechterhaltung irgend einer öffentlichen Anordnung oder Einrichtung, beispielsweise des freien Verkehrs auf den öffentlichen Wegen, nicht geduldet werden können. Verletzungen sittlicher Gebote dagegen, ehrmindernde Handlungen müssen so bestraft werden, daß gerade der sittenwidrige Inhalt getroffen wird. Die Strafandrohung gegen die ausnahmsweise vorkommende Übervorteilung des Arbeiters durch den Arbeitsherrn gehört daher in das Strafgesetzbuch. Es ist wünschenswert, daß zunächst wenigstens neben den polizeilichen Verboten der Gewerbeordnung eine Bestimmung in das Strafgesetzbuch aufgenommen werde, die untersagt, daß der Arbeitsherr den Lohnvertrag abschließt oder den Lohn auszahlt in einer Weise, welche geeignet ist, den Arbeiter über den Geldwert des Arbeitsentgeltes zu seinem Nachteil zu täuschen, ihn also glauben zu machen, er erhalte einen höhern Lohn, als es wirklich der Fall ist; vorausgesetzt, daß der Arbeitsherr sich hierdurch selbst einen Vorteil verschaffen will, sei es nun, daß der Betrieb sonst nicht mehr fortgesetzt werden könnte und der Arbeitsherr fürchtet, die Arbeiter gingen ihm davon, wenn er sie nicht mit betrüglichen Lohnversprechungen täuscht, oder sei es, daß er dadurch für

Digitized by Google

sich einen höhern Gewinn herausschlagen will. Der Arbeitsherr soll seine Stellung nicht dazu ausbeuten, seine Arbeiter zu übervorteilen. Es ist das geradezu eine besondre Art von Betrug, der freilich nur deswegen strafwürdig ist, weil er sich hier gegen eine Person richtet, die mit dem Übervorteilenden in einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt ist. Im freien Handelsverkehr, zwischen zwei unabhängigen Kaufleuten, liegt weder etwas Pflichtwidriges noch etwas Strafwürdiges darin, wenn der eine seine bessere Kenntnis der Marktverhältnisse dazu benutzt, um von dem andern einen höhern Preis für seine Ware zu erhalten. Für Arbeitsgemeinschaften aber ist es wünschenswert, daß die Unverletzlichkeit des gegenseitigen Vertrauens geschützt werde, indem eine Strafbestimmung des erwähnten Inhalts an der Stelle des Strafgesetzbuches, wo Strafthaten ähnlichen Inhalts verboten werden, daneben eingeschaltet werde. Unter diese würde dann vielleicht auch das bei dem westfälischen Bergarbeiterausstand zur Sprache gekommene sogenannte „Nullen" geförderter Kohlen fallen.

Der Arbeitsherr soll seine Arbeiter nicht übervorteilen, sondern er soll sie im Gegenteil schützen. Denn der Arbeitsherr verrichtet in der Arbeitsgemeinschaft die hauptsächliche, die höchste, die nach außen allein zur Erscheinung kommende Thätigkeit, die Arbeiter dagegen nur die Hilfsthätigkeit. Diese hat nur dadurch einen Wert, daß sie durch den Arbeitsherrn mit den übrigen in der Arbeitsgemeinschaft verrichteten Leistungen zu einem in der Volkswirtschaft wichtigen Erzeugnisse vereinigt, daß sie durch den Arbeitsherrn gleichsam gedeckt wird. Hieraus folgt die hauptsächliche Pflicht des Arbeitsherrn, die Schutzpflicht. Sie findet in den Bestimmungen der Gewerbeordnung über den Schutz der Gesundheit der Arbeiter, vornehmlich aber in den Versicherungsgesetzen ihren Ausdruck. Darum besteht für gefährliche Betriebe die Unfallversicherung, die allein von den Arbeitsherren geleitet wird. Denn diese sind zur Abwendung der Gefahren verpflichtet, die sich aus dem Betriebe selbst ergeben, den der Arbeiter seinerseits nicht übersieht.

Bei der Krankenversicherung ist als Ausdruck der Schutzpflicht bestimmt, daß der Arbeitsherr die gesamten Beiträge zu den Krankenkassen einzuzahlen, zum Teil auch selbst zu tragen hat; bei der Alters- und Invaliditätsversicherung, daß ein Teil vom Reiche, also von der Gesamtheit aller Arbeitgeber und Arbeiter des deutschen Volkes, getragen wird, weil man wegen der häufig wechselnden Arbeitsverbindungen der einzelnen arbeitenden Person für diese Arten der Versorgung nur von der Auffassung ausgehen kann, daß der einzelne Arbeiter, bei dem die Erfordernisse des Gesetzes vorliegen, im Dienste des gesamten Volkes, der deutschen Volkswirtschaft gearbeitet habe.

Wir hatten diese letztern Pflichten des Arbeitsherrn, die in den deutschen Versicherungsgesetzen zum Ausdruck kommen, bereits bei der Besprechung der Gleichmäßigkeit der Lohnzahlung für dienende Arbeit berührt. Man sieht daraus, daß die einzelnen Pflichten des Arbeitsherrn in unmittelbarem Zu-

Digitized by Google

sammenhange stehen, weil sie alle in der Stellung des Arbeitsherrn ihren Ursprung haben. Diese Stellung kann man zwar von verschiednen Seiten betrachten, und das ist eben geschehen; dringt man aber nur weit genug ein, von welcher Seite es auch sei, so muß man auf jede einzelne der Forderungen kommen, welche die etwas einheitliches bildende Thätigkeit des Arbeitsherrn von ihm verlangt. Wollte man seine Stellung mit kurzen Worten bezeichnen, so könnte man sie etwa mit der Stellung des Lehnsherrn der mittelalterlichen Volkswirtschaft vergleichen. Was in den besten Zeiten der Lehnswirtschaft der Lehnsherr seinem Vasallen war, das sollte heute der Arbeitsherr seinem Arbeiter sein; er sollte ihn schützen, und der Arbeiter sollte ihm die Treue halten; denn ohne daß der Arbeiter seine Pflichten erfüllt, ist es auf die Dauer unmöglich, von dem Arbeitgeber die Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten zu verlangen. Seine Treupflicht aber verletzt der Arbeiter auch heute noch nicht selten, wenn er die Arbeit vertragsbrüchig niederlegt, um einen höhern Lohn zu erzwingen; daneben vielleicht noch auf andre Weise.

Wie ehemals das Lehnsverhältnis nur möglich war, weil die Grundlagen dafür in der Volksüberzeugung vorhanden waren, so sind auch heute für das Arbeitsverhältnis nur solche Vorschriften einführbar und durchführbar, die im Volke, und zwar in diesem bestimmten Volke, von der Sitte gefordert werden. Internationale Beratungen über Arbeitergesetzgebung können daher keinen bedeutenden Erfolg haben.

Oxford und Cambridge
und die weiblichen Hochschulen in England

Von W. Henkel

(Fortsetzung)

England hat keinen Mangel an interessanten Städten, aber keine kann sich in Bezug auf architektonische Schönheit mit den beiden altehrwürdigen Musenstädten messen. Von Schottland mit Edinburg sehen wir dabei ab.

Wer Oxford zum erstenmale vor sich liegen sieht, erstaut über die Fülle des auf so kleinem Raume gebotenen Wunderbaren. Die ungeheure Menge der Kirchen und Türme, der Kuppeln und Zinnen, der akademischen Bauten,

Digitized by Google

Museen und andrer Denkmäler der Kunst, eingerahmt von einer ewig grünen Landschaft an den freundlichen Ufern eines in viele Arme sich spaltenden Flusses, die mächtigen Gruppen riesiger Eichen, Platanen, Ulmen und Kastanien, die die uralten, vom köstlichsten Epheu umschlungenen Mauern der Klostergärten beschatten, machen einen überwältigenden Eindruck. Die weiteste und günstigste Rundschau über Stadt und Weichbild gewährt die alles überragende und weithin leuchtende Riesenkuppel der Radcliffebibliothek, deren äußere Galerie zugänglich ist. Hier ist das eigentliche Herz der Stadt und der Universität, von hier aus hat das Auge ein entzückendes Panorama, während gleichzeitig tausend geschichtliche Erinnerungen wachgerufen werden. Die Prachtbibliothek, die Bodleiana, die das zu unsern Füßen liegende Viereck von monumentalen Bauten auf einer Seite abschließt, und die mit ihr verbundne Radcliffebibliothek, welche beide, abgesehen von der Königin der Bibliotheken im Britischen Museum, in Bezug auf Reichhaltigkeit und auf Trefflichkeit der Einrichtungen wohl nirgends ihres gleichen haben, würden allein schon einen Besuch in Oxford lohnen. Die Ostseite dieses klassischen Vierecks wird von der stolzen Fassade des All-Soul's College gebildet (gegründet 1437), dem Max Müller als fellow angehört. Westwärts schweift der Blick über die vier Stifter Brazenose (1509), Lincoln (1427), Exeter (1314), Jesus (1571). Das letztere wurde von der Königin Elisabeth gegründet. Diese Musenpaläste bilden ein ungeheures Viertel für sich, sodaß auch nicht ein einziges Privathaus an allen den von ihnen gebildeten Straßen und Plätzen liegt. Welch wunderbares Bild, wenn abends beim Läuten der unzähligen Glocken und Glöckchen der Kirchen, Stifter und Kapellen die dunkeln Gestalten der Studenten in mittelalterlichem Gewande aus den Refektorien, Hörsälen, Bibliotheken und Klausen herausströmen und in ameisenartigem Gewimmel durch die düstern Gänge zwischen den epheuumrankten Klostergartenmauern nach den Gotteshäusern wallen! Die dumpfen Orgelklänge und das durch die Fenstergemälde matt schimmernde Kerzenlicht vervollständigen den mittelalterlichen Eindruck des Schauspiels in diesem Stadtviertel, wo sich seit einem halben Jahrtausend nichts verändert hat, weder die grauen Steinmassen, noch die akademischen Trachten. Das Leben und die Kunst der Neuzeit haben nicht vermocht, diese Riesenphalanx von Bauwerken zu sprengen, dicht aneinander gedrängt, haben sie keine einzige Schöpfung eines spätern Geschlechts aufkommen lassen. Auch die Bauten eines zweiten großen Komplexes, der jenseits der von alten Feigenbäumen, Reben und Epheu halbverdeckten Universitätskirche seinen Riesenleib ausdehnt, teilweise an der unvergleichlichen majestätischen High-Street, bilden wiederum ein selbständiges mittelalterliches Gebiet. Dort ragt mit seinen zahllosen Türmchen, Kronen, Knäufen und Rosetten Oriel College empor (1326), wo der heldenmütige Entdecker, Seefahrer und Geschichtsforscher Sir Walter Raleigh studirte, und Corpus Christi (1516), wegen seiner kostbaren Klassiker aus der Offizin des Aldus Manutius dem Bücherfreunde

Digitized by Google

wohlbekannt. Von diesem Stifte ging im Zeitalter der Kirchenreform die bedeutsame Bewegung zu gunsten der griechischen und hebräischen Studien aus, was Erasmus zu dem Ausspruche veranlaßte: „Was für Rhodos der Koloß und für Karien das Mausoleum der Artemisia war, das wird Corpus Christi für England werden.“ Ihm benachbart liegt Christ Church (1525), eines der imposantesten und herrlichsten akademischen Baudenkmäler Englands mit der in der Kunstgeschichte hochgeschätzten Normannenkathedrale und dem vorzüglichsten Kirchenchorgesang. Die 17000 Pfund schwere Riesenglocke mit der burlesken Inschrift: In Thomae laude Resono Bim Bom sine fraude schlägt allabendlich 101 mal an, für jeden der 101 Stiftsstudenten einen Schlag. Das Royalistenparlament Karls des Ersten tagte hier 1644. Pembroke ist neu (1624); Merton dagegen reicht bis in das Zeitalter der Hohenstaufen zurück und behütet ein typographisches Kleinod von höchstem Werte, die älteste Ausgabe Chaucers, des Vaters der englischen Dichtung, aus der Offizin Caxtons, des Vaters der englischen Buchdruckerkunst. Ein absonderlicher Brauch besteht im Refektorium dieses Stiftes. Nach der gemeinsamen Mahlzeit schlägt der älteste Pfründner dreimal mit dem metallenen Teller auf den Tisch, worauf der Küchenmeister eintritt und jedem der Studenten den augenblicklichen Stand seines Debets für extra gelieferte Verpflegungsrationen mitteilt, dann macht ein Pokal die Runde, wiederum drei Tellerschläge, und zum Schluß das Tischgebet. Über dem Portal des University College an der High-Street steht das Gründungsjahr zu lesen: 872, das natürlich mit einigem kritischen Vorbehalt aufzunehmen ist, denn Schulen haben ja auch schon die Angelsachsen gehabt. Lord Byrons genialer Leidensgenosse Shelley schrieb hier seine berüchtigte Flugschrift Necessity of Atheism 1812 und wurde dafür relegirt. Das Lieblingscollege aller Oxforder ist Magdalen mit seinem wunderschönen Turme an der Themsebrücke. Dieses Stift vereinigt alles, was dem Engländer die Alma mater wert und teuer macht. Die architektonischen Kunstwerke, die teils inmitten prachtvoller Baumalleen verborgen liegen, teils in den Wassern der Isis und Themse sich spiegeln, werden wegen des Ebenmaßes aller Verhältnisse und der Reinheit der Bauart in der Kunstgeschichte mit Recht gerühmt, und die wohlgepflegten Parkanlagen an den umfangreichen Wiesengründen und dem botanischen Garten machen Magdalen College nach allgemeinem Urteil zum Paradies des Inselreiches. Es lohnt sich, den Magdalenenturm zu ersteigen und die Aussicht auf die hier besonders liebliche landschaftliche Umgebung zu genießen. Die Gründung des Stiftes fällt in das Jahr der Entdeckung von Amerika, also in die Zeit der Renaissance, nicht nur der Schrifttümer, sondern auch der Kunst des klassischen Altertums. Das sogenannte Neue Stift, New College, wurde fast gleichzeitig mit der Universität Heidelberg 1387 eröffnet. Gründer und Baumeister war kein Geringerer als William Wykeham, Reichskanzler und Bischof und Rektor von Winchester, dem Schulpforta Englands. Der Chronist Froissart sagt,

Digitized by Google

König Eduard der Dritte habe nichts ohne den Rat des erlauchten Staatsmannes, Gelehrten und Pädagogen zu unternehmen gewagt. Unter den Fenstern des Balliol College, gegründet 1282, loderten ein Jahrzehnt nach Luthers Tode die Flammen der Scheiterhaufen auf, die für die drei Bischöfe errichtet wurden; ein geschmackvolles Denkmal erinnert an diesen schmählichen Racheakt der spanischen Maria. Die zur Universität gehörigen Museen und vornehmlich Bibliotheken sind, wie schon angedeutet, zahlreich und begütert, ebenso die für akademische Festlichkeiten bestimmten Gebäude. Unter den feierlichen Gebräuchen bilden die alljährlich einmal stattfindenden Commemorations den Glanzpunkt. Die gesamte akademische Körperschaft, Professoren, Fellows, Verwaltungsbeamte und Studenten und zahlreiche Damen entfalten dabei den höchsten Glanz. Zuerst finden im sogenannten „Theater" Massenpromotionen statt mit allerlei symbolischen Handlungen; daran schließen sich Bälle, Konzerte und vor allem Wasserfahrten in zahllosen Salonbarken und Gondeln. An diesen Tagen strömen Tausende von Schaulustigen aus allen Teilen des Landes nach der schönen Isis-Stadt, und es herrscht dann ein so reges, lautes und übermütiges Treiben, daß die Züge der sonst so strengen und ernsten Alma mater kaum wiederzuerkennen sind. Die zahlreichen, meist uralten Kirchen Oxfords verdienen ein besondres, eingehendes Kunst- und Geschichtsstudium. Die schon berührte landschaftliche Umgebung bietet Gelegenheit zu manchem lohnenden Ausfluge zu Wasser und zu Lande; die Landstraßen sind vorzüglich und, wie überall in England, anstatt der Alleen mit hohen lebendigen Hecken eingefaßt.

Wenngleich das Leben in Oxford für die Studierenden infolge des unermeßlichen Reichtums der Stiftungen und der zahlreich vertretenen Aristokratie kostspieliger ist als auf irgend einer Hochschule des Erdballs, so fehlt es doch auch nicht an Einrichtungen für die weniger Bemittelten; es ist möglich, wenigstens den Lebensunterhalt ohne die Kollegiengelder mit 2000 Mark, die Ferien freilich abgerechnet, zu bestreiten. Die Stipendien sind ungemein zahlreich, sehr leicht zu erwerben und sehr hoch, von tausend bis viertausend Mark. Dazu kommt, daß es in neuerer Zeit Hunderten von Immatrikulirten gestattet ist, außerhalb des Bereiches der üppigen Lebensweise in Familien zu wohnen; und selbst unter den Stiftern ist eines mit einfacherm Zuschnitte, das 1870 eröffnete Keble College. Sehr hoch sind für deutsche Begriffe die Kollegiengelder und alle sonstigen Gebühren. Aber wie reich wird dafür anderseits auch der mittelmäßige Fleiß belohnt! Hunderte von jungen Akademikern werden alljährlich für die nicht sehr schweren Prüfungen, wenn sie sie einigermaßen gut bestanden haben, mit hohen Geldprämien, Medaillen, kostbaren wissenschaftlichen Werken, rühmlicher Erwähnung in allen englischen Zeitungen und schließlich auch mit jenen lebenslänglichen, reich dotirten Pfründen, den fellowships, belohnt, die zu dem eigenartigen Gepräge des Lebens auf den englischen Hochschulen ganz besonders beitragen.

Digitized by Google

Was die Verwaltung der Universität außerhalb der einzelnen College-Stifter betrifft, so geht diese zunächst von den Körperschaften, der Congregation und der Convocation aus, deren Mitglieder Magistri artium sein müssen. Die erstere ist sozusagen das Oberhaus. Alle Würden, Ehren und Rechte rühren von ihr her. Die Convocation beherrscht einen kleinern Machtbezirk. An der Spitze des Gesamtorganismus steht der Chancellor. Er übt das höchste schiedsrichterliche Amt aus, Statuten können nur in seinem Namen abgeändert werden, und er ernennt den Vizekanzler oder alljährlich wechselnden Prorektor, der dem preußischen Rector Magnificus entspricht. Kanzler ist gegenwärtig der Premierminister Lord Salisbury. Der Prorektor hat die eigentliche Exekutive; seine polizeiliche Amtsbefugnis geht den Studenten gegenüber weiter als die des preußischen Rektors und erstreckt sich teilweise auch auf die Einwohner, wie denn z. B. das Stadttheater völlig unter seiner Zensur steht. Die Wahl und Anstellung der Professoren erfolgt nach den von dem Stifter jedes einzelnen Lehrstuhls urkundlich getroffenen Bestimmungen durch gewisse Kollegien und Körperschaften; eine Bestätigung durch die Regierung giebt es nicht. Die Gehalte sind durchweg unverhältnismäßig viel höher als in Deutschland, die Durchschnittsleistungen und Anforderungen aber wesentlich geringer. Bekanntlich giebt es in England keinen Unterrichtsminister. Nur in Fällen von besondrer Wichtigkeit ist zuweilen die Allmacht des Parlaments angerufen worden; doch hütet sich dieses wohl, sich um die akademischen Staaten und die Unabhängigkeit ihrer Verwaltung ohne Not zu kümmern. Im Parlament ist Oxford durch zwei Abgeordnete vertreten.

Wir kommen nun zu Cambridge. Sigebert, der König der Ostangeln, war es, der im Jahre 630 n. Chr. da, wo jetzt Stadt und Universität Cambridge liegen, die ersten Schulen gründete, aus denen sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte die geistlich-akademischen Anstalten zu einem einheitlichen Ganzen entwickelten. Schon im elften Jahrhundert erwarb sich hier König Heinrich der Erste, der Sohn des Eroberers, den Titel Beauclerc, der Gelehrte. Und schon unter ihm, während des ersten Kreuzzuges, wurden hier in einer Scheune, die noch gezeigt wird, an Sonn- und Feiertagen Vorlesungen über Grammatik und Logik gehalten. Krone und Kirche, vornehmlich die benachbarten Bischöfe von Norwich und Ely, und Edward der Dritte, der ähnlich wie der Hohenstaufe Friedrich der Zweite in seiner Weltanschauung seiner Zeit um mehr als ein Jahrhundert voraus war, verhalfen Cambridge zu rascher Blüte. Und als unter Elisabeths hochsinnigem und thatkräftigem Walten das gesamte staatliche und geistige Leben der angelsächsisch-normännischen Bevölkerung des eigentlichen Englands einen mächtigen Aufschwung nahm, gehörte Cambridge von Anfang an zu den Verfechtern der neuen Ideen, während die Schwesterakademie noch lange Zeit von der tiefgehenden Bewegung unberührt blieb. „Von jener Zeit an — sagt Lord Macaulay — hat die jüngere und minder

Digitized by Google

glanzvolle der beiden Schwestern die ältere stetig übertroffen. Ihr gebührt die Ehre, jene protestantischen Bischöfe herangebildet zu haben, die in Oxford als Ketzer verbrannt wurden; aus ihr gingen auch die Staatsmänner hervor, die an der festen Begründung der protestantischen Kirche im Norden Europas einen so hervorragenden Anteil gehabt haben." Während der Bürgerkriege im Zeitalter des dreißigjährigen Krieges vertrat Cambridge gleichfalls und wiederum im bewußten Gegensatze zu Oxford die Grundsätze freier Entwicklung, und nach der endgiltigen Beseitigung der Unglücksdynastie der Stuarts blieb es in entschiedenster und ausgeprägter Form die Whig-Universität. Das hannöverisch-braunschweigische Königshaus förderte unter den beiden ersten Georgen die Interessen der Hochschule nach Kräften. Der jüngere Pitt gehörte ihr an, ein Herzog von Somerset war sechzig Jahre lang ihr Kanzler, und auch in unserm Jahrhundert war sie stets für das politische Denken und Handeln von großer Bedeutung und förderte die Anschauungen, die zwischen ihr und Oxford von jeher eine Kluft geschaffen haben. Auch das äußere Bild der Stadt und der Hochschule trägt ein nicht unwesentlich andres Gepräge. Doch bedarf es längern Verweilens an beiden Stätten, um sich diesen Unterschied völlig zum Bewußtsein zu bringen; bei einmaligem Besuche pflegen sie denselben typischen Gesamteindruck zu machen. Ein Streifzug durch die Parks und Anpflanzungen, die in einem ungeheuern Kranze die Kollegiengebiete einrahmen, zeigt uns die Frische und Üppigkeit der Pflanzenwelt an den Ufern des Camflusses. Einer solchen Pracht uralter Baummassen, deren stolze Kuppelkronen weithin in den grasigen Niederungen der flachen Landschaft sichtbar sind, kann sich auch Oxford nicht rühmen, und infolge des feuchten Durchschnittsklimas der östlichen Grafschaften hält sich hier auch das Laubwerk im Sommer grüner und frischer. Die Bauten der Altstadt können noch vielfach bis auf die Normanneuperiode zurückgeführt werden; einzelne Teile erinnern mit ihren Giebeln und überhängenden Stockwerken, die in England außer in der altertümlichen Stadt Chester kaum noch vorkommen, an die mittelalterlichen Gassen der süddeutschen Städte; das älteste und wunderlichste Gotteshaus ist die sogenannte Rundkirche, es verrät mit seinen schreckhaft massiven Säulen und schweren Rundbogen das elfte Jahrhundert. Unweit davon steht auch jenes ehrwürdige Bauernhaus, worin im Zeitalter der Scholastik Winterlogik getrieben wurde und das als Haus des Pythagoras bezeichnet wird. In der Vorzeit hausten die Studenten in Cambridge in sogenannten Hostels. Die auf uns gekommenen Schilderungen, wie es in solchen Junggesellenschmutznestern auszusehen pflegte, sind schaudererregend und erinnern lebhaft an die ehemaligen Studentenkaravanserein in Jena und an die Beschreibung, die Erasmus von den niederländischen Stiftern entwirft. Allmählich aber entstanden aus und neben ihnen stattliche Colleges mit menschenwürdigen Einrichtungen und schnell zunehmendem Reichtum. Die älteste Gründung geschah im Jahre 1257, als

Digitized by Google

bereits die Hochschulen von Paris und Oxford, sowie Bologna und die medizinischen Fakultäten Italiens von Studenten aller abendländischen Völker wimmelten. Eine fast ununterbrochene Kette herrlicher Stifter von gewaltigem Umfange zieht sich in Cambridge zwischen dem Fluß und einer Straße entlang, an der auch die namhaftesten Kirchen und die schönsten aristokratischen Wohnhäuser liegen. Eine ganz neue katholische Kathedrale in edelstem gothischen Stile, das Geschenk einer noch lebenden frommen Dame, erhebt sich am Schlusse dieser monumentalen Straße in der ganz protestantischen Stadt wie ein Fingerzeig für die Zukunft der evangelischen Kirche Englands, wo die römisch-katholische Propaganda seit Jahrzehnten eine so erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Der eigentliche Glanzpunkt von Cambridge ist die sogenannte Königsparade. Hier entfaltet das King's College die unerhörte Pracht seiner Parks und vor allem seiner wegen der Reinheit der Bauart und der kostbaren Glasgemälde bewunderten Kathedralkirche. Dieses College war ursprünglich ein organischer Anhang zu der aristokratischen Gelehrtenschule Eton; jetzt steht es allen offen und erfreut sich hoher Blüte, sein Insassen zählen nach hunderten. Wer sich aus dem Getöse und dem Jagen und Treiben Londons heraus nach geistiger und körperlicher Erholung und erquickender Beschaulichkeit sehnt, der verweile einen Tag in diesem Paradiese, in der feierlichen, majestätischen Ruhe der Säulenhallen und Laubengänge dieses herrlichsten Stiftes Altenglands. Die dem College benachbarte Hauptbibliothek der Universität kann sich zwar mit der Bodleiana nicht messen, aber sie hat ein Kleinod neben zahlreichen andern Handschriften, eine der wertvollsten Urkunden des christlichen Glaubens, nämlich einen der ältesten griechischen Codices der Bücher des Neuen Testaments, ein Geschenk des Humanisten Theodor Beza. Das riesigste aller Colleges ist Trinity mit einem Durchschnittsbesuch von 700 Immatrikulirten. Seine Geschichte ist innig verknüpft mit dem erlauchten Namen des gelehrten Whewell, der nicht allein mehrere Jahrzehnte lang in unserm Jahrhundert das Stift mit eiserner Strenge und großer Umsicht verwaltete, sondern auch auf seine eignen Kosten beträchtlich erweiterte. Whewell stellte durch seine gewaltige Persönlichkeit und sein erstaunliches Wissen während seiner langjährigen Amtsthätigkeit sämtliche Amtsgenossen in den Schatten. Dem geringen Manne imponirte er durch seine reckenhafte Körperfülle, seinen großen Reichtum und sein patriarchalisches Walten, dem Gelehrten durch seine Unerschrockenheit. Wenn er abends nach der gemeinsamen Mahlzeit mit den Dozenten und Studenten die Professoren seines Stifts beim Portwein um das Kaminfeuer versammelte, so zeigte er sich als Theologe, Mathematiker und Naturforscher in allen Haupt- und Nebenfächern gleichermaßen sattelfest. Sattelfest war er aber auch im eigentlichen Sinne des Wortes, wie weiland Gottfried Hermann, der Leipziger Professor, und seinen Hünenleib zu tragen schien auch für kräftige Pferde eine Leistung. Whewells Ende war schrecklich, er wurde vom eignen

Digitized by Google

Pferde zu Tode geschleift. Die Studienräume, Bibliotheken und Refektorien des Trinity College sind reich an Kunstwerken, auch die katholische Maria hat hier ein Standbild trotz der 270 Ketzer, die sie auf den Scheiterhaufen gebracht haben soll; als Montalembert das College besuchte, drückte er beim Anblicke der Statue sein etwas naiv klingendes Befremden darüber aus, daß die catholicissima regina sonst nirgends in England der Ehre eines Denkmals teilhaftig geworden sei. Übrigens zählte sie zu den Gönnern des Stiftes. Auch Lord Byron steht hier in Marmor, aber hinter Schloß und Riegel, da die Prüderie der orthodoxen Hochkirchler dem Weltschmerzdichter öffentliche Ehren bis jetzt noch versagt hat. Zu den edelsten Schätzen, die das College hegt, gehören schließlich noch der handschriftliche Nachlaß Newtons und eine Handschrift des Verlornen Paradieses.

Sehr lohnend und nicht unwesentlich für die Wertschätzung des materiellen Lebens auf einer englischen Universität ist ein Besuch in den Küchen. Diese Riesenküchenanstalten haben ihresgleichen nicht. Manche vereinigen, wie die des Trinity, einen ungeheuern Kubikinhalt mit den vorzüglichsten praktischen Einrichtungen und manchen baulichen und geschichtlichen Merkwürdigkeiten. Der Oberküchenmeister versicherte uns, daß das ihm untergebene Personal nicht selten sich auf hundert Köpfe belaufe. Auch der Hauptspeisesaal dieses Stiftes bietet während der Mahlzeit ein fesselndes Bild. Dort thronen inmitten der Studenten unter den Bildnissen Newtons und Bacos die Oberhäupter mit den Professoren und Tutoren in summis pontificalibus, und kaum ein andres Bild kennzeichnet so drastisch den Unterschied zwischen der Lebensweise auf den Universitäten diesseits und jenseits des Kanals. Die Jugendfröhlichkeit unsrer Studenten mit Gesang und Becherklang ist den Engländern zwar nicht ganz fremd, aber sie hat ihren Tummelplatz nicht auf waldiger Bergeshöhe oder in Gärten und sonst im Freien, sondern hinter den dicken Steinwänden der Klosterräume, durch die kein Ton in die Öffentlichkeit dringt. Auch beschränkt sich der Gesang meist auf Solovorträge und lehnt sich in Ermangelung von Studenten-, Soldaten- und Volksliedern an die Tagespoesien der Londoner Vaudevilles und Volkskonzerte an. Dagegen hat die Umgangssprache auf den Universitäten seit Jahrhunderten das Studentenlatein oder den Slang in erstaunlicher Weise entwickelt, und es bedarf für den Fremden, der diese Sprache beherrschen will, eines gründlichen Studiums im Verkehre mit der studierenden Jugend. Überhaupt hat wohl schwerlich eine andre Sprache der Welt eine so erstaunlich üppige Triebkraft in der Erzeugung neuer Wörter und Wendungen, wie das Englische mit seiner realistischen Prägnanz des Ausdrucks, seinem echt volkstümlichen Humor und der Unerschöpflichkeit des germano-romanischen Sprachschatzes. Wer den englischen Volksgeist studiren will, muß sich diesem Beobachtungsfelde mit besonderm Fleiße zuwenden.

Unter den übrigen Colleges, die sich von denen in Oxford durch ihre

Digitized by Google

etwas weniger scharf ausgeprägte Eigentümlichkeit unterschieden, rühmt sich das Sidneystift, den Bierbrauer von Huntington, den spätern Lordprotektor von England herangebildet zu haben. In der Stammrolle sind unter dem Eintrag Cromwells die zornigen Worte eines Spätern zu lesen, der seiner Weltanschauung nach zu den Kavalieren zählte: Hic fuit grandis ille impostor (sic), carnufex perditissimus. Im Collegium Christi bildete sich Milton durch eifriges Studium der Hellenen zu dem elegantesten Gelehrtendichter seiner Zeit aus. Es war die Zeit, wo in England auf den Universitäten noch gutes Prosalatein geschrieben wurde, dessen sich jetzt nur noch wenige rühmen können. Milton verband diese schätzbare Fertigkeit mit seinem dichterischen Genius und lieh später, nachdem sein Cambridger Kommilitone das republikanische Szepter an sich gerissen hatte, diesem seine ciceronianische Feder sowohl in der Defensio pro populo anglo gegen Salmasius und dessen plumpe Schmähschrift, wie auch für die diplomatischen Korrespondenzen. Heutigen Tages fristet nur noch ihr Dasein die Versifikation mit ihrem sehr mechanischen Apparat des Gradus ad Parnassum und ähnlichen Krücken der Schülermuse.

Außer den Colleges giebt es in Cambridge ziemlich viele Privathäuser, in denen ältere Studenten unter strengster Aufsicht und in dem Zwangsverhältnis der akademischen Polizeistunden wohnen dürfen. Dies ist auch der wesentlichste Nutzen, den der Einwohner von dem Studenten hat; denn für die Bedürfnisse der Colleges werden große Lieferungsverträge mit einzelnen wenigen Gewerbetreibenden geschlossen, und die Gastwirte haben schlechterdings vom Studenten keinen Verdienst. Anders steht es mit den Luxusgeschäften und der Sportindustrie, die in ausgiebigster Weise von dem akademischen Geldadel und der Aristokratie in Nahrung gesetzt werden.

Ein glänzendes akademisches Justitut ist das Fitz-William-Museum. Es birgt die Bücherschätze, Altertümer und Kunstwerke, die der Viscount Fitz-William zusammen mit einem Legat von zwei Millionen Mark im Jahre 1816 der Universität vermacht hat. Hier befinden sich auch die berühmten fünfundzwanzig Aquarelle Turners. Ein neues, umfangreiches naturwissenschaftliches Museum geht gegenwärtig seiner Vollendung entgegen. Dennoch steht auch Cambridge bei aller Begünstigung der exakten Wissenschaften und seinen reichen Mitteln auf diesem Gebiete hinter mancher kleinern deutschen Universität zurück, die vielleicht auf die periodischen Gnadenbewilligungen der Landstände angewiesen ist. Das Studium der Medizin hat allerdings nicht mehr, wie es noch in Oxford der Fall ist, einen bloß propädeutischen Charakter, es ist Gegenstand besondrer Pflege und Fürsorge geworden. Nur wer fünf Jahre lang auf der Hochschule der Heilkunde obgelegen hat, wird zum Baccalaureat zugelassen. Der Studiengang und die praktische Beschäftigung an der Universitätsklinik, dem Addenbrookes Hospital, das auf der Höhe der Zeit stehen soll, sind streng festgesetzt. Jeder Prüfungskursus zerfällt in zwei Stationen.

Digitized by Google

Das erste Examen entspricht etwa dem deutschen Physikum nach dem vierten Semester und umfaßt Chemie und Physik und die Elemente der Biologie; das folgende, das pharmaceutische, wiederum Chemie, Anatomie des menschlichen Körpers und Physiologie. Auf der letzten Stufe treten auf Chirurgie, Gynäkologie, Geburtshilfe, Pathologie, abermals Physik, Hygieine und gerichtliche Medizin. Aber das ist in den Augen des deutschen und österreichischen Mediziners ein dürftiger Apparat; man vermißt z. B. Augenheilkunde, Arzneimittellehre, Histologie, Anthropologie, allgemeine Therapie; es ist auch bekannt, daß viele der zu den Hauptfächern gehörigen Hilfswissenschaften aus dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften gar nicht unter den Dozenten vertreten sind. Immerhin deutet die ganze Prüfungsordnung einen wesentlichen Fortschritt gegen die fast unglaublichen Zustände an, die noch vor wenigen Jahren herrschten; mit Recht machen darum auch die Cambridger auf diesem wichtigen Arbeitsgebiete den Oxfordern den Rang streitig.

Die Jahresbezüge der Professoren sind auch in Cambridge durchschnittlich bedeutender als auf dem Festlande, von einzelnen Magnaten in Paris, Berlin und Wien, namentlich unter den medizinischen Dozenten abgesehen. So bezieht jeder der beiden Lehrer der Astronomie 16000, der Botaniker, der einzige seines Faches, 14000 Mark. Ganz unverhältnismäßig klein erscheint die Gesamtzahl der Professoren aller Wissenschaft — 40 auf beinahe 3000 Studenten —, selbst wenn man noch ein halbes Hundert Tutoren, die doch keine Universitätslehrer in unserm Sinne sind, hinzurechnet. Die unausbleibliche Folge ist denn auch die bei allen englischen Fachmännern uns so peinlich berührende und befremdende Einseitigkeit und Sprödigkeit, die in keinem Berufe mißlicher ist als gerade in der Medizin und nächstdem bei den Juristen. Ergänzt werden allerdings die Leistungen der beiden alten Universitäten durch einen starken Prozentsatz junger Gelehrten aus Schottland, wo die akademischen Einrichtungen den deutschen ähnlicher sind, und außerdem bei den besser Bemittelten der Gebrauch herrscht, einige Jahre lang auf festländischen Hochschulen den wissenschaftlichen Gesichtskreis zu erweitern.

Die Verwaltung der Universität Cambridge entspricht in den Hauptpunkten der in Oxford; der gegenwärtige Kanzler ist der Herzog von Devonshire. Schließlich mag noch erwähnt werden, daß es zur Belehrung über das gesamte Treiben in Cambridge kein besseres Hilfsmittel giebt, als das wöchentlich erscheinende Cambridge University Journal.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Arme Studenten

(Schluß)

Unsre Schilderung ist nicht, wie mancher, der mit den Verhältnissen unbekannt ist, annehmen mag, übertrieben; sie ist noch der lichtere Teil des Bildes, das wir zu betrachten haben. Wir haben angenommen, daß es dem mittellosen Studenten gelingt, sich die Studienzeit über auf der Universität zu erhalten. Dazu gehört Glück und eine Besonnenheit, die nicht einmal fertige Männer, geschweige denn junge Leute in dem Alter von siebzehn bis fünfundzwanzig Jahren immer besitzen. Es gehört dazu eine peinliche Berechnung des Geldes, eine vorsichtige Zurückhaltung bei allen nicht unbedingt nötigen Ausgaben, wie man sie bei dem unerfahrenen „Fuchs," der soeben das Gymnasium verläßt und die Welt offen vor sich sieht, unmöglich erwarten darf, ja wie man sie bei einem frischen Studenten nicht einmal wünschen möchte.

Über Studentenschulden herrscht eine sehr humoristische Ansicht. Der betrübte Gläubiger ist eine stehende Figur in unsern Witzblättern. In der That kommt er vereinzelt vor; es ist etwa ein kleiner Handwerker, der in der Hoffnung auf baldige Bezahlung gearbeitet hat und nicht länger warten kann, oder eine arme Witwe, die, um sich ehrlich zu ernähren, eine Stube vermietet oder einen Mittagstisch eingerichtet hat und sich nun um ihr Geld geprellt sieht. Nur ist dabei nichts Komisches zu finden.

Sehr viel seltener ist es, daß etwa ein Kneipwirt oder ein Wucherer leichtsinnig geborgt hat und dies zu spät einsieht. In solchen Fällen handelt es sich gewöhnlich nur um Pfuscher, die ein Geschäft haben machen wollen, ohne die nötige Erfahrung dazu zu besitzen. Im übrigen betreiben viele — reelle und unreelle — Gewerbtreibende das Borgen an Studenten geschäftsmäßig und stehen sich vorzüglich dabei. Freilich gehört dazu Anlagekapital, dieses verzinst sich aber gut. Eine auf Borg entnommene Ware pflegt nicht so genau geprüft, ihr Preis pflegt nicht peinlich bedungen zu werden. Ein Herabsetzen des Preises geht, wenn endlich nach Jahren bezahlt wird, erst recht nicht an. Auch wird sehr viel mehr gekauft, als bei barer Zahlung gekauft werden würde. Der unreelle Geschäftsmann hat zudem noch den Vorteil, daß sich die Richtigkeit der Rechnung später sehr schwer nachprüfen läßt. Ein unreeller Kneipwirt giebt daher gewöhnlich sehr gerne „Pump," er verführt sogar geradezu zum Borgen. Er kommt

Digitized by Google

dadurch in die Lage, nach seiner Schätzung festzusetzen, wie viel der Gast an jedem Abend verzehrt hat. Hierbei braucht er nicht zu ängstlich zu sein. Allerdings kann es ihm geschehen, daß er die übliche Menge Bier und Zigarren auch für solche Tage verzeichnet, an denen der Gast gar nicht da war. Aber das schadet wenig, denn meistens läßt sich die Abwesenheit nicht mehr nachweisen, und schlimmstenfalls wird der Posten mit einer leichten Entschuldigung gestrichen. Ein im Geschäft bewanderter Mann wird sich dabei die Miene geben, als wenn er nur eine Handlung der Kulanz vornähme. Ein wirkliches Wagnis ist bei der ganzen Sache nicht. Wer später in eine Stellung kommt, muß wohl oder übel bezahlen, mag es ihm noch so schwer werden, und er bezahlt reichlich für die Minderheit mit, die nicht zu fassen ist. Statt des betrübten Gläubigers sollte man also den betrübten Familienvater malen, der von seinem knappen, kaum auskömmlichen Gehalte seine im Leichtsinn gemachten Studentenschulden mit reichlichem Aufgelde ratenweise abzahlt.

Die menschenfreundlichen Leute, an die sich der Student der mittlern und kleinern Universitäten in seiner Not wendet, sind sehr verschiedenartig. Sie haben oft ihre ganz besondern Eigentümlichkeiten, oft legen sie sich auf bestimmte Spezialitäten, borgen z. B. nur Studenten gewisser Klassen, wie etwa Verbindungsstudenten. Ebenso sind an den einzelnen Universitäten die geltenden Bestimmungen über Schulden und die Art ihrer Handhabung sehr verschieden. Früher war meist für gewisse Forderungen die Verpfändung der Zeugnisse gestattet, diese gab dann die ganze Zukunft des säumigen Schuldners dem Gläubiger preis und erleichterte das Geschäft ungemein. Heute ist sie fast überall abgeschafft, aber dafür gehen die akademischen Disziplinarbehörden gegen die Schuldenmacher unter den Studenten oft sehr strenge vor. Das hindert nun freilich das Schuldenmachen nicht im mindesten, giebt aber dem Gläubiger eine sichere Stellung, weil die Drohung mit der Disziplinarbehörde ein vorzügliches Druckmittel gegenüber dem Schuldner ist. Die Geschäftsleute passen sich den bestehenden Einrichtungen an, die Studenten wieder den Geschäftsleuten, und so kommt es, daß das „Pumpen“ trotz seiner allgemeinen Verbreitung überall nach Umfang, Art und Form anders entwickelt ist.

Da ist zunächst der solide Pump. Der Geschäftsmann ist darauf eingerichtet, jahrelang zu warten. Er nimmt auch bare Bezahlung, aber er sieht darin im Grunde etwas Ordnungswidriges. Lieber ist es ihm, wenn alles seinen regelrechten Gang geht; wer einmal geborgt hat, hat eine größere Anhänglichkeit und kommt immer wieder. Den „Laufkunden“ fehlt diese Stetigkeit, sie werden auch trotz der baren Zahlung keineswegs billiger oder besser bedient. Die Preise sind so bemessen, daß sie mäßige Zinsen und vielleicht auch eine kleine Versicherungsprämie enthalten. Bisweilen, z. B. bei Kneipwirten, findet ein Zuschlag zu den üblichen Preisen überhaupt nicht statt, der Geschäftsmann rechnet auf den vermehrten Absatz und täuscht sich darin auch nicht. Um die

Digitized by Google

an der betreffenden Universität bestehenden Disziplinargesetze kümmern sich Gläubiger dieser Art nicht, es ist ihnen sogar gleichgiltig, ob ihre Forderungen überhaupt rechtsverbindlich sind oder nicht. Bezahlt werden sie doch. Es ist aber auch unmöglich, dem Gläubiger zu entgehen. Mit der Aufmerksamkeit eines liebevollen Vaters verfolgt er das fernere Schicksal jedes seiner Kunden. Bei dem Antritt des ersten Amtes bringt er sich mit freundlichem Glückwunsch in Erinnerung und erneuert diese in angemessenen Zwischenräumen oder bei schicklichen Gelegenheiten. Der stillen Klage seiner würdig gehaltenen Erinnerungsschreiben kann der verhärtetste Schuldner auf die Dauer nicht widerstehen. Er drängt nicht, sondern fragt nur an, wann dem Schuldner die Zahlung am bequemsten sei; dieser mag eine beliebige Frist, mag Ratenzahlungen festsetzen, ihm ist alles recht. Natürlich hat er jeden Posten in seinem Gedächtnis und und benutzt jede Gelegenheit, auch das Gedächtnis seines Schuldners aufzufrischen. Wenn er dabei mit dem nötigen Humor verfährt, wird ihm nicht leicht etwas übel genommen. Da kommen z. B. zwei Privatdozenten durch X. und fühlen das Bedürfnis, ihre alte Kneipe wieder aufzusuchen. Sie sitzen anfangs allein, aber nach einiger Zeit gesellt sich zu ihrem angenehmen Erstaunen die behäbige Wirtin zu ihnen, erkennt den einen und beginnt von alten Zeiten zu plaudern. Ihr schwarzes Buch ist ihr dasselbe, was andern ihr Stammbuch; wer darin aufgenommen ist, ist auch ihrem Gedächtnis unverlöschlich eingeprägt. Sie weiß von ihm das ganze „Nationale“ auswendig: Stand, Wohnort, verheiratet oder nicht, womöglich auch die Zahl der Kinder. Die meisten bezahlen gutwillig, aber sehr drollig ist es, anzuhören, wie sie die Böswilligen zur Zahlung gebracht hat — selbstverständlich nie mit rohen Mitteln, wie gerichtliche Klagen. „Na,“ sagt der eine der darüber amüsirten Zuhörer, „Ihnen kann wohl keiner durchbrennen?“ — „Ja, wissens, Herr Doktor, Sie sind mir auch noch acht Mark und dreißig Pfennige schuldig.“ — Tableau. — „Ja, wie so denn?“ — „Wissens, von der Bowle, die Sie vor fünf Jahren getrunken haben mit dem Herrn Schulze und dem Herrn Dr. Meier,“ und nun folgen die Namen der sämtlichen Teilnehmer. Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß die Reisekasse des Gastes unvorhergesehen um acht Mark dreißig Pfennige erleichtert wird. Wahrscheinlich war bei diesem Vorfalle nicht bloß das geschäftliche Interesse, sondern auch die Vorliebe für humoristische Formen der Mahnung im Spiele; die verehrliche Dame, von der ich spreche, hatte überhaupt ein gutes Teil naiver Bosheit und konnte einen dadurch in große Verlegenheit setzen. Ein junger Ehemann, ihr früherer Stammgast, wollte seinem jungen Frauchen die altberühmte Studentenkneipe zeigen. Das Paar fährt in der Droschke vor, man steigt aus, die Wirtin erscheint in der Thür. „Na, Frau F., hier wollte ich Ihnen doch auch meine Frau vorstellen.“ — „Ach gehens, Herr Doktor, das habens schon oft gesagt!“ — Ziehen wir einen Schleier über das Gemälde.

Digitized by Google

Sicherlich ist diese Art des Borgens, alles in allem genommen, noch immer eine erquickliche Erscheinung. Es herrscht darin ein Hauch der guten alten Zeit, wo noch nicht die nüchterne Geschäftsberechnung die persönliche Teilnahme für den Kunden verschlungen hatte. Der echte Studentenwirt betrachtet „seine" Studenten keineswegs als einen Gegenstand der Ausbeutung, er hat ein herzliches Interesse für sie, oft mehr, als ein Professor für seine Zuhörer. Er wünscht aufrichtig, daß sie nicht bloß kneipen, sondern sich auch in den Stand setzen, dereinst ihre Laufbahn weiter zu verfolgen, und wünscht das keineswegs lediglich aus eigennützigen Beweggründen. Auch steht er nicht an, ihnen seine Herzensmeinung, wenn es ihm nötig scheint, mit einem achtungswerten Aufwand von Humor und — Grobheit zu sagen. Vielleicht borgt er mehr, als der gestrenge Herr Vater billigen würde, aber einen unredlichen Vorteil sucht er nicht. Daher pflegt ihn auch der Vater selbst, wenn etwa der Sohn vorzeitig stirbt, gewissenhaft zu befriedigen.

Leider gehört das, was eben geschildert worden ist, zu einem großen Teile bereits der Vergangenheit an. Früher gab es Universitäten, wo ein Student, ohne irgend welche weitere Gewähr zu bieten, vollständig „auf Pump" leben konnte. Heute wird das kaum noch möglich sein. In die heutige Studentenschaft haben sich Bestandteile gedrängt, deren Charakter, Begabung und Verhältnisse zusammen genommen keine günstigen Aussichten für die Zukunft stellen. Bei auswahllosem Borgen sind daher Ausfälle unvermeidlich, die nur durch Erhöhung der Preise oder Verschlechterung der Güte der Waare eingebracht werden können. Deshalb muß sich der Geschäftsmann auf gewisse Klassen von Studenten, etwa gewisse Verbindungsstudenten, beschränken oder er wird dem unsoliden Borgen zugetrieben.

Noch einflußreicher sind die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse überhaupt. In einem derartigen Borggeschäft liegt ein ungeheures Kapital unthätig da. Der betreffende Geschäftsmann hat sich das häufig gar nicht vollständig klar gemacht. Er hat das Geschäft mit mäßigen Mitteln begonnen und anfangs nur durch sein gutes Bier und die bei ihm herrschende Gemütlichkeit angezogen. Als es ihm dann besser ging, legte er sich keinen Wintergarten mit Papierblumen an, richtete auch keine deutsche Trinkstube ein, sondern führte alles in der alten Weise weiter. Da er aber in der Lage war, so borgte er guten Kunden erst vereinzelt, später, als sich die darauf Anspruch erhebenden guten Kunden zugleich mit seinen Mitteln mehrten, in immer größerem Umfange. Verloren ging von dem verliehenen Gelde nichts, wenn auch manches erst nach vielen Jahren einkam. Er selbst hatte immer so viel, wie nötig war, um anständig zu leben und sein Geschäft im besten Betriebe zu erhalten. Schließlich starb er als ein Mann, der viele Tausende im Buche stehen hatte, und die Forderungen kamen dann in der Folge ohne Ausfall, wenn auch langsam ein. Die Jüngern verstehen diese Vergeudung der Arbeits-

Digitized by Google

kraft des Kapitals nicht. Daher wird denn ein derartiges Geschäft nach dem anderu aufgelöst, und kaum taucht irgendwo ein neues auf.

Umso häufiger tritt das unsolide Borgen auf. Könnte man die Gläubiger eines Studenten, der sich auf dieses bedenkliche Fach geworfen hat, in Person zusammenbringen, es würde eine höchst gemischte Versammlung werden. Gemeinsam ist allen, daß sie nicht die Absicht, meist nicht einmal die Mittel haben, eine unbegrenzte Zeit zu warten, bis der Schuldner dahin kommt, ohne sonderliche Unbequemlichkeit zahlen zu können. Darin liegt eben das Gefährliche: man geht eine Schuld ein, von der sich alle Beteiligten bei einiger Überlegung sagen müßten, daß sie im ordentlichen Lauf der Dinge gar nicht rechtzeitig bezahlt werden kann. Der Student wird später nicht mehr Geld haben, als er jetzt hat; kommt er jetzt nicht aus, so wird es ihm im nächsten Monat oder im nächsten Semester ebensowenig möglich sein, und noch viel weniger wird er die jetzt gemachten Schulden abzahlen können.

Bisweilen trifft den Studenten selbst die Schuld. In leichtsinniger Gesellschaft vergeudet er das zu seinem Unterhalt bestimmte Geld und bleibt dafür die Miete schuldig oder vertröstet seinen Speisewirt unter allerhand Vorwänden. So kommt der Geschäftsmann zum Borgen, ohne es zu wollen. Mitunter wird auch wohl der Kredit durch schwindelhafte Vorspiegelungen erschlichen; denn leider kommen in der heutigen Studentenschaft Erscheinungen vor, die bereits den Übergang zur Hochstapelei bilden.

Häufiger ist aber der Geschäftsmann selbst der Schuldige. Eines unredlichen Vorteils wegen, etwa um schlechte Ware teuer absetzen, oder um mehr als geliefert berechnen zu können, verführt er selbst auf alle mögliche Weise zum Borgen. Hierin liegt für den Studenten eine Gefahr, die um so größer ist, als dieses Borgen äußerlich dieselben Formen annimmt, wie das oben beschriebene Borgen auf unbegrenzte Zeit. In Kneipwirtschaften pflegt sogar der vertrauliche Ton zwischen Wirt und Gästen nachgeahmt zu werden. Es sind wunderliche Geschöpfe, mit denen der künftige Beamte, der künftige Geistliche dadurch bisweilen in Duzbruderschaft gerät; bisweilen verlobt er sich auch mit der Tochter seines Duzbruders, die keineswegs immer ein Mädchen von tadellosem Rufe ist. Der unerfahrene Student gerät hier in einen Kreis verkommner Gestalten. Den herrschenden rüden Ton hält er für studentische Ungebundenheit. Bald lernt er dies und jenes, was er bisher für ehrlos angesehen hat, als erlaubt, ja als selbstverständlich betrachten. Mit wunderbarer Schnelligkeit wird er seine frühere „philiströse“ Anschauungsweise los. Nur den äußerlichen studentischen Ehrbegriff hält er einstweilen noch fest, sein Ehrenwort bleibt ihm heilig; gelingt es ihm aber nicht, sich dieser Gesellschaft rechtzeitig wieder zu entziehen, so rettet ihn nichts mehr vor dem völligen „Versumpfen.“ Er schließt sich dem Kreise jener „Privatgelehrten“ an, die von Universität zu Universität wandern, bisweilen durch Fortweisung ge-

Digitized by Google

zwungen, bisweilen der Fortweisung zuvorkommend, die Lehrbücher und Vorlesungen nur dem Namen nach kennen und ihr planloses Leben fortsetzen, so lange ihnen noch irgend jemand die Mittel zu ihrem „Studium" gewährt.

Der Student pflegt übrigens über den Charakter seines zuvorkommenden Geschäftsfreundes nicht lange im Unklaren zu bleiben, denn dieser stellt sich nach einiger Zeit mit einer gepfefferten Rechnung ein. Womöglich verlangt er, nachdem er das ganze Semester bereitwillig angeschrieben hat, plötzlich am Ende des Semesters Zahlung, der Geduldigere wartet vielleicht auch, bis der Schuldner sein Examen machen will, und tritt dann mit seinen Ansprüchen hervor. Für Gläubiger dieser Art sind die geltenden disziplinaren und gesetzlichen Bestimmungen von äußerster Wichtigkeit. Sie scheuen sich nicht, dem Universitätsgericht Rechnungen einzureichen, nach denen der Student Tag für Tag unglaubliche Mengen von Bier, Cognac und Zigarren genossen hat, und halten es für Schuldigkeit des Rektors, für pünktliche Zahlung zu sorgen. Alle Druckmittel werden angewandt. Wenn das Universitätsgericht seine Hilfe verweigert, auch der Brief an den Vater nicht zum Ziele führt, so erfolgt die gerichtliche Klage. Schuldklagen gegen Studenten sind an manchen Universitäten bereits etwas ganz Gewöhnliches geworden. Diese Gläubiger haben oft alles menschliche Gefühl für ihren Schuldner verloren. Es ist vorgekommen, daß sie unter der Herrschaft des Zeugnisbelegungsverfahrens sich weigerten, einem in seiner Laufbahn gescheiterten Studenten seine Zeugnisse freizugeben, obgleich sie ihm dadurch das Ergreifen eines andern Berufes aufs äußerste erschwerten, und obgleich die belegten Zeugnisse unter den vorliegenden Umständen ihnen nicht die mindeste Sicherheit mehr boten. Geschäftsleute dieser Art finden aber doch gewöhnlich ihre Rechnung. In den meisten Fällen gelingt es ihnen, von dem Vater oder andern Verwandten Zahlung übertriebener Forderungen herauszupressen, in andern Fällen wird der Schuldner dem Wucherer in die Arme getrieben. Man arbeitet einander auf die beste Weise in die Hände. Wer nicht zahlt, wird unerbittlich zu Grunde gerichtet.

Auch unter den Wucherern giebt es verschiedne Klassen. Wer es durchaus nicht lassen kann, der soll wenigstens zu einem ordentlichen Wucherjuden gehn, der sein Geschäft nach allen Regeln der Kunst betreibt. Es ist dann doch noch ein Maß darin, wie er ausgesogen wird. Natürlich muß er ungeheure Zinsen versprechen; kann er seinen Ehrenschein nicht einlösen, so ist er dem dunkeln Ehrenmanne preisgegeben, und dieser wird nicht Anstand nehmen, seine Macht rücksichtslos auszubeuten. Aber selten kommt es zum äußersten. Der Wucherer zieht zwar die Kravatte von Zeit zu Zeit etwas fester an, aber zum Zuschnüren schreitet er nur im schlimmsten Falle. Sein eignes Geschäftsinteresse spricht dagegen, denn er braucht das Geld nicht notwendig und findet es daher schließlich vorteilhafter, gegen hohe Zinsen zu warten, als sich jede Aussicht selbst zu vernichten. Übrigens pflegen diese

Digitized by Google

Leute den wirklich Kreditunfähigen nicht zu leihen. Viel schlimmer sind die Winkelwucherer, etwa Lohndiener, die kleine Summen gegen unglaubliche Zinsen vorstrecken, die Zinsen dem Kapital zuschreiben und in kurzer Zeit aus der geringen baren Anleihe eine große Forderung machen, die sie dann mit dem Ehrenschein in der Hand eintreiben, wenn der Schuldner noch gerade in der Lage ist, bei Verwandten die nötigen Mittel aufzutreiben, um seine Zukunft zu retten. Häufig ist es dazu schon zu spät geworden, und dann wird von dem Ehrenschein unerbittlich Gebrauch gemacht. Denn bei den geringen Mitteln, mit denen der Winkelwucherer arbeitet, muß er um jeden Preis versuchen, Zahlung zu erhalten. Die unsichere Hoffnung, in ferner Zeit befriedigt zu werden, hat für ihn keinen Wert, zumal da er nicht einmal die nötigen Verbindungen hat, um dem Schuldner in seiner fernern Laufbahn zu folgen und ihn rechtzeitig zur Zahlung zu zwingen.

Das herrschende Borgwesen wird natürlich allen Studenten gefährlich. Gerade die reichen bilden einen vortrefflichen Gegenstand zur Ausbeutung. Zuvorkommende Leute drängen sich ihnen geradezu auf, und mancher geht ins Netz. So unsittlich das Treiben ist, so ist der dadurch verursachte Schaden noch verhältnismäßig klein; mit einem gehörigen Geldopfer kommt schließlich der Eingefangene wieder frei und nimmt, wenn er klug ist, eine Lehre für sein künftiges Leben mit. Es geht ihm zwar, wie die Juristen sagen, an Haut und Haar, aber doch noch nicht an Kopf und Kragen. Am besten ist der Student daran, der gerade soviel erhält, wie er zu einem bescheidenen, aber anständigen Leben braucht. Die borgenden Geschäftsleute suchen ihn nicht auf, und er hat auch keinen Grund, sie seinerseits aufzusuchen. Bei einer mäßigen Charakterfestigkeit wird er ziemlich unberührt von ihnen und ihrem Gebahren seine Universitätszeit beendigen.

Dagegen droht gerade dem mittellosen Studenten die größte Gefahr. Das Borgen auf unbegrenzte Zeit ist ihm heute fast nur noch möglich, wenn er irgend welche besondre Gewähr bietet. Verbindungsstudenten haben wohl noch einen derartigen Pump. Gerade die Verbindungen haben aber für den Unbemittelten etwas Bedenkliches, denn viele von ihnen, insbesondre die „schlagenden," machen immerhin bedeutende Ausgaben nötig, denen sich der Einzelne auf keine Art entziehen kann. Mancher hoffnungsvolle junge Mann, der mit ungenügenden Mitteln in solche Verbindungen getreten war, hat dies schwer zu bereuen gehabt. Einmal besteht die Gefahr, im Kneipenleben aufzugehen, und das rächt sich natürlich an dem Armen noch viel schlimmer als an dem Wohlhabenden. Ferner führen die Verbindungsausgaben besonders leicht zu Schulden, und da wird dann wohl leichtsinnig ein Ehrenschein unterschrieben. Der studentische Ehrenkodex ist aber in diesem Punkte sehr streng, verfällt der Schein, so gilt der Schuldner als ehrlos und muß von der Verbindung ausgeschlossen werden. Es ist das manchem geschehen, der im Grunde eine ehren-

Digitized by Google

hafte Gesinnung hatte und nur vergaß, daß ein Ehrenschein für einen Reichen etwas andres ist als für einen Armen. Im übrigen hängt es von dem in der Verbindung herrschenden Ton ab, wie sich die einzelnen Mitglieder entwickeln. Einen Nachteil wird allerdings auch der solideste Borg für den unbemittelten Studenten fast immer haben. Wer borgt, pflegt nicht ängstlich zu rechnen; vorzugsweise wird auch gerade das Unnötige geborgt. Viele treten infolge dessen mit einer großen Schuldenlast in die Beamtenlaufbahn, und unsre Beamtengehalte sind nicht so bemessen, daß man von ihnen noch Abzahlungen machen kann. Mancher, der schließlich unter seinen Schulden untergegangen ist oder die anvertraute Kasse angegriffen hat, hat den Grund zu seinen verzweifelten Verhältnissen in seiner Studentenzeit gelegt.

Doch das sind vereinzelte Fälle. In der Regel gestaltet sich für den unbemittelten Studenten das Borgen bereits zu einer gegenwärtigen Gefahr, da gerade die solideren Formen desselben ihm nicht offen stehen. Die Rechnung, die der freundliche Kneipwirt am Ende desselben Semesters oder auch im nächsten Semester überreicht, kann er nicht decken, er muß, um wenigstens eine Abzahlung zu machen, andre notwendige Ausgaben, Miete, Mittagstisch u. dgl., schuldig bleiben. Schon jetzt ist seine Lage bedenklich, denn es ist kaum abzusehen, wie er wieder in geordnete Verhältnisse kommen soll. In den meisten Fällen wird er nicht einmal hieraus eine Lehre ziehen, sondern sein Leben in der alten Art fortsetzen, womöglich bei demselben Kneipwirt, der jetzt wieder sein innigster Freund geworden ist. Vielleicht hilft ihm seine Findigkeit noch einmal über den Semesterschluß hinweg, am Ende des folgenden Semesters ist seine Lage regelmäßig unhaltbar geworden.

Bis dahin ist der Gang seines „Studiums“ nicht anders gewesen als bei manchen seiner wohlhabenden Kommilitonen. Bei diesen ist nun der Augenblick gekommen, wo der Vater auf die Bühne tritt. Es erfolgt — freiwillig oder durch die Gläubiger veranlaßt — die Beichte, darauf die väterliche Absolution unter mehr oder minder schweren Bedingungen. Der Absolvirte geht auf eine andre Universität, beginnt zu studiren, legt einige Semester zu und setzt dann seine Laufbahn ordnungsmäßig fort. Leichtsinn wird dem Studenten leicht verziehen. Später wird man sagen, daß er sich gründlich ausgetobt habe, aber er ist ohne den geringsten Makel auf seinem Charakter oder seiner Ehre davon gekommen. Manche wiederholen auch die Sache, und wenn dem Vater Geld und Geduld nicht ausgehen, führt oft erst die zweite oder dritte Besserung zum Ziele. Einige sind freilich nicht zu retten, aber dies Schicksal trifft immer nur solche, die sittlich bereits völlig verkommen sind.

Der unbemittelte Student würde bei seiner Beichte einen verzweifelten Vater treffen, der die Mittel zu seinem Studium unter leiblichen Entbehrungen der ganzen Familie aufgebracht hat und jetzt bei der größten Anstrengung nicht imstande ist, die Folgen seines Leichtsinns wieder gut zu machen. Daher

Digitized by Google

wird es denn zu einer Generalbeichte überhaupt nicht kommen. Thut wirklich ein Gläubiger den nutzlosen Schritt, sich an den Vater zu wenden, so wird vielleicht eine vereinzelte leichtsinnige Handlung zugegeben. Mehr zu bekennen, als unleugbar ist, wäre durchaus zwecklos.

Wenn dem Studenten an einer großen Universität die Mittel ausgehen, so ist die Hoffnung auf Borgen gering. Gelingt es ihm nicht, anderweitig Abhilfe zu schaffen, so wird er ziemlich schnell zu Grunde gehen. Auf einer kleinern und mittlern Universität ist es möglich, durch Borgen einige Zeit das Leben zu fristen. Ist aber erst einmal die Zahlungsunfähigkeit festgestellt, so wird das in dem Kreise der interessirten Personen schnell bekannt. Nun kommt der Anfang vom Ende. Entweder versucht der Student, weiter auf Borg zu leben und sieht sich natürlich in kurzer Zeit gezwungen, seinem Kredit durch schwindelhafte Angaben nachzuhelfen; dann dauert es nicht lange, bis er von der Universitätsbehörde entfernt wird oder gar den Gerichten verfällt. Oder er muß seinen Mittagstisch, den er schon seit längerer Zeit nicht mehr bezahlt hat, aufgeben, versetzt allmählich, was noch irgend Wert hat, und versinkt in die äußerste Not. Dann endet wohl auch die Kugel ein verfehltes, verzweifeltes Leben.

Leider werden solche Vorgänge meistens nur unvollkommen und in engen Kreisen bekannt und haben daher nicht einmal das Gute, daß sie andern als Warnung dienen können. Sie machen auch wenig Eindruck, weil fast immer eine scheinbare oder wirkliche Verschuldung vorliegt. Die Wenigsten bedenken, daß von dem jungen Mann eine weit über seine Jahre hinausgehende Charakterfestigkeit verlangt wurde. Beiläufig ist einmal in heiterer Gesellschaft von dem merkwürdigen Zusammentreffen die Rede, daß X zum zweitenmal durchs Examen gefallen ist und tags darauf den Manifestationseid hat schwören müssen; seine Gläubiger haben eine für ihn angekommne Postkarte mit Beschlag belegen wollen, woran sich die interessante juristische Frage knüpft, ob das zulässig sei. Bei Gelegenheit eines Selbstmordes kommt zur Sprache, daß Y. schon sechs Wochen vor seinem Tode tags über nicht habe ausgehen können, weil seine letzte anständige Kleidung versetzt gewesen sei, oder daß Z. mit einer Kellnerin verlobt gewesen sei, mit derselben öftere Eifersuchtsszenen gehabt habe, weil sie sich von andern Gästen liebkosen ließ, und sich kürzlich erschossen habe, entweder wegen des angegebnen Verhältnisses oder wegen gänzlicher Mittellosigkeit oder auch, weil er trotz seiner hohen Semesterzahl daran verzweifelt sei, je eine Prüfung bestehen zu können. Das wird dann in der Art einer Anekdote erzählt. Ein wegwerfendes Verdammungsurteil oder ein mitleidiges Bedauern, je nach der Gemütsart der Hörer — und die Sache ist abgethan. Wer etwa die Ermittlungsakten der Staatsanwaltschaft in die Hände bekommt, blickt in einen Abgrund leiblichen und sittlichen Elends, die Öffentlichkeit erfährt nichts davon.

Digitized by Google

Ziehen wir das Ergebnis. Der mittellose Student trifft nach allen Richtungen hin auf größere Schwierigkeiten als sein wohlhabender Genosse. Er bedarf höherer Begabung und stärkerer Charakterfestigkeit, um das Ziel seines Studiums zu erreichen. Die gesellschaftliche Gleichstellung wird thatsächlich zu einer Last für ihn, sie täuscht ihn zudem über die große Verschiedenheit, die in den Verhältnissen selbst liegt, und verführt ihn, einem Beispiel zu folgen, das für ihn stets verderblich werden muß. Scheitert er, so gestalten sich auch die Folgen des Mißlingens für ihn ganz unvergleichlich härter.

Soll nun der Unbemittelte gar nicht studiren? Das wäre sehr zu bedauern. Freilich nicht um seiner selbst willen. Begabte Leute sind heute in allen Berufszweigen zu verwenden, und die gelehrten Fächer bieten augenblicklich durchaus nicht die besten Aussichten. Mancher Studirte, der mit aller Arbeit gerade so viel erworben hat, um sich und die Seinen durchzubringen, beneidet seinen minder begabten Bruder, der durch seine Arbeit wohlhabend geworden ist. Aber der gelehrte Beruf selbst bedarf dieser Auffrischung, unsre Wissenschaft würde verkommen, wenn sie immer nur in denselben Familien zunftmäßig forterbte.

So lasse denn der unbemittelte Vater seinen begabten Sohn, wenn er wirkliche Lust und Liebe zu dem gewählten Fach — nicht etwa bloß zu dem Studentenleben — hat, getrost auf die Universität ziehen. Er stelle ihm den vollen Ernst der Lage dar, bereite ihn darauf vor, daß er in vielen Dingen Entsagung zu üben haben wird, verhehle ihm auch nicht die Opfer, die er, der Vater, selbst bringen muß. Hat der Sohn wirklich ernsten Willen, so werden ihm Gott und gute Leute weiter helfen. Große Schätze hat die Wissenschaft nicht zu vergeben, aber er darf hoffen, mit redlicher Arbeit seine Stelle in dem gewählten Berufe zu erobern und zugleich mit dem Bewußtsein wohlerfüllter Pflicht sein bescheidenes Auskommen zu finden.

Mit der Begabung darf man es freilich nicht leicht nehmen. Ein Junge kann in der Dorfschule den Eindruck eines Genies machen und spielt möglicherweise schon in den obern Klassen des Gymnasiums eine traurige Rolle. Auf der Universität ist er dann, von der Sorge um seinen Lebensunterhalt gedrückt, meistens gar nicht mehr imstande, mit seinen Kommilitonen gleichen Schritt zu halten. Unbegabte sollten ausnahmslos dem Studium fernbleiben. Der Vater, der sich von der Aussicht auf Stipendien und andre Vorteile blenden läßt, seinen Sohn in eine ungeeignete Laufbahn zu schieben, mag es sich selber zuschreiben, wenn er ihn als halbgebildeten, unbrauchbaren Menschen von der Universität zurückerhält. Wenn sich der Mangel der Befähigung erst später, etwa in den obern Klassen des Gymnasiums, herausstellt, so scheue man sich nicht, den ursprünglichen Plan zu ändern. Es liegt nur eine eingebildete Demütigung darin, wenn der junge Mann, der sich schon auf der Kanzel sah, zu der Erkenntnis kommt, daß er sich zu einem Hand-

Digitized by Google

werk besser eigne. Eine wirkliche Demütigung ärgster Art harrt dagegen seiner, wenn er den falschen Weg leichtsinnig weiter fortsetzt.

Am schlimmsten sind freilich diejenigen jungen Leute daran, die selbst den gelehrten Ständen entstammen. Was soll die arme Beamtenwitwe, die eine kärgliche Pension bezieht, mit ihrem mäßig begabten Sohne machen? An sich wäre es für diesen gewiß kein Unglück, wenn er wieder in den Handwerkerstand zurückkehrte, dem vielleicht sein Großvater oder Urgroßvater angehört hat. Aber die niedern Stände sind sehr viel unduldsamer als die höhern. Dem Sohne des Schuhmachers wird es sehr viel leichter gemacht, Amtsgerichtsrat zu werden, als dem Sohne des Amtsgerichtsrats Schuhmacher zu werden. Dazu kommt, daß der Sohn eines Beamten häufig durch Erziehung und körperliche Gewöhnung zu einem Handwerk ungeeignet geworden ist. Selbst wenn er den Mut besäße, sich dazu zu entschließen, würde er doch wenig Aussicht haben, etwas Ordentliches zu leisten. Hier liegt ein wirklicher Notstand vor. Immer wieder wird der junge Mann auf das Studium als letzten Ausweg gedrängt werden. Ist er von Kindheit auf in dem Gedanken erzogen, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen haben wird, so wird er vielleicht die nötige Charakterfestigkeit besitzen, um allen Hindernissen zum Trotz seinen Platz im Leben zu erringen; meist gelingt es ihm denn auch, mit Rücksicht auf seinen verstorbenen Vater und auf sein eignes ernstes Streben ein einigermaßen ausreichendes Stipendium oder sonstige Unterstützung zu erhalten. Fehlt ihm jene Charakterfestigkeit, so ist ihm eben nicht zu raten. Verkommne Beamtensöhne sind leider keine seltene Erscheinung.

Bruder Jonathan in französischer Beleuchtung

Max O'Rell ist der Schriftstellername eines Franzosen (wahrscheinlich giebt man sich mit dem Eingeständnis, seinen wirklichen Namen nicht zu kennen, eine arge Blöße), der ein Buch über „John Bull und seine Inseln“ geschrieben und damit den Nordamerikanern, wie es scheint, viel Vergnügen gemacht hat. Demzufolge fand es ein Impresario geschäftlich ratsam, ihn für eine Anzahl Vorlesungen in den Vereinigten Staaten zu mieten und ihn, wie das ja Sitte ist, zu zwingen, bald in dieser, bald in jener großen Stadt zwischen der Ankunft des einen und

Digitized by Google

dem Abgange des nächsten Eilzuges aufzutreten — natürlich gegen „amerikanisches“ Honorar. Aus den auf diesen Gewaltreisen gesammelten Notizen hat O'Rell nun ein sehr unterhaltendes Buch zusammengestellt, das unter dem Titel Bruder Jonathan und sein Land von Emmy Becher übersetzt worden (sehr gut, abgesehen von kleinen Flüchtigkeiten, wie „Tropfen“ als Mehrzahl von „Tropf“ u. dgl.) und im Verlage von G. Engelhorn in Stuttgart erschienen ist. Aber es unterhält nicht allein, es belehrt auch und darf insbesondre denen empfohlen werden, die sich aus der europäischen Sklaverei in das „Land der Freiheit“ sehnen.

Ich erinnere mich, kurz nach 1848 auf einem englischen Dampfer einen Europamüden getroffen zu haben, der frisch von „drüben“ gekommen war und seine Erzählungen mit den Worten zu beschließen pflegte: „Freiheit ist gut, aber für die Freiheit dank ich!“ Ungefähr darauf laufen auch O'Rells Eindrücke hinaus, nur daß er den Satz umkehrt. Die Freiheit findet auch er unausstehlich, aber — Amerika ist noch ein Kind; wenn es einmal zu Verstande gekommen sein wird! Er ist nämlich stets bemüht, den Bruder Jonathan bei guter Laune zu erhalten, läßt deshalb auf derbe Wahrheiten und Sarkasmen immer wieder etwas Begütigendes folgen und bewundert, was zu bewundern ist, überschwänglich: den Unternehmungsgeist, die Thatkraft, die Frauen und ihre Stellung, die Irländer. Die letztern, weil sie auch in Amerika Irländer bleiben, während die Deutschen „ihre Sprache vergessen, sie ihre Kinder nicht lernen lassen, das Vaterland hart beurteilen.“ Daß er von den Deutschen nichts als diese traurige Wahrheit zu berichten weiß, darf an dem Franzosen nicht befremden, anderseits ist es tröstlich, daß er „bei den Irländern Lieblingssünden, Fehler, Schwachheiten niemals hat ausfindig machen können.“ Diese Probe zeigt bereits, daß seine Urteile mit einiger Vorsicht aufgenommen werden müssen. Von Clan-na-Gael und Kompagnie weiß er augenscheinlich gar nichts. Auch verwahrt er sich wiederholt ausdrücklich gegen den Verdacht, nach kurzem Aufenthalt eine ernsthafte Studie über Land und Leute geben zu wollen. Und da ein Buch von sechzehn Druckbogen bekanntlich nicht so schnell geschrieben wie gelesen werden kann, ist es verzeihlich, wenn der Verfasser bei dem sechzehnten vergessen hat, was auf dem vierten oder auch spätern steht, während dem Leser solche kleine Widersprüche auffallen. So bemerkt z. B. O'Rell bei Besprechung der entsetzlichen Übermacht der amerikanischen „Goldkönige“: „Häufig genug erregt diese Tyrannei Entrüstung und erweckt unauslöschlichen Haß, und ich fürchte sehr, daß die Amerikaner, die sich über unsre Revolution lustig machen, sich selbst eine heranziehen, im Vergleich zu der das Jahr 1793, um mit Heine zu sprechen, nur eine Idylle sein wird“; am Schlusse aber weiß er seinem eignen Vaterlande nichts besseres zu wünschen, als daß es ein zweites Amerika werden möge. Daß es in gewissem Sinne auf bestem Wege dazu ist, läßt sich nicht leugnen.

Digitized by Google

Übrigens braucht man Widersprüche und Inkonsequenzen keineswegs immer in so weiten Abständen zu suchen. O'Rell findet es komisch, daß die amerikanischen Frauen, die sich thatsächlich „alles erlauben dürfen," noch nach Emanzipation schreien, und macht Einwendungen gegen ihr Verlangen, in den gesetzgebenden Versammlungen Sitz und Stimme zu erhalten; aber eine Dame erzählt ihm, eine Anzahl junger Frauen in Newyork habe durch ihr energisches Auftreten gegen jeden Mann, der abends auf der Straße die schuldige Achtung gegen sie aus den Augen setzen wollte, es zuwege gebracht, daß jetzt Frauen und Mädchen nachts unbeschützt nach Hause gehen können; und als sie daraufhin die politischen Rechte für ihr Geschlecht fordert, antwortet er nicht etwa, daß diese Frauenlogik sie widerlegt, sondern erklärt sich für „geschlagen." Und wenn Frauen einen Mann theeren und befedern, Schülerinnen eines Mädcheninstituts einen Redakteur durchpeitschen und ihm Cayennepfeffer in die Augen werfen, so sind das wieder Beweise der „bevorzugten Stellung der Frau in Amerika," nur den Pfeffer hätten die Mädchen sich ersparen können.

Daß die Frau des Kleinbürgers es im Kleiderluxus der Millionärin gleichthun will, daß man auf den Straßen der großen Städte Anzüge sieht, die höchstens auf einem Maskenballe zulässig wären, findet allerdings nicht die Billigung des Verfassers. Aber — „in einem demokratischen Lande wird der Frosch stets den Ochsen spielen wollen. Sie bläht sich auf, bis sie platzt, oder vielmehr bis ihres Gatten Geschäfte verkrachen. In Frankreich und England verzehrt die Frau die Zinsen des Mannes, in Amerika nimmt sie gleich das Kapital."

„Der Humor geht aus Einfachheit und wohlwollendem Charakter hervor. Man findet ihn in überströmender Fülle beim Amerikaner, der wirklich ein guter Kerl ist." Beleg: es bestehen eigne Gesellschaften, die Gäste einladen, um sich über sie lustig zu machen und dafür die plattesten Grobheiten in Empfang zu nehmen. Und O'Rell kann nicht umhin, an die Pröbchen dieses „Humors," die er mitteilt, die Bemerkung zu knüpfen, „der dort verprasste Geist und Witz scheine nicht gerade von edelster Art zu sein, und die Neckereien und Aufsprachen, in denen die Amerikaner förmlich schwelgen, hätten für den Fremden immerhin etwas Rohes." Wir bekennen, weder Geist noch Witz darin entdecken zu können.

Die Neuigkeitsjagd der Zeitungen, die unverschämte Zudringlichkeit der Berichterstatter, der Klatsch, die Aufschneidereien und Lügen, das Aufputzen der unbedeutendsten Vorfälle, das Bemühen, durch abgeschmackte Überschriften die Aufmerksamkeit auf Tagesneuigkeiten oder Anzeigen zu lenken — alles dies wird größtenteils sehr ergötzlich geschildert, aber um es kennen zu lernen, hat man nicht nötig, über das Weltmeer zu gehen. Doch noch viel ergötzlicher ist, wie O'Rell sich abmüht, das Unwesen zu rechtfertigen. „Für den ernsthaften und denkenden Leser haben die englischen Blätter als einzige Anziehungs-

Digitized by Google

kraft die Zuverlässigkeit ihrer in- und ausländischen Korrespondenzen voraus." Der Verfasser scheint Times, Daily News u. s. w. lange nicht gelesen zu haben. „Die amerikanischen Zeitungen sind ein Sammelsurium von politischen, litterarischen, künstlerischen und gesellschaftlichen Neuigkeiten, von Berichten über Kriminalfälle, lustigen Geschichtchen, Klatsch aller Art, Interviews, Skandalchronik, und sind geschrieben in einem Stil, der den Mann von Geschmack häufig verletzt, oft aber auch fesselt und immer amüsirt." Also verletzendes Amüsement! „Das Publikum muß befriedigt werden, das ist die Aufgabe der Presse," die mithin auf der Stufe der Modengeschäfte und der Tingeltangel steht. „Wo es sich um politische Neuigkeiten aus Europa handelt, darf man den amerikanischen Zeitungen nicht ohne großen Vorbehalt Glauben schenken, aber anerkennenswert ist immerhin die Rührigkeit der dortigen Presse." Zum Beispiel: am Morgen nach der ersten Aufführung eines neuen Stückes von Sardou brachte eine Newyorker Zeitung bereits einen zwei Spalten langen Bericht über Stück und Darstellung. „Das heißt also: die Amerikaner bekamen die Einzelheiten von Sarah Bernhardts jüngstem Triumph vor den Bewohnern von Lyon und Marseille zu lesen." Die beneidenswerten Amerikaner, beneidenswert, wenn auch bei dieser Berechnung die Verschiedenheit des Uhrenganges außer acht gelassen ist. Indessen wäre es unbillig, nicht anzuerkennen, daß auch europäische Zeitungen bemüht sind, in der Auffassung ihres hohen Berufes den amerikanischen ähnlich zu werden. Bei dem Anblick eines Zeitungsartikels, der einen mit Namen genannten Mann mit dem Gehängtwerden bedroht, wenn er fortfahren sollte, in den Straßen zu predigen und in den Häusern zu beten, anstatt zu arbeiten, überläuft unsern Autor „gewissermaßen eine Gänsehaut." Warum denn? Das gehört doch zur wahren Freiheit!

Ebenso findet er eine andre Freiheit, nämlich die, eine Ehe zu schließen und wieder zu lösen, nicht ganz unbedenklich, sie habe „auch ihre tragische Seite"; man höre nämlich täglich, daß ein Mann seine Frau wenige Tage nach der Trauung verlassen und ihr Vermögen mitgenommen habe. Ihr Trost bleibe, wenigstens nicht ihre Ehre verloren zu haben!

Trunksucht kommt nach O'Rells Versicherung in den niedern Ständen nur ausnahmsweise, in den höhern gar nicht vor.

Unter Ärzten, Advokaten, Apothekern giebt es viele Schwindler, „aber schließlich sind es doch Leute, die auch ihre Examen bestanden haben und zur Ausübung ihres Berufes gesetzlich ermächtigt sind." Das ändert natürlich die Sache, zumal da bekannt ist, wie streng es in Amerika mit den Prüfungen genommen wird.

Die Eisenbahnbeamten scheinen seiner Schilderung zufolge in Amerika ebenso grob zu sein wie in der Schweiz, und die Erklärung dieser Erscheinung paßt auf beide Länder: der Schaffner „bildet sich ein, sich mit gebildeten Leuten auf gleichen Fuß zu stellen, wenn er grob gegen sie ist, und dadurch

Digitized by Google

den obersten Grundsatz der Demokratie, der Gleichheit, zum Ausdrucke zu verhelfen." Leider sorgen die Schweizer Eisenbahnen nicht so für die sonstige Bequemlichkeit des Reisenden wie die amerikanischen. In dasselbe Kapitel gehören die zahlreichen Anekdoten von den Dienstboten, insbesondre den weiblichen, die sich wie „zur Disposition stehende Herzoginnen" benehmen. Bei diesen Verhältnissen und den außerordentlich hohen Löhnen vermögen wir auch an der Einrichtung, daß eine Herrschaft, die durch die Blätter einen Dienstboten sucht, zweiundeinhalb bis fünfmal so viel für die Zeile zahlen muß, als der Bediente oder das Stubenmädchen, nichts „bewundernswertes" zu finden.

Gern beistimmen wird man den gelegentlichen Bemerkungen über die Anwendung „demokratischer" Grundsätze auf das öffentliche Leben. „Um Chemiker zu werden, muß man Chemie studiren, um Rechtsanwalt zu werden, die Rechte, um in einer Demokratie Politiker zu werden, nur seinen eignen Nutzen." Daher werde ein Mann aus der Gesellschaft, der sich mit Politik befaßt, anrüchig. Der alle vier Jahre eintretende vollständige Wechsel in der gesetzgebenden Versammlung bringe es mit sich, daß dort immer nur Neulinge sitzen, „Politiker, aber keine Staatsmänner." Das Publikum kümmere sich daher auch viel weniger um die Vorgänge im Kapitol zu Washington, als um die Verhandlungen in der französischen Kammer, im englischen Parlament und im deutschen Reichstage. Doch entdeckt der Verfasser auch darin einen Vorzug, denn natürlich sei „das politische Leben jedes Volkes, das glücklich und in ungestörter Ruhe und Sicherheit lebt, uninteressant" — eine Wahrheit, die nicht zu bestreiten ist, aber zu dem Thema paßt wie die Faust aufs Auge.

Die gewohnheitsmäßige atemlose Hast in dem gesamten täglichen Leben, von der man schon in England einen Vorgeschmack bekommt, betrachtet auch O'Rell als einen Unsinn, hält überhaupt dem immer und überall nur an großen und raschen Erwerb denkenden Amerikaner mit Recht den Franzosen vor, der mit der Absicht schafft und spart, das Alter sorglos erwarten zu können.

Wenn O'Rell auch nur sechs Monate in Amerika verlebt hat, so ist er doch bis zu einem gewissen Grade amerikanisch geworden. Einmal will er seinen Lesern aufbinden, sein Impresario habe gesagt, er wolle auch — Charles Dickens, den längst Verstorbenen, für eine Reise durch Kanada anwerben, ein andermal prophezeit er, in fünfzig Jahren werde die alte Welt, wenn sie sich nicht bessere, der neuen wie „die Barbarei der Zivilisation" gegenüberstehen. Besonders lustig nimmt sich in dem Munde des Franzosen die Phrase aus, „ruhmdürstige" Fürsten zwängen Europa zu den ungeheuern Rüstungen.

Schließlich wollen auch wir ihm nachahmen, indem wir das Urteil über sein Buch so zusammenfassen: der Leser wird vieles darin widersinnig finden, bei vielem ungläubig den Kopf schütteln, aber trotzdem nicht bereuen, es auf einem Bahnhofe gekauft und während der Reise gelesen zu haben.

Digitized by Google

Tagebuchblätter eines Sonntagsphiloſophen

13. Die Rede des Prinzen Ludwig

Das war eine wackere That, Prinz Ludwig, eine deutſche That, deren man in der Geſchichte der Anfänge des neuen Reiches einſt gar wohl gedenken wird! Zwar nur eine Rede, aber eine Rede, die einer That gleich wirkt durch die deutſchen Lande hin und darüber hinaus. Eine That auch inſofern, als es, ſoviel ich weiß, neu iſt, daß ein ſo hochgeſtellter Fürſt als Volksredner auftritt. Dem Prinzen ſelbſt gerade iſt es freilich nicht neu, denn er hat vor acht Jahren die deutſchen Schützen zu ihrem Feſte in München ebenſo bewillkommt, wie jetzt die Turner. Ich habe aber gar keine Erinnerung, daß ſeine Rede damals ein ähnliches Aufſehen erregt hätte wie die vom Sonnabend. Ein Fürſt als Volksredner, das Wort in ſeinem edelſten Sinne genommen. Er ſprach zu den Tauſenden deutſcher Turner als zu deutſchen Männern, in denen er Deutſchland ſelbſt vertreten vor ſich ſah, ſprach zu ihnen von der höchſten Angelegenheit deutſcher Männer, von dem Werden, Weſen und Gedeihen des neuen Reiches. Da iſt der Begriff Volksredner aufs ſchönſte erfüllt.

Nach einem lebendig gehaltenen Überblick, wie das alles ſo gekommen ſeit der Schmach der napoleoniſchen Zeit, fragt der fürſtliche Redner: „Und nun frage ich Sie, meine Herren, die Sie aus dem Deutſchen Reiche ſind, was iſt unſre Aufgabe? Dieſe Aufgabe iſt: treu feſtzuhalten an Kaiſer und Reich und einig zu bleiben.“ Das iſt ja der Grundton, auf den ſich nun glücklich alles deutſche Leben immer mehr ſtimmt. Aber noch mit Hinderniſſen, und gerade an dieſer Stelle und aus dieſem Munde hat die einfache, entſchiedene Erklärung mit der dazu gehörigen Ausführung eine beſondre Bedeutung, denn ſie ſagt zugleich aus: Auch Baiern gehört nun mit aller Treue und Hingebung dem neuen Reiche an, iſt nichts als ein williges Glied des neuen Ganzen, in dem der deutſche Geiſt ſeinen hohen Kulturaufgaben nachgehen wird. Es klang zugleich, ſelbſt wenn es dem Redner nicht bewußt war, wie ein freies brüderliches Bekenntnis des baieriſchen Geiſtes vor dem deutſchen Geiſte, das er dieſem zu guter Stunde ſchuldig zu ſein glaubte: „Da bin ich wieder ganz, wir gehören zuſammen.“

Man weiß ja bei uns wie im Auslande, welchen eigentümlichen Schwierigkeiten die neuen Verhältniſſe gerade in Baiern begegneten, obwohl eben von

Digitized by Google

da aus der Antrag gekommen ist, der einen deutschen Kaiser in der Person des Königs von Preußen einsetzte. Man weiß, wie das feindlich gesinnte Ausland damit rechnete, daß Baiern weniger aus sich heraus, als durch die Verhältnisse veranlaßt dem Reiche angehört. Auch der römische Standpunkt, der infolge geschichtlicher Entwicklung in Baiern so stark vertreten ist, der aber eigentlich nur sich selbst kennt und alle andern Standpunkte unter sich sieht, erschwerte das Durchbrechen des reinen deutschen Standpunktes. Bei Lebzeiten König Ludwigs II. wußte man es nicht anders, als daß mit der ihm folgenden Linie jener Standpunkt mehr oder weniger ausgesprochen auf den Thron kommen würde. Man erinnert sich noch der wohlthuenden Enttäuschung dieser Meinung, die das Auftreten des Prinzregenten Luitpold sehr bald bewirkte. Wie rasch gewann er sich das beste Zutrauen der Deutschen, und als er vollends zur Eröffnung des ersten Reichstages unter Kaiser Wilhelm II. an der Spitze der deutschen Fürsten selbst im Reichstag erschien, um dem jungen Kaiser gleichsam öffentlich seinen stützenden Arm zu leihen, da zuckte eine freudige Überzeugung durch die Lande: Ja, das junge Reich ist geborgen, und auch Baiern ist unser. Nun aber hat sein Sohn und Thronfolger, gewiß nicht wider den Willen seines königlichen Vaters, den deutschen Standpunkt Baierns mit einer Klarheit und Entschiedenheit ausgesprochen, die alle Zweifel für die Zukunft beseitigen. Man kann die Rede als sein künftiges Regierungsprogramm ansehen. Sie ist, alle Schwierigkeiten im Hintergrunde ermessen, eine tapfere, deutsche That.

Es hängt aber noch mehr Freude daran. Mich freut es zum Beispiel nicht wenig, daß durch die Gelegenheit das allgemeine deutsche Turnfest zu solchen politischen Ehren kommt. Es ist seit 1870 in der öffentlichen Meinung fast guter Ton geworden, die großen Turn-, Schützen- und Sängerfeste als etwas recht Überflüssiges anzusehen und selbst spöttisch zu behandeln, zu welchem Spott denn auch immer wohlfeiler Anlaß genug vorkommt. Ich habe diesen Standpunkt nie teilen können. Wer das große Turnfest von 1863 in Leipzig erlebt hat, dem leider keine entsprechende Darstellung zu teil geworden ist, der weiß, was solche Feste für das Ganze bedeuten können. Wie wichtig ist allein die gegenseitige Berührung der verschiedensten Stämme, nicht bloß vereinzelt und kühl, wie im Geschäftsleben, sondern mehr im ganzen und in gehobener Feststimmung. Und daß sie auch die besten Gelegenheiten sind und bleiben werden, wo auch hochpolitische Dinge sich geltend machen und wichtige Fragen sich klären können, wie in einer Art freiem Reichstag neben dem ernstlich amtlichen, das beweist das Münchner Turnfestmit der Rede des Prinzen Ludwig, für die sich eine andre Gelegenheit als die gegebne kaum denken läßt.

Mir regt es aber noch eine andre Betrachtung wieder an, der ich schon manchmal mit Freude nachgegangen bin, ich meine, wie in dem Begriffe Fürst sich eine glückliche Veränderung vollzieht. Solche leitende Begriffe, die die

Digitized by Google

festesten sein sollten, unterliegen nämlich fortwährenden Verschiebungen, in denen sich der Zeitgeist spiegelt. Ob eine Zeit in fallender oder steigender Bewegung, im Verfall oder im Aufblühen begriffen ist, zeigt sich an nichts so deutlich, als an dem Stande dieser leitenden Begriffe. Ein treffliches Beispiel giebt Volk. Wie hat der Begriff sich geändert seit etwa einhundertundfünfzig Jahren! Damals in einer Verkommenheit und Verachtung, die sich am schärfsten ausdrücken in dem französischen canaille, d. h. das gemeine Volk im Gegensatz zu Adel, Klerus und Gelehrtenwelt. Wie trostlos klingt aus der Zeit das Wort aus Hallers politischem Roman Usong, das Goethe seinem Gottfried von Berlichingen als Motto vorsetzte: „Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volkes ist in den Kot getreten und keiner edeln Begierde mehr fähig.“ Die Änderung des Begriffes ging von der Entdeckung des Volksliedes und seines einzigen Wertes aus und hat allmählich einen wahren Umschwung herbeigeführt, der auch in Politik und Wissenschaft nunmehr die maßgebenden Gesichtspunkte giebt.

Ähnlich hat der entsprechende Begriff Fürst seine innere Geschichte, bei der es auch an Umschwüngen nicht fehlt. Ich will nur an Macchiavells Fürstenbegriff erinnern, um anzudeuten, aus welchem Verfall sich der Begriff herauszuarbeiten hatte. Dabei galten die Fürsten als Halbgötter oder als die Götter dieser Erde. Und wie diese Götter zum Teil ihre Gottheit genossen und in ihrer Welt als Gott wirtschafteten, in Deutschland zumal in der unvermeidlichen Nachahmung Frankreichs, d. h. des Hofes von Versailles, davon giebt die Einzelgeschichte wie die satirische Litteratur genügend Zeugnis. Der altgermanische Begriff Fürst, in ältester Form fúristo, meint eigentlich den Vordersten, der überall voran ist, als Führer, er schloß zugleich den Begriff Held ein. Das ist denn auch in den langen Jahrhunderten zum Glück nie ganz vergessen worden, ja in großen und Heldennaturen bricht der alte, hohe Begriff oft von selbst wieder aus, besonders wie es scheint in bevorzugten Geschlechtern. Oder er wird vom aufstrebenden Zeitgeiste neu gefunden und als leuchtendes Ziel des wahren Fürstenruhmes hoch aufgesteckt. So gings bei uns im achtzehnten Jahrhundert, wo unsre Dichter, Klopstock immer voran in allem Hohen, und die sogenannten Popularphilosophen treulich zusammen an der Erhöhung des Begriffs arbeiteten. Und es gab Fürsten genug, die den neuen, hohen Gedanken sich willig hingaben, vor allen Friedrich der Große, selbst eine rechte Heldennatur, nicht zu vergessen auch Kaiser Joseph II. u. a.

Nun, was ich meinte, ist: diesen verjüngten und in sich erneuten Fürstenbegriff, auf den so viel ankommt wie auf den verjüngten Volksbegriff, sehen wir auch in unserm Jahrhundert, in der Gegenwart wirken. In unserm jugendlichen Kaiser sehen wir ihn wie verkörpert, der darin der rechte Erbe des Geistes seiner Ahnen ist. Und auch des Prinzen Ludwig Rede erinnerte mich freudig daran. Da klang auch der rechte, neue, hohe Fürstengeist, der zugleich

Digitized by Google

die Dinge von reiner Höhe übersieht und zugleich ihrer Bewegung zum Ziele als Führer die Wege weist. Wohl dem Reiche, daß es solche Fürsten findet! —

* * *

Man erfährt nun, wie merkwürdig die Rede weiter wirkt auch bei Gegnern der darin vertretenen Sache. Die Ultramontanen im eignen Lande fechten sie bitter an. Natürlich! Es ist ja darin bloß von einem deutschen Standpunkte die Rede, und zwar mit heller, voller Begeisterung, von einem römischen aber so ganz und gar nicht, als gäbe es ihn gar nicht. Der Prinz hat sich gegen schmähliche Entstellungen in ultramontanen Blättern zu verwahren. Sein Vater aber, der Prinz-Regent Luitpold, hat sein volles Einverständnis mit dem Geiste der Rede erklären lassen. So ist denn das Ganze ein kleines, aber wertvolles Stück deutscher Geschichte in Baiern. Heil dem neu gewonnenen Baiern!

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was uns not thut. Wir haben nun eine Verfassung, die Deutschland einigt, wir haben eine Reihe von Festungen, die seine Grenzen schützen, wir haben eine einheitliche Armee und Flotte, die auf eines Mannes, unsers Kaisers, Ruf, wie ein Mann dasteht; was uns nun noch fehlt, ist Regelung und Einheit unsrer Diplomatie im Verkehr mit fremden Mächten.

Nach dieser Richtung bedürfen wir einer Vereinfachung, insofern als das Ausland der offiziellen Handhaben zu viele hat, seinen Einfluß an allen möglichen Stellen in Deutschland zu üben und möglicherweise hie und da falsches Spiel zu treiben. Man wird zugestehen, daß es kein zweites Land der Erde giebt, das gleichzeitig ein halbes Dutzend offizielle politische Vertreter fremder Mächte, und zwar ein und derselben Macht, aufzuweisen hätte wie Deutschland.

Auch haben wir in verschiednen Fällen, hauptsächlich 1870 gesehen, wie einer unsrer eifrigsten Gegner auf dem Wege seiner politischen Agenten, Gesandten, Botschafter und wie sie heißen mochten, im Herzen Deutschlands sein politisches Lager aufschlug und einfach that, als wäre er zu Hause.

In gegebenen Fällen können sich ähnliche Unzuträglichkeiten unter dem Deckmantel der Vertretung des Auslandes an Höfen zweiten und dritten Ranges in Deutschland erneuern, Zwietracht zwischen unsern deutschen Bundesfürsten säen und neue Wirren herbeiführen. Wir möchten daher auf die Tagesordnung öffentlicher Besprechung die Erörterung der Frage stellen, ob es nicht not thue, dem Gesandtenwesen in Deutschland außerhalb der Vertretung der Mächte bei dem Kaiser und seinen Räten in der einen oder andern Weise Grenzen zu ziehen.

Digitized by Google

Wir wissen, daß die Aufnahme dieser Frage in das öffentliche Gespräch einer Wiedereröffnung der deutschen Frage gleich kommen würde; wir wissen auch, daß im In- und Auslande eine solche Erörterung vielen Staub aufwirbeln und manche Gemüter in hellen Zorn versetzen würde. Über alle diese Bedenken hinweg halten wir es aber für richtig und notwendig, auch in unsern diplomatischen Beziehungen nach außen Schnitt und die allein zulässige vernünftige Form zu bringen.

Man soll uns deshalb nicht anklagen wollen, wir redeten dem Einheitsstaate das Wort. Wir bringen sogar nicht einmal etwas Neues, denn in verschiednen deutschen Landtagen ist schon zu verschiednen malen die Anregung gegeben worden, die fremden Gesandtschaften im Reiche aufzuheben und nur der allein zuständigen Stelle, dem Kaiser, zuzuweisen. Freilich betonte man bei diesen Anträgen nicht die hohe politische, sondern die niedrigere finanzielle Seite.

Wir selbst sind ein so friedliebendes Volk, und unser Kaiser ist ein so entschiedener, thatkräftiger Mann, daß es uns zu gönnen ist, etwas mehr Herr unsers Schicksals zu werden und festgeschlossen sprungreif dazustehen, denn unsre Gegner sind in derselben Lage.

Eingekeilt zwischen zwei Nationen, die keine Ruhe halten können und stets über ihre Grenzen hinausschauen, sind wir es uns doppelt schuldig, vor allem unsern innern Frieden zu wahren und an der Verbrüderung unsrer deutschen Bundesfürsten und ihrer Stämme fortzuarbeiten. Zu diesem Vorhaben bedürfen wir keiner fremden Augen, die an Ort und Stelle die Zersetzung und Zerfleischung Deutschlands durch alle Jahrhunderte lang geplant haben und noch heute uns ein lüsternes Gesicht zeigen. Selbst der erbittertste unsrer Gegner muß zugestehen, daß in diesen Worten tiefer Sinn und tiefe Berechtigung liegen, wenn man uns wenigstens dem Namen nach unter andre Nationen als Nation einreihen will. Ein Volk von Brüdern, das die ganze Welt wie einen Bruder betrachtet, gehört auf ein Eiland draußen im Meere, wo es keine Nachbarn giebt.

Wir gehen sogar soweit, zu behaupten, daß nicht eher in die Gemüter in Deutschland Ruhe und Friede, Ausgleichung und Vernunft einziehen werden, als hier nicht allein die diplomatische Vertretung des Auslandes nur in Berlin versammelt ist, sondern auch die Vertretung des Papstes in kirchlichen Angelegenheiten nur in der Nähe des deutschen Kaisers und seiner Räte Anker wirft, genau wie dies von Seiten der Kurie in andern Ländern geschieht; denn das Auftreten der Legaten Roms an allen Ecken und Enden Deutschlands setzt das Reich in großen Nachteil. Rom drangsalirt auch Deutschland hauptsächlich deswegen in so hervorragender Weise, weil es einmal seinen Angriff auf Baiern, einmal auf Baden, ein andermal auf Württemberg oder Preußen richtet und in dem Glauben ermutigt wird, das Deutsche Reich auf diese Weise womöglich moralisch aufrollen zu können.

Die deutsche Reichsregierung muß so zu sagen für den Riß stehen. Dafür muß sie alle Fäden nach außen, auch nach Rom hin, ausschließlich in den Händen haben. Und unser Kaiser ist gerecht, er schützt jede Glaubensgenossenschaft, er wird auch der katholischen Kirche ihre vollen Rechte im Staate einräumen. Freilich darf sie keine Miene machen, sich über den Staat stellen zu wollen, wie es der Ultramontanismus so oft versucht hat.

Wir wissen recht wohl, daß wir in diesen Ausführungen ein großes Wort sehr gelassen aussprechen und zunächst dem Tode durch die Spitze der Stahlfeder und der Zunge verfallen sind; uns hält aber der Gedanke aufrecht, daß Deutschland, das die Leuchte der Wissenschaft und der Künste andern Nationen vorangetragen,

Digitized by Google

auch ein besseres Los verdiene als in seinem eignen Hause ränkesüchtigen, ruhelosen Nachbarn zum Fangballe zu dienen; wir sind auch der festen Überzeugung, daß die Sicherstellung unsers Landes und das Zurgeltungkommen der hohen Eigenschaften unsers Kaisers erst dann eine vollkommne Thatsache werden wird, wenn weniger fremde Einflüsse sich im Innern Deutschlands breit machen können, noch dazu, da in unserm eignen Fleisch und Blut laue Freunde und dicke Feinde des Deutschen Reiches lauern, ein Umstand, der leider die nationale Unfertigkeit unsers Staates erst recht darlegt.

An dem Mißverständnis und Haß, dem gegenwärtige Zeilen an vielen Stellen im Deutschen Reiche begegnen werden, unter den obwaltenden Umständen begegnen müssen, können wir ermessen, wie sehr wir eine wunde Stelle berühren, und welcher Selbstüberwindung es bedürfen wird, dieser zerfahrenen, zweifelhaften Elemente zur Sicherheit und zum Schutze des Vaterlandes Herr zu werden.

Hinsichtlich des Herrseins in unsrer eignen nationalen Behausung herrscht in Deutschland eine große Verwirrung der Begriffe, eine Gewohnheit des Sichgehenlassens bei deutschen Bürgern und ganzen Staaten, und das Ausland beteiligt sich in einer Weise daran, daß ein ernstlicher Angriff, diesen Krebsschaden zu beseitigen, mehr oder weniger Revolution oder Krieg bedeuten würde, so sehr würden sich die Geister und Gemüter dagegen auflehnen, reine, gesunde Wirtschaft machen zu lassen.

Aus uns heraus wird dieser Wandel auch nicht kommen, wir wollen nur darauf bedacht sein, bei Gelegenheit diesen nötigen Wechsel im Auge zu behalten und unter allen Umständen zu unserm Kaiser zu stehen. Ihn erkennen wir schon jetzt als den einzigen Sachwalter des Reiches nach außen, und sein Wille hat den Anschein, als ob er vielen Willen seinen Mann stehen würde.

Es würde uns lieb sein, wenn unsre Anschauung über das, was uns not thut, Anklang fände.

Litteratur

Martin Luther in Sprache und Dichtung. Von Dr. Albert Freybe, Oberlehrer am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. Gütersloh, Bertelsmann, 1889

Wie heutzutage Zeitungen nur zum allergeringsten Teile die geistige Arbeit des Redakteurs und seiner Mitarbeiter sind, sodaß man längst die Scheere und den Gummitopf als die wesentlichsten Abzeichen der Würde eines Redakteurs anzusehen sich gewöhnt hat, so entsteht auch ein gutes Teil der neu erscheinenden Bücher nicht aus selbständigen Studien ihrer Verfasser, sondern sie sind vielfach nichts weiter als mehr oder minder geschickte Verarbeitung der von andern gewonnenen Ergebnisse. Reichlich die Hälfte unsrer Bücherschreiber sind Wiederkäuer. Man muß es schon hoch anrechnen, wenn diese edeln „Schriftsteller" andeuten, woher sie ihre Kenntnisse beziehen. Ein anschauliches Beispiel solcher Büchermacherei ist das Buch von Freybe über Luther. Wenn man kurz zuvor die Aufsätze Kluges (Von Luther bis Lessing) gelesen hat, kann man ganze Seiten als gute Bekannte überschlagen,

Digitized by Google

und aus den andern „Quellen," die er anführt, Pietsch, Burdach, Hopf, schöpft er ebenso fröhlich. Nun, offenbar ist es ja Freybe auch nicht um eine wissenschaftliche Leistung zu thun, er will dem Volke näher führen, was jene gefunden und in ihren gelehrten Arbeiten niedergelegt haben. Aber gegen diese Volksnahrung müssen doch auch gewichtige Bedenken geäußert werden. Wenn Freybe von Luther rühmt (S. 68): „Nie hat ein Professor die gelehrte Vornehmheit so gründlich verleugnet, wie dieser Doktor der Theologie," so hätte er selber nur auch etwas mehr nach diesem Ruhme geizen sollen. „Verhalten des Volks zum Worte Gottes und seiner Vokation — die neue eminent katholische Erfahrung von der Sünde und der Rechtfertigung im Glauben — Müllers Resultate sind mit denen von Dietz übereinstimmend und dieselben erweiternd — eine Eigentümlichkeit Luthers ist das Fehlen der Spirans h in der Partikel her — ohne Synkope (!) des n schreibt Luther pfennink — in der Flexion fehlt die Vorpartikel ge beim Partizipium — dazu kam die sprachliche Bildung seitens seiner Lektüre — wie langsam die Herrschaft der Muttersprache erfolgte — Luther ein deutschsprachlicher Universalist — Luther der heldengeistigste Herold des Evangeliums — das eigentliche Ziov Luthers — die Bibelübersetzung festigte das Reformationswerk und gab dem ganzen Volke das lebendige Wort Gottes wieder als das bedeutungsvollste Lebensferment (!) — geradezu geniale sittenmäßige (?) Anwendung des Wortes Gottes" — in solchen Wendungen geht es Seite für Seite fort! Dazu die immerwährende Auslassung von hat, haben, ist, sind, worden und ähnlichen unentbehrlichen Wörtchen, die Vertauschung von wie und als, der unterschiedslose Gebrauch der Mehrzahl Worte und Wörter — und solch ein Mann, der sich unsre Muttersprache in ihrer ganzen historisch-genetischen Evolution (S. 135) so eminent zu Diensten gemacht hat (S. 7), der „der Worte Idiom und Klang" (S. 53 Anm.) voll und ganz (S. 73) beherrscht, solch ein Musterschreiber auf der Potenz (S. 105), der die Kläglichkeit heutiger Schriftstellerei in voller Prägnanz (S. 136) repräsentirt (S. 3), solch ein Mann giebt womöglich deutschen Unterricht in den Oberklassen eines deutschen Gymnasiums! Wir danken ergebenst für die Zumutung, die das letzte Blatt mit seiner verschämten Aufzählung an uns stellt, die übrigen achtzehn (!) Bücher auch noch zu lesen, die Herr Oberlehrer Dr. Freybe schon geschrieben hat. Uns genügt dieses Prototyp (S. VII).

Altes und Neues von Friedrich Theodor Vischer. Neue Folge. Stuttgart, Adolf Bonz & Komp., 1889

Wir dürfen uns, nachdem wir vor wenigen Monaten ausführlich über Vischer gesprochen haben, diesmal mit einer kurzen Anzeige dieser Sammlung zerstreuter Aufsätze aus seiner herrlichen Feder begnügen. Sein Sohn Robert Vischer eröffnet mit diesem Bande „Altes und Neues" eine Reihe von Bänden, die den Nachlaß des Vaters der Öffentlichkeit übergeben sollen. Kein zweiter zeitgenössischer Schriftsteller hat sich ein gleiches Anrecht auf solche Pietät erworben, wie Vischer. Durch seine Prosa allein reiht er sich den ersten Schriftstellern der Nation an. In diesem Bande hat man wieder Gelegenheit, ihn von der sprachkünstlerischen Seite zu bewundern, zunächst in der Abhandlung von den „Leiden des Buchstaben R auf seiner Wanderung durch Deutschland." Wir möchten wohl wissen, ob ein einziger unsrer modernen Germanisten, die auf die philosophischen Kritiker so hochmütig herabsehen und alles Heil in der philologischen Methode suchen, sich jemals zu dieser Feinheit des Sprachgefühls, zu dieser tiefen Einsicht in den Sprachgeist erhoben habe, wie der von den Schülern Scherers nach dem Vorgang der „Poetik" tölpelhaft gering-

Digitized by Google

geschätzte Vischer! Die „Kleinen Beiträge zur Charakteristik Goethes“ verraten einen einzigen Humor. Sie waren zunächst für das Goethe-Jahrbuch bestimmt, das ja vielfach ein Tummelplatz kleinlicher Forschung und blinder Goethevergötterung ist. Da machte es dem alten Schartenmayer und Mystifizinski Spaß, auch eine schwache Seite des Altmeisters zu berühren: seine Nachlässigkeit in einzelnen Versen und seine Sinnlichkeit. Aber es ist auch köstlich, zu sehen, wie Vischer sich über diese kleinliche Forschung lustig macht, während er sie übt, und wie er sie schließlich dennoch großartig abzuschließen versteht, indem er gerade von den Schwächen Goethes aus den Weg zum Verstehen seiner tiefsten Geständnisse bahnt. Ferner teilt der Band drei Gedenkreden mit: die Rede zur Feier des hundertsten Geburtstages Schillers in der Peterskirche zu Zürich 1859, den Nachruf an Auerbachs Grabe und die Rede bei der Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause von D. F. Strauß. Die Schillerrede ist ein Meisterwerk. Dem schweizerischen Publikum zuliebe ist mit außerordentlicher Kunst der „Wilhelm Tell“ in den Mittelpunkt gestellt, und doch ist das Maß gewahrt. Mustergiltig, lehrreich und sprühend von Anregungen sind die mitgeteilten Rezensionen: „Zum neuern Drama, Hebbel,“ dann die über die „Schweizerische Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts“ von Mörikofer, über „Friedrich Schiller“ von Weltrich, und über „Griechische Frühlingstage“ von Engel. Die merkwürdige Kritik über Hebbel (aus dem Jahre 1847) hervorgeholt zu haben ist geradezu ein Verdienst. Außerdem enthält der Band noch eine Reiseplauderei „Durcheinander aus Oberitalien“ und eine Nachlese von Aphorismen zu dem Tagebuche „Auch Einer,“ von denen wir nur eine mitteilen wollen, weil sie aus so berufenem Munde einen von uns oft beklagten Übelstand in dem gegenwärtigen litterarischen Leben bestätigt: „Wie oft besinne ich mich, ob ich mich abquälen soll, das Schöne zu begreifen, auch Kritiken zu schreiben, oder lieber etwas zu machen, worüber die armen Ästhetiker sich den Kopf zerbrechen müssen, ob und wie weit es schön sei, und wann, und warum? Darüber bleibt die Ästhetik liegen, wird meine Pflicht gegen die Kritik versäumt, die in meist schlechten Händen ist.“ Der Beruf der Kritik wird heutzutage gering geschätzt, zum größten Schaden der Produktion selbst. Denn welche Lebensfreude kann ein Schaffender für die Dauer haben, wenn ihm aus der öffentlichen, nicht kameradschaftlichen Kritik nicht jenes Echo entgegengeschallt, woraus er merken kann, ob er richtig verstanden worden ist oder nicht? Allerdings müßte diese Kritik im Geiste Vischers betrieben werden, und dieser Geist wird leider immer seltener.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik*)

Sein Vortrag, den ich im Frühjahr 1887 in der Berliner Juriſtiſchen Geſellſchaft über die Rechtsverhältniſſe der deutſchen Kolonialgeſellſchaften gehalten habe, hat die Anregung zu dem Werke des Dr. Schück über Brandenburg-Preußens Kolonialpolitik unter dem Großen Kurfürſten und ſeinen Nachfolgern gegeben. Ich habe bei jenem Vortrage darauf hingewieſen, wie die mir geſetzte Berufsarbeit und die für den erſteren bemeſſene Zeit es nicht geſtattet hätten, trotz ſehr naheliegender Vergleichspunkte auf die Kolonialpolitik des Großen Kurfürſten zurückzugreifen, über welche es zwar nicht an zahlreichen Urkunden in den Archiven, wohl aber an einer ſorgfältigen und umfaſſenden Darſtellung fehlte. Ich knüpfte daran die Hoffnung, daß unter den jüngeren Mitgliedern der Geſellſchaft ſich der eine oder der andre finden würde, welcher ſich dieſer ebenſo mühevollen als dankenswerten Aufgabe unterziehen möchte. Schneller, als ich es geglaubt, und in reicherem Maße, als ich es mir vorſtellen konnte, hat ſich meine Hoffnung erfüllt. Ich empfinde es als eine beſondre Genugthuung, daß es mir verſtattet iſt, das große Werk des Dr. Schück mit einigen Worten einzuleiten, welche zeigen ſollen, wie wertvolle Ergebniſſe die Geſchichte des Großen Kurfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern und die Geſchichte der deutſchen kolonialen Beſtrebungen dem Eifer und der Forſchung dieſes jungen Gelehrten verdanken.

*) Unter dieſem Titel erſcheint im September im Verlage von Fr. Wilh. Grunow ein zweibändiges Werk des Gerichtsaſſeſſors Dr. Richard Schück. Der erſte Band enthält die ſyſtematiſche Darſtellung, der zweite Band iſt das dazu gehörige Urkundenbuch. Der obige Aufſatz iſt ein Abdruck der zu dem Werke von dem Geheimen Legationsrat Dr. Paul Kayſer geſchriebenen Vorrede.

Digitized by Google

Denn bis zu der hier vorliegenden Darstellung ist die Kolonialpolitik Brandenburg-Preußens, welche in schwerer Zeit, aber in kühner Voraussicht von dem Großen Kurfürsten angebahnt und ausgeführt worden ist, einer eingehenden Untersuchung nicht gewürdigt worden.

Selbst Pufendorf hat in seinem großen, neunzehn Bücher umfassenden Geschichtswerke De rebus gestis Friderici Wilhelmi Magni, Electoris Brandenburgici der Kolonialpolitik des Gefeierten nur einen einzigen dürftigen Paragraphen (Lib. 18, § 32) mit der Überschrift De navigatione Societatis Afric. Brandenb. in Guineam gewidmet. Er berichtet darin, daß die vorher besprochene Verbindung mit den ostfriesischen Ständen für die bald darauf unter der Oberaufsicht des Großen Kurfürsten gegründete guineische Kompagnie sehr günstig gewesen, daß letztere infolge der Anfeindungen durch die holländisch-westindische und durch die französische Senegal-Kompagnie viele Verluste zu erleiden gehabt, daß es aber dem Großen Kurfürsten wenigstens gelungen ist, sein Recht zur Schiffahrt auf dem offenen Meere zur Anerkennung zu bringen. Sodann erzählt Pufendorf kurz den Zug von der Gröben nach Guinea und schließt bereits mit der Erwähnung der Negerverträge vom 12. Mai 1684 und 4. Februar 1685, obwohl sein Werk erst 1695 erschienen ist, er also mehr hätte mitteilen können. Besonders bezeichnend für die Dürftigkeit seiner Darstellung ist es, daß er der früheren Kolonialpläne des Kurfürsten nicht gedenkt und daß die beiden Namen der Hauptmitarbeiter desselben, Giffels van Lier und Raule, auch nicht ein einziges mal in dem großen Werke vorkommen.

Mit Recht bemerkt deshalb Graf Hertzberg in seiner sehr anziehenden Abhandlung*) vom Jahre 1781 über Pufendorf: Ce savant historien ... n'ayant pas consulté les papiers, qui contiennent les exploits maritimes du Grand-Electeur n'en a pas parlé que fort superficiellement, quoiqu'ils fussent une partie très intéressante de l'historie de ce Prince.

Aber dieser Vorwurf des fridericianischen Staatsministers trifft auch alle späteren Geschichtschreiber. Selbst Droysen, welcher dem Staate des Großen Kurfürsten ein dauerndes Denkmal errichtet hat, geht mit wenigen Worten über die große koloniale Schöpfung des ersten Begründers eines deutsch-preußischen Staates hinweg.

Daher kommt es, daß die Ausbeute aus der den Gegenstand behandelnden Litteratur nur eine ganz geringe ist.

Von einer kleinen und unbedeutenden, bereits im Jahre 1688 erschienenen akademischen Schrift von Sauer abgesehen: Friderici Wilhelmi res gestae

*) Es ist die in der Akademie der Wissenschaften gehaltene Vorlesung, welche einen Auszug der weiter unten erwähnten Schrift darstellt und unter dem Titel Dissertation contenant des anecdotes du règne de Frédéric Guillaume le Grand-Electeur de Brandenbourg et surtout de ses exploits maritimes im Druck erschienen ist.

Digitized by Google

marinae. (Francofurt. ad Viadr. Anno 1688), ist die von dem Grafen von Hertzberg im Jahre 1755 verfaßte Histoire de la marine et de la compagnie africaine de Prusse, als Manuskript in der Königlichen Bibliothek zu Berlin aufbewahrt und übersetzt a) im Jahre 1767 von Pauli, Allg. Preußische Staatsgeschichte, Bd. 7, b) im Jahre 1864 vom Grafen von Borcke*) die erste Darstellung, welche sich eingehender der brandenburgisch-preußischen Kolonialpolitik widmete, und deren Zweck es war, eine Lücke in der Geschichte des Großen Kurfürsten auszufüllen. Aber sie ist nach seinem eignen Geständnis une histoire succincte und erschöpft bei weitem nicht den reichen Inhalt der Archive.

Ausführlicher, doch keineswegs besser und durchaus nicht frei von Irrtümern ist die von Stuhr aus den Quellen geschöpfte und im Jahre 1839 veröffentlichte Geschichte der See- und Kolonialmacht des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Die von ihm gegebenen archivalischen Beilagen sind nahezu ohne Wert, weil sie durchweg fehlerhaft sind. Über die Zeit von 1653 bis 1675, von welcher Graf Hertzberg noch bemerkte, daß sich der Kurfürst wegen der ununterbrochenen Kriege nicht mehr ernstlich mit der Schiffahrt beschäftigen konnte, obwohl er sich den darauf zielenden, ihm zeitweilig gemachten Vorschlägen niemals gänzlich entzogen habe, begnügt sich Stuhr mit der Bemerkung, daß der Kurfürst durch wichtige Verhältnisse lange Zeit verhindert gewesen sei, auf kräftige Weise für die Aufnahme des Handels in seinen Staaten zu wirken. Des Planes einer kurbrandenburgisch-ostindischen Kompagnie gedenkt Graf Hertzberg noch mit wenigen Worten, während Stuhr die bezüglichen Urkunden für verloren angiebt. Sie sind es in der That bis auf den heutigen Tag geblieben. Erst dem Dr. Schück ist es gelungen, diese Urkunden in dem Geheimen Staatsarchiv neu zu entdecken.

Der auf dem Titelblatt gegebnen Versicherung nach ist auch Jordans Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kriegsmarine, Berlin 1856 „mit Benutzung archivalischer Quellen und ungedruckter Manuskripte" bearbeitet. Diese Versicherung trifft aber für den Zeitraum von 1647 bis 1721 nur in sehr bescheidnem Maße zu. Eine genauere Prüfung ergiebt, daß es sich meist nur um eine freie Bearbeitung des Stuhrschen Werkes handelt. Selbständig sind allein die Gefechte des Jahres 1677 und der folgenden beschrieben.

Keine weitere Förderung hat die Geschichte der brandenburgisch-preußischen Kolonialpolitik durch den Freiherrn von Seld in seinen Vertraulichen Mit-

*) Die Paulische Übersetzung ist ungenau, und auch die Borckesche enthält zahlreiche Mängel. Es fehlen in letzterer elf Anmerkungen der Urschrift und eine Reihe von Beilagen. Auch finden sich im Texte einzelne sinnentstellende Irrtümer (S. 62, 63, 75, 49).

Digitized by Google

theilungen vom Preußischen Hofe und von der Preußischen Staatsverwaltung (Berlin 1865) erfahren. Auf dem vorliegenden Gebiete lehnt er sich lediglich an seine Vorgänger an.

Hiermit ist die Reihe der Schriftsteller, welche die Kolonialpolitik Brandenburg-Preußens im Zusammenhang verfolgt haben, geschlossen.

Kleinere Abschnitte sind seitdem von verschiedner Seiten bearbeitet worden. So hat Peter im Jahre 1877 eine gründliche Abhandlung über „Die Anfänge der brandenburgischen Marine" geschrieben.

Die kriegsgeschichtliche Abteilung des Großen Generalstabs hat im Jahre 1885 in ihrer Schrift Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika interessante Einzelheiten militärischer Natur veröffentlicht. Es sind aber dabei, wie es bei dem Losreißen von Einzelheiten aus einem in sich abgeschlossenen und im Zusammenhange stehenden Stoffe kaum anders ergehen kann, manche Unrichtigkeiten nicht vermieden, und es haben sich bei dem Abdruck von Urkunden wie bei der Übersetzung aus dem Holländischen Fehler eingeschlichen.*)

Beheim-Schwarzbach hat in seiner Abhandlung über Die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms des Großen Kurfürsten (1885) nur Bekanntes wiederholt. Eine kleine Schrift Hofmeisters: Die maritimen und kolonialen Bestrebungen des Großen Kurfürsten (Emden 1886) setzt durch die Veröffentlichung von Urkunden aus dem Emdener Stadtarchiv das Verhältnis des Großen Kurfürsten zu Ostfriesland in ein genaueres Licht.

Erwähnenswert ist ferner der von den Offizieren S. M. Schiff „Sophie" erstattete Bericht über den heutigen Zustand des ehemaligen kurbrandenburgischen Forts Groß-Friedrichsburg (Berlin 1884) und sodann noch eine numismatische Studie von Ad. Meyer: Prägungen Brandenburg-Preußens betreffend dessen afrikanische Besitzungen (Berlin 1885). Endlich verdient noch eine besondre Erwähnung die sehr wertvolle Abhandlung von Dr. Eduard Heyck: Brandenburgisch-deutsche Kolonialpläne (1887).

Er machte die Entdeckung, daß das badische Generallandesarchiv in Karlsruhe Urkunden besitzt über „vom strengsten Geheimnis umhüllte Vorbereitungen" zu einer brandenburgisch-deutschen Kompagnie, welche „auch nach dem Erlöschen ihrer sekreten Eigenschaft nicht wieder daraus hervorgezogen sind." In dieser Annahme liegt freilich ein Irrtum, denn gerade die wichtigsten der von Heyck veröffentlichten Urkunden finden sich bereits in dem im Jahre 1673 in zweiter

*) S. 15 (Z. 17) steht „Guinea" statt „Grinsveen"; S. 73 ist aus dem praes der Urkunde Pillau gemacht, S. 74 aus „Ladezeuge" fälschlich „Lederzeuge," S. 75 aus „Gießkellen" — „Großkellen," S. 76 aus „Öhle" — „öfter," S. 77 aus „Bauholtz" — „Bandholtz" u. s. f. Unvollständig wiedergegeben ist z. B. die Gröbensche Instruktion (S. 12) und das Munitionsverzeichnis (S. 88). Unrichtigkeiten der Übersetzung zeigen sich S. 36, 48, 62.

Digitized by Google

Auflage veröffentlichten Werke eines Kolonialfreundes, des Dr. Johann Joachim Becher: Politischer Diskurs von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken.*)

Dadurch wird indes das Verdienst von Heyck in keiner Weise geschmälert, und seine Arbeit wird wie für den § 2 des vorliegenden Werkes so auch für alle zukünftigen Forschungen über die kurbrandenburgische in Verbindung mit Österreich und Spanien geplante ostindische Kompagnie die Grundlage bleiben. Sie hat durch die neu aufgefundnen Urkunden des Dr. Schück eine Ergänzung und Berichtigung erfahren, ohne daß jedoch ein nach allen Richtungen klares Bild hat geschaffen werden können. Das Konvolut im Geheimen Staatsarchiv (R. XI. 130. Nr. 18) trägt von der Hand des damaligen Archivars den Vermerk: „Projekt einer Ostindischen Compagnie mit dem Hause Oesterreich. Am 12. Juli 1667 ist dieses von H. Secretario Hippel ins Archiv gegeben worden und sonst nichts von dieser Sache darin vorhanden, wie denn auch dieses ganz incomplet." Einzelne Urkunden finden sich freilich in andern Fascikeln zerstreut vor. Neues Licht darf aber noch erwartet werden, und es ist zu wünschen, daß die Hoffnung, welche Dr. Schück von dem Wiederauffinden der Gijselsschen Papiere hegt, in Erfüllung gehen möchte.

So harrte die von dem Grafen von Hertzberg gerügte Lücke in der Geschichte Brandenburg-Preußens noch immer ihrer Ergänzung. Es muß daher dankbar anerkannt werden, daß Dr. Schück sich der mühevollen Aufgabe unterzogen hat, die in den Archiven zu Berlin, Aurich und Emden aufgestapelten Urkunden einer genauen Durchsicht zu unterwerfen. Die Ergebnisse seiner Studien haben dem Ruhmeskranze des Großen Kurfürsten das Blatt hinzugefügt, welches geeignet ist, ein Bild davon zu geben, wie er sich um die Hebung der wirtschaftlichen Wohlfahrt seines Volkes bemüht und schon vor mehr als zwei Jahrhunderten in unablässigem Kampfe nach einem Ziele, gestrebt hat, dessen erfolgreichere Wiederaufnahme erst seinem spätern Enkel, dem ersten deutschen Kaiser, nach Aufrichtung des neuen Reiches vergönnt war.

Von Kaiser Wilhelm I. wird nach dem Erwerb der ersten Schutzgebiete in Westafrika eine Äußerung erzählt, die er seiner Umgebung gegenüber gemacht haben soll. „Jetzt erst — meinte der greise Kaiser — kann ich wieder dem Standbilde des Großen Kurfürsten gerade ins Gesicht sehen." Die heutige deutsche Kolonialpolitik ist aber nicht bloß eine Wiederherstellung der frühern

*) Von den Heyckschen Urkunden finden sich bei Becher des ersteren Beilage II unter litt. B, S. 941, Beilage IV unter litt. E, S. 947 ff.; der S. 132, n. 1 zitierte deutsche Bericht des Markgrafen Hermann von Baden vom 19. August 1661 auf S. 910 ff.; die bei Heyck S. 171 erwähnten und nicht genau wiedergegebenen Tabellen bei Becher unter litt C und D. S. 942 ff.; der Brief des Pater de Roxas (S. 179) bei Becher unter litt. N, S. 956 ff.; endlich die Antwort des Markgrafen vom 14. September 1661 unter litt. O, S. 958 ff.

Digitized by Google

brandenburgischen; sie ist nicht bloß eine Genugthuung für die aufgegebnen frühern Besitzungen. Sie ist auf selbständigen wirtschaftlichen und politischen Grundlagen erwachsen, aber sie hat — was viele heute absichtlich oder unabsichtlich außer acht lassen — mit der frühern und eigentlich mit jeder Kolonialpolitik sehr viele Berührungspunkte. Die Erfahrungen, welche heute die Zeitgenossen machen, sie hat der Große Kurfürst mit seinen Enttäuschungen und Hoffnungen erleben müssen. Die Ursachen, aus denen die damalige Kolonialpolitik scheiterte, treten genau in derselben Weise auch heute zu Tage, wie die Anfeindungen innerhalb und außerhalb des Reiches.

Ehe ich daher näher auf die Arbeit des Dr. Schück in ihren Einzelheiten eingehe, glaube ich es nicht unterlassen zu sollen, jene Berührungspunkte der frühern und jetzigen Kolonialpolitik zu streifen. Heute dürfen wir hoffen, daß die Schwierigkeiten, denen der Große Kurfürst mit seinem kleinen, aus dem Wirrsal langer Kriege in Not und Elend geretteten Brandenburg unterlegen ist, von dem deutschen Reich unter Führung Kaiser Wilhelms II. und bei dem allmählich wiedererwachten Bewußtsein der Nation sieg- und erfolgreich werden überwunden werden.

Dem Beginn der Kolonialpolitik gingen große Kriege voraus. Nicht minder wie Preußen-Deutschland in den Jahren 1864 bis 1870 sich seine Weltstellung hat erkämpfen müssen, um seine Flagge mit Ansehen über die Meere tragen zu können, so hat auch der Große Kurfürst nach dem dreißigjährigen Kriege durch seine Teilnahme an dem Streit der großen Staaten und durch seine Kämpfe mit Frankreich und Schweden Brandenburg zu einem Faktor der europäischen Politik machen müssen, ehe er seine überseeischen Unternehmungen mit Erfolg ins Werk setzen konnte. Weder die Mit- noch die Nachwelt hat dem Selbstvertrauen, welches der brandenburgische Fürst in sich und sein Volk setzte, die Bewunderung angesichts der Thatsache versagen können, daß der kleine Binnenstaat an der deutschen Nordgrenze, welchem die Eifersucht der gewaltigeren Mächte den Zugang zur See abschnitt, in den Wettkampf eintrat mit den großen seefahrenden Nationen, den Holländern, Engländern und Franzosen, deren Schiffe die Weltmeere bereits beherrschten. Und diese Völker, welche zu einer Zeit über stattliche Kriegs- und Handelsflotten geboten, als das kleine Brandenburg noch einige wenige Schiffe von einzelnen ausländischen Unternehmern mieten mußte, suchten auf jede Art den hochfliegenden Plänen des Großen Kurfürsten Abbruch zu thun und die Ausbreitung des brandenburgischen Handels über das Meer zu verhindern. Gerade in diesem Entgegenwirken der fremden Staaten liegt der beste Beweis für die Richtigkeit dieser Pläne. Und wer sich in unsern Tagen der Verhandlungen erinnert, die seitens des Reichskanzlers mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten von Amerika geführt werden mußten, um eine Abgrenzung der Interessensphären herbeizuführen und die Möglichkeit deutscher Schutzgebiete

Digitized by Google

zu sichern, der wird ein Verständnis für die Schwierigkeiten haben, mit welchen der Große Kurfürst bei seinen beschränkten Machtmitteln sein Kolonisationswerk gegenüber den Holländern, Engländern und Franzosen zu verteidigen hatte. Diese Schwierigkeiten wuchsen, je mehr die europäische Politik Brandenburgs auf eine Mitwirkung von Holland und England angewiesen war und die Freundschaft eben dieser Staaten nicht entbehren konnte. Wie unsre heutigen Kolonialfreunde es nicht immer verstehen, daß zur Durchsetzung ihrer Wünsche und Pläne die Reichsregierung nicht sofort mit allen Mitteln der Gewalt eintritt, so hatte sich auch der Große Kurfürst fortwährend des Drängens von Gijsels und Raule zu erwehren, die zu Gewaltmaßregeln gegen die Generalstaaten rieten.

Daß die heutige Kolonialpolitik eine Reichsangelegenheit ist und sein muß, darüber kann kein Zweifel bestehen. Von dem weiten patriotischen Blick des Kurfürsten von Brandenburg aber zeugt es, daß auch er mit seiner Kolonialpolitik, so sehr sie darauf berechnet war, die Wohlfahrt der eignen Unterthanen zu fördern, kein partikulares Interesse verfolgte, sondern das Wohl des gesamten deutschen Reiches im Auge hatte. Die bereits von den Zeitgenossen mit Stolz hervorgehobne deutsche Gesinnung des Großen Kurfürsten zeigt sich auch in seiner Kolonialpolitik und beweist, wie ehrlich er es mit der deutschen Aufgabe Brandenburg-Preußens meinte. Er steht nicht an, um dieses nationalen Zweckes willen dem Kaiser, von dem für den deutschen Staat im Norden so wenig zu erhoffen war, sich unterzuordnen. Aber er thut es, weil er „als ein Churfürst des Reichs hierinnen den gemeinen Wollstand des lieben Vaterlandes" sieht, und als ein „getreuer Churfürst des Reichs" bittet er den Kaiser um Beförderung dieses Werks. Auch bei dem Oktroi an die beabsichtigte kurbrandenburgisch-ostindische Kompagnie hebt Friedrich Wilhelm in erster Linie den Vorteil hervor, welcher dem Reich aus einem solchen Werk erwachsen könne, von dem er glaubt, daß es „zu Wiederaufrichtung der verfallenen Commercien im H. Röm. Reiche, zu unterschiedlicher dessen Glieder sonderbaren Nutzen und Vortheil und zu Unserer eigenen Fürstenthume, Städte und Länder Besten und Aufnehmen" dienen werde. Diese Kompagnie sollte den Namen „Deutsche Kompagnie" oder „Deutsche Fürsten-Kompagnie" führen.

Die Kolonialpolitik des Großen Kurfürsten war aber nicht nur eine deutsch-nationale Großthat, sie war auch und in gleicher Linie eine deutsch-wirtschaftliche. Sie hatte nähere Ziele im Auge als die Kolonialpolitik des neuen deutschen Reiches. Nach dem Ausspruch eines berühmten französischen Nationalökonomen ist dasjenige Volk das erste, welches am meisten kolonisirt — s'il ne l'est pas aujourd'hui, il le sera demain. Deutschland will sich in dieser Beziehung wenigstens soweit die Zukunft sichern, als dies nach der Verteilung der Erde an bevorzugtere Mitbewerber jetzt noch möglich ist. Für das Brandenburg des Großen Kurfürsten aber galt es, aus der Not und den

Digitized by Google

Drangsalen herauszukommen, welche als Folgen des dreißigjährigen Krieges zurückgeblieben waren. Er hatte bei seinem Aufenthalt in Holland kennen gelernt, zu welcher Wohlfahrt Staat und Volk durch Handel und Schiffahrt gelangen können. Daher kommt „der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes." Nicht mit Unrecht hat deshalb der Verfasser dieses Werkes demselben als Wahrspruch die Worte des Großen Kurfürsten vorangestellt, welche dieser in der Instruktion an seinen Unterhändler wegen Beitritts von Kurköln zur Afrikanischen Kompagnie als sein wirtschaftliches Glaubensbekenntnis aussprach: „Seefahrt und Handlung sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser, als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhaltung erlangen."

Wie bei der heutigen Kolonialpolitik handelt es sich auch für den Großen Kurfürsten nicht um den Erwerb von Ländern als Selbstzweck. Was auch Gijsels, Raule und andre Kolonialenthusiasten von der Verbreitung der „brandenburgischen gloire und des kurfürstlichen Namens" in den Denkschriften an ihren Herrn aus diplomatischer Schmeichelei sagen, der Kurfürst sieht in diesem Erwerb nur ein Mittel zum Zweck und diesen allein in der Hebung des Handels. Wie die neuen deutschen Schutzgebiete in erster Linie nicht bestimmt sind, für Deutsche als Auswanderungsgebiete zu dienen, so faßte auch der Große Kurfürst nur Handelskolonien ins Auge, Stützpunkte, von wo aus mit den Eingeborenen Tauschhandel getrieben werden sollte. Nach dem Programm unsrer gegenwärtigen Kolonialpolitik will nicht die Regierung dem Kaufmann die Wege weisen, wo er in überseeischen Ländern festen Fuß fassen soll, sondern sie will ihn mit ihrem Schutz bei seinen Unternehmungen begleiten und diesen nachfolgen. Nicht anders verfuhr der Große Kurfürst, wenn sich auch die Art seines Verfahrens gradnell von dem heutigen unterscheidet; er that den ersten Schritt, indem er innerhalb und außerhalb seiner Erblande, innerhalb und außerhalb des Reichs kaufmännische und andre Teilnehmer für seine Handelsgesellschaft zu gewinnen strebte. Aber gerade in den Kreisen der Handelswelt, in seinen eignen Seeprovinzen und in den Hansestädten fand Friedrich Wilhelm nur ein geringes Verständnis. Wer den Widerstand erlebt hat, welchen der Anfang der neuen Kolonialpolitik des deutschen Reichs erfahren hat, auch die Lauheit kennen gelernt hat, mit welcher zuerst selbst Kaufherren von weitem Gesichtskreis an die neue Aufgabe der Nation herangetreten sind, der kann die bittern Empfindungen teilen, mit welchen der Große Kurfürst seine „Jagd" nach Teilnehmern hat unternehmen müssen. Der geschichtliche Gemeinplatz, daß alles schon einmal dagewesen sei, findet in diesem Abschnitt der frühern und gegenwärtigen Kolonialpolitik eine in ihrer Ähnlichkeit geradezu verblüffende Beleuchtung. Die Klagen des kurfürstlichen Abgesandten Schlezer, daß „der Leute Humeur nicht entreprenant, darzu die meisten im Rat Gelehrte sein," die wiederholt gegebene Äußerung, daß sich Teilnehmer

Digitized by Google

finden würden, „wan nur von anderen der Anfang gemacht were," sind nicht bloß dem siebzehnten Jahrhundert eigentümlich gewesen, obwohl sie sich hierfür nach den Schrecknissen des dreißigjährigen Krieges bei dem Niedergange von Handel und Wandel, dem Absterben des Nationalgefühls und bei der allgemeinen Mutlosigkeit erklären lassen. Der kleine Krämergewinn im Heimatslande wurde weitgehenden Unternehmungen, deren Früchte erst in einer spätern Zukunft geerntet werden können, vorgezogen. Einzelnen erleuchteten Geistern freilich waren die Vorteile einer deutschen Kolonialpolitik nicht verborgen. Es ist wahrhaft erhebend, den Bericht zu lesen, in welchem Markgraf Hermann von Baden dem Kaiser die Emolumenta communia und particularia der kurfürstlichen Pläne auseinandergesetzt hat. Auch an Erinnerungen an die Nation selbst hat es nicht gefehlt, und es darf die Mahnung nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche der bereits erwähnte Dr. Becher in seinem Buch an die Leser richtet. „Wohlan denn, tapfere Teutsche — heißt es — machet, daß man in der Mapp neben Neu-Spanien, Neu-Engelland auch ins künftige Neu-Teutschland finde; es fehlet euch so wenig an Verstand und Resolution solche Sachen zu thun, als anderen Nationen; ja ihr habt alles dieses, was darzu vonnöthen ist; ihr seid Soldaten und Bauern, wachtsam und arbeitsam, fleißig und unverdrossen, ihr könnt auf einmal viel gute Sachen thun, durch ein exemplarisches Leben und gute Ordnung die Indianer zu Freunden und civilen Menschen, ja vielleicht gar zu Christen machen, ihr selbsten werdet länger leben, fröhlicher und vergnügter sein, wenn ihr in einem dergestalt angenehmen Climat für keine Nahrung so mühsam sorgen dürft, könnet also nicht allein euch in Indien, sondern euren Freunden auch hieraussen in Teutschland dienen." Allein es fanden sich wie heute auch damals gegen das Unternehmen noch „einige obstacula." Haben doch selbst die Geheimen Räte des Kurfürsten befürchtet, „daß die Fortsetzung der Navigation und Marine sonderlich, wenn dieselbe von Gott mit glücklichen Successen ferner gesegnet werden sollte, ein beständiger unauslöschlicher Zunder allerhand Collision, Jalousie und Mißhelligkeiten" mit andern Staaten hervorrufen würde. Wenn man von den oppositiones liest, welche nach Becher der Kolonialpolitik gemacht wurden und deren größte er dahin kennzeichnet, „daß es weit über Meer sei, daß die Schifffahrt gefährlich und leicht ein Unglück geschehen sei; das ist das einzige, was die hochteutsche Nation eckelt, nämlich der große Bach," so wird man nach ähnlichen Einwänden heute in denjenigen Blättern nicht vergeblich suchen, welche mit Genugthuung jede ungünstige Nachricht aus den Schutzgebieten zu berichten pflegen. Auch die Widerlegung dieser oppositiones durch Becher: „Es ist Wunder, daß sich die Teutschen so vor dem Versaufen fürchten, da sie doch so gern saufen und die Hochteutschen ihr Leben lang mehr in Wein, als in der See versoffen," trifft nicht sowohl unsre heutigen Landsleute im allgemeinen als diejenigen, welche bei ihren

Angriffen auf die Kolonialpolitik den Grundsatz der Abschreckung zur Anwendung bringen. „Es ist zu beklagen," schreibt Raule an den Großen Kurfürsten „daß so viele Contremineurs gefunden werden, die alles criticiren und gute Sachen behindern wollen" — ein Wort, das nach mancher Sitzung des Reichstages seit dem Jahre 1884 mit Bezug auf die Kolonialangelegenheiten hätte geschrieben werden können. Aber der Große Kurfürst stand allen diesen Bedenken wie ein echter Hohenzoller gegenüber; seine eigne Beteiligung an dem Unternehmen hat nicht minder beispielgebend gewirkt als die Thatsache, daß Kaiser Wilhelm I. sich bei der Ostafrikanischen Gesellschaft beteiligen ließ, den durch eine fortdauernde Opposition nahezu gebrochenen Mut wieder emporgehoben hat.

Ich kann angesichts der umfassenden Darstellung des Dr. Schück nunmehr kürzer sein. Die von dem Großen Kurfürsten den Gesellschaften erteilten Oktrois — die Vorbilder für unsre gegenwärtigen Schutzbriefe — spiegeln in deutlichem Gepräge den Geist seiner Politik wieder. Den Schwerpunkt bildet die kaufmännische Direktion unter der Aufsicht des Staates. Trotz aller Hemmnisse, welche aus der Eifersucht der andern seefahrttreibenden Nationen der Kompagnie erwuchsen, trotz der Lauheit der Beteiligten, welche schon auf Gewinn in kürzester Zeit rechneten, „obwohl kein Mensch so unverständig ist, der nicht wissen sollte, daß man im ersten Jahre von einem neulich gepflanzten jungen Baume keine Früchte brechen kann," hat die brandenburgisch-afrikanische Kompagnie schon nach kurzem Bestehen sich als lebenskräftig erwiesen. Sie hat nicht bloß unmittelbaren Gewinn abgeworfen; sie hat den Mut der deutschen Kaufleute und ihren Unternehmungsgeist gehoben und Brandenburg-Preußen in die Reihe der das Weltmeer beherrschenden Staaten gestellt. Und nicht ihr geringstes Verdienst ist es, daß die heutige kaiserliche Marine in jener Kompagnie ihren Ursprung zu sehen und zu feiern hat.

Wenn das Werk des großen Kurfürsten nicht als Erbteil auf das neue deutsche Reich übergegangen ist, so lagen die Ursachen nicht bloß in den spätern Verhältnissen der Kompagnie und nicht nur darin, daß es auch damals in Afrika nicht immer geschickte und zuverlässige Beamte gegeben hat. Wichtiger noch waren die politischen Gründe, welche im Hinblick auf die europäischen Verhältnisse es Brandenburg-Preußen verboten, diejenige Gewalt für das afrikanische Unternehmen eintreten zu lassen, welche den andern Mächten gegenüber zu dessen Erhaltung notwendig war. Diese Verhältnisse schwebten auch Friedrich Wilhelm I. vor, als er beschlossen hatte, auf die „afrikanische Chimere" nicht nur kein Geld mehr aufzuwenden, sondern sich ihrer gänzlich zu entledigen. Wie schwer diese Aufgabe dem König gefallen ist, läßt sich archivmäßig zwar nicht feststellen. Aber wenn er bei dem Verkauf der afrikanischen Besitzungen wünschte, daß sein Gesandter Meinertzhagen sich bemühen sollte, „ob nicht dieses annoch zu stipulieren sei, daß Uns oder Unseren Nachkommen freistehen solle,

Digitized by Google

jedesmal oder nach Ablauf gewisser Jahre gegen Wiedererstattung der 6000 Dukaten die Forten in dem Stande, worin selbige sich jetzo befinden, wieder an uns zu lösen," so kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß dieser letzte Schritt dem König Überwindung gekostet hat und er ihn nur angesichts der politischen Lage hat thun müssen, vielleicht auch hier in der Hoffnung, daß ihm dereinst ein Rächer erwachsen werde.

Ich darf nunmehr zu einer kurzen Beleuchtung derjenigen neuen Ergebnisse übergehen, welche durch die Arbeit des Dr. Schück für das bessere Verständnis der brandenburgisch-preußischen Kolonialpolitik erwachsen sind.

Schon in der Einleitung wird die bisher unbekannte Thatsache mitgeteilt, daß die Krone Schweden bereits in den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts den Kurfürsten Georg Wilhelm aufgefordert hat, sich an ihren kolonialen Unternehmungen zu beteiligen, daß aber die Wirren des dreißigjährigen Krieges ein näheres Eingehen auf diesen Vorschlag verhindert haben. Erst unter seinem Nachfolger ist Kurbrandenburg in die Reihe der kolonisirenden Staaten eingetreten. Aber gerade die allerersten Anfänge der Kolonialbestrebungen des Großen Kurfürsten lagen im Dunkeln; abgesehen von den wenigen oben erwähnten Zeilen des Grafen von Hertzberg fehlte es hierüber an jedem Aufschluß. Dieser ist jetzt gegeben, jene Anfänge liegen heute klar vor Augen. Im Haag, wohin den Kurfürsten Ende des Jahres 1646 seine Vermählung mit der Prinzessin Luise Henriette von Oranien geführt hatte, war ihm durch Vermittlung seines Schwiegervaters, des Prinzen Heinrich, von Oranien der Admiral Aernoult Gijsels van Lier bekannt geworden, welcher ehemals in der holländisch-westindischen Kompagnie eine maßgebende Beamtenstellung eingenommen hatte. Ihn wußte Friedrich Wilhelm an sich zu fesseln, und mit seiner Hilfe faßte er den Plan, eine deutsche ostindische Kompagnie ins Leben zu rufen. Fünf Jahre bemühte sich der Große Kurfürst vergeblich, sie zu stande zu bringen; wie erwähnt, fand er weder bei den eignen Unterthanen noch bei den Hansestädten die erforderliche Unterstützung. Alle bereits mit Umsicht bis ins einzelne getroffenen Vorbereitungen mußten aufgegeben, und ein mit Dänemark schon abgeschlossener Kaufvertrag über die Feste Dansburg oder Tanquebar an der Küste Koromandel mußte wieder rückgängig gemacht werden.

Den im Jahre 1660 von dem Kurfürsten wieder aufgenommenen Plan, eine kurbrandenburgisch-ostindische Kompagnie, diesmal im Verein mit Österreich und Spanien, zu begründen, erwähnt Graf Hertzberg gar nicht, und er wird auch von seinen Nachfolgern, die sich nur auf ihn stützen, völlig mit Stillschweigen übergangen. Es ist dies um so auffallender, als, wie schon bemerkt ist, sich ein Teil der auf diesen Plan bezüglichen Urkunden in der obenerwähnten, in mehreren Auflagen erschienenen Schrift von Becher veröffentlicht findet, welche freilich nicht den Zweck hatte, sich ausschließlich mit den branden-

Digitized by Google

burgischen Kolonialplänen zu beschäftigen, sondern, wie es in der Vorrede der hier vorliegenden, im Jahre 1673 erschienenen zweiten Auflage*) heißt, eine gräflich hanau-westindische Kompagnie „secundiren und diejenigen convinciren sollte, welche darfür aus einer närrischen Einbildung halten, es seien alle Narren, welche mit Indischen Concepten umbgehen, da sie doch aus beiliegenden Akten ersehen werden, daß sich Kaiser, König, Chur- und Fürsten nicht gescheuet, damit umbzugehen." Diese Schrift war mehr als zwei Jahrhunderte der Vergessenheit anheimgefallen; sie ist erst jetzt wieder zur Anerkennung gelangt und hat in den von Dr. Heyck aus dem badischen Staatsarchiv veröffentlichten Urkunden eine Ergänzung erhalten. Es ist auch schon oben darauf hingewiesen, daß die Arbeit des letztgedachten Gelehrten durch die von Dr. Schück neu aufgefundenen Urkunden insofern eine Erweiterung und Berichtigung erfahren hat, als letzterer die infolge des Mangels der Heyck nicht zugänglich gewesenen Quellen nicht immer zutreffend gekennzeichneten Absichten Brandenburgs bei dem Unternehmen nunmehr völlig klarstellt. Was noch an Urkunden etwa aufgefunden werden könnte, würde an diesen Grundlagen nichts mehr ändern, sondern nur in Einzelheiten ergänzen, um das Bild vollständig zu machen.

Das zweite Kapitel ist der Marine gewidmet. Zum erstenmale thut sich uns hier der innere geistige Zusammenhang zwischen dieser und der Kolonialpolitik dar, sowie auch heutzutage eine solche ohne ein thatkräftiges Eingreifen der kaiserlichen Kriegsschiffe nicht denkbar ist. Gezwungen durch die Kriegsnot kann Friedrich Wilhelm zunächst noch an eine eigne Marine nicht denken, sondern er muß von Fall zu Fall einzelne Schiffe von dem unternehmenden holländischen Rheder Benjamin Raule heuern. Aber schon im Hintergrunde dieser Maßnahmen schlummert der Gedanke, sie sich für alle Zeiten dienstbar zu machen. Als daher der Friede gesichert war, entläßt der Kurfürst nicht nur nicht die Marine, sondern er richtet seine Bemühungen darauf, aus den Mietsschiffen eine kurfürstliche Flotte zu schaffen, und er ruht nicht eher, als bis er eine stattliche Zahl von seetüchtigen Schiffen sein eigen nennt. Der 1. Oktober 1684, der Tag, an welchem der bezügliche Kaufvertrag ausgestellt ist, kann somit auch als Geburtstag unsrer heutigen kaiserlichen Marine bezeichnet werden. Als besonders interessant verdient ferner die gegebene Aufklärung über die Persönlichkeit Raules, des ersten und letzten brandenburgischen Generaldirektors der Marine, und über sein Verhältnis zum Großen Kurfürsten, sowie die zum Schluß versuchte Darstellung der Organisation der Marine hervorgehoben zu werden.

Im dritten Kapitel wird eine vollständige Entwicklungsgeschichte der afrikanischen Kompagnie gegeben. Nachdem zuerst mannichfache Projekte besprochen

*) Die erste, nicht zugänglich gewesene ist im Jahre 1668 erschienen.

Digitized by Google

sind, welche dem Großen Kurfürsten während der auf den schwedischen Krieg folgenden Friedensjahre unterbreitet wurden, und zugleich gezeigt ist, wie derselbe jede auch noch so entfernte Gelegenheit wahrnahm, von der er sich eine Förderung der Schiffahrt und des Seehandels versprach, wird die Gründung dieser Kompagnie einer eingehenden Erörterung unterzogen. Der Große Kurfürst läßt es sich selbst angelegen sein, für Teilnehmer zu sorgen, und er scheut sich nicht, diejenigen seiner Beamten, welche mit der Zahlung der von ihnen gezeichneten Beiträge rückständig sind, durch energische Kabinetsorders an ihre Pflicht zu mahnen. Die Gründe, welche eine Verlegung des Sitzes der Kompagnie nach Emden notwendig machten, die Anknüpfung der Beziehungen Kurbrandenburgs zu Ostfriesland, die Erwerbung der Kolonien in Afrika, die Verträge mit fremden Mächten, namentlich mit Dänemark wegen Erlangung eines Absatzgebietes in Amerika, treten klar und anschaulich hervor. An der Hand der Bilanzen zeigt sich urkundlich das allmähliche Gedeihen der Kompagnie trotz der vielfachen Hemmnisse, die ihr besonders durch die Handelseifersucht der Holländer und zum Teil auch der Franzosen bereitet wurden. Ausführlich schildert der Verfasser die Mittel, welche zur Förderung des überseeischen Unternehmens für geboten erachtet wurden, und besondre Aufmerksamkeit schenkt er dabei den mehrfach auftauchenden Vorschlägen zur Stiftung einer ostindischen Handelsgesellschaft, bei welcher namentlich auch die Mitwirkung des französischen Weltreisenden Jean-Baptiste Tavernier geplant worden war.

Die Wandlungen, denen die Kompagnie nach dem Tode ihres Stifters unterliegt und die bisher nur in unzureichender und wenig durchsichtiger Weise beschrieben waren, werden auf Grund der ergangenen Instruktionen und Berichte sowie der erwachsenen Verhandlungen und Protokolle auseinandergesetzt und verständlich gemacht. Es wird gezeigt, wie, abgesehen von dem Fall des allmächtigen Ministers Freiherrn von Danckelman und seines Anhängers Raule, der Zwang der äußern politischen Verhältnisse und endlich auch die unter den Teilnehmern ausgebrochenen Uneinigkeiten den Niedergang der Kompagnie trotz aller Anstrengungen König Friedrichs I., sie zu halten, herbeiführen mußten.

Was Friedrich Wilhelm I. hiernach erbte, war in der That nichts andres als ein Torso, und es ist nicht zu verwundern, wenn angesichts der inneren Verhältnisse und im Hinblick auf die äußere Lage des Staats sein erstes Wort über den kolonialpolitischen Nachlaß seines Vaters nihil lautete. Mit Mühe und Not wurden die außereuropäischen Besitzungen gehalten, bis sich endlich im Dezember 1717 in der holländisch-westindischen Kompagnie, der ehemaligen Hauptnebenbuhlerin der Brandenburger, ein geeigneter Käufer fand. Doch erst im Oktober 1721 konnte preußischerseits über vollständige Befriedigung quittirt werden, sodaß dieser Akt das Ende der vom Großen Kurfürsten begonnenen

Digitized by Google

Kolonialpolitik bildet. Friedrich Wilhelm I. hätte kein echter Hohenzoller sein müssen, wenn er sich nicht schweren Herzens und nur gezwungen von diesem Erbe seiner Väter losgemacht hätte. Nach dem Jahre 1721 hat es in Preußen wohl noch manche überseeische Handelsgesellschaften gegeben, die auch vom Staate privilegirt waren, aber kolonialpolitische Ziele wurden von ihnen nicht mehr verfolgt.

Völlig neu ist die im vierten Kapitel gegebne Zusammenstellung des Aktenmaterials über die Kolonien. Es ist daraus zu entnehmen, wie sich die Brandenburger ohne Rücksicht auf den Widerspruch der Holländer mitten in deren Interessensphäre auf der Goldküste festsetzten, wie sie ihren Besitz durch Verträge mit den Eingebornen erweiterten, und durch welche Mittel sie ihre Gebiete schützten. Berichte von Angestellten der Gesellschaft geben über Charakter, Sitten und Gebräuche der Eingebornen Aufschluß. Die Verwaltung des Kolonialgebietes, die Handhabung der Rechtspflege, die Leitung des Handels und Verkehrs — Gegenstände, deren Darstellung bisher niemals versucht worden ist — werden vorgeführt und unter diesen zum erstenmale ein eignes preußisches Strafrecht für die afrikanischen Eingebornen. Eine Übersicht über die Oberbeamten in Groß Friedrichsburg, welche von der Thätigkeit derselben Kenntnis giebt — u. a. auch von einem durch die Kompagnie geschlossenen Friedensvertrage —, sowie die Nachricht über die letzten Schicksale der guineischen Besitzungen beschließen den ersten Paragraphen.

Der zweite Paragraph dieses letzten Kapitels ist im besondern der Kolonie Arguin, einer späteren Erwerbung des Großen Kurfürsten südöstlich vom Kap Blanco, gewidmet. Dort hat die Entwicklung einen ruhigeren und einfacheren Verlauf genommen, und was darüber bekannt geworden ist, wird in schlichter Form dargestellt, von dem Tage, an welchem zuerst ein brandenburgisches Schiff die Insel anlandete, bis zu dem Tage, da die auf wenige Personen zusammengeschmolzene Besatzung das Kastell der Übermacht feindlicher Angreifer hat preisgeben müssen. Mit den Bewohnern dieser Kolonie standen die Brandenburger auf vorzüglichem Fuße, und zu diesen erfreulichen Beziehungen mag nicht zum wenigsten der Umstand beigetragen haben, daß das Kastell während eines Zeitraumes von dreißig Jahren nur viermal den Oberbefehlshaber wechselte — eine Stetigkeit, die nicht wenig zu Erfolgen auf kolonialem Gebiete beiträgt.

In einem Anhange werden noch die Rechtsverhältnisse der afrikanischen Kompagnie erörtert. Es ist dies der erste Beitrag zu einer Geschichte der einheimischen Aktiengesellschaften im siebzehnten Jahrhundert. Für die besondern Verhältnisse der Kompagnie galt es — wie auch für die heutigen Kolonialgesellschaften — eine besondre Form zu finden. Es wird aber überraschen, daß schon in den Anfängen dieses Instituts diejenigen Besonderheiten vorhanden sind, welche noch heute unsre Aktienvereine vor andern Gesellschaften

Digitized by Google

ähnlicher Art auszeichnen. Nicht unerwähnt soll ein Mittel bleiben, welches bestimmt war, den Ausdruck des Gesellschaftswillens fremden Einflüssen gegenüber zu sichern. Es wurde nämlich vorgeschrieben, daß die stimmberechtigten Mitglieder die Zahl der ihnen eigentümlich gehörigen Anteile vor Abgabe ihrer Stimmen in der Generalversammlung beeidigen mußten.

Den zweiten Anhang und hiermit den Schluß des systematischen Teils bildet die aktenmäßige Darstellung des gegen Benjamin Raule, den ersten Berater des Großen Kurfürsten in Kolonie- und Marinesachen, geführten Prozesses, über welchen bisher aus Unkenntnis der Untersuchungsakten durchaus unrichtige Auffassungen verbreitet waren. Die sich an den Prozeß anschließende Mitteilung der letzten Lebensjahre Raules zeigt den Mann, der unter dem Großen Kurfürsten einer der ersten war, in trauriger Lage. Das ehrgeizige Streben dieses Mitschöpfers unsrer Marine, „dereinst einen roten Buchstaben im Kalender zu erhalten," ist zwar nicht in Erfüllung gegangen, aber sein Andenken ist wenigstens von ungerechten Flecken gereinigt und sein Verdienst um Kurbrandenburg in billiger Weise gewürdigt worden.

Von ganz besonderm Wert ist endlich der zweite Teil des Schückschen Werkes, welcher das ihm vorgesetzte Motto: Acta, non verba in der That verdient. Was der erste Teil in systematischem Zusammenhang vorträgt, wird im zweiten Teil urkundlich belegt.

Unter 194 Nummern sind 213 Urkunden enthalten; von diesen werden 167 zum erstenmale veröffentlicht, sodaß nur 46 schon bekannt sind. Von diesen letzteren wird bei fünfen (Nr. 61, 73, 77, 79 und 98) lediglich auf die völlig ausreichenden Auszüge in Mörners kurbrandenburgischen Staatsverträgen verwiesen. Die Gründe für die Wiederveröffentlichung der 41 Urkunden sind verschiedne. Zum Teil war die Veranlassung, daß der bisherige Abdruck kein fehlerfreier war, zum Teil, daß die Werke, in denen er erfolgt ist, schwer zu erlangen sind, und in ihrer Mehrzahl endlich, weil sie bei einer umfassenden Darstellung der brandenburg-preußischen Kolonialpolitik nicht fehlen durften. Es ist Vorsorge getroffen worden, daß bei der Herstellung des Textes im wesentlichen dieselben Grundsätze befolgt wurden, welche von den Herausgebern der „Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Großen Kurfürsten" beobachtet sind. Die grammatikalischen und etymologischen Eigentümlichkeiten sind beibehalten, die orthographischen beseitigt worden. Eine Ausnahme ist nur gemacht für die von der eignen Hand des Markgrafen Hermann von Baden und des Kurfürsten Friedrich III. herrührenden Urkunden (Nr. 26 und 157), sowie für die eigenhändigen Randbemerkungen des Königs Friedrich Wilhelm I. Dem ersten Teile des Werkes ist ein ausführliches Personen- und Sachverzeichnis, dem zweiten Teile nur ein Personenverzeichnis beigefügt worden, weil das diesem Bande vorangestellte chronologische und systematische Verzeichnis ein Sachregister überflüssig machte.

Digitized by Google

Der Verfasser, welchem für seine Arbeit auf meine Bitte ein anderthalbjähriger Urlaub zur Anfertigung seitens des Justizministeriums erteilt worden ist, und der sich bei seinen Studien der wohlwollendsten Unterstützung der Beamten des Geheimen Staatsarchivs zu erfreuen hatte, hat mich ersucht, hierfür in seinem Namen den gebührenden Dank öffentlich auszusprechen.

Berlin Paul Kayser

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

4. Die Pflichten des Arbeiters

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß fast in allen Erörterungen der Gegenwart über Arbeitergesetzgebung immer nur von den Obliegenheiten die Rede ist, die der Arbeitsherr gegenüber seinem Arbeiter hat oder haben soll, niemals aber von den Pflichten der Arbeiter gegen ihren Herrn. Immer wird davon gesprochen, wie die Arbeiter zu schützen seien vor den Bedrückungen ihrer Arbeitsherren, die doch in nicht größerm Maße stattfinden, als Ausschreitungen der Arbeiter gegen ihren Arbeitsherrn; auf beiden Seiten giebt es Ausnahmen, Persönlichkeiten, die pflichtvergessen sind, wenn auch die weit überwiegende Mehrzahl es nicht ist oder doch den besten Willen hat, es nicht zu sein. Diese Mißachtung der Thatsache, daß in der Arbeitsgemeinschaft die Pflichten gegenseitig sind, hängt mit der schiefen Auffassung zusammen, unter der man die Arbeitergesetzgebung zu betrachten pflegt: man meint, der Inhalt der Arbeitergesetzgebung sei nichts andres, als ein Schutz des Schwachen gegen die Ausbeutung des Starken; da nun, so schließt man auf solcher Grundlage durchaus folgerichtig weiter, der Arbeitsherr sich wohl meist selbst helfen kann, so ist es nicht weiter notwendig, Bestimmungen auszudenken, die auch ihm wohlthun könnten. Daß diese Auffassung irrig ist, wurde schon früher gezeigt; hätte die Arbeitergesetzgebung jenes Ziel vor Augen gehabt, so hätte sie sich nicht auf Arbeiter beschränken dürfen, sondern sie hätte für alle „minder Wohlhabenden“ Bestimmungen treffen müssen. Sie hat aber dieses Ziel niemals gehabt, abgesehen davon, daß es überhaupt gar kein mögliches Ziel einer Gesetzgebung ist, sondern sie hat Bestimmungen getroffen, die deswegen richtig und vortrefflich sind,

Digitized by Google

weil sie abhängige Arbeiter, Hilfsarbeiter betreffen und weil sie mit dem Wesen der Arbeitsgemeinschaft, wie sich dieses in der deutschen Volksüberzeugung der Gegenwart darstellt, in Einklang stehen. Nun aber beruht die Arbeitsgemeinschaft in Deutschland auf gegenseitiger freier Übereinkunft, frei sowohl beim Abschluß wie bei der Fortdauer des Arbeitsvertrages. Die allgemeine Schulpflicht hat alle unfreie Arbeit zerstört, die schroffen Bildungsunterschiede im Volke gemildert und auch den, der zu dienender Arbeit gezwungen ist, einigermaßen dem angenähert, der herrschende Arbeit verrichten, Arbeitsherr sein kann. Es wäre höchst verderblich, wenn man der Ansicht huldigen wollte, daß diese vom Arbeiter jetzt eingenommene edlere Stellung in nichts bestünde als darin, daß er recht viel von allen Seiten, vom Arbeitsherrn und womöglich vom Staate, fordern könnte. Die Veredlung jeder Stellung besteht neben größern Rechten in größern Pflichten. Während die unfreie Arbeit eigentliche, freie Pflichten auf Seiten des Dienenden nicht hervorbringen kann, sind solche bei der freien Arbeit auch auf dieser Seite vorhanden; geradeso wie in der Familie das Kind, solange es unmündig ist, noch keine Pflichten hat, wohl aber dann, wenn es heranwächst. Auch der Arbeiter hat heute freie Pflichten, die eine Selbstaufopferung, eine Selbstüberwindung erheischen. Ich habe bereits einen Fall berührt, wo eine augenscheinliche Pflichtverletzung vorliegt: es ist der Arbeiterausstand (Streik), der die vertragsmäßige Kündigungsfrist nicht achtet und in der Absicht veranstaltet wird, den Arbeitsherrn zur Gewährung höherer Löhne oder, was dasselbe ist, kürzerer Arbeitszeiten oder andrer Vorteile für die Arbeiter zu zwingen. Solche Handlungsweise muß ebensogut strafrechtlich, und zwar ebenso mit ehrmindernder Strafe, belegt werden, wie die Übervorteilung des Arbeiters durch den Arbeitsherrn, durch das Truckſystem oder andre ähnliche Täuschungen. Das Strafwürdige am Streik (Arbeiterausstand) ist nicht der Umstand, daß die Arbeit niedergelegt wird, denn es kann selbstverständlich niemand gezwungen werden, irgend eine Arbeit zu verrichten, wenn ihm dazu keine Verpflichtung schon vorher oblag, mag auch unter seiner Arbeitsverweigerung das öffentliche Wohl vorübergehend leiden. Auch nicht das ist am Arbeiterausstande verwerflich, daß sich die Arbeiter zusammenthun und sich versprechen, die Arbeit nicht eher wieder aufzunehmen, als bis ihre Forderungen durchgesetzt sind, denn es ist gewiß jedem gestattet, seine wirtschaftliche Lage zu verbessern; es steht ihm jeder Weg hierzu offen, der nicht unsittlich ist, und als unsittlich kann man jenes Vorgehen nicht bezeichnen. Wenn aber der Arbeiter noch im Arbeitsverhältnis steht, dem Arbeitsvertrage noch unterliegt, und dann dennoch seine Verpflichtung bricht, weil er höhern Lohn erzwingen will, so ist dies eine der Erpressung, die im Strafgesetzbuche mit schwerern Freiheitsstrafen geahndet wird, durchaus ähnliche Handlungsweise. Sie ist der Erpressung genau ebenso zu vergleichen, wie die Übervorteilung des Arbeiters durch den Arbeitsherrn im Truckſyſtem dem Betruge.

Digitized by Google

Das eine Verfahren war ein Bruch der Schutzpflicht des Arbeitsherrn, das andre ist ein Bruch der Treupflicht des Arbeiters. In beiden Fällen ist Strafwürdigkeit deswegen vorhanden, weil der Vorgang zwischen Personen spielt, die in einer Arbeitsgemeinschaft vereinigt sind, und weil die Thatsache der gemeinsamen Arbeit Pflichten erzeugt, die jene Handlungsweise verbieten.

Wenn ein einzelner Arbeiter die Arbeit niederlegt und etwa ohne Achtung der Kündigungsfrist davonläuft, so ist das gewiß auch eine pflichtwidrige Handlung; er macht sich daher auch jedenfalls privatrechtlich verantwortlich, gerade wie es der Arbeitgeber thut, wenn er die Lohnzahlung verweigert; es braucht aber hierbei noch nicht eine Verletzung eines sittlichen Gebotes vorzuliegen, die öffentliche Bestrafung erheischt. Es kann den Arbeiter Unzufriedenheit mit der übertragenen Arbeit dazu veranlassen oder Unfähigkeit, sie ohne Schädigung seiner Gesundheit auszuführen oder sonst irgend ein Grund, der nicht gegen ein Sittengebot zu verstoßen braucht. Das wird aber durchaus etwas andres, wenn der Arbeiter die Nebenabsicht dabei hat, sich einen höhern Lohn zu erzwingen. Er verletzt dann die Grundlagen, ohne die gemeinsame Arbeit nicht bestehen kann. Er nutzt das Arbeitsverhältnis, worin er steht, aus, um sich einen rechtswidrigen Vorteil zu verschaffen und die andre Seite in eben dem Maße zu schädigen. Diese Merkmale können auch schon gegeben sein, wenn ein einzelner Arbeiter die Arbeit vertragswidrig verläßt. Wenn beispielsweise ein landwirtschaftlicher Arbeiter während der Ernte die Arbeit verweigert, wo er etwa als geschickterer Arbeiter, als Vorarbeiter gemietet ist, oder wenn ein Fabrikarbeiter mit besondrer Geschicklichkeit für eine besondre Handreichung in der Fabrikation plötzlich nicht mehr arbeiten will und höhern Lohn verlangt, wenn gerade besonders viele Aufträge an die Fabrik einlaufen, so ist das ein Bruch der Treupflicht und die oben bezeichnete Abart von Erpressung. Viel häufiger sind jedoch die Fälle, wo die Arbeit massenhaft vertragswidrig verweigert wird, um höhere Löhne oder sonstige Vorteile zu erpressen. Es ist das das leider fast gewöhnliche Vorkommnis bei jedem größern Arbeiterausstande. Wir glauben, daß, nachdem jetzt die Pflichten des Arbeitsherrn gegen seinen Arbeiter in so umfassender Weise den Gegenstand gesetzgeberischer Thätigkeit gebildet haben, es an der Zeit sei, auch die Gegenseite begreiflich zu machen, daß die Besserung der Stellung auch eine Verschärfung der Pflichten bedeutet. Es ist daher wünschenswert, im Reichsstrafgesetzbuche bei der Erpressung eine Bestimmung einzuschalten, wonach die vertragswidrige Arbeitsverweigerung des Arbeiters bestraft wird, wenn sie in der Absicht erfolgt, Vorteile von dem Arbeitsherrn zu erpressen. Es scheint, daß die Volksüberzeugung eine derartige Bestimmung fordert, gerade jetzt, nachdem die großartige Fürsorge für den Arbeiter in den Versicherungsgesetzen zum Abschluß gelangt ist: in den Äußerungen über den westfälischen Bergarbeiterausstand im Mai dieses Jahres wurde es ganz besonders scharf und ein-

Digitized by Google

dringlich getadelt, daß die Niederlegung der Arbeit häufig vertragswidrig erfolge; früher, wo doch fast bei jedem Ausstande das Gleiche zu beobachten war, wurde dieser Umstand kaum erwähnt. Es galt bisher eigentlich als etwas ganz Selbstverständliches unter den Arbeitern, daß, wenn einmal der Ausstand ausbrach, jeder die Arbeit niederlegte und gar nicht daran dachte, ob er dadurch etwa den Arbeitsvertrag breche. Hier muß Abhilfe geschafft werden. Eine Strafbestimmung, wie ich sie hier vorgeschlagen habe, hat keinen andern Grund als nur die Forderung der Sitte, die einen derartigen Vertragsbruch verwirft. Eine solche Strafbestimmung wird mehr als irgend welche Schiedsgerichte oder Einigungskammern zur Verminderung der leichtfertig unternommenen Arbeiterausstände beitragen. Zunächst wird es ein Hindernis für solche leichtfertigen Ausstände sein, wenn einzelne Arbeiter sich wenigstens nicht sofort ihnen anschließen können, ohne sich strafbar zu machen. Die Strafbarkeit wird die große Mehrzahl der in dieser Lage befindlichen Arbeiter auf die Verwerflichkeit eines solches Verfahrens aufmerksam machen und sie, ganz abgesehen von der Furcht vor der Strafe, zur Beobachtung ihrer Pflicht veranlassen. Die wirklich begründeten, nicht leichtfertig unternommenen Ausstände dagegen sind niemals so kurzatmig und werden durch jene Strafbestimmung nicht gestört werden. Aber das alles ist noch nicht das wichtigste; durch die Strafbestimmung werden die Arbeitgeber erst in die Lage gesetzt werden, längere Verträge wenigstens mit einzelnen ihrer Arbeiter abzuschließen, ohne fürchten zu müssen, daß die Abmachung bei jedem geringfügigen Stoß, bei jedem Ausstand hinfällig wird. So wird sich ein fester Arbeiterstamm, eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft in dem einzelnen Betriebe ausbilden können, und es wird dem Zustande ein Ende gemacht werden, daß auf der einen Seite ein großer Haufe, gleichsam ein zu dienender Arbeit bestimmter Stand von Arbeitern steht, die sich aber in keinem Betriebe recht einleben und ihre Arbeit wirklich wie eine Waare anbieten, auf der andern Seite aber die Arbeitgeber, die nicht von einem Tag auf den andern ihrer Arbeiter sicher sind und daher fast notgedrungen auf ihren augenblicklichen persönlichen Vorteil bedacht sein müssen.

Der Pflichten des Arbeiters gegen den Arbeitsherrn sind aber noch mehr; beispielsweise ist ihm eine mißbräuchliche Ausbeutung der Schutzpflicht des Arbeitsherrn in der Art verboten, daß er sich etwa selbst durch einen absichtlich herbeigeführten Betriebsunfall verletzt, um die Unfallrente beziehen zu können. Es kommt das wohl zuweilen vor.

Alle Pflichten des Arbeiters lassen sich darauf zurückführen, daß er in der Arbeitsgemeinschaft eine Stellung als Hilfskraft einnimmt und daß er nach außen hin nicht hervortritt. Darum ist er dem Arbeitgeber Treue und Gehorsam schuldig. In solchen Arbeitsgemeinschaften, in denen eine große Anzahl von Arbeitern zusammen im Dienste eines Arbeitsherrn steht, bilden sich aber auch Beziehungen zwischen den einzelnen Arbeitern. Solche große Betriebe

Digitized by Google

haben auch eine Bedeutung für das öffentliche Recht und sind durchaus vergleichbar den Gemeinden oder vielmehr den Gutsbezirken. Die einzelnen Arbeiter bilden die Gutsgenossen, der Arbeitgeber ist gleich dem Gutsherrn. Ihr Verhältnis wird denn häufig geregelt durch eine Fabrikordnung oder Arbeitsordnung. Die Arbeitsordnung ist zwar, vom Standpunkte des jetzt giltigen Rechtes aus betrachtet, nichts weiter als ein Teil der Vertragsbestimmungen des mit jedem einzelnen Arbeiter abgeschlossenen Arbeitsvertrages; Änderungen der Arbeitsordnung, ohne daß gleichzeitig eine ausdrückliche Abänderung aller einzelnen Arbeitsverträge stattfindet, kann man als stillschweigende Vertragsabschlüsse erklären. Aber die thatsächliche Bedeutung solcher Arbeitsordnungen geht weit hierüber hinaus. Sie enthalten vielfach polizeiähnliche Bestimmungen über das Verhalten in den Arbeitsräumen bei dieser oder jener Arbeitsleistung, über das Gebahren der Arbeiter auch außerhalb der Fabrikräume. Die Arbeitsordnungen sind thatsächlich teilweise öffentlich-rechtlichen Inhalts, und sie müssen dies sein, denn die gemeinsame Arbeit so vieler Menschen erzeugt unter ihnen Verhältnisse, die dem Gemeindeleben ähnlich sind und ein Mittelding zwischen diesem und etwa der häuslichen Gemeinschaft der Familie bilden. Diese Arbeitsordnungen nun sind ein wichtiges Mittel, eine wirkliche Arbeitsgemeinschaft zwischen dem Arbeitsherrn und den Arbeitern, sowie auch zwischen den Arbeitern unter sich herzustellen, dadurch aber die der Güte der Arbeit ebenso wie der sittlichen Hebung aller Teilhaber gleichmäßig zu gute kommende gegenseitige Pflichttreue zu wecken. Die Arbeitsordnungen können nicht, wie dies von der schweizerischen Gesetzgebung versucht worden ist, vom Staate zwangsweise vorgeschrieben werden. Denn das hieße nichts andres, als von Staatswegen vorschreiben, was jeder arbeiten soll. Dennoch kann die Schaffung solcher Arbeitsordnungen durch staatliche Bestimmungen gefördert werden. Es kann bestimmt werden, daß die Aufsicht der Staatsbehörde gewisse Beschränkungen erfährt, auch gewisse polizeiliche Strafbestimmungen namentlich der Gewerbeordnung durch mehr zurückhaltende Vorschriften ersetzt werden, wenn ein Betrieb eine Arbeitsordnung einrichtet, bei der den Arbeitern selbst oder einer von ihnen gewählten Vertretung eine gewisse Mitwirkung eingeräumt wird und die sonst bestimmte sichernde Voraussetzungen erfüllt. Solche Arbeitsordnungen können abweichend von dem Gebrauche auf Gutsbezirken einer geordneten Mitwirkung der Arbeiter nicht entbehren. Denn die freie Arbeit gewerblicher Betriebe erheischt gleichsam eine konstitutionelle Verfassung. Die scheinbare Minderung ihrer Macht werden die Arbeitgeber nach dem Erlaß solcher Arbeitsordnungen ersetzt finden durch eine freiwilligere und freudigere Mitarbeit ihrer Arbeiter, weil sich diese dann mit dem Betriebe eins fühlen.

Diese Arbeitsordnungen können am zweckmäßigsten an die vorhandne Organisation der Krankenkassen anknüpfen, also in den meisten Fällen an die

Digitized by Google

Fabrikkrankenkasse des Betriebes selbst; denn es wird sich ja nur um große Betriebe handeln. Die Arbeitsordnung wird der Arbeitervertretung, also dem Vorstande der Fabrikkrankenkasse, eine Vermittlungsbefugnis zwischen dem Arbeitsherrn und dem einzelnen Arbeiter übertragen können. Die Arbeitervertretung kann gleichzeitig über die einzelnen Arbeiter eine Art von Disziplin ausüben. Sie kann Schiedsgericht und Disziplinarbehörde sein. Besteht sie erst längere Zeit, so wird es vielleicht in einzelnen Fällen angehen, dieser Arbeitervertretung eine Mitwirkung bei der Entlassung und Annahme von Arbeitern, bei Lohnerhöhungen und Lohnherabsetzungen einzuräumen. Sie wird, mit solchen Befugnissen bekleidet, das Einvernehmen und das gegenseitige Vertrauen der Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft stärken und die Dauerhaftigkeit der Unternehmung verbürgen. Bei derartig eingerichteten Arbeitsgemeinschaften wird es kein Bedenken haben, dem Arbeitsherrn und den Werkbeamten polizeiliche Befugnisse auf den Fabrikgrundstücken als Selbstverwaltungsbehörden zu übertragen.

Oxford und Cambridge
und die weiblichen Hochschulen in England

Von W. Henkel

(Schluß)

Der Anspruch, den Cambridge mit Recht macht, der Anspruch auf Anerkennung der Thatsache, daß es den Anforderungen unsrer Zeit auf dem Wege organischen Fortschrittes auf breiterer Grundlage als Oxford Rechnung getragen habe, wird auch durch die Stellung gerechtfertigt, die es zu der Frage genommen hat, wie weit die weibliche Erziehung in den Bereich akademischer Thätigkeit zu ziehen sei. Die Beantwortung dieser heikeln Frage hängt ja überall von zahlreichen Erwägungen ab und wird in England durch wesentlich andre physische, gesellschaftliche und Kulturverhältnisse bedingt als in Deutschland. In England, wo die Frau eine freiere Stellung als bei uns einnimmt, und wo der gesellige Verkehr zwischen der Männer- und der Frauenwelt weniger Schranken kennt als irgendwo sonst in Europa, sind in den obern und begüterteren Klassen der Bevölkerung weit geringere Schwierigkeiten und minder

Digitized by Google

ernste Bedenken zu überwinden. Auch der allgemeine Zuschnitt des Lebens auf den Hochschulen, vor allem das Klosterstiftswesen mit seinen strengen Vorschriften, erleichtert die Lösung dieses Problems. Die thatsächlich vollzogne und von dem besten Erfolge begleitete Zulassung der weiblichen Jugend zum akademischen Studium ist ein ausreichender Beleg dafür, daß die Neuerung in England zeitgemäß war. Nirgends wird über irgend welche daraus entstandne Mißstände im Verkehre zwischen den Angehörigen männlicher und weiblicher Colleges geklagt. Dennoch wird wohl mit Recht bezweifelt, daß in unserm Vaterlande die Zulassung der wenn auch noch so gut vorbereiteten Mädchen zur Immatrikulation rätlich und ausführbar wäre. In erster Linie bildet die schwere Reifeprüfung im Hinblick auf die Organisation des Unterrichts auf den höheren Töchterschulen ein bis jetzt noch nicht zu überwindendes Hindernis, und zweitens liegt es auf der Hand, daß die akademischen Einrichtungen, die dem Deutschen ein so hohes Maß persönlicher Freiheit gewähren, durchaus nicht mit den Durchschnittsanschauungen über die gesellschaftliche Stellung unsrer Mädchen und Frauen in Einklang gebracht werden können. Was nun gar die Bedürfnisfrage anlangt, so können wir gerade England gegenüber nicht nachdrücklich genug betonen, daß unsre höheren Töchterschulen mit ihren Selektaklassen und unsre Töchterseminare so zahlreich sind und unter der Aufsicht der Staatsbehörden in so ausreichender Weise wenigstens für die zukünftigen Erzieherinnen sorgen, wie es weder in England noch in Frankreich möglich ist. In England ist der Unterricht der Mädchen nur in den allerunterſten Schichten, in den Volksschulen, erträglich und nur in den allerhöchsten aristokratischen Schichten gut zu nennen; aber die große Masse des Mittelstandes ist auf die Privatschulen angewiesen, die ohne gemeinsamen Maßstab für Erziehungsmittel und -Ziele meistens in den Händen unwissender oder mangelhaft gebildeter Personen ins Blaue hinein wirtschaften. Es fehlen also in England auch auf dem Gebiete des Mädchenschulunterrichts, gerade so wie auf dem der Knabenschule, der gebildeten Mittelklasse gleichmäßig organisirte Staats- und Gemeindeanstalten, und durchgreifende Reformen wären hier weit zeitgemäßer gewesen und sind es noch, als jene akademischen Alumnate, die uns doch vom deutschen Standpunkte aus wie ein kostbarer Luxusartikel vorkommen müssen. Aber sie haben bereits in den entsprechenden Kreisen der englischen Gesellschaft so viel Gutes geleistet, daß sie deutschen Eltern, Erziehern und Regierungen wenigstens im Hinblick auf die möglichen Zustände in einer spätern Zukunft schon jetzt zu denken geben können. Die betreffenden Akademien sind University College in London, zu dem, ohne Alumnat, die zu immatrikulirenden Zuhörerinnen unter denselben Bedingungen wie die Studenten zugelassen werden, ferner Girton College, Newnham College und ein Lehrerinnenseminar in Cambridge; schließlich Lady Margaret College in Oxford. Sie bekunden sämtlich gesundes Gedeihen, sie sind zwar nicht im eigentlichen Sinne

Digitized by Google

der Universität einverleibt, aber sie lehnen sich so eng als möglich an diese an und haben dieselben Professoren und Lehrmittel. Die folgenden Angaben über ihre Geschichte und Einrichtungen, die uns die Vorsteherinnen an Ort und Stelle gemacht haben, mögen genügen.

Girton College soll für die höhern Töchterschulen das sein, was die Universitäten für die Gelehrtenschulen sind. Die Kollegiengelder bilden, ohne jeglichen Zuschuß, den einzigen Fonds der Anstalt und sind diesem Zwecke entsprechend festgesetzt. In der vom Verwaltungsrate aufgestellten Stiftungsurkunde heißt es: „Wir beabsichtigen, eine Akademie für weibliche Bildung ins Leben zu rufen und seinerzeit die als erforderlich und geeignet erscheinenden Maßregeln zu treffen und von den zuständigen Behörden die Zulassung unsrer Studirenden zu den Promotionsprüfungen der Universität Cambridge zu erlangen und überhaupt die Anstalt mit der Hochschule in organische Verbindung zu setzen. Der Religionsunterricht und die Andachtsübungen im Girton College selbst oder an andern dafür gewählten Örtlichkeiten sind die der anglikanischen Kirche; jedoch ist die Beteiligung daran keineswegs unerläßlich für Volljährige und diejenigen Minderjährigen, deren Eltern oder Vormünder schriftliche Verwahrung dagegen eingelegt haben. Dem Eintritt in das College geht ausnahmslos eine Reifeprüfung voraus."

Die Eröffnung fand vor zwanzig Jahren statt und zwar mit sechs jungen Mädchen an einem kleinen Orte namens Hitchin. Schon im Jahre 1873 wurde das College nach Girton, eine kleine Stunde Weges von Cambridge, in die umfangreichen Neubauten verlegt, die in schönster ländlicher Umgebung und in gesunder Lage nach allen Seiten frei weither sichtbar sind. Bei dem schnellen Wachstum des Besuches und den gesteigerten Bedürfnissen wurden immer neue Erweiterungen nötig. Die Kosten hierzu konnten aus den Schenkungen zweier Damen, Miß Gamble und Mrs. Holmes, bestritten werden. Das wichtigste Ereignis in der Geschichte war das glänzende Examen der Miß A. F. Ramsay, die in der höchsten an der Universität Cambridge abgelegten Abgangsprüfung, hauptsächlich in klassischer Philologie, dem sogenannten classical tripos, die höchste Auszeichnung davon trug, und zwar nicht nur über die Studentinnen, sondern auch über die Herren Kommilitonen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von diesem unerwarteten und einzig dastehenden Siege, im ganzen Lande erregte sie das höchste Interesse, in allen öffentlichen Blättern wurde sie in Telegrammen und ausführlichen Artikeln zur Kenntnis der gesamten Bevölkerung gebracht. Ja in besonders zu diesem Zwecke berufenen Versammlungen wurde das Ereignis mit großem Eifer besprochen und von allen Seiten beleuchtet, und seitdem hat sich in immer weitern Kreisen die Überzeugung festgesetzt, es sei nunmehr an der Zeit, an die Behörden der Universitäten die Forderung zu stellen, daß die Zuhörerinnen nicht nur zu den Prüfungen, sondern auch zu den akademischen Ehren und Graden zugelassen

Digitized by Google

würden. Eine Hochschule, die schon so viel für höhere weibliche Bildung gethan habe, könne sich unmöglich noch der Erkenntnis verschließen, daß der nächste Schritt, die Girtonianerinnen zu den Promotionen zuzulassen, einfach eine Sache der Gerechtigkeit sei. Die Bewegung hat seitdem an Umfang gewonnen, und es kann jetzt nicht mehr bezweifelt werden, daß die akademischen Körperschaften, in deren Händen die alleinige Entscheidung liegt und die sich um kein Ministerium oder irgend eine höhere Instanz zu kümmern brauchen, diesem von den höchsten Bildungskreisen ausgehenden Hochdruck nicht mehr lange Widerstand leisten werden. Dann wird an die Stelle der einfachen Anerkennung einer bestandnen Prüfung durch ein Zeugnis noch das ersehnte Diplom mit allen Würden und Rechten treten, so wie es in University College in London bereits der Fall ist.

Das wachsende Interesse an der Blüte der jungen Akademie hat sich inzwischen durch Vermächtnisse und Stipendien bekundet. So stiftete eine Mrs. Pearson fünfundzwanzigtausend Mark mit der Bestimmung, daß die Zinsen davon auf drei Jahre einer Studentin zu überlassen seien, die sich in Geologie und Paläontologie hervorgethan habe. Was den Besuch betrifft, so wurden überhaupt bis zum Jahre 1887 immatrikulirt 264, von denen 129, also beinahe die Hälfte, in der klassischen Philologie, der Mathematik, der Ethik, der Geschichte, den Naturwissenschaften und in den neuern Sprachen und Litteraturen Zeugnisse ersten Grades davontrugen. Wenn man nun auch annehmen darf, daß die Universitätsprüfungskommissionen dem schwächern Geschlechte gegenüber nicht allzu streng verfahren mögen, kann dagegen doch auch auf die Thatsache hingewiesen werden, daß junge Mädchen in England durchschnittlich gewissenhafter und fleißiger sind als ihre Brüder und Vettern, die ihre Kräfte vor allem auf den Sport verwenden; und hat nicht außerdem von jeher England in der Litteratur mehr weibliche Namen als irgend ein Volk der Erde aufzuweisen gehabt?

Der Index scholarum ist eine so reich besetzte Tafel, daß, wer den dürftigen akademischen Küchenzettel von Oxford und Cambridge der frühern Zeit und in einigen Fächern auch der Gegenwart kennt, sich über das üppige Menu dieser jüngsten Alma Mater wundert. So wurden im Jahre 1887 die folgenden Vorlesungskurse und Seminarübungen nebst Schriftstellerlesen und -Erklären durchgemacht: 1. Theologie, Professor Carr. 2. Klassische Philologie bei zwölf Dozenten und einer Dozentin, Miß Jex-Blake, darunter sogar griechische Epigraphik. Wunderlich klingt die Ankündigung des Cursus Oratio obliqua als einer besondern Disziplin. Doch pflegt diese auf englischen Schulen, was sich wohl aus der englischen Sprache erklären läßt, eine schwerere crux zu sein als auf dem deutschen Gymnasium. 3. Mathematik bei neun Dozenten und zwei Damen. 4. Naturwissenschaften bei drei Dozenten und zwei Damen. 5. Philosophie bei zusammen acht Professoren und Professorinnen. 6. Welt-

Digitized by Google

geschichte, die von jeher zu den Stiefkindern der englischen Schule und Universität gehört hat, bei sieben Lehrern und Lehrerinnen. 7. Allgemeine Sprachwissenschaft, in England schlechthin Philologie genannt, darunter Sanskrit und Morphologie bei zwei Dozenten und zwei Damen. 8. Mittelalterliche und neuere Sprachen und Litteraturen, bei vier Lehrern und Lehrerinnen. Die Lehrer sind Deutsche. 9. Nationalökonomie, zwei Dozenten. 10. Jurisprudenz, drei Dozenten. 11. Philosophie der Geschichte, ein Dozent. 12. Anatomie und Osteologie, zwei Dozenten. Zu diesen Vorlesungen kommen dann noch, wie schon erwähnt, die Übungen, die dem Wesen nach Gymnasialunterricht sind und in England als tutorial work bezeichnet werden. Auch die wissenschaftliche Musik tritt mit ziemlich hohen Ziffern auf.

Die Gliederung des Studienjahres gestaltet sich so, daß von Mitte Oktober an neun Wochen, von Ende Januar an acht Wochen, vom ersten April an ebenfalls acht Wochen gelesen wird. Jeder Abschnitt heißt ein term. Im ganzen also 25 Wochen Arbeit und 27 Wochen Ferien. Diese reichlich gemessene Ruhezeit steht in England nicht vereinzelt da, und an den schottischen Universitäten ist es ebenso.

Die Gebühren für Kost, Wohnung und Unterricht betragen für die 25 Wochen 2100 Mark, gewiß ein hoher Satz, der aber voraussichtlich mit dem zunehmenden Besuche ermäßigt werden wird. Es sind auch Vorkehrungen für diejenigen jungen Damen getroffen, die es vorziehen, während der Ferien im Alumnat zu bleiben. Die Aufnahmeprüfungen zu Michaelis und Ostern finden vor einer unabhängigen Kommission in London statt und sind, wie leider fast alle englischen Prüfungen, ausschließlich schriftlich, ein Verfahren, das überall im Prüfungswesen als einseitig empfunden werden muß, weil der vollen Entfaltung der Persönlichkeit dabei zu wenig Spielraum gelassen wird. Der Prüfung geht ein tentamen über allgemeine Bildung voraus, in dessen Mittelpunkt die englische Sprache steht, vornehmlich die Rechtschreibung, dies Schmerzenskind, das dem Briten von der Wiege bis zum Grabe so unendlich viel Herzeleid bereitet, und dessen innerstes Wesen fest zu packen und völlig zu beherrschen zumal den Engländerinnen kaum je gelingt. Nur der höchste Bildungsgrad schützt bei dem schwierigen Lautsystem der Sprache vor den Kobold-streichen dieses Dämons. Die Aufnahmeprüfung im Griechischen und Lateinischen, im Französischen, im Deutschen und in der Mathematik setzt bei den jungen Mädchen die Durchschnittskenntnisse eines deutschen Untersekundaners bei der Versetzung nach Obersekunda voraus; doch ist dabei zu bedenken, daß im allgemeinen Mädchen dieses Alters einen gereifteren Verstand und regeren Ehrgeiz mitbringen als ihre männlichen Altersgenossen. Für die Abgangsprüfungen besteht eine Prüfungskommission aus dreißig Professoren und Damen; der oben berührte Fall der Miß Ramsay giebt einen Maßstab für das, was möglicherweise erreichbar ist.

Digitized by Google

Daß in dem materiell wohl ausgestatteten und vornehm und wohnlich eingerichteten College auch für die Gesundheit und für Leibesübungen ausreichend gesorgt ist, versteht sich in England von selbst. In den umfangreichen Gartenanlagen wird Lawn Tennis, Racquet und Croquet (nicht Cricket) systematisch getrieben; es wird täglich gebadet. Auch bestehen ein dramatischer und ein Disputationsverein, auch ein Verein zur Pflege des Choralgesanges und schließlich auch — eine freiwillige weibliche Feuerwehr! Die Vorsteherin des College, wenn dieser Name für das hohe Amt ausreicht, ist Miß Welsh.

Im Jahre 1871 richtete Miß Clough ein Haus ein, wo junge Damen, denen die besonders eingeholte Erlaubnis erteilt war, Vorlesungen an der Universität Cambridge zu hören, Unterkunft fanden. Da ihre Zahl rasch zunahm, so bildete sich eine Gesellschaft, die ein größeres Wohnhaus errichtete. Auch dieses wurde erweitert, man gründete dann eine Akademie nach dem Vorgange des Girton College und nannte sie Newnham College. Auch hier wurde uns mit größter Bereitwilligkeit alle gewünschte Auskunft erteilt. Das Stift steht in unmittelbarster Nähe der Universitäts-Colleges. Um außerhalb seiner Räumlichkeiten zu wohnen, bedarf es der ausdrücklichen Genehmigung des Verwaltungsrates. Die eigentümlichste Einrichtung ist jedenfalls die, daß Studentinnen, die aus irgend einem Grunde nicht in der Musenstadt selbst wohnen können, ihre akademische Unterweisung auf brieflichem Wege empfangen. Es bot sich uns keine Gelegenheit, uns über dieses Übermittlungsverfahren ein sachliches Urteil zu bilden.

Im Zusammenhange mit Girton College und Newnham College und unter der Leitung einer gelehrten Dame und vortrefflichen Pädagogin, Miß Hughes, steht ein Lehrerinnenseminar nebst Alumnat, wo, wie wir uns selbst überzeugen konnten, die großen Pädagogen Deutschlands von Pestalozzi bis Herbart nicht bloß genannt, sondern auch gelesen werden.

Der Organismus des Lady Margaret College in Oxford soll dem der Anstalten in Cambridge in allen wesentlichen Punkten entsprechen.

Obwohl wir, wie gesagt, es für Deutschland mißbilligen würden, wenn man den Versuch machen wollte, der weiblichen Jugend die Hörsäle der Universitäten zu öffnen oder Anstalten nach englischem Muster ins Leben zu rufen, so scheint uns doch anderseits das Beispiel deutscher Eltern nachahmenswert, die ihre Töchter auf einige Zeit nach Girton College schicken, um sich dort soviel von der vortrefflichen physischen Ausbildung als möglich und außerdem völlige Herrschaft über ein akademisch tadelloses Englisch anzueignen. Zum Schluß aber möchten wir, auf die beiden alten Universitäten zurückblickend, noch einmal drei wesentliche Vorzüge derselben hervorheben, die sie sicherlich vor den meisten, wenn nicht allen andern akademischen Bildungsstätten voraus haben. Sie geben vermöge der straffen Disziplin und unausgesetzten Überwachung sämtlichen Studenten ohne Ausnahme ein wenn auch nicht hohes,

Digitized by Google

doch ſicheres Maß der gleichen geiſtigen Ausbildung ohne Rückſicht auf den ſpätern Beruf; ſie fördern das ſittliche und leibliche Wohl der Jugend in erfreulichſter Weiſe durch die unausgeſetzte planvolle Pflege der körperlichen Ausbildung, und ſie gewähren, dank der reichen und von der Staatsgewalt unabhängigen Mittel, Tauſenden ein ſorgenfreies Leben und ein ungeſtörtes Studium. Glücklich die Wenigen, denen es vergönnt iſt, auf ihrem Bildungsgange den britiſchen Materialismus mit dem deutſchem Idealismus harmoniſch zu verbinden!

Die nordſchleswigſche Mundart

Von J. P. Filskow

Als am 18. Dezember v. J. der Oberpräſidialerlaß erſchien, der verfügt, daß in allen nordſchleswigſchen Schulen der Unterricht mit Ausnahme des Religionsunterrichts in Zukunft ausſchließlich deutſch ſein ſoll, ſtimmten die Zeitungen Dänemarks und vor allem die Proteſtblätter Nordſchleswigs wahre Jeremiaden an, bezeichneten das Verfahren als eine Ungerechtigkeit und nannten es eine unerhörte Härte, daß die Kinder Nordſchleswigs nicht mehr in ihrer Mutterſprache unterrichtet werden ſollen. Sonderbarerweiſe gab es auch deutſche Zeitungen, die in dieſes Horn bliefen.

Wenn die Behauptung auf Wahrheit beruhte, dann müßte die nordſchleswigſche Mundart eine däniſche ſein. Iſt dem wirklich ſo? Wir beantworten dieſe Frage mit einem entſchiednen Nein. Wie kommt es aber, daß man die Sprache, die in Nordſchleswig geſprochen wird, immer als eine däniſche bezeichnet? Die Sache liegt ganz einfach. Auf den erſten Blick ſcheint es freilich, als ob die nordſchleswigſche Mundart eine däniſche ſei, weil ſehr viele däniſche Ausdrücke darin enthalten ſind. Das iſt aber, wie geſagt, nur Schein. Geht man der Sache genau auf den Grund, ſo findet man — ſowohl in grammatikaliſcher als auch in lexikaliſcher Beziehung — eine ebenſo große, wenn nicht eine größere Ähnlichkeit mit der deutſchen Sprache. Man iſt aber auch von däniſcher Seite in den letzten fünfzig Jahren fortwährend beſtrebt geweſen, mit dem Scheine des Rechts nachzuweiſen, daß das Nordſchleswigſche dem Däniſchen verwandt ſei, ja ſogar dem Altdäniſchen oder Altnordiſchen entſtamme. Bis in die jüngſte Zeit herein iſt eine wahre Flut

Digitized by Google

von Flugschriften, Abhandlungen u. s. w. erschienen, die sämtlich mehr oder weniger diese Behauptung zu erhärten suchen, so von Allen, Tuxen, Lyngby, Hagerup, Lauridsen und — last, not least — Johannes Kok, weiland Pastor in Buhrkall (Kreis Tondern). Vor allem der letztere ist in mehreren Zeitungsaufsätzen, besonders aber in seiner umfangreichen Schrift „Die dänische Volkssprache in Südjütland (d. i. Schleswig), erklärt aus der altnordischen, altdänischen und neunordischen Sprache" bemüht gewesen, die nordschleswigsche Mundart als rein dänisch oder aus den nordischen Spracharten hervorgegangen hinzustellen. Was von der Objektivität dieses Schriftstellers zu halten ist, geht aus folgenden Aussprüchen hervor: „In diesem (eben bezeichneten) Werke ist gar keine Rücksicht auf die deutsche oder englische Sprache genommen." „Die Geschichte weist aufs bestimmteste nach, daß Südjütland (d. i. Schleswig) seit Olims Zeiten von Skandinaviern bewohnt wurde, die, wo sie auch gewohnt haben mögen, in Dänemark, Norwegen oder Schweden, immer dieselbe Sprache redeten." „In Zukunft wird die deutsche Sprache unter den Dänen jedenfalls so verhaßt sein, daß niemand sie weder lesen, hören, noch reden wird." Er spricht ferner von der „Brut, welche Schleswig-Holsteiner genannt wird," von dem „dummen Namen Schleswig" gegenüber „dem schönen Ausdruck Südjütland." Auf ähnlichem Standpunkte befinden sich auch die meisten der übrigen Verfasser: sie hassen alles, was deutsch ist, und benutzen bei ihrer Beweisführung nur das, was in ihren Kram paßt, oder ziehen die Beweise bei den Haaren herbei. Da sie nun alle mit mehr oder minder großer Gelehrsamkeit und überzeugend klingenden Behauptungen auftreten und die nordschleswigsche Mundart zudem — namentlich nach der dänischen Grenze hin — viele dänische Ausdrücke enthält, so ist es ganz natürlich, daß man so ziemlich überall diese Sprache für dänisch hält, umsomehr als von deutscher Seite wenig oder fast nichts zur Widerlegung der aufgestellten Behauptung geschehen ist. Eins der wichtigsten Werke in dieser Beziehung dürfte die von dem Schriftsteller J. G. Kohl herausgegebne Schrift „Die deutsche und dänische Nationalität und Sprache im Herzogtum Schleswig" sein. Sie giebt aber nur einen kurzen Abriß über die geschichtliche Entwicklung der Nationalität und Sprache und leidet an den Fehlern und Ungenauigkeiten, an denen jedes ähnliche Werk leiden muß, wenn der Verfasser in dem betreffenden Lande nicht seßhaft gewesen ist, sondern nur einige Streifzüge darin unternommen hat. Es darf jedoch nicht verschwiegen bleiben, daß es auch berühmte dänische Sprachforscher gegeben hat, die eine Ähnlichkeit zwischen dem Nordschleswigschen und dem Angelsächsischen oder Englischen nachgewiesen haben, z. B. Molbech,*)

*) Dieser große Sprachforscher schreibt Seite XXXVI ff. der Einleitung zu seinem berühmten „Dansk Ordbog" (dänischen Wörterbuch): „Diese in den Sprachbau wesentlich eingreifende Eigenart (nämlich der Gebrauch des articulus praepositivus) ist außerdem mit

Digitized by Google

Outzen, Paulsen u. a. Soweit aber meine Erfahrung reicht, hat es noch niemand unternommen, den Beweis zu führen, daß die nordschleswigsche Mundart mit ebenso gutem Recht eine deutsche genannt werden dürfe, als man sie von verschiedner Seite als eine dänische bezeichnet hat. Diesen Beweis gedenke ich in den folgenden Ausführungen anzutreten, und ich glaube, als geborner Nordschleswiger, der jahrelang in den verschiedensten Gegenden dieses Landstrichs gelebt hat, hierzu einigermaßen genügendes Material beibringen zu können.

Wenn ich die Behauptung aufstelle: die nordschleswigsche Mundart ist ebensowohl eine deutsche als eine dänische, d. h. sie ist eine Mischsprache — so stütze ich mich dabei auf ein dreifaches: die Geschichte, den Sprachbau und den Wortschatz.

Wenn auch die Akten nicht als völlig geschlossen anzusehen sind, so geht doch die Ansicht aller sachlich urteilenden Geschichtsforscher dahin, daß Schleswig-Holstein und Jütland in der ältern Zeit nur von deutschen Völkerstämmen bewohnt gewesen seien. Obgleich diese Ansicht von dänischen Gelehrten der Neuzeit lebhaft bestritten wird, so muß doch nachdrücklich hervorgehoben werden, daß sie früher, als die politischen Gegensätze ruhten, auch bei ihnen allgemeine Annahme fand. So hält beispielsweise der dänische Geschichtschreiber von Suhm*) die Cimbern, denen er den nördlichen Teil der Halbinsel zuweist, keineswegs für Nordländer oder Dänen, sondern für Deutsche. Während er diesem deutschen Volke, dessen einheimischer Name seiner Ansicht nach „Joten" war, den nördlichen Teil der cimbrischen Halbinsel zuweist, läßt er die Teutonen den südlichen bewohnen. Ja schon der große Geograph des zweiten Jahrhunderts, Ptolemäus, der seine Berichte aus weit ältern Schriftstellern nahm und zuerst die Halbinsel die cimbrische nennt, indem er sagt: „Auf dem Nacken des kimbrischen Chersonesus wohnen die Sachsen," berichtet über die verschiednen germanischen Völkerstämme der Halbinsel.

Tacitus läßt die Angeln, die er, wie auch Suhm, zum Stamme der Sueven rechnet, im nördlichen Teile wohnen. Ähnliches stellt Dankwerth fest

vielen sonstigen Unterschieden bezüglich der Wortbildung, der Biegung und Aussprache verknüpft. . . . . Es beweist dies aufs deutlichste, daß eine Mischung zweier verschiednen Völker in uralter Zeit stattgefunden hat, und wir haben hier einen Beweis mehr dafür, daß die Jüten ursprünglich ein sächsischer Stamm gewesen sind, der sich auf der (cimbrischen) Halbinsel mit skandinavisch-dänischen Völkerschaften vermischt hat. . . . . Die südjütische (d. i. die nordschleswigsche) Mundart hat die meisten Eigentümlichkeiten mit der westjütischen gemein, unterscheidet sich aber von ihr durch eine bedeutende Menge von eignen Wörtern und Ausdrücken, die in der jütischen Volkssprache nicht vorkommen, ferner durch eine davon abweichende Aussprache und Accentuation, sowie durch eine stärkere Mischung mit altsächsischen und niederdeutschen (plattdeutschen) Wörtern."

*) Peter Friedrich von Suhm, Geschichte der Dänen, übersetzt von F. D. Gräter Seite 20 ff.

Digitized by Google

in seiner im Jahre 1652 gedruckten „Newen Landesbeschreibung der zwey Hertzogthümer Schleswich vnd Holstein.“ Der englische Schriftsteller und Geschichtsschreiber des achten Jahrhunderts, Venerabilis Beda, berichtet in seiner Historia ecclesiastica gentis Anglorum, daß „umbs Jahr 449 n. Chr. in diesen Landen — Nord-Jütland anizo mitgenommen — gewohnet haben drey Teutsche Völker, Sachsen, Angeln vnd Jütden.“ Waitz behauptet in seiner „Geschichte Schleswig-Holsteins“ mit aller Bestimmtheit, daß die ganze Halbinsel in der ältern Zeit nur von Deutschen bewohnt gewesen sei, und zwar im Norden — dem heutigen Jütland — von Jüten, im mittlern Teile — dem heutigen Schleswig — von Angeln und im Süden — dem heutigen Holstein — namentlich von Sachsen. Aber wenn auch diese geschichtlichen Thatsachen nicht vorlägen, so müßte doch jeder vorurteilsfreie Beobachter aus der geographischen Lage der cimbrischen Halbinsel zu der Einsicht kommen, daß sie sich nur vom Süden her, also von Deutschland, aber nicht von Skandinavien oder den dänischen Inseln her hat bevölkern können.

Diesen Feststellungen gegenüber mag nun freilich die Erscheinung befremdlich sein, daß die nordschleswigsche Mundart mit der dänischen Sprache sehr viel Ähnlichkeit besitzt. Es ist dies jedoch eine aus der Geschichte sich ergebende natürliche Folge. Als zur Zeit der großen Völkerbewegungen die Sachsen, Angeln und Jüten nach Britannien übersiedelten, kamen nämlich die Dänen von ihren Inseln herüber und nisteten sich in Jütland und Nordschleswig ein. Mit den Resten der alten Bevölkerung*) haben sich nun die Eindringlinge vermischt. Da diese in der Übermacht waren, so ist es ganz natürlich, daß das dänische Element überwog, während das deutsche bei der Verschmelzung für den Augenblick zurücktreten mußte.

Wenn die Dänen jenseits der Königsau — auch hinsichtlich der Kulturentwicklung — fast ausschließlich Sieger blieben, so entbrannte dagegen im Schleswigschen ein heftiger Kampf zwischen Dänen- und Deutschtum, der bis auf den heutigen Tag gedauert hat. Zu Zeiten sehn wir hier die Dänen vordringen und das Land besetzen — zu Zeiten haben die Deutschen das Übergewicht und drängen den dänischen Einfluß zurück. Mehrere Jahrhunderte nach der Übersiedlung der deutschen Völker nach Britannien — nämlich bis in das neunte hinein — sind die Dänen ausschließlich Herren im Lande, dringen sogar bis zur Eider vor, wo sie einen Grenzwall und eine Schutzwehr gegen die Deutschen aufführen. Als aber dann — im neunten Jahrhundert — das Christentum von Deutschland aus im Norden Eingang findet, verbreiten deutsche Mönche deutsche Sprache und deutsche Sitten. Eine kräftige Stütze erfährt

*) Selbstverständlich werden bei keiner Auswanderung eines Volkes, am allerwenigsten bei einer solchen übers Meer, alle Angehörigen desselben vollständig und ohne Ausnahme die alten Sitze verlassen.

Digitized by Google

das Deutschtum in Schleswig-Holstein während der folgenden Jahrhunderte in den aus dem tapfern Geschlechte der Sachsen hervorgegangnen Kaisern, wie Heinrich I., Otto I. und vor allem in Lothar von Supplinburg. Unter dem mächtigen Schutze des letztern stand der von den Dänen 1131 ermordete Herzog von Schleswig, Knud Laward, der, obgleich ein geborner Däne, von echtdeutscher Gesinnung und überall in seinem Lande für die Verbreitung des Deutschtums in Sitte, Tracht, Kirche, Schule, Verwaltung u. s. w. thätig war. Der wohlthätige Einfluß der deutschen Kaiser ging aber im zwölften Jahrhundert mehr und mehr verloren, als nämlich die Kaiserkrone an das süddeutsche Geschlecht der Hohenstaufen überging, die fortwährend im Süden in Anspruch genommen waren und sich nicht um die Verhältnisse der niederdeutschen Schutzstaaten kümmern konnten. Durch den mächtigen und tapfern Dänenkönig Waldemar den Sieger, der nicht nur Schleswig und Holstein, sondern fast alle Länder an der Ostsee unterjochte, wurde die dänische Herrschaft und damit das Dänentum weiter nach dem Süden — vor allem in Schleswig — verbreitet. Aber bald schüttelten die Deutschen das Joch wieder ab. Der Dänenkönig erlitt eine furchtbare Niederlage am 22. Juli 1227 bei Bornhöved (südlich von Kiel), und nun ging das Deutschtum aufs neue zum Angriff vor, was aber wieder auf völlig friedlichem Wege geschah, indem nämlich Sprache und Sitten der Deutschen, von mächtigem Handel gefördert, nordwärts drangen. Die aufblühenden Hansestädte, namentlich Hamburg und Lübeck, waren die Hauptsitze des deutschen Seehandels und zugleich die Stätten, von denen aus der deutsche Unternehmungsgeist sich den Handel des Nordens unterwarf, was selbstverständlich auch von unschätzbarem Wert für die Ausbreitung des Deutschtums im Schleswigschen war. Eine noch größere Geltung und festeren Sitz gewann das Deutschtum im vierzehnten Jahrhundert, als das Herzogtum Schleswig unter dem edeln Holsteingrafen Gerhard dem Großen mit Holstein verbunden wurde, nachdem dieser den Dänenkönig vertrieben und seinen Neffen Waldemar auf den dänischen Thron erhoben hatte, der dann in der Waldemarschen Konstitution (1326) dem Oheim das Herzogtum Schleswig als erbliches Lehen übertrug. Nun breitete sich die deutsche Bevölkerung immer weiter nach dem Norden aus; der deutsche Adel faßte festen Fuß; die deutsche Sprache fand Eingang in die öffentlichen Geschäfte des Landes; die Bestätigungen der Stadtrechte wurden nur noch in lateinischer und in plattdeutscher Sprache erteilt; die Ortsnamen wurden in deutsche verwandelt u. s. w. Wenn das Dänentum nach der unheilvollen That des Jahres 1460 — als die Schleswig-Holsteiner nach dem Aussterben ihres Herzogstammes den dänischen König Christian I. zu ihrem Herrn erkoren, allerdings unter der eidlichen Zusicherung, daß beide Länder „up ewig ungedeelt" bleiben sollten — keine nennenswerte Verbreitung im Schleswigschen fand, so liegt dies einerseits daran, daß die dänischen Könige, dem deutschen Geschlecht der Oldenburger entsprungen, an ihrem Hofe deutsche

Digitized by Google

Sprache und Sitte pflegten, anderseits und hauptsächlich ist es dem wohlthätigen Einflusse der Reformation zuzuschreiben. Die neue Lehre fand bald, wie überall in Niederdeutschland, Eingang in die Herzogtümer, weil die dänischen Könige ihr zugethan waren und sie allenthalben aufs kräftigste schützten und förderten. Dadurch wurde sie ein mächtiger Pionier des Deutschtums im Norden; denn die Mehrzahl der neuen Geistlichen wurde aus Deutschland berufen und trug selbstverständlich viel zur Verbreitung deutschen Geistes und deutscher Bildung bei. Die Kirchenordnung, die Bibel und die sonst beim Gottesdienst üblichen Bücher waren nur deutsch geschrieben, anfangs freilich in der niedersächsischen Mundart; bald aber gelangte auch hier Luthers Sprache, das Hochdeutsche, zur völligen Herrschaft, indem man sich ihrer bei Abfassung von Urkunden, in Kirchen, Schulen u. s. w. bediente. Somit ist die Reformation für Schleswig auch in vaterländischer Beziehung von heilsamem Einfluß gewesen. In den folgenden Jahrhunderten fangen die dänischen Könige leider an, ihre Hand nach den deutschen Herzogtümern Schleswig und Holstein auszustrecken, und suchen durch allerhand Umtriebe sie zu dänischen Provinzen zu machen, was ihnen auch thatsächlich gelingt. Allerdings behielten die Herzogtümer noch immer ihre eigne Regierung, indem zu Kopenhagen die sogenannte „deutsche Kanzlei" errichtet wurde, in der nur deutsche Beamte angestellt waren. Alle Verhandlungen derselben geschahen in deutscher Sprache, alle Ausfertigungen und Bekanntmachungen, die von hier ausgingen, waren ebenfalls in deutscher Sprache abgefaßt. Ferner wurden alle Petitionen aus den Herzogtümern dem König in deutscher Sprache überreicht, wie dieser sich auch in den Audienzen, die er den Einwohnern aus Schleswig-Holstein gewährte, nur der deutschen Sprache bediente. Aber nach dem Sturze des allmächtigen deutschen Günstlings Struensee, in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, fing die Reaktion gegen alles Deutsche an; überall im Königreiche wurde mit allem, was deutsch hieß, gebrochen und aufgeräumt. Zu Anfang unsers Jahrhunderts wollte man die deutschfeindlichen Verbesserungen auch auf die Herzogtümer ausdehnen. Diese — vor allem Schleswig — sollten völlig dänisch gemacht werden, und zu diesem Zwecke wurden allerlei Maßregeln getroffen. So wurde z. B. verfügt, daß alle Gesetze auch in dänischer Sprache veröffentlicht werden sollten, ferner das Verlangen gestellt, daß alle neuanzustellenden Beamten Kenntnis der dänischen Sprache nachweisen müßten. Ein Patent vom 7. September 1812 bestimmt, daß überall in Nordschleswig in die Schulen und Kirchen, beim Gericht u. s. w. das Dänische eingeführt werden solle, und die Behörden wurden aufgefordert, schleunigst Bericht darüber zu erstatten, auf welche Weise dies in möglichst kurzer Zeit geschehen könne. Es ist einleuchtend, daß so der alte Kampf zwischen Deutsch- und Dänentum wieder mächtig auflodern mußte. Auf schleswig-holsteinischer Seite kämpfte der edle und kühne Uve Jens Lornsen, der allerdings unterlag; denn dänischerseits

Digitized by Google

wurde — unter Anwendung allerhand erlaubter und unerlaubter Mittel — mit Hochdruck gearbeitet. Zunächst richtete man selbstverständlich das Augenmerk auf Nordschleswig. Hier wurde besonders für die dänische Sache Stimmung gemacht. Durch Schmeicheleien, Versprechungen, Schenkungen und Ehrgeiz getrieben, wurden einige nordschleswigsche Bauern, wie Laurids Skau, Nis Lorenzen u. a., für die dänische Sache gewonnen. Überall wurden Versammlungen abgehalten, Petitionen um Einführung der dänischen Sprache in Schulen und vor Gericht gesammelt. Freilich gingen auch mehrere Gegenpetitionen aus Nordschleswig ein, aber ohne Erfolg. In Dänemark wurde das Feuer mächtig geschürt. Dort bildeten sich zahlreiche Vereine zur Förderung dänischer Sprache und Nationalität unter den „bedrängten Nordschleswigern," die unentgeltlich Schriften verteilten und Volksbibliotheken errichteten. In Hadersleben erschien im Jahre 1838 die erste dänische Zeitung mit dem ominösen Titel „Dannevirke." 1844 wurde in dem an der Grenze gelegnen Dorfe Rödding eine dänische Fortbildungsschule — eine sogenannte „Hochschule" — für konfirmirte Bauernsöhne gegründet. Die Versuche, dänischen Unterricht auf dem Schullehrerseminar zu Tondern einzuführen und ein dänisches Gymnasium zu errichten, mißlangen vorläufig. Aber der Appetit der Dänen wuchs fortwährend, und es wurden vielfach Stimmen laut, die die Forderung stellten: „Alles Land bis zur Eider muß dem dänischen Staate einverleibt werden!" Der einer jüdischen Familie aus der Lausitz entstammende Advokat Orla Lehmann in Kopenhagen that sogar den klassischen Ausspruch: „Wir müssen es den Schleswigern mit blutigen Striemen auf den Rücken schreiben, daß sie Dänen sind." Wenn das Dänentum — trotz dessen angestrengten Wühlereien — keinen nennenswerten Fortgang im Schleswigschen nahm, so lag dies einerseits darin, daß die meisten Schleswiger — und zwar bis an die Grenze — sich als Deutsche fühlten, anderseits daran, daß das Deutschtum eine kräftige Stütze in den Herzögen von Augustenburg fand, die deutsche Männer von echtem Schrot und Korn waren. Überall behauptete sich der deutsche Geist mit der größten Hartnäckigkeit: so benutzte man in den nordschleswigschen Kirchen deutsche Gesangbücher beim dänischen Gottesdienst, in den Schulen deutsche Rechenbücher; deutsche Grabschriften auf den Kirchhöfen gehörten nicht zu den Seltenheiten. Das dänische Hetzblatt „Dannevirke" fand keine rechte Verbreitung und fristete bis in die fünfziger Jahre ein kümmerliches Dasein, weshalb man schließlich deutsche Zeitungen gründete, die in dänischem Sinn und Geist redigirt wurden. Nach dem unglücklichen Ausgange des schleswig-holsteinischen Krieges, infolgedessen die Schleswiger ihrem Erbfeind wehrlos überliefert wurden, änderte sich mit einem Schlage alles: wo die Kirchen-, Schul- und Rechtssprache bisher deutsch gewesen war, wurde durch Maßregeln der ärgsten Art die dänische Sprache eingeführt; das Schullehrerseminar zu Tondern, die Gymnasien zu Hadersleben, Schleswig u. s. w. wurden in völlig

Digitized by Google

dänische Anstalten verwandelt; in den nordschleswigschen Städten entstanden außerdem dänische „Realschulen"; Lehrer und Geistliche, wie die Beamten überhaupt — manchmal unwürdige Personen —, waren nur zu willige Werkzeuge in der Hand der Regierung. Da von nun an bis 1864 in den nordschleswigschen Kirchen und Schulen kein andres Wort als dänisch gepredigt und gelehrt, gehört und gelernt wurde, so ist es sehr erklärlich, daß damals sehr viele dänische Ausdrücke in die nordschleswigsche Mundart übergegangen sind. Man muß gestehen, daß in dem Verfahren der Dänen Methode lag. Schließlich wäre die nordschleswigsche Mundart Gefahr gelaufen, in eine ausschließlich dänische verwandelt zu werden, wenn nicht Schleswig-Holstein noch, ehe es zu spät war, unter die Hohenzollernherrschaft gekommen wäre, unter der deutsche Sprache, deutsche Bildung und deutsche Sitten in Schleswig wieder zu ihrem Rechte gekommen sind.

Aus diesem geschichtlichen Überblick ergiebt sich wohl zur Genüge, daß die nordschleswigsche Mundart keineswegs als eine dänische Sprachart bezeichnet werden darf. Im folgenden soll nun nachgewiesen werden, wie sie — sowohl in grammatikalischer als auch lexikalischer Beziehung — von der dänischen Sprache abweicht, dagegen die größte Ähnlichkeit mit dem Mittel- und Neuhochdeutschen, wie auch dem Nieder- und Angelsächsischen (Englischen) aufweist.

Der Sprachbau der nordschleswigschen Mundart, der sehr einfach ist, zeigt in mehrfacher Beziehung große Verschiedenheiten von der dänischen Sprache und viel Gleichartiges mit der deutschen und englischen. Was zunächst ins Auge fällt, ist der bestimmte Artikel. Dieser, der für alle Geschlechter, für die Ein- und Mehrzahl e lautet und jedenfalls mit dem englischen the und dem niedersächsischen de in Verbindung zu bringen ist, wird allemal — wie im Deutschen und Englischen — dem Dingwort unmittelbar vorangestellt, was in den nordischen Sprachen (Dänisch, Norwegisch, Schwedisch) nirgends zu finden ist. Während der Nordschleswiger nur einen präpositiven Artikel kennt, bedienen sich die skandinavischen Völker und die Dänen des postpositiven, sie hängen dem Dingwort den bestimmten Artikel an, nämlich en (genus commune), et (genus neutrum), ne (Mehrzahl). Der Nordschleswiger sagt: e bäkker (der Bäcker), e zug (der Zug), e libber (die Lippen), der Däne dagegen: bageren, toget, läberne. Und wie im Englischen und Niederdeutschen, steht der bestimmte Artikel auch nach dem Worte äll*) (alle), z. B. äll e böcher (Bücher), ält e hö (alles Heu). Auch dies ist im Dänischen nie der Fall.

Eine fernere Ähnlichkeit mit dem Deutschen ist die, daß die nordschleswigsche Mundart das genus neutrum gebraucht, wo die dänische Sprache nur das

*) Der Laut ä klingt wie das tiefe, dunkle, plattdeutsche, süddeutsche, wienerische und englische „a" in dem Worte „Vater."

Digitized by Google

genus commune kennt, z. B. kall (Kalb), bäd (Boot), külling (Küchlein). Anderseits bedient man sich — ebenfalls wie im Deutschen — des gemeinschaftlichen Geschlechts in solchen Fällen, wo der Däne das sächliche setzt, wie bruch (Bruch), diech (Deich), stüng (Stich) u. s. w.

Die Mehrzahl wird im Nordschleswigschen sehr einfach gebildet, eigentlich nur auf zweifache Weise, nämlich erstens ohne Endung — aber dann meist durch Dehnung des Vokals, was vielleicht mit der Mehrzahlbildung mehrerer Dingwörter im Englischen und Plattdeutschen in Einklang zu bringen ist, z. B. hest (Pferd) — heest (englisch horse — horses, plattdeutsch perd — peer) — zweitens durch Anhängung der Silbe er, wie blomm (Blume) — blommer.

Eine Eigentümlichkeit der nordschleswigschen Mundart ist die, daß sehr viele Stoffnamen nur in der Mehrzahl vorkommen, wie gröd (Grütze), kål (Kohl), wälling (Milchsuppe), flöer (Rahm), auch host (Husten) u. s. w.

Das Kennzeichen des Genetivs ist gewöhnlich s, und zwar in der Einzahl wie in der Mehrzahl; so sagt der Nordschleswiger: e glasers geburtsdau (des Glasers Geburtstag), der Däne dagegen: glarmesterens födselsdag. Oft bildet der Nordschleswiger auch den Genetiv mit Hilfe des besitzanzeigenden Fürworts sin, ähnlich wie der Plattdeutsche, z. B. e mann sin hat (der Mann sein Hut). Dieses ist im Dänischen nie der Fall. Bisweilen fehlt — wie im Englischen — das zu bestimmende Dingwort, z. B. wi wär we min unkels e heel dau (engl. we spent the day at my uncle's). Eigentümlicherweise wendet der Nordschleswiger den Besitzfall nur bei Personennamen an, bei Sachnamen dagegen — wie der Plattdeutsche und der Engländer — durch Umschreibung. Während der Däne husets tag (das Dach des Hauses) sagt, spricht der Nordschleswiger: e tach a e huus (der Plattdeutsche: dat dach von't hus, der Engländer: the roof of the house).

Die Eigenschaftswörter treten — wie im Englischen — als Beifügung ohne Geschlechts- und Zahlendungen auf, während dieses im Dänischen nicht der Fall ist. Der Nordschleswiger sagt: en nü hat — et nü hus (ein neuer Hut — ein neues Haus), to nü hat — to nü hues (zwei neue Hüte — zwei neue Häuser) — der Däne dagegen: en ny hat — et nyt hus, to nye hatte — to nye huse. Auch nach dem bestimmten Artikel bleibt das attributive Adjektiv unverändert, während im Dänischen ein e hinzugefügt wird, z. B. et gammel gesicht — de gammel gesicht (ein altes Gesicht — das alte Gesicht), dänisch: et gammelt ansigt — det gamle ansigt. Dasselbe gilt auch vom prädikativen Adjektiv, das sich im Dänischen immer nach dem Substantiv bezüglich des Geschlechts und der Zahl richtet.

Die Steigerung geschieht — wie im Deutschen, Englischen und Dänischen — entweder durch Endungen oder durch Hinzufügung von meer — meest und minner — minst (mehr — am meisten, weniger — am wenigsten). Während

Digitized by Google

aber der Komparativ im Dänischen durch die Endung ere oder re gebildet wird, geschieht dies in der nordschleswigschen Mundart durch er, also wie im Deutschen und Englischen, z. B. klog (klug) — kloger — klogest; dänisch: klog — klogere — klogest. Von der dänischen Sprache abweichend, benutzt der Nordschleswiger nicht nur im Positiv, sondern auch im Komparativ den Ausdruck som (wie), im letztern Falle nicht end (als).

Die Biegung der persönlichen Fürwörter ist sehr einfach, indem die nordschleswigsche Mundart für jede Person und Zahl nur zwei verschiedne Formen unterscheidet, da der Genetiv fehlt und der Dativ und Akkusativ gleich lauten, z. B. für die erste Person: ä (ich) und mä (mir und mich) in der Einzahl, wi (wir) und wus (uns) in der Mehrzahl. Eine Ähnlichkeit zwischen der Einzahl der ersten Person ä, die in einzelnen Gegenden a lautet,*) und dem englischen I, wie auch eine solche zwischen wus und us, do und thou, mä und me, dä und thee ist nicht zu verkennen, ebenso zwischen jer und dem deutschen „euer." Da die aufgezählten Formen im Dänischen jeg, mig, os, du, dig, eder lauten, so ist die große Abweichung sofort einleuchtend. Das unbestimmte Pronomen „man" kommt in der nordschleswigschen Mundart gar nicht vor, dagegen die Form en (engl. one). Diese kann sogar — wie im Englischen — im Genetiv benutzt werden, nämlich jen's eien (engl. ones own).

Auch in der Akkusativbildung der hinweisenden Fürwörter (pronomina demonstrativa) weicht die nordschleswigsche Mundart von der dänischen Sprache ab und stimmt mit der deutschen überein. Während der Däne sagt: jeg så de (Nominativ) tallerkener, som ware itu (ich sah die Teller, die entzwei waren), drückt der Nordschleswiger diesen Satz so aus: ä så dem (Akkusativ) tellere, de wär istükke.

Bezüglich der Zeitwörter ist zu bemerken, daß der Infinitiv der nordschleswigschen Mundart niemals die dänische Endung e hat, sondern immer die Wurzel des Verbums rein giebt, also — wie im Englischen — ohne jegliche Endung, z. B. steel (engl. to steal, dän. stjäle), want (engl. to want, dän. mangle), spill (engl. to spill, dän. spilde). Die Konjugation der Verba ist — wie in allen gotischen Sprachen — eine doppelte: eine starke und eine schwache, weicht aber sehr von der dänischen Sprache ab und zeigt viel Verwandtes mit der deutschen und englischen. Während im Dänischen das Präsens die Einzahl durch die Endung er und die Mehrzahl durch e bildet, bleibt es in der nordschleswigschen Mundart vielfach unverändert, also wie im Englischen, z. B. ä stel — wi stel (engl. I steal — we steal, dän. jeg stjäler — vi stjäle). Das Imperfekt der starken Konjugation wird größtenteils nur durch Ablaut, das participium perfecti ebenfalls durch Ablaut und die Flexionssilbe en gebildet, also wie im Deutschen und Englischen, wogegen im Dänischen

*) Im nördlichen England spricht man in einzelnen Gegenden langes a (aw) statt J.

Digitized by Google

nicht immer Ablautung stattfindet und dafür die Endung et auftritt. Beispiele:

nordschleswigsch:	stel	— stål —	stolen
deutsch:	stehlen	— stahl —	gestohlen
englisch:	to steal	— stole —	stolen
dänisch:	stjäle	— stjal —	stjälet

nordschleswigsch:	swim	— swåm —	swummen
deutsch:	schwimmen	— schwamm —	geschwommen
englisch:	to swim	— swam —	swum
dänisch:	swömme	— svömmede —	svömmet

Das Imperfekt und das Partizip der schwachen Konjugation werden durch die Endungen d oder t gebildet, z. B.:

nordschleswigsch:	fortäl (erzählen)	— fortold —	fortold
englisch:	to tell	— told —	told
dänisch:	fortälle	— fortalte —	fortalt

nordschleswigsch:	säl (verkaufen)	— sold —	sold
englisch:	to sell	— sold —	sold
dänisch:	sälge	— solgte —	solgt

nordschleswigsch:	forlös (verlieren)	— forlöst —	forlöst
englisch:	to lose	— lost —	lost
dänisch:	tabe	— tabte —	tabt

nordschleswigsch:	spill (überschütten)	— spilt —	spilt
englisch:	to spill	— spilt —	spilt
dänisch:	spilde	— spildte —	spildt

Die Form des Imperativs ist wie im Englischen ohne jegliche Flexionsendung, also mit dem Infinitiv gleichlautend, während im Dänischen die Einzahl durch Weglassung der Infinitivendung e, die Mehrzahl durch Hinzufügung der Silbe er gebildet werden. Das Passiv bildet die nordschleswigsche Volkssprache häufiger nach deutscher als nach dänischer Weise. Während es im Dänischen gewöhnlich durch Anhängung der Silbe es ausgedrückt wird, geschieht dies in der nordschleswigschen Mundart meist unter Anwendung des Hilfszeitwortes werd oder blüur (werden), z. B. dänisch: Jeg muleteres (ich werde gebrücht) — Naar jeg slåes (wenn ich werde geschlagen); nordschleswigisch: Å werd bröet — wenn ä werd slouen.

Bezüglich der Zahlwörter ist darauf hinzuweisen, daß der Nordschleswiger bis neununddreißig dänisch zählt, von vierzig an dagegen plattdeutsch, nämlich veertig, föftig, söstig u. s. w. In vielen Gegenden kennen die Alten nicht einmal die dänischen Bezeichnungen fyrretyve, halvtredsindstyve, tresindstyve u. s. w. Die Jungen, die sie freilich in der Schule gelernt haben,

Digitized by Google

werfen sie gewöhnlich nach der Konfirmation über Bord und nehmen die plattdeutschen Bezeichnungen an, wovon man sich auf allen Viehmärkten überzeugen kann.

Auf die übrigen Wortklassen einzugehen, halte ich nicht für nötig, da später hin und wieder Rücksicht auf sie genommen werden wird.

(Schluß folgt)

Neue Erzählungen

Sechs Novellen, von denen eine noch aus dem Jahre 1856 stammt, während die andern alle im letzten Jahrzehnt entstanden, sind von Hermann Lingg zu einem neuen Bande vereinigt und unter dem Titel Furchen (Stuttgart, Bonz, 1889) herausgegeben worden. Den Titel erläutert das herbe Motto:

Der Riß, der durch die Schöpfung klafft,
Geht mitten auch durchs Menschenherz,
Er teilt es in die Doppelkraft
Von Haß und Liebe, Lust und Schmerz
Und wird zur Furche für die Saat
Der guten und der Unglücksthat.

Wir werden also auf vorwiegend tragische Erzählungen vorbereitet, und diese Erwartung wird auch erfüllt. Es sind wahrhaft erschütternde Geschichten, die uns Lingg erzählt. Da kommt eine Äbtissin in die Lage, den Sohn ihrer verborgen gebliebnen Jugendliebe vor dem Tode durch den Henker retten zu müssen. Mit ihrer Würde ist das Recht der Begnadigung armer Sünder verbunden; aber nur einmal darf sie dieses Recht ausüben, und sie hat es schon einmal ausgeübt, bevor ihrem eignen wilden Sohne (es ist die Zeit des dreißigjährigen Krieges) der Tod drohte. Um ihn nun zu retten, bereitet sie sich selbst den Tod, um das Begnadigungsrecht der Nachfolgerin zu verschaffen, die sie zu diesem Gnadenakt vorher sich eidlich verpflichten läßt. Eine erhabne Sühne! Eine großartige Frauengestalt, diese Äbtissin in der ersten Novelle „Nur einmal.“ Die zweite, „Äschylus,“ führt uns mit dem Regiment bairisch-philhellenischer Freiwilligen im Jahre 1832 nach Griechenland. Der Wittelsbacher auf dem griechischen Throne hatte gegen die wilden Palikaren zu kämpfen, die das türkische Joch abschütteln halfen, sich aber der von ganz

Digitized by Google

Europa eingesetzten Regierung nicht unterwerfen wollten. Die dritte Novelle, eben die aus dem Jahre 1856 stammende, hat den Titel „Die eiserne Krone“ und giebt uns ein ausgeführtes Bild des Langobardenreiches unter König Kuninkpert. Germanisches Heidentum und christliches Römertum sind noch Gegensätze, die sich befehden. Eine wechselvolle Liebesgeschichte bildet den Mittelpunkt. Die folgenden drei führen uns wieder in die Gegenwart zurück, Erinnerungen persönlicher Art, die der Arzt und Dichter Lingg gesammelt hat, schimmern hindurch. Hier soll auch die Stimmung neben der Handlung wirken. „Verhüllt“ führt uns das traurige, aber dichterisch anmutende Bild eines aus Liebeskummer geistesverwirrten, ursprünglich aber reich beanlagten Mädchens vor. Die Szene ist eine landschaftlich schön gelegene Irrenanstalt; der junge Arzt, der das Mädchen zu behandeln hat, verliebt sich in seine schöne Patientin, die schließlich den Tod im Wasser sucht und findet. Noch mehr auf die Wirkung lyrischer und landschaftlicher Stimmungspoesie angelegt ist die fünfte Novelle: „Am Lago d'Averno.“ Ein junger Arzt hat seine Braut bei einer Typhusepidemie verloren und ist darüber schwermütig geworden. Zur Erholung reist er nach Italien. Seine Trauer zieht ihn nach Kampanien; an den Stätten weltgeschichtlicher Melancholie, in den Ruinen Pompejis, am schwermütigen Lago d'Averno, jenem See, von dem aus nach der Sage der Alten Odysseus den Eintritt in die Unterwelt gefunden hat, will er sich seiner eignen Trauer überlassen. Er erlebt verschiedne Abenteuer, verliebt sich schließlich in eine Doppelgängerin seiner Braut, die aber in der gleichen Lage ist wie er: sie trauert um ihren in der Schlacht gefallnen Bräutigam, hat aber geschworen, keinem Manne mehr angehören zu wollen. Ob der Arzt gesundet oder nicht, wird nicht weiter erzählt. Einen muntern Ausgang hat die letzte und kürzeste Novelle: „Poet und Sängerin,“ als deren Held sich der Erzähler schließlich selbst entpuppt. Als Student machte er mit einigen Kollegen eine Ferienreise bis nach Mailand. Hier trafen sie in einem Café zwei schöne, kaum erwachsene Mädchen, die als Sängerinnen bettelnd herumzogen. Entzückt von der Schönheit der Gesichter und des Gesanges, warf unser Dichter ein ungewöhnlich großes Silberstück auf den Teller des sammelnden Mädchens, wofür ihn dieses mit einem seine Liebe entflammenden Blick lohnte. Dann verschwand sie mit der Schwester. Die Großmut des Dichters auf Kosten der gemeinschaftlichen Kasse gab zu Neckereien und Reibereien Anlaß, die ein scharfes Duell nach der Heimkehr in die Universitätsstadt zur Folge hatten. Der Dichter behielt eine starke Narbe im Gesicht als Andenken. Inzwischen gestaltete sich seine Lage sehr übel: Juristerei und Poesie lagen bei ihm im Streite, die Poesie behielt die Oberhand, aber er nagte schon am Hungertuche. Da verkündeten eines Tages Anschlagzettel das Konzert einer italienischen Sängerin: es war die Bettlerin aus Mailand, der Dichter erkannte sie sofort beim Besuche des Konzerts. Der

Digitized by Google

Zufall fügte es, daß er ihr unbekannt und unerkannt in einem Gedicht eine Erinnerung an jenes Mailänder Zusammentreffen erwecken konnte. Das Gedicht hatte zur Folge, daß der hungernde Dichter Empfehlungen an eine Zeitungsredaktion bekam und zum Mitarbeiter bestellt wurde. Ein Jahr darauf saß er bei der Festtafel als angesehener Schriftsteller an der Seite seiner glühend geliebten Sängerin, die eben wieder in seiner Stadt aufgetreten war. Nun endlich kam es zur Aussprache, und die beiden wurden ein Liebespaar.

Mit Absicht haben wir zuerst den Inhalt der Linggschen Novellen angegeben, denn das ausschließlich auf die Handlung, auf das Abenteuer gerichtete Interesse des Dichters ist ihr zuerst ins Auge springendes Merkmal. Sie sind sämtlich stofflich sehr interessant. Dennoch bereiten sie keine reine Freude, keinen vollen künstlerischen Genuß. Woher rührt das? Man kann nicht sagen, daß die Sprache des Erzählers unedel wäre, oder daß er uns mit unbedeutenden Betrachtungen störte; das Gefühl, einen ernsten, ja bedeutenden Mann sprechen zu hören, wird kein Leser leugnen können. Schon der Blick für das wirklich Erzählenswerte, die Sachlichkeit, die ihn erfüllt, sind ein Zeugnis für seine Vornehmheit. Der Fehler muß also wo anders liegen. Daß Lingg seine Novellen nicht nach dem Heyseschen Schema komponirt, nicht immernur ein Motiv ausarbeitet, sondern zuweilen sogar störend, wie z. B. in der Versuchung des Arztes, Sänger von Beruf zu werden, in „Lago d'Averno," Nebensachen ausführt, darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, obwohl Heyse mit seiner Forderung künstlerisch im Rechte ist, denn ein Kunstwerk muß klar, schnell und leicht übersehbar und darum einheitlich komponirt sein, wenn es einen schönen Eindruck machen und sich dem Gedächtnis einprägen soll. Wir wollen darum nicht mit ihm rechten, weil eine Prosanovelle noch sonst Vorzüge genug aufweisen kann, um für jenen Mangel zu entschädigen. Aber Lingg läßt sich noch andre Fehler zu Schulden kommen, die dazu beitragen, seine Novellen um ihre Wirkung zu bringen. Er läßt z. B. manches Motiv unklar, unfertig liegen, er erzählt etwas nicht, worauf er unsre Erwartung gespannt hat, wie z. B. die ganze Geschichte des Stiefbruders jenes Philhellenen, die mit so viel Spannung eingeleitet ist, oder die eigentliche Bewandtnis um jene Seerosen, die die arme Irrsinnige in der Novelle „Verhüllt" so liebt. Der wichtigste Mangel aber an Linggs Erzählungskunst ist sein Unvermögen, uns wirklich für die Charaktere seiner Handlungen zu erwärmen. Wenn sich die moderne Novelle in ihrer Menschendarstellung zuweilen in eine haarspalterische Psychologie verirrt, so thut Lingg das Gegenteil: die Handlung, die That ist ihm alles, die Persönlichkeit, die dran hängt, Nebensache. Das ist aber für unsern Geschmack verkehrt, ein Erzähler darf sich alle Fehler gestatten; wenn er lebensvolle und lebenswarme Menschen vor unsre Phantasie hinstellen kann, verzeihen wir ihm alles. Lingg verweilt nicht bei dem Zuständlichen; selbst in Geschichten, die ganz auf Stimmungspoesie angelegt sind, wird die Stimmung nur flüchtig

Digitized by Google

angedeutet, nicht aber mit künstlerischem Behagen ausgeführt. Der Erzähler eilt uns viel zu schnell vorwärts, während wir verweilen möchten, weil es gar so schön wäre! Darum mutet uns sein Vortrag zuweilen wie ein trocknes „Referat“ an, das uns so lange kalt läßt, bis wir mit eigner Phantasie das Nötige hinzuthun, um die Begebenheiten in ihrem Werte zu erkennen und zu genießen. Eine wahre poetische Freude kann also bei diesem, man möchte fast sagen mürrischen Erzähler, trotz aller Achtung, die man ihm bereitwillig zollt, nicht aufkommen.

Mit einem stattlichen zweibändigen „Roman aus Rumänien“: Ionel Fortunat führt sich ein neuer Name: Marco Brociner in die Litteratur ein (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 1889); nach Andeutungen aus der Vorrede zu schließen ein Rumäne, der sich in Deutschland (Heidelberg) seine Bildung erworben hat. Brociner ist ohne Zweifel ein eigenartiges Talent. Ein Phantasiemensch, der originell erfinden kann; ein dichterischer Mensch, denn er hat Sinn für Naivität, er kann Kinder schildern; ein künstlerisches Naturell, denn er hat Humor, er lacht am heitersten über die Gestalten, die er am liebevollsten nach allen Seiten hin charakterisirt, er steht mit vieler Freiheit seinen Menschen und Menschlein gegenüber; auch ein Stück Lyrik steckt ihn ihm, denn er vermag Stimmung zu machen: schwül und heiter, düster, beklemmend und wehmütig elegisch; er versteht sich auf alle Künste des Erzählers, zu spannen, zu erregen, sogar bis zu einem Maße, das man nicht mehr loben kann. Er ist auch frei von jeder Tendenz, die bei seinem Werke nahe lag. Aber freilich, er verrät zu sehr die Absicht, durch starke Effekte die Menge anzulocken. Und auch noch andre, sozusagen persönliche Fehler hat sein guter „Ionel Fortunat.“

Brociner führt uns in das Rumänien der Gegenwart, um dessen Sitten zu schildern. Ostslawische Halb- oder Viertelkultur ist dort dicht neben den raffinirten Pariser Lebensgenuß gestellt. Das Land hat eine konstitutionelle Verfassung, jeder Bauer ist Wähler, aber eine wahre Gerechtigkeit, die zwischen Reich und Arm, zwischen Bauer und Bojar unparteiisch urteilte, giebt es nicht. Herrliche Erinnerungen an eine heroische Vergangenheit erfüllen die Köpfe der jungen Idealisten, aber die Männer am Ruder sind derbe Streber, die ihre Stellen ausnützen, um sich auf Kosten des Volkes zu bereichern. Alle führen die großen Phrasen von Fortschritt und Zivilisation im Munde, aber es geschieht nichts, um das grenzenlos arme Volk in Wahrheit zu fördern. Die goldne Jugend verpraßt in Tingeltangels ihre leiblichen und wirtschaftlichen Kräfte. In diesen Lokalen finden sich alle Stände vom Minister bis herab zum Journalisten einträchtiglich zusammen. Die Volkssängerin und Seiltänzerin macht die besten Geschäfte, während das vornehme Schauspielhaus leer bleibt. Die Damen der guten Gesellschaft überbieten sich gegenseitig im Luxus der Toiletten. Zu wirtschaften versteht offenbar kein Mensch. Typisch in Europa ist ja der reisende Bojar, der sein Geld auf lustige Weise durchbringt. Brociner schildert

Digitized by Google

uns einen solchen nach seiner Rückkehr, mürrisch auf sein letztes Gütchen zurückgezogen, nachdem er alle seine schönen Dukaten verschwendet hat. Natürlich spielen in solcher Gesellschaft die Juden eine große Rolle. Der Jude, berechnend, sparsam, knickerisch, schlau, wird reich im Lande der Verschwender und Lüstlinge. In der Stadt ist er Bankier, auf dem Lande Branntweinhändler; wenn der Bojar sein Geld in üppigen Sälen beim Champagner und hohen Spiel durchbringt, so tröstet sich der rumänische Bauer mit Ausdauer in der Branntweinschenke in allen Glücks- und Unglücksfällen des Lebens. Brociner kennt keinen Mittelstand in Rumänien, außer eben den Juden. Der rumänische Geistliche beschließt den Kreis der Stände; er gehört dem griechisch-katholischen Ritus an, darf heiraten, aber auch ebenso bildungslos wie der Bauer sein, für dessen Seelenheil er zu sorgen hat.

So etwa spiegelt sich das Bild Rumäniens in Brociners Roman wieder, und da der Erzähler im Vorwort ausdrücklich die realistische Treue seiner Schilderung hervorhebt, die ihm als Einheimischem wohl möglich wurde, so dürfte er die Wahrheit treffen. Er hat auch seine Handlung gut erfunden, um einen großen Kreis sozialer Erscheinungen in seine Darstellung einzubeziehen. Der Bojar Fortunat, der Vater Jonels, ist auch einer jener Bojaren, die im Ausland ihr Geld durchgebracht und sich nun schmollend auf ihr letztes Gut zurückgezogen haben. Er hat eine schöne Jüdin, des armen Musikanten und Hausirers Zibili Pfantirs Schwester, leidenschaftlich geliebt; aus diesem Verkehr ist Jonel entsprossen. Die schöne Jüdin hat sich aber umgebracht, als sie zur Erkenntnis der Unmöglichkeit einer gesetzgiltigen Ehe mit Fortunat gekommen war. Nach zwölfjähriger Trauer heiratet dieser endlich wieder, und zwar eine schöne Bojarentochter, die er früher der Jüdin zuliebe in letzter Stunde hatte sitzen lassen; jetzt ist diese Witwe und im Besitz eines Vermögens, womit dem verarmten Fortunat wieder aufgeholfen wird. Er schickt seinen Sohn nach Berlin und Heidelberg, und als Doctor juris kehrt Jonel Fortunat in die sehnsuchtsvoll vermißte Heimat Rumänien zurück. Nun findet er aber die Verhältnisse wieder verworren. Die schöne Stiefmutter hat in Saus und Braus gelebt und ihr Vermögen ruinirt. Fortunat, der Vater, hat auf seinen Besitz Hypotheken aufnehmen müssen, die ihn schwer bedrücken; außerdem hat er den Versuch gemacht, sich durch den Bau und Betrieb einer Fabrik aufzuhelfen, und ist auch dabei gescheitert. Da verfällt seine Frau auf den Einfall, das Gut Dance, das unter Freisassen verteilt ist, für ihren Mann in Anspruch zu nehmen; sie stützt sich dabei auf alte Rechtstitel, deren Giltigkeit die Bauern bestreiten. Es entsteht ein langwieriger Prozeß, der nur deswegen von einer Instanz nach der andern zu Gunsten Fortunats entschieden wird, weil alle Richter durch die persönliche Freundschaft mit der Gutsherrin parteiisch gestimmt sind. In diesem Streite steht nun Jonel auf Seiten der Bauern, und einigemale scheint es, als sollte sich aus diesem großen Gegensatze

Digitized by Google

zwischen Kindesliebe und Rechtsgefühl eine mächtige Tragödie entwickeln. Daß dem nicht so ist, daß alle Vorbereitungen dazu getroffen werden, um sie schließlich doch zu vermeiden, das ist der Grundfehler des Romans, und daran krankt auch die Zeichnung des Titelhelden. Jonel ist mit allen möglichen idealen Eigenschaften ausgestattet: schön, edel, rein, begabt, ein Dichter, ein Redner, ein redlicher Mann, aber kein Charakter, weil er immer von einer Seite, der des schwankenden Liebhabers, geschildert wird, und weil er selbst nie dazu kommt, die Handlung zu führen. Im Gegenteil, er muß immer von andern gestoßen werden. Brociner hat offenbar diesen Jonel am wenigsten klar von allen seinen Figuren geschaut, und das ist umsomehr zu bedauern, als er eben der Held des Romans ist. Neben der Prozeßgeschichte läuft eine verwickelte Liebesgeschichte her, sie wächst aber dem Erzähler weit über das rechte Maß hinaus, er hat sie viel zu ausführlich dargestellt, und auch darunter leidet der Gesamteindruck seines Buches; denn ursprünglich war das Buch nicht auf eine Ehebruchsgeschichte angelegt, sondern auf eine Sittenschilderung der rumänischen Gesellschaft. Wir gestehen auch, daß wir dieser Geschichte, so wirkungsvoll sie auch erfunden sein mag, keinen rechten Geschmack abgewinnen konnten; schließlich nimmt sie ein gewaltsames Ende. Nach dem Verlust ihres Prozesses stürmen die Bauern von Banesti das Schloß Fortunats, auch der herbeigeeilte Jonel vermag sie nicht zu beruhigen, aber Lea, die Heldin jener Ehebruchsgeschichte, rettet ihm das Leben, indem sie sich der ihm bestimmten tötlichen Kugel in den Weg wirft. Ganz im Geschmacke George Ohnets, der kein guter Geschmack ist. Brociners Roman ist, wie die Vorrede mitteilt, schon von Ganghofer dramatisirt worden; vermutlich ist gerade dieser Teil für das Drama herausgehoben worden. Wir dürfen uns also auf ein Stück vom Schlage des „Hüttenbesitzers" gefaßt machen.

Im ganzen halten wohl die Fehler des „Jonel Fortunat" seinen Tugenden die Wage. Es ist nicht zu loben, daß er zu sehr in einzelne Bilder zerfällt, aber diese Bilder sind zumal in den Schilderungen der Bauern, Bukareits, Valenis, der Episodenfiguren voller Poesie, wie z. B. der Musikant Zibili, der all seinen Jammer in die Geige spielt, oder der pessimistische Skeptiker Tschuku, ein buckliger Advokat mit viel Geist und großer Verliebtheit, der sich immer auf Richard III. beruft, um zu beweisen, daß auch buckelige, häßliche Männer von schönen Frauen geliebt werden können. In solchen kleinen Genrebildern ist Brociner vorderhand am geschicktesten. Aber dabei geht ihm der große Zug verloren, den eine Romanhandlung erfordert. Es ist ferner ein Zeichen des Erstlingswerkes, daß der Dichter zuviel anstrebt, er geheimnißt mehr in die Erzählung hinein, als er ausführen kann oder als zur Sache gehört. Nur ein Notbehelf war es, Jonel auch noch zum Dichter zu machen; dies ideale Gegengewicht zum Sittenbild ist am schwächsten geraten. Auch hat Brociner einzelne Fäden angesponnen, ohne sie abzuschließen; so ist z. B.

Digitized by Google

nicht einzusehen, was die Geschichte mit dem Wucherer Grünspecht soll, der immer droht, der Jouel sogar aufsucht, um ihn an eine reiche Braut zu verkuppeln, und schließlich verschwindet, man weiß nicht wohin. Das alles sind Fehler einer Erstlingsarbeit. Wir wollen uns gern an ihre Vorzüge halten. Vorzüge, die etwas für die Zukunft versprechen. Hoffentlich wird Brociner später auch sorgfältiger mit seiner Sprache umgehen und sie von überflüssigen Fremdwörtern und Austriazismen säubern.

Wien Moritz Necker

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Vortragsseuche. Ich habe Zeit meines Lebens schon manchen schönen Vortrag gehört, aber auch (man glaubt mirs wohl ungeschworen) manchen herzlich langweiligen. Die gebührende Dankbarkeit für jene sollte mich am Ende abhalten, schnöde Bemerkungen über die Vortragsseuche zu machen, aber ich habe leider auch schon eine ganze Reihe selber halten müssen, hoffentlich nicht alle von der zweiten Art, und die Erfahrungen, die ich dabei gemacht habe, geben mir denn doch, sollte ich denken, ein Recht, auch einmal auf die krankhaften Auswüchse dieser Modepflanze unsrer Zeit hinzuweisen.

Zunächst steht das eine fest, es werden viel zu viel Vorträge gehalten. Wenn man sich in der richtigen „Hochsaison" umsieht, welche Speisekarte von Vorträgen nur in einer Woche prangt auf der Vereinstafel des Tageblättchens, so kanns einem schon von den bloßen Titeln übel und weh werden! Über die „wissenschaftlichen" Erfordernisse zur „Fertigstellung" einer guten Fußbekleidung, über das Leben in der Tiefsee, über Luftschiffahrt und ihre Wichtigkeit für die Kriegführung, über alte Stadtkassenrechnungen, über natürliche Lebensweise und „Normal"bekleidung, über Sprachreinigung, über Personenporto, über Aufhebung der öffentlichen Häuser, über Wagners Nibelungen und das Kunstwerk der Zukunft, über Weltsprache, über Arbeiterkolonien, über problematische Kindernaturen, über Notenschrift und Rhythmik, über Trinkerheilanstalten, über Rodbertus und das beste Lohnsystem, über nordische Götterlehre und Christentum, über das Trinkgelderunwesen, über Kamerun und seine Bewohner, über das Wasser im Haushalte der Natur, über Goethe und Frau von Stein, über Leuchttürme und Wetterwarten — kurz über alles mögliche und noch einiges andre predigt man da, und es giebt wahrhaftig biedere Vortragsonkel, die womöglich keinen auslassen! Die Ankündigungen schließen ja schon längst herkömmlicherweise allesamt mit der freundlichen Wendung: Gäste sind willkommen, und so sitzt denn der richtige Bildungsgeier Abend für Abend mit wahnsinnig ernsthaftem Widdergesichte da und hört Tod und Teufel zusammen, schreibt wohl gar nach, stenographisch, wenns sein kann! Ja, wenns nur viele von der Sorte gäbe! dann könnte doch jeder Verein auf einen leidlichen Stamm von Zuhörern rechnen. So aber ists manchmal nur ein winziges Häuflein Getreuer, die dem Lockrufe folgen, der, von der amtlichen Anzeige des Vorstandes abgesehen, auch

Digitized by Google

noch zwei- bis dreimal im Texte des Wurstblättchens erklingt. Und es kann ja auch nicht anders sein, die Zuhörer müssen ja knapp werden. Jeder Verein veranstaltet im Laufe des Winters seine Reihe von Vortragsabenden, und man weiß ja, daß die Redner ebenso wie die Hörer, selbst in ziemlich großen Städten, ein verhältnismäßig kleiner Kreis sind, daß es eigentlich „immer dieselben" sind, die „die Fahne der Bildung hochhalten."

Wer hält denn immer die Vorträge? Die Vereine, die in der Lage sind, gut zu bezahlen, können sowohl unter den Kräften wählen als noch öfter abwechseln. Sie kaufen sich z. B. einen mit guter Stimme gesegneten Universitätsprofessor, der schlachtet ein Kollegienheft aus. Nun, da kommt doch wenigstens eine zusammenhängende Reihe von Vorträgen zu Stande, die sich über einen Gegenstand eingehender verbreiten und von denen man einen dauernden Nutzen haben kann, d. h. wenn man sie erstens regelmäßig hört und zweitens (was wohl selten geschieht) selber sich auch später noch weiter um die Sache kümmert. Daß die gutzahlenden, d. h. also mitgliederreichen Vereine darum immer die beste Zuhörerschaft böten, ist damit übrigens nicht gesagt; gehörig eitel sind sie meist auf die Leute, die ihnen für ihr Geld was vorpredigen, aber mit dem Verständnis stehts manchmal faul! Solche sozusagen vornehmern Vereine haben es ja häufig auch gar nicht darauf abgesehen, sich bilden zu lassen (das brauchen sie ihres Erachtens nicht mehr) oder sich einen edeln Genuß zu verschaffen, nein! sie wollen bloß den und jenen klangvollen Namen auch auf ihrer Rednerliste „gehabt haben." Es kommt jetzt auf, daß Leute, die durch ihre Schriften bekannt geworden sind, das Land bereisen, um entweder mit einem Vortrage zu hausiren oder aus ihren Werken vorzulesen. Diese Zugvögel sind als Zugkräfte von den großen Vereinen sehr gesucht. Sie werden einfach „gezeigt," von einem Vereine zum andern „rumgegeben" als eine Art Wundertiere. Daß gut schreiben und gut sprechen keineswegs dasselbe ist, daß vielmehr sehr selten beide Fähigkeiten in einem Manne vereinigt sind, haben schon manche Vereine bei solchen Gelegenheiten erfahren. Aber der Schade ist leicht zu ertragen, die Enttäuschung wird sogar reichlich aufgewogen durch das Bewußtsein, einst, wenn irgendwo auf den oder jenen großen Mann die Rede kommt, sagen zu können: haben wir auch gehabt in „unserm Verein." Ziemlich häufig tritt dieser Fall des Reinfalls ein bei einer besondern Klasse heutiger Moderedner, den Afrikareisenden. Ich will sie einmal kurz so nennen, denn es macht nichts, ob sie von Quellentemperaturen am Nordpol oder von der geologischen Beschaffenheit des Sandes der Sahara oder von der Rosenzucht in Australien reden — nur recht „weit her" muß der Gegenstand sein. Wie sich diese Art Redner manchmal an unsrer lieben Muttersprache versündigen, das muß man hören, um es zu glauben! Indes ist es ja bekannt, daß ein nicht unbedeutender Prozentsatz dieser Hottentottenbändiger ursprünglich verunglückte Existenzen sind, Leute, denen seinerzeit der heimische Kulturboden zu heiß unter den Füßen geworden war und die nun unter andrer, dem Thermometer nach freilich noch wärmerer Sonne die überschüssige Kraft, die sich daheim den Fesseln des Herkommens nicht fügen mochte, verwertet haben.

Das also sind die Redner in den großen Vereinen: Professoren mit zahlreicher Familie, die das Geld für die nächste Sommerfrische zusammenschlagen, Schriftsteller, die für ihre neuesten Bücher wirksame Reklame machen, Afrikareisende, die, unterstützt durch eine kümmerliche Ausstellung von Waffen und Lärminstrumenten (sogenannten Musikinstrumenten) der betreffenden Kaffern, der staunenden Philisterschar mit vollen Backen verkünden, was sie im Dienste der Bildung und Gesittung unter den wilden Heidenvölkern gethan und gelitten haben, schließlich noch

Digitized by Google

„verflossene“ Schauspieler, die als Rezitatoren umgehen. Im Jahresberichte paradiren dann fettgedruckt die „stolzen“ Namen bei der Aufzählung der „wissenschaftlichen Abende,“ beim Stiftungsfeste läßt einer der eingeladenen Redner den innigen Freundschaftsbund zwischen der Wissenschaft einerseits und dem Handel, dem Gewerbe, der Volksbildung u. s. w. anderseits in volltönenden Worten hochleben, und dem trefflichen Ladenjüngling vom kaufmännischen Verein oder dem ehrsamen Handwerksmeister vom Gewerbe- oder Volksbildungsverein schwillt das Herz im Busen bei dem erhebenden Gefühle, was „der Verein“ in diesem Jahre wieder alles geleistet hat!

Nun aber die kleinen und ärmern Vereine! Sie müssen natürlich höflich bitten, ob nicht der oder jener für Gotteslohn einen Vortrag zu übernehmen die große Güte haben will, da giebts Absagen über Absagen, man greift zu, wenn sich was bietet, aber es ist dann auch manchmal darnach. Ich habe schon Vorträge gehört, bei denen mirs himmelangst wurde, andre, an deren Schluß ich mir an den Kopf griff und mich vergeblich fragte, wovon denn eigentlich die Rede gewesen sei. Natürlich wird, wenn der Redner von der Bühne herabsteigt, fest geklatscht, der Vorsitzende spricht seinen gerührten Dank aus für den gehaltreichen, stimmungsvollen u. s. w. Vortrag, und man geht innigst befriedigt von dannen. Was ist hier die Folge von dem Überhandnehmen der Vortragsseuche? Es werden alle möglichen Kräfte herangezogen, zum Teil ganz ungeeignete Leute, denen es vollständig an der Fähigkeit fehlt, ein abgerundetes Bild von irgend einem Gegenstande in halbwegs gewählter Sprache zu geben, und wenn der Abfall nicht gar zu jämmerlich gewesen ist, werden sie, wenn einmal Not an Mann geht, auch wieder gebeten. So halten sie sich schließlich selber für große Redner, der Vereinsteufel packt sie und macht sie zu Hochmutsnarren und unleidlichen Gesellen!

Aber für die gewandten Sprecher ist die Gefahr kaum minder groß. Sie bekommen Ruf, werden da und dorthin geholt, die Zeitungen berichten von dem stürmischen Beifall, den sie gefunden haben. Keine Flüssigkeit berauscht bekanntlich mehr als Druckerschwärze, und so ist der Wanderredner fertig! Daß solch eine Anstellung als „Reisender in Vorträgen“ nahezu das sicherste Mittel ist, um innerlich zu verflachen, daß diese Katheder-virtuosen es erschreckend bald lernen, durch Phrasengeklingel ihre Hörer in eine Art geistigen Halbschlafs einzulullen, anstatt durch fruchtbare und schöpferische Gedanken anregend auf sie zu wirken, will das jemand bestreiten? Es ist doch wahrlich eine unwürdige Erscheinung, so ein Berufsredner, der sein einmal aufgezäumtes Vortragsrößlein heute hier, morgen dort in den gleichen Gangarten tummelt! Das Vortraghalten ist bereits zu einem reinen (?) Geschäft, für manche sogar, wie man sagt, zu einem recht einträglichen geworden. Diese Thatsache ist so zu sagen urkundlich bezeugt durch die „Preisliste“ deutscher Redner, die in Berlin erscheint — ich stehe, Gott seis geklagt! auch drin — und alljährlich an alle Vereine versendet wird. Neuerdings sind dort auch schon, wie ich höre, Marken für die verschiednen „Qualitäten“ eingeführt.

Doch was hilft das Spotten? Wenn der Spätherbst kommt und so ein geplagtes Mitglied des Vortragsausschusses von dem oder jenem Verein antritt mit kläglich bittender Gebärde, so sagt man doch wieder ja; man müßte nicht selber oft genug in dieser wenig beneidenswerten Lage gewesen sein. Das aber habe ich mir fest vorgenommen: mein nächstes Vortragsthema ist die „Vortragsseuche“; ich bin nur gespannt, welchen Verein das Schicksal treffen wird, ihn anhören zu müssen! —rb

Digitized by Google

Litteratur

Die tragischen Motive in der deutschen Dichtung seit Goethes Tode. Von Rudolf Heinrich Greinz. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag, 1889

An diesem Buche hat uns nichts als der Titel gefallen, der eine prächtige litterarhistorische Aufgabe stellt. Wenn die Forschung nach der Zahl, Verwandtschaft und Ursprünglichkeit der Motive in den Dichtungen eines einzelnen Dichters schon so fruchtbar ist, daß sie uns seinen ganzen künstlerischen Charakter und den Umfang seiner Fähigkeit zu veranschaulichen vermag, wie herrlich müßte sich erst diese Methode litterargeschichtlicher Forschung bewähren, wenn sie auf ein ganzes Volk in einem bestimmten Zeitraum angewendet würde! Es wäre eine der feinsten Blüten wissenschaftlicher Untersuchung, die da zu Tage träte. Aber so eine Arbeit setzt auch bedeutende Fähigkeiten bei dem voraus, der sich ihr unterzieht: Scharfsinn, analytische Kraft, die größtmögliche Objektivität, ein erprobtes ästhetisches Urteil, Klarheit im Denken, strenge Methodik in der Darstellung und die freieste Beherrschung einer großen Litteratur.

Klug ist es vom Forscher, wenn er sich sein Gebiet von vornherein bescheiden absteckt, etwa nur die dramatischen Dichtungen ins Auge faßt; diese Arbeit, gut ausgeführt, wäre allein des Preises würdig. Daß Greinz diese naheliegende Klugheit nicht hat walten lassen, ist schon kein gutes Zeichen für seinen wissenschaftlichen Sinn. Er zieht auch die Roman- und Novellenlitteratur herbei; und er begnügt sich nicht, bloß sachlich die Motive säuberlich herauszuheben und zu ordnen, sondern ergeht sich auch noch in Urteilen über die einzelnen Dichter, was gar nicht mehr zur Sache gehört und den Gang der Untersuchung nur stört. Anstatt ferner, wie es der Geist seiner aus der modern-empirischen Wissenschaft erwachsenen Aufgabe forderte, frisch und unmittelbar an die Gegenstände der Untersuchung hinanzutreten, quält er im Eingange sich und den Leser mit einer höchst abstrakten und ganz subjektiven Schilderung des psychologischen Entstehungsprozesses der dichterischen Motive, um zu folgender verschwommenen Begriffsbestimmung des Motivs zu gelangen: „Unter dem Motiv einer Dichtung verstehe ich den Ziel- und Knotenpunkt aller in derselben (derselben!) vorhandnen Fäden." Das ist bestenfalls ein Gleichnis, aber keine Definition. Eine solche fordert aber auch der empirische Geist der ganzen Forschung nicht, sie ist vermutlich überhaupt nicht zu geben, und Greinz hätte die Schwierigkeit ganz umgehen können. Was soll man aber nun von der philosophischen Fähigkeit dieses Ästhetikers denken, wenn er Sätze leistet, wie diese: „Jedes dichterische Motiv beruht (!) wie jedes wirkliche Verhältnis im menschlichen Leben auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit. Aus dieser Gegenseitigkeit können sich entweder komische oder tragische Motive entwickeln." Jetzt ist das Motiv kein Knotenpunkt mehr, sondern ein Verhältnis, und die Komik oder Tragik rührt nicht von dem Verhältnis einer That oder Situation zu den ewigen Ideen jener Sittlichkeit und reinen Natur, die alle vernünftigen Leser oder Zuhörer in sich tragen, sondern von der „Gegenseitigkeit der Verhältnisse" her. Was soll man ferner zu folgendem monumentalen Satze sagen: „Der Reiz der Neuheit ist wohl der allen

Digitized by Google

menschlichen Handlungen und Begebenheiten am ursprünglichsten und mächtigsten zu Grunde liegende Reiz." Großartig! Hunger und Liebe sind es nicht mehr, die die Welt bewegen, sondern der Reiz der Neuheit! Ein dritter Satz lautet: „Da es hauptsächlich die menschliche Leidenschaft ist, welche von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge abweicht, wird auch ein tragisches Motiv meistens irgend eine Leidenschaft in sich verkörpern." Heilige Einfalt! Die menschliche Leidenschaft gehört nicht mehr in die „gewöhnliche" Ordnung der Dinge! In was für einer Welt von fischblütigen Menschen lebt denn Greinz? Noch ein vierter Prachtsatz: „Absolut realistische und naturalistische Motive der Tragik sind mehr von einem künstlerischen (so!) und kulturellen (!), als von einem rein dichterischen Standpunkte zu rechtfertigen." Was soll das heißen? Hat sich Greinz überhaupt etwas dabei gedacht, als er diesen blühenden Unsinn niederschrieb? So geht es aber das ganze Buch fort. „Es ist nicht die Aufgabe einer objektiven Kritik, vergleichend vorzugehen." So? Wie wäre sie denn sonst objektiv, d. h. gegenständlich; wenn die Kritik mit den sogenannten „absoluten" Maßstäben kommt, die Greinz vorzieht, dann ist sie eben subjektiv, weil sich jeder Kritiker, Greinz mit eingeschlossen, sein eignes ästhetisches System zu schaffen beliebt. Da sieht man, wie heillos Fremdwörter die Köpfe verwirren. Und wenn man nun gar auf die Urteile des Verfassers über bestimmte Dichter und Dichtungen eingehen wollte! Alfred de Mussets Confession d'un enfant du siècle erscheint ihm aus der Schule unsers E. T. A. Hoffmann; Eichendorff wird der Vorwurf gemacht: „Er versteht es nur in den seltensten Fällen, ein geeignetes Lokal zu schaffen, in dem sich ein tragisches Motiv wirksam abspielen könnte," eine Seite später aber ist Greinz entzückt von Eichendorffs Fähigkeit, eine gespenstige Nacht zu schildern oder von der Novelle „Das Marmorbild." Bilder von Böcklin und Gabriel Max hat Greinz wohl niemals mit eignen Augen gesehen, sonst hätte er nicht den Satz leisten können: „Man könnte Böcklin als den Eichendorff der Malerei bezeichnen, während die Art von Gabriel Max starke Einflüsse von Hoffmann in sich trägt. Der farbensatte, überkräftige, elementarische Maler des Naturmythos ein „Eichendorff" der Malerei!

Genug an diesen Beispielen. Unser Urteil über Greinzens Buch läßt sich in den Satz zusammenfassen: eine wissenschaftliche Aufgabe, die die höchste Reife eines ästhetisch gebildeten Litterarhistoriters erfordert, ist von einem strebsamen, aber in keiner Weise dem Gegenstande gewachsenen jungen Manne gestellt, aber nicht gelöst worden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Aufstand auf Kreta

Wieder einmal brennt es in Kretas Bergen, regt sich der Panhellenismus und erhebt sich eins der vielen Schlangenhäupter der orientalischen Frage aus dem Sumpfe des Türkenreiches. Während alle Großmächte, wenn wir ihren wiederholten feierlichen Versicherungen trauen dürfen, nichts sehnlicher wünschen als Erhaltung des Friedens und Vermeidung aller Aufregung und jeder völkerrechtlichen Streitigkeit, ist auf Kreta alter Haß von neuem in einem Aufstande aufgelodert, der die Nachbarschaft in sein Bereich zu ziehen droht und weit über die Küstengrenze hinaus Unheil anrichten kann. Daß die immer wiederkehrenden Wirren auf dieser Insel eine Quelle von Gefahren für die Levante und für die Unverletzlichkeit dessen sind, was nach dem Berliner Frieden von dem Reiche des Großherrn noch übrig ist, wird sich aus einer kurzen Darstellung der Lage der Dinge und dessen, was ihr vorausging, ergeben. Es ist eine ähnliche Lage wie die, die wir 1867 vor uns hatten; ausgenommen, daß die beschränkte Selbstregierung, die den christlichen Aufständischen damals auf ihre Forderungen zugestanden wurde, jetzt als passender Vorwand dienen muß, von der Pforte weitere Zugeständnisse zu beanspruchen, die dem Sultan ungefähr so wenig Verfügungsrecht über die unbotmäßige Insel lassen würden, als er in Ägypten noch besitzt. Jetzt, wie vor zweiundzwanzig Jahren, fordern die Christen Kretas die Vereinigung des Landes mit Griechenland oder doch eine solche politische Selbständigkeit innerhalb des türkischen Reiches, welche gleichen Wert mit thatsächlicher Unabhängigkeit haben und sie befähigen würde, zu gelegener Zeit ihren Anschluß an das neue Hellas auszusprechen und durchzusetzen. Zum Unglück aber für diesen Teil der Bevölkerung giebt es auf der

Digitized by Google

Insel einen zweiten Teil, der andrer Meinung ist und nach der Rechtsregel Audiatur et altera pars umsomehr Berücksichtigung beansprucht, als er eine sehr beträchtliche Zahl der Bewohner in sich begreift. Mit andern Worten: die von den kretischen Christen ersehnte Verwirklichung der „hellenischen Idee" mißfällt ihren zahlreichen muhammedanischen Nachbarn, obwohl diese auch Griechen sind. Sie wollen Unterthanen des Padischah bleiben, und sie haben dazu außer andern guten Gründen den, daß sie, wenn er auf seine Oberherrlichkeit verzichtete, von dem Fanatismus ihrer christlichen Mitbürger dieselbe Mißhandlung und Beraubung zu befürchten haben würden, wie sie die bulgarischen Muslime nach der Lostrennung dieses Fürstentums und Ostrumeliens vom ottomanischen Reiche jahrelang erfuhren.

Es ist, wie gesagt, ein Irrtum, die kretischen Muhammedaner für Türken zu halten. Sie sind vielmehr muslimische Griechen, ganz wie die bosnischen Muhammedaner Serben sind, deren Vorfahren nur nach der Schlacht auf dem Amselfelde den Islam angenommen haben. Mit Unrecht aber wird in Zeitungen in Bezug auf die Verwandtschaft der auf der Insel wohnenden Griechen von dem heutigen Hellas der Ausdruck „Mutterland" gebraucht. Es ist nichts als eins der vielen Schlagwörter, die in der Politik der Parteien eine Rolle spielen, und läßt sich geschichtlich in keiner Weise rechtfertigen. Die Insel Kreta oder Kandia, wie sie nach ihrer Hauptstadt Kanea früher gewöhnlich genannt wurde, hat niemals zu dem Königreiche Hellas und ebensowenig zu Altgriechenland gehört, weder zu dem Kreise kleiner Republiken und Tyranneureiche der ältesten Jahrhunderte, noch zu der römischen Provinz, die sie später zusammenfaßte. Ursprünglich von Pelasgern, dann auch von Semiten, Phönikern, bewohnt, wurde die Insel zur Zeit der dorischen Wanderung von dem Stamme der Dorer erobert und besetzt, der sich auch über das benachbarte Rhodos ausbreitete. Während aber das Dorertum auf der letztgenannten Insel den Samen zu einer herrlichen Kulturblüte lieferte, verblieb es auf Kreta in seiner unfruchtbaren, wilden Urwüchsigkeit, vorzüglich wohl aus dem Grunde, weil sich die Dorer hier hauptsächlich in den Gebirgen des Westens niedergelassen hatten, die durch ihre Natur auf ein Hirtenleben hinwiesen, das nicht wie der Ackerbau und das Wohnen in städtischen Gemeinden die Kultur begünstigte und entwickelte, und weil die Eingewanderten sich mit den nichtgriechischen Urbewohnern ihrer neuen Heimat verschmolzen. In dieser Gestalt wurden sie von der Bildung der festländischen Stämme Griechenlands und Kleinasiens so gut wie gar nicht berührt und verblieben viele Jahrhunderte bei ihren alten Bräuchen und Einrichtungen, traten auch zu den übrigen Hellenen in keine staatlichen Beziehungen. Die oft erwähnten Bewohner der „Sphakia," der wildesten Gegend des westlichen Gebirges, haben in ihrer Mundart dorische Elemente bewahrt, und manche ihrer Sitten und Gebräuche stammen aus grauer Vorzeit. Die „Pyrrhichia," die sie noch im vorigen Jahrhunderte mit Pfeil und

Digitized by Google

Bogen tanzten, mag schon von den Kureten der halb fabelhaften Zeit des Königs Minos getanzt worden sein. Mag nun in diesen Thatsachen eine gewisse Berechtigung dieser Gebirgsleute, des Kernes und Halts aller Empörungen Kretas, liegen, stolz auf ihren Ursprung zu sein, ein Stolz, der sich im Laufe der Zeiten auch den Bewohnern der Ebne mitgeteilt hat, so kann doch von geschichtlichen Beziehungen der Kreter oder Kandioten zu dem heutigen Griechenland als „Mutterland" kaum die Rede sein. Die Insel bildete im Altertum stets ein Staatswesen neben der griechischen Welt, und seine Zugehörigkeit zum römischen Reiche war sehr locker und unvollständig. Bei der Teilung des Reiches fiel Kreta an Byzanz, wurde jedoch erst spät eine oströmische Provinz. Mit Muhammedanern machte es zum erstenmale zur Zeit des Sarazeneneinfalls Bekanntschaft, erwehrte sich aber der Eroberung. Während der Kreuzzüge und nach ihnen kamen Venezianer auf die Insel, eroberten die ebnen Striche und verblieben in deren Besitz, bis sie ihnen 1669 von den Türken entrissen wurden. Bei diesem Wechsel der Herrschaft nahm ein Teil der Bevölkerung wie in Albanien und Bosnien den Glauben der neuen Gebieter an, und zwar geschah dies hier von der Minderheit, woraus sich die selbstbewußte Haltung der christlichen Kreter erklärt. Doch würde ihnen ihre Mehrheit angesichts der Machtstellung der Pforte nicht viel geholfen haben, wenn nicht die meisten einen starken Rückhalt in den kriegerischen Sphakioten in den „weißen Bergen," diesem Seitenstück zu den „schwarzen Bergen" der Montenegriner, gefunden hätten. Von dort sind alle Revolutionen der Insel ausgegangen, dorthin konnten sich die Aufständischen zurückziehen, wenn sie im Niederlande geschlagen worden waren, aus den Schlupfwinkeln im Gebirge ist mehr als einmal das Verderben über die türkischen Sieger hereingebrochen, wenn sie bis dahin vorgedrungen waren. Die Befestigungen, die man hier anlegte, die Blockhäuser, die man in den Wildnissen erbaute, erwiesen sich als unzureichend. Ganz anders dagegen gestaltete sich bisher die Sache unten vor der Felsenburg der Sphakia: hier zahlten die Muhammedaner den minder wehrfähigen und waffenkundigen Christen den Schaden heim, den ihre Partei im Kampfe mit dem Volke der Berge erlitten hatte, und wenn es im Reiche des Sultans zu Christenmetzeleien kam, waren die Dörfer der Niederung und die Küstenplätze immer einer der Schauplätze.

Der Gang, den nun die Dinge seit geraumer Zeit schon genommen haben, ist etwa der: ein Teil der kretischen Christen ergreift, befugt oder nicht, aus eignem Antriebe oder aufgehetzt, das Wort für die Gesamtheit und stellt an den Gouverneur des Sultans die alten Forderungen. Die Pforte, nicht gewillt, mehr nachzugeben und zu bewilligen, als sie bereits zugestanden hat, aber auch nicht geneigt, starke Maßregeln zu ergreifen und die Bewegung mit Waffengewalt zu unterdrücken, verzögert die Antwort und weicht ihr möglichst aus, und die unausbleibliche Folge ist Ermutigung der Bewegung zum Aus-

Digitized by Google

harren. Ein Gouverneur nach dem andern wird abberufen, Spezialkommissare erscheinen, um die Sache zu untersuchen, Einspruch zu thun und Bericht nach Stambul zu erstatten, man versucht es mit einem Ausgleich und versucht es mit einem andern, und siehe da, die Gährung währt fort und steigt. Neuerdings hat sie sich von der Insel nach dem Festlande ausgedehnt, die Führer der Aufständischen, die sich „Allgemeine verfassunggebende Versammlung des kretischen Volkes" nennen, haben eine phrasenreiche Ansprache an das griechische Volk gerichtet, und die griechische Regierung hat sich in einer Note an die Großmächte gewandt. In der Ansprache heißt es bezeichnend: „Seit Jahrhunderten (!) wurde Kreta von der heiligen Stimme der nationalen Unabhängigkeit aufgerufen und aufgerüttelt in den Tiefen des Volkes, aber die hundertfältigen Kämpfe blieben nach ungünstiger Fügung erfolglos. Gleichwohl hat dieses harte Geschick die Bewohner unsers Landes nicht verzagen lassen, sondern allezeit haben sie auch unter dem schwersten Drucke ihr nationales Programm hochgehalten, und dieses Programm ist es, für dessen Ausführung wir jetzt im Namen Gottes, der Menschlichkeit und des hellenischen Volkes einstehen . . . Zwanzig Jahre sind vergangen, seit unser schwergeprüftes Volk in eine neue und eigenartige Lage geriet, die auf den ersten Blick dem Fernerstehenden erträglich erscheinen mag, sich in ihrem Verlauf aber als ein drückender und beklagenswerter Zustand herausstellte, da zu den frühern schlechten Gesetzen und der üblen Verwaltung sich noch Parteizwist [zwischen Zufriednen und Unzufriednen] gesellte. Bei diesem traurigen Zustande angelangt, hat das kretische Volk heute beschlossen, mit kühner Hand dieses furchtbare Übel zu beseitigen, indem es dem nationalen Programm folgt und in den letzten und entscheidenden Kampf für das Vaterland eintritt. Mit einem solchen Kampfziele aber vertrauen wir auf die stammesbrüderliche Sympathie, die Hochherzigkeit und die Vaterlandsliebe des gesamten griechischen Volkes . . . und beschwören es, seine Stimme zu unsern Gunsten zu erheben und seine helfende Hand auszustrecken in der Stunde der Gefahr" u. s. w. Zeigt sich schon hier die Absicht, die Frage ihres örtlichen Charakters zu entkleiden und sie zu einer europäischen zu machen, so gilt dies noch mehr von dem Verfahren der griechischen Regierung in der Angelegenheit. Der Minister Trikupis droht in seiner an die Mächte gerichteten Note ganz unverblümt und dreist, wenn sie sich der Sache nicht annähmen, so würde es die griechische Regierung thun müssen, um ihre Unterthanen auf der Insel zu schützen, und gleichzeitig sind Befehle an die (sehr winzige) griechische Flotte ergangen, die der Drohung Nachdruck geben sollen. Eine große Anzahl von Flüchtlingen aus Kreta ist in den Häfen von Neuhellas eingetroffen, und es haben sich, wie 1867, in Athen und anderwärts Komitees zu ihrer Unterstützung gebildet, von denen mit Sicherheit zu fürchten ist, daß sie im Fortgange der Dinge die Maske der Barmherzigkeit abwerfen und sich als Werbebüreaus für Freischaren und Ausrüstungsanstalten für Kaper-

Digitized by Google

schiffe und Fahrzeuge zur Versorgung der Aufständischen mit Waffen und Munition enthüllen werden. Die Pforte entschloß sich darauf endlich zu entschiedenem Auftreten: sie richtete an die ottomanischen Botschafter und Gesandten an den ausländischen Höfen ein Rundschreiben mit dem Ersuchen, es den betreffenden Regierungen mitzuteilen. Dieses giebt eine klare Darstellung der Lage auf Kreta, weist die Zumutung der griechischen Note zurück und zeigt an, daß Schakir Pascha zum Gouverneur der Insel und zugleich zum zeitweiligen Oberbefehlshaber der dortigen Truppen ernannt und beauftragt worden ist, ohne Verzug den Belagerungszustand zu verkündigen. Auch ist eine Ansprache an die Rebellen ergangen, die sie zu sofortiger Niederlegung der Waffen auffordert.

Über die wirkliche Bedeutung des jetzigen Streites läßt sich schwer eine Meinung abgeben, weil die Rebellen niemals ihre angeblichen Beschwerden deutlich formulirt, sondern (man vergleiche die Ansprache an das hellenische Volk) sich noch zuletzt mit allgemeinen Redensarten begnügt haben. Sie brauchen sich nicht zu Einzelheiten in ihrem Klagegeschrei und zur Begründung desselben herabzulassen; denn sie sind ja Christen, und ihr Gegner ist Gladstones „mit Worten nicht zu schildernder Türke." Für viele Leute genügt das auch in Deutschland, und die Liberalen vom Fortschritte strahlen, wie 1863 den Polaken, den Rebellen wohlwollende Blicke zu, weil sie sich gegen eine Regierung auflehnen, die selbstverständlich immer Unrecht haben muß. Redet man von „türkischer Mißregierung," so besitzen die Kreter ja seit 1867 ein reichlich gefülltes Maß verfassungsmäßiger Einrichtungen und Rechte, die bekanntlich (man erinnere sich der serbischen und bulgarischen Konstitutionen) auch Halbwilde beglücken; diese Rechte umfassen auch die Aufsicht über die Distriktsverwaltung und die Mitwirkung bei der Besteuerung, und wir haben bisher nichts von willkürlicher Einmischung der Pforte oder ihrer Vertreter und Behinderung der Wirksamkeit dieser Einrichtungen vernommen. Selbst während der großen Krisis des russisch-türkischen Krieges, als der Vertrag von San Stefano die gänzliche Hilflosigkeit der Pforte bekundete, ließen die Kreter nichts von Unzufriedenheit merken, obwohl, wenn dazu Grund vorgelegen hätte, dies die rechte Zeit zur Auflehnung gewesen wäre. Hat es also neuerdings Mißregierung auf Kreta gegeben, so ist zu vermuten, daß die Bewohner der Insel selbst Schuld daran tragen, und nicht die Pforte, deren Herrscherbefugnis sich auf die Ernennung eines der Bevölkerung genehmen Statthalters und auf die Erhaltung von Ruhe und Ordnung beschränkt. Die einzige andre Erklärung, daß die Unzufriedenheit von auswärts ins Land getragen, daß das Feuer des Aufstandes von festländischen Wühlern angelegt und geschürt worden ist, erhält durch die verdächtige Hast der griechischen Regierung, die Angelegenheit vor die Großmächte zu bringen und die Klage mit Drohungen zu begleiten, unleugbar Bestätigung. In solchem Falle aber werden wir, wenn sich die

Digitized by Google

Mächte nicht von vornherein entschieden alle Thorheiten verbitten, eine Wiederholung der Ereignisse erleben, die sich vor zweiundzwanzig Jahren abspielten. Die Bewegung auf Kreta wird Ausdehnung gewinnen, die Muhammedaner der Insel werden erschreckt nach den Küstenorten oder aus dem Lande flüchten, ihr bewaffneter Widerstand gegen die Empörung wird der Welt als Unterdrückung harmloser Christen dargestellt werden, die Europa strafen müsse. Den Meuterern wird Griechenland heimlich Waffen und Freischaren zusenden, und zu gleicher Zeit wird man der ottomanischen Regierung unter dem Vorgeben, die türkischen Truppen würden, wenn man sie nicht stark zügele, hier „bulgarische Greuel" verüben, möglichst die Hände zu binden bemüht sein. Jeder „patriotische" Grieche hofft davon die gänzliche Unabhängigkeit Kretas und dessen Einverleibung in Neuhellas.

Wir brauchen nicht gerade anzunehmen, daß die verantwortlichen Staatsmänner in Athen dieses für Griechenland wie in zweiter Linie für ganz Europa gefährliche Spiel aus eignem Antriebe spielen, und noch weniger dürfen wir den König Georg dafür verantwortlich machen. Er und seine Minister wissen wahrscheinlich, daß Friede, innere Ordnung und stetige Entwicklung der Hilfsquellen, namentlich in den neuen Provinzen im Norden, für das kleine Königreich viel wichtiger sind als dessen Vergrößerung. Aber sie können nicht thun und lassen, was sie wollen, sie müssen sich bis zu einer gewissen Grenze den Ansprüchen eines lärmenden und wenig staatsklugen und gewissenhaften Patriotismus fügen, der eigentlich nur Großmannssucht ist, oder ihre Stellung Parteiführern überlassen, die mit der panhellenischen Idee gehen und auch dadurch sich nicht aufhalten lassen, daß diese Großmannssucht gegenwärtig zu einem unglücklichen Kriege und zum Zusammenbruche der Finanzen führen muß. Es bleibt also nichts übrig als die Wahl: entweder man läßt die Pforte sehen, wie sie mit Griechenland und Kreta fertig wird, oder die Großmächte nehmen ihre Aufgabe in die Hand. Der erste Fall würde einen Krieg einschließen, der sich leicht über die ganze Balkanhalbinsel verbreiten könnte, was allein schon hinreicht, ihn von der Berechnung auszuschließen, obwohl es Unsinn ist, dem Sultan das Zwangsrecht gegen Empörer, das andern Herrschern zusteht, abzusprechen. Nur ihm gegenüber, der zwar kein Christ, aber ein von allen Mächten anerkannter Monarch ist, möchten empfindsame Politikaster die Zumutung erheben, ein Reich mit einander und ihm feindseligen Nationen so zu regieren, daß er sie thun läßt, was sie für gut und recht halten. Auch streng darf er nicht sein, wenn er doch einschreiten muß. Jedenfalls ist mit Bestimmtheit zu erwarten, daß, wenn ein türkisches Regiment einen Haufen kretischer Meuterer aus einander jagt und während des Gefechts ein Dutzend über den Haufen schießt, die Sache von den verlognen Politikern in Athen verdreht und zu einem ungeheuern Blutbade mit einem Gefolge von allerhand haarsträubenden Grausamkeiten, Ermordung von Gefangnen, Verstümme-

Digitized by Google

lung von hilflosen Verwundeten, abgeschnittenen Ohren und Nasen aufgebauscht werden wird. Ein Kampf der Türken aber mit den Griechen, der sich an der Grenze Thessaliens entspänne, dann über Mazedonien nach Bulgarien hinübergriffe und zuletzt auch Serbien und Montenegro erfaßte, wäre unstreitig eine schwere Gefahr für ganz Europa. Die Großmächte anderseits haben weder hinsichtlich des Maßes noch hinsichtlich der Art und Weise ihres Eingreifens in die Angelegenheit besondre Schwierigkeiten zu überwinden. Sie können erstens die Griechen zu unbedingter Enthaltsamkeit, vollständiger Vermeidung jeder Teilnahme an dem Kampfe in Wort und That nötigen, und wenn dieser Zwang hinreichend zu erkennen wäre, würden die Aufständischen bald das Hoffnungslose ihres Unternehmens gewahr werden und die Flinte wieder in den Winkel stellen. Wir nehmen dabei an, daß alle Großmächte in diesem Augenblick abgeneigt sind, die orientalische Frage wieder auf die Tagesordnung zu bringen, was nach der jetzigen Haltung der Petersburger Presse auch von der zweifelhaftesten unter ihnen gilt. Ist dann Griechenland zur Unthätigkeit verurteilt, so muß der Pforte ihre Pflicht klar gemacht werden, jeden irgend vernünftigen und mit der Integrität des Reiches zu vereinbarenden Anspruch, den die kretischen Mißvergnügten erheben, rasch zu befriedigen.

Wider die Einheitsschule

Von J. von Unger

Die Frage der Schulreform ist so weit gediehen, daß sie nicht wieder von der Tagesordnung verschwinden wird.*) Sie beginnt alle Kreise zu durchdringen, wie vor vierhundert Jahren die Frage der Kirchenverbesserung. Freilich wird, wie damals, so auch heute etwas Positives nicht erreicht werden durch eine „allgemeine Bewegung," sondern nur durch einen einzelnen hervorragenden und mutbeseelten Mann. Aber diesem die Wege zu ebnen, dadurch, daß wir die Sache nach allen Seiten abklären und womöglich eine öffentliche Meinung in der Angelegenheit schaffen, das ist unsre Aufgabe.

*) Obgleich wir, wie die regelmäßigen Leser dieser Blätter sofort sehen werden, mit den Ausführungen dieses Aufsatzes nicht in allen Stücken übereinstimmen, haben wir ihm doch Aufnahme gewährt, da dem Verfasser viel daran gelegen war, gerade in den Grenzboten mit seinen Anschauungen zu Worte zu kommen. D. Red.

Digitized by Google

Es sind viele an der Arbeit der Schulreform. Bereits beginnt es schärfer und deutlicher hervorzutreten, in welchen Punkten die Meinungen und Wünsche zusammentreffen, in welchen sie auseinandergehen. Die 4000 „Heidelberger" stehen in manchen Punkten genau auf demselben Boden wie die 22000 Unterzeichner der Adresse an den Kultusminister. Auf der andern Seite ist unter diesen letztern eine bedenkliche Spaltung ausgebrochen.

Nach der Schulreformdebatte im preußischen Abgeordnetenhause vom 6. März d. J. und den Erklärungen des Herrn von Goßler war es klar, daß die ganze Angelegenheit nur dadurch weiter gefördert und namentlich vor dem Versumpfen bewahrt werden konnte, wenn sich ein großer Verein für deutsche Schulreform bildete und Hand in Hand mit den Staatsbehörden ihr seine Thätigkeit widmete.

Aber was geschah? Statt eines Vereins bildeten sich zwei: am 4. April der Peters-Langesche „Verein für Schulreform," am 15. April der Preyer-Küstersche, „Neue deutsche Schule." Zwischen beiden natürlich sofort Feindschaft. Freiherr von Schenckendorff aber, die bisherige vis agens der Reform, der Verfasser der Petition der 22000, hielt sich von beiden fern.

Dies neueste traurige Schauspiel deutscher Uneinigkeit wird hoffentlich vorübergehen. Das ausgesprochene Hauptziel des Lange-Petersschen Vereins, die Einführung einer Mittelschule, ist viel zu eng begrenzt und außerdem viel zu unzweckmäßig, als daß dieser Sonderbund nicht bald wieder verschwinden sollte. Der Preyer-Küstersche Verein dagegen stellt unter Nr. 8 seines Programms ausdrücklich die These auf: Einigung aller Schulreformbestrebungen. Möge ihm die Durchführung dieser Aufgabe gelingen.

Der Punkt, den ich hier einer genauen Prüfung zu unterziehen beabsichtige, ist § 2 unter Nr. 1 der Satzungen des Preyer-Küsterschen Vereins „Neue deutsche Schule": Einheitliche Vorbildung für die höhern Schulen. Der Rede Sinn ist dunkel. Doch wird man nicht fehlgehen, wenn man diesen Passus der Satzungen als einen kurz zusammenfassenden Ausdruck für dasjenige ansieht, was Herr von Schenckendorff in seinem am 11. Februar d. J. zu Dresden gehaltenen öffentlichen Vortrage: „Die allgemeine Schulreform vom Gesichtspunkte der öffentlichen Interessen" weiter ausgeführt hat. Der Bericht darüber lautet: „Was die Einheitsschule betrifft, so macht sie sich besonders aus folgenden Gründen nötig. Die einzelnen Schulanstalten laufen heute beinahe parallel neben einander her; nur an einigen Punkten ermöglichen sie den Übertritt aus der untern in die nächst höhere Schulgattung. So sind die Eltern genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmung zu treffen, wo deren natürliche Anlagen und Berufsneigungen noch viel zu wenig hervorgetreten sind. So wird heute manche verfehlte Laufbahn geschaffen. Redner empfiehlt folgende Einheitsschule: die ersten drei Jahre der Volksschule bilden auch für alle übrigen Lehranstalten die Grundlage.

Digitized by Google

Dann zweigt sich die höhere Bürgerschule mit sechsjährigem Kursus ab, auf der sich die Oberrealschule mit weiterm dreijährigen Kursus aufbaut. Nach dreijährigem Kursus zweigt sich von ihr das Realgymnasium mit seinem weitern sechsjährigen Kursus ab, und nach einem dreijährigen Kursus von diesem endlich das Gymnasium mit dreijährigem Kursus. Die unterste Stufe der Einheitsschule (die Volksschule) ist ohne fremde Sprachen; die nächst höhere Abzweigung (die Bürgerschule) treibt Französisch und Englisch; auf der nächst höhern (dem Realgymnasium) tritt das Lateinische ein; auf der letzten (dem Gymnasium) endlich das Griechische." Diese Einheitsschule mit Gabelung verteidigte Herr von Schenckendorff mit großer Beredsamkeit. Er zeichnete zum Schluß mit Kreide eine Art Hirschgeweih an die Tafel. Sein illustrirter Plan ließ an Klarheit und Einfachheit nichts zu wünschen übrig und gewann, wie es schien, viele Herzen.

Das meine nicht. Einheitsschule mit Gabelung — was steckt in dem Worte? Nicht weniger als eine radikale Umwälzung unsrer jetzigen Schulverhältnisse — nicht eine Reform, sondern eine Revolution. Um ein richtiges Bild von der Sache zu gewinnen, ist es erforderlich, das Beabsichtigte mit dem Bestehenden zu vergleichen. Ich wähle dazu die im Königreich Sachsen durch die Gesetze vom 26. April 1873 und vom 22. August 1876 geschaffenen Verhältnisse; hauptsächlich aus dem Grunde, weil die sächsische Schulgesetzgebung in ihrer Art vielfach als die vorzüglichste in Deutschland gilt.

Unser moderner Staat baut sich aus den verschiednen Volksklassen etwa folgendermaßen auf: 1. Handarbeiter, Fabrikarbeiter, land- und forstwirtschaftliche Arbeiter, Bergleute u. s. w. 2. Handwerker, kleine Gewerb- und Handeltreibende, Subalternbeamte u. s. w. 3. Der mittlere Bürgerstand und die kleinen Grundbesitzer. 4. Die den praktischen Berufszweigen angehörigen höhern Klassen: Gutsbesitzer, Fabrikanten, Offiziere, große Kaufleute, Ingenieure, Architekten, Forstmänner u. s. w. 5. Die den wissenschaftlichen Zweigen angehörigen: Gelehrte, höhere Staatsbeamte, Geistliche, Ärzte, Lehrer an höhern Anstalten u. s. w.

Von dem Grundsatz ausgehend, jeder dieser Klassen das zu bieten, dessen sie bedarf, stuft die sächsische Gesetzgebung folgendermaßen ab: 1. Für die unter 1 die einfache Volksschule (Elementarschule). 2. Für die unter 2 die mittlere Volksschule; an beide schließt sich später die Fortbildungsschule an. 3. Für die unter 3 die höhere Volksschule (Bürgerschule). 4. Für die unter 4 das Realgymnasium. 5. Für die unter 5 das Gymnasium.

Die Gegenstände und Ziele des Unterrichts, die Einteilung in Klassen, die Zahl der Schüler und der Lehrstunden, die Zeit des Verbleibens in jeder dieser Unterrichtsanstalten sind mit größter Sorgfalt je nach den Bedürfnissen der Volksklasse eingerichtet, für die sie bestimmt sind. Der Eintritt in die untern drei Schulgattungen findet mit vollendetem sechsten Lebensjahre statt, in

Digitized by Google

das Realgymnasium und Gymnasium gesetzlich mit dem vollendeten neunten, thatsächlich meist mit dem zehnten Jahre. Welche von diesen verschiednen Anstalten ein Ort bedarf und besitzt, richtet sich nach seiner Größe und seinen sonstigen Verhältnissen.

Zu diesem sächsischen Grundsatz: Jedem das, was er braucht, steht nun in schroffem Gegensatz das Schenckendorffsche: Allen das Gleiche, und möglichst spät den verschiednen Berufszweigen das, was sie für ihr besondres Fach bedürfen. Es läßt sich nicht leugnen: das letzte klingt philosophisch, human und höchst verlockend. Aber aus abstraktem Leder lassen sich nun einmal keine konkreten Schuhe schneiden. Die Einheitsschule mit Gabelung ist nicht nur undurchführbar, sie ist sogar gefährlich.

Die Einheitsschule ist dazu bestimmt, alle Kinder zu empfangen, die das sechste Jahr zurückgelegt haben. Glaubt Herr von Schenckendorff, die deutschen Eltern würden sich darauf einlassen? Wird der Staatsminister es zugeben, daß sein Sohn neben dem des Schuhmachers oder Fabrikarbeiters auf derselben Bank sitze? Nicht einmal Herr von Schenckendorff selbst wird es, es müßte denn zuvor ein Gesetz erlassen werden, das alle widerstrebenden Väter als schlechte Bürger mit schwerer Strafe bedroht. Geschieht das aber nicht, wie es wahrscheinlich ist, so werden überall die Privatschulen wie Pilze aus der Erde schießen und die Einheitsschule entvölkern. Und obendrein würden diese Privatschulen dem Staate eine nicht zu bewältigende Last der Kontrole auferlegen und nicht das leisten, was jetzt die sächsischen Bürgerschulen leisten. Also kein Fortschritt, sondern nur entschiedner Rückschritt.

Noch weit gewichtiger aber sind die innern Gründe, die gegen die Schenckendorffsche Einheitsschule sprechen, zumal gegen deren obere Gabelungen. Der Gymnasiallehrer Dr. Cauer in Berlin hat diese Gründe in einem Schriftchen*) so klar und überzeugend entwickelt, daß ich mich darauf beschränken kann, auf seine Ausführungen zu verweisen. Mit aller Entschiedenheit tritt Cauer dafür ein, daß nicht ein allgemeines Bildungsgemenge für alle entstehe, daß vielmehr jedem das geboten werde, was er für sein künftiges Leben braucht. Er unterscheidet sogar unter den beiden Arten der höhern Bildung scharf diejenigen, deren hervorragender Teil die klassische ist, von der, in welcher auf die Naturwissenschaften das Hauptgewicht gelegt wird. Der Versuch, sagt er, die klassische Bildung mit der naturwissenschaftlichen als gleichberechtigt zu vereinigen, ist völlig verfehlt. Jede dieser beiden Bildungen ist gleichwertig, aber verschieden; es kommt darauf an, sie möglichst abgeschlossen zu geben. Darum ist es unerläßlich, jedem der beiden Ziele auf seinem eignen Wege zuzustreben, und zwar von Anfang an, nicht aber auf anfangs gemeinschaftlichem, später sich trennendem

*) Suum cuique. Fünf Aufsätze zur Reform des höhern Schulwesens. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer, 1889.

Digitized by Google

Wege. Die Vermischung beider Lehrpläne läßt keine von beiden Richtungen zu ihrem Rechte oder vielmehr zu ihrem Vorrechte kommen; wohl aber führt sie dazu, an den Lernenden unerschwingliche Anforderungen zu stellen und ihn zu überbürden. Nicht in der Vereinigung der Lehrpläne der Schulen liegt das Heil, sondern in der Trennung. Nur die Trennung gewährt jeder Art von Schule die Möglichkeit, in möglichst hohem Grade das zu leisten, was ihre eigne Aufgabe bildet.

Es ist ein erfahrener Gymnasiallehrer, der das ausspricht, und dabei ein scharf und klar denkender Mann. Und muß denn nicht jedem Unbefangenen einleuchten, daß ein hohes Gebäude von Quadern schon in der Erde ganz andrer Grundlagen bedarf, als ein leicht gezimmertes Haus von Fachwerk? Muß nicht der, der viel lernen soll, schon früh weit mehr und viel eifriger lernen, als wer nur wenig zu wissen braucht? Und diesem einfachen und klaren Satze zum Trotz will Herr von Schenckendorff die Kinder aller Stände, bis sie zwölf Jahre alt sind, in dieselbe Schule schicken!

Mit vollem Rechte hebt Cauer ganz besonders hervor, daß das Lateinische die unerläßliche erste Grundlage aller höhern Bildung ist und bleiben muß. Die lateinische Grammatik, sagt er, spielt allen andern Lehrfächern gegenüber die Rolle des Magens in dem Märchen des Menenius Agrippa; man mag die Menge von Zeit und Arbeit bedauern, die der strenge Herr verschlingt; aber läßt man ihn hungern, so fühlen die einzelnen Glieder die Kraftlosigkeit, die den ganzen Körper befällt.

So sehr ich aber in diesem Punkte mit Cauer einverstanden bin,*) so entschieden muß ich den besondern Forderungen entgegentreten, die er daraus ableitet. In diesen entpuppt er sich als ein pro domo kämpfender Philologe.

Cauer will klassische Bildung; ich auch. Was ist klassische Bildung? Ich sage: Die Kenntnis des Altertums, seiner Geschichte, seiner politischen und sozialen Gestaltung, seiner Leistungen auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kunst, und die Liebe zu alledem. Cauer sagt: Thunlichste Bekanntschaft mit der lateinischen und griechischen Sprache und Litteratur. Das ist ein doppelter schwerer und gefährlicher Irrtum. Zuvörderst glaubt Cauer, die klassische Bildung sei eine Art der Bildung, während sie in Wahrheit doch nur ein Teil der Bildung ist. Mit aller Entschiedenheit müssen wir von dem „gebildeten Manne" der Gegenwart verlangen, daß er nicht nur in den alten Sprachen bewandert sei, sondern neben völliger Gewandtheit in der Muttersprache auch eine angemessene Kenntnis der modernen Sprachen und Litteratur, der Naturwissenschaften, der Kunst besitze, daß er körperlich stark und geschickt sei und die äußere Form beherrsche. Wohl

*) Vgl. meinen Aufsatz „Das Studium der alten Sprachen auf dem Gymnasium" in den Grenzboten, Jahrgang 1888, Nr. 24 und 25.

Digitized by Google

muß die klassische Bildung die Beherrscherin der Gymnasien bleiben, aber nicht länger die Alleinherrscherin, oder gar die Unterdrückerin der übrigen Zweige der Bildung. Nicht weniger schlimm aber ist der zweite Irrtum Cauers: er verwechselt Mittel und Zweck. Zum Eindringen in das Altertum sind die alten Sprachen lediglich ein Mittel, aber keineswegs das einzige, ja vielleicht nicht einmal das beste. Cauer läßt sich den Blick durch seine philologische Gewohnheit so sehr trüben, daß er — eine Vermehrung des lateinischen Unterrichts auf den Gymnasien verlangt! Und zu welchem Zwecke? Um den lateinischen Aufsatz wieder in seine Rechte einzusetzen! Am lateinischen Aufsatze, sagt er, lernt der Schüler seine Gedanken ordnen und deutsch schreiben. Wie ganz anders lautet das Urteil des langjährigen, hochverdienten Leiters des Vitzthumschen Gymnasiums zu Dresden, Professor Ziel.*) „Alle Abhandlungen — sagt dieser — werden jetzt bei uns in deutscher Sprache abgefaßt. Damit ist der äußere Grund weggefallen, der früher den lateinischen Aufsatz rechtfertigte. Aber sprechen vielleicht innere Gründe für seine Beibehaltung? Ich glaube nicht. Denn wir wissen alle, daß es auf den Inhalt der Aufsätze in der Praxis [der Verfasser meint die Schulpraxis] am wenigsten ankommt: man ist zufrieden, wenn nur die Form derselben erträglich ist. Mit Recht werden gewöhnlich altgeschichtliche Themata ausgewählt, die sich in den meisten Schulen wiederholen; oder man läßt die Schüler Auszüge aus lateinischen oder griechischen Schriftstellern machen, um ihnen die Arbeit zu erleichtern; eigne Gedanken sucht man in ihren deutschen, nicht in ihren lateinischen Aufsätzen. Und was erreicht man endlich in formeller Hinsicht? In der That so wenig, daß, wenn man aufrichtig sein will, man bekennen muß: der Erfolg steht in völligem Mißverhältnis zu der aufgewandten Mühe, die für die Mehrzahl eine Qual wird." Cauer geht aber noch weiter. Er erwartet, daß die jungen Leute durch anhaltende Beschäftigung mit dem Lateinischen „feinere Empfänglichkeit gewinnen sollen, um den architektonischen Reiz einer ciceronianischen Periode und die plastische Vollendung in der gedankenschweren Sprache eines Tacitus zu würdigen." Gott behüte die armen jungen Leute! Sie mögen sich lieber in Wald und Feld herumtreiben, das ist ihnen weit mehr nütze. Derartige Freuden, wie Cauer sie wünscht, sind für reife Männer, aber nicht für Schüler. Am Ende würden die jungen Leute vor lauter Bewunderung anfangen, den ciceronianischen und taciteischen Stil auf unser geliebtes Deutsch zu übertragen. Das wäre eine schöne Bescherung! Bei unsern, bei den deutschen Klassikern sollen sie in die Schule gehen, und will ein Primaner seine Tanzstundenflamme andichten, so mag er sich an Rückert und Geibel halten, aber nicht an Horaz.

Bin ich in meinem Kampfe gegen die Einheitsschule bis hierher Cauern

*) Erinnerungen aus dem Leben eines alten Schulmannes. Leipzig, Teubner, 1889.

Digitized by Google

gefolgt, so stelle ich mich nun auf eigne Füße. Denn den schwerwiegendsten Grund gegen sie hat er überhaupt nicht berührt. Dies ist der sozialpolitische.

Auf jedem Gebiete ist es wichtig, daß man klaren und festen Prinzipien folge. Vor allem auf dem politischen; denn da handelt es sich um das Wohl vieler. Um die Richtigkeit meiner Folgerungen zu erweisen, kann ich nicht umhin, zuvor in aller Kürze meine politische Anschauung darzulegen.

Ich war stets ein begeisterter Anhänger der Freiheit; nur verstehe ich jetzt, mit siebzig Jahren, das Wort ganz anders, als ich es mit zwanzig verstand: nämlich die Freiheit, das Rechte und Gute zu thun, nicht das Schlechte. Man hat mich oft Reaktionär gescholten, auch wohl Ultrareaktionär — ganz mit Unrecht. Ich will durchaus nicht das zurückführen, was vor Zeiten gewesen ist, jetzt aber Unsinn und Plage sein würde; ich will nur die modernen falschen Theorien über Bord werfen und die alten bewährten Prinzipien auf die Verhältnisse und die Menschen der Gegenwart anwenden.

Nachdem die Freiheitskriege beendigt und ihre Wunden vernarbt waren, befand sich Deutschland und namentlich Preußen auf dem Wege gedeihlicher Entwicklung. Da kam das Jahr 1848 und unterbrach sie jäh. Es ist nicht zu bedauern, daß in Paris eine unwürdige, in Wien eine schwache Regierung zusammenbrach; wohl aber daß in Berlin ein edelgesinnter, aber kranker König sich eine Reihe unheilvoller Zugeständnisse abtrotzen ließ. Nach kurzer, scheinbar ruhiger Zwischenzeit folgte denn die „liberale Ära," die Tochter des Jahres 1848. Beide zusammen haben eine stattliche Anzahl von Wechselbälgen der Freiheit in die Welt gesetzt.

Da ist zuvörderst die Preßfreiheit, die jedem gestattet, Unwahrheiten, soviel er will, ja auch Verleumdungen und Beleidigungen hinauszuschleudern (z. B. das Andenken Kaiser Wilhelms an seinem Todestage zu beschimpfen) und deren oft schreckliche Folgen dann durch eine Geldstrafe oder durch Einsperren eines Sitzredakteurs aus der Welt geschafft werden sollen. Da ist ferner die Vereinsfreiheit, die zwar den Durst stillt, aber nicht den Hunger, die in weite Kreise Unzufriedenheit trägt und in ihnen die Ideen und die Organisation des Umsturzes verbreitet. Ferner die Gewerbefreiheit, die das früher auf goldnem Boden beruhende Handwerk zu Grunde richtet und im Verein mit der Kraft des Dampfes an seine Stelle das Fabrikproletariat und dessen rücksichtslose Ausbeutung durch das Kapital gesetzt hat. Ferner die Freizügkeit, die das flache Land der nötigen Arbeitskräfte beraubt, die Massen der Arbeiter in den großen Städten aufs bedenklichste anhäuft und die Lasten der Armenpflege ins Unerschwingliche steigert. Ferner der Freihandel, der unsrer Landwirtschaft und Industrie die tiefsten Wunden geschlagen hat, um die Taschen der Kaufleute und Spekulanten zu füllen. Ferner die Religionsfreiheit, die jedem gestattet, sich vom Christentum und von dessen Sittenlehre loszusagen, und die uns mit gebundenen Händen den Juden überliefert. Endlich seit 1866 das allgemeine Wahlrecht,

Digitized by Google

das gesetzlich die Macht in die Hand der bildungs- und urteilslosen Menge legt, und mit dem auf die Dauer niemand, weder diesseits noch jenseits des Rheins, zu regieren vermag.

Von allen diesen Standpunkten und Errungenschaften müssen wir wieder herunter. Ist das möglich? Weshalb nicht? Alles Notwendige ist möglich. Sind wir doch mit vielen andern, nicht weniger herrlichen Sachen fertig geworden, z. B. den im Dezember 1848 feierlich eingeläuteten Grundrechten des deutschen Volkes, dem Reichsregenten Franz Raveaux I., der Bürgerwehr und dem deutschen Bundestage. Und ich denke, der Mann, den Gott dazu bestimmt hat, der Freiheitshydra diese Köpfe abzuschlagen, wandelt bereits unter uns, und auch die Gelegenheit wird Gott zu rechter Zeit schicken.

Es ist vielleicht das erstemal, daß jemand dies mit dürren Worten öffentlich ausspricht. Aber darum ist es nicht weniger wahr. Und sicherlich teilt meine Überzeugung eine unendlich große Anzahl verständiger und ehrlicher Leute — es will nur niemand der Katze die Schellen anhängen.

Was aber hat mit allen diesen Dingen die Schule zu thun? Sehr viel. Die Schule soll den künftigen Bürger des Staates heranziehen, sie soll zu allem spätern Guten den Grund legen. Und das in richtiger und wahrhaft fruchtbringender Weise zu thun, dazu ist die Schenckendorffsche Einheitsschule durchaus ungeeignet.

Der Staat besteht aus den Menschen, die ihm angehören. Aber er ist nicht ein bloßes Konglomerat, sondern ein geordneter Organismus. In diesem hat jeder Mensch seine bestimmte Stelle. Jeder gehört einer Familie, einer Gemeinde, einem Berufe, einem Stande an, meist mehreren solchen Abteilungen gleichzeitig. Das giebt ihm Rechte und Pflichten. Es liegt in der Natur der Sache, daß dem engern Verbande gegenüber seine Stellung eine nähere und bedeutsamere ist als dem entferntern. Deshalb werden sich seine Rechte und Pflichten zunächst auf den engsten der ihn umgebenden Kreise zu beziehen haben, erst allmählich und in weniger unmittelbarer Weise auf die entferntern. Daneben ist es eine unabweisbare Forderung der Gerechtigkeit, daß die Rechte des Einzelnen in möglichstem Verhältnis zu seinen Pflichten stehen, daß dem die meisten Rechte gewährt werden, der am meisten leistet.

Dieser Grundsatz ist so einfach und einleuchtend, daß man nicht begreift, wie er hat verlassen werden können. Der französischen Revolution war es vorbehalten, dies zu thun. Sie zerbröckelte den Staat, indem sie jeden Menschen vor allem für einen Staatsbürger erklärte, der nur nebenbei auch noch einer Familie u. s. w. angehöre. Es war nur folgerichtig, nun auch alle Staatsbürger politisch gleich zu berechtigen. Solche Gleichheit aber bedeutet ein Umstürzen der göttlichen Ordnung. Nicht gleich nach Körper und Geist, nach Kraft, Vermögen und Verhältnissen hat Gott die Menschen geschaffen, sondern ungleich. Nicht die Gleichheit ist das oberste Naturgesetz, sondern die Un-

Digitized by Google

gleichheit. Der Versuch aber, an die Stelle von Gottes Weisheit menschlichen Unverstand zu setzen, muß und wird stets kläglich scheitern.

Die unglückselige Lehre von der natürlichen Gleichheit und Gleichberechtigung aller Staatsbürger hat uns auch u. a. glücklich zu dem geführt, was man mit dem hochtrabenden Ausdruck „Entfesselung des freien Spiels der Kräfte" bezeichnet. Damit ist einfach das rohe Recht des Stärkern verkündet. Auf dem großen Kampfplatze des „Kampfes ums Dasein" ist freilich jedem gestattet, bei dem andern vorbeizulaufen und dasselbe oder mehr zu erreichen wie er. Aber es ist klar, daß der mit geringern Mitteln in den Kampf tretende wirtschaftlich Schwache dem wirtschaftlich Stärkern unterliegen muß. Das ist jetzt der Fall. Und mehr und mehr wird sich die Welt in Reiche und Arme scheiden, bis sich endlich die Armen auf ihre physische Kraft besinnen und die Reichen berauben und totschlagen werden. Und dann wird keiner mehr etwas haben.

Der Wettlauf des Lebens läßt sich nicht beseitigen. Es liegt aber auf der Hand, daß ein Ziel um so leichter zu erreichen und der Zufriedenheit um so leichter und sicherer Boden zu schaffen ist, je weniger es in schrankenloser Ferne, je mehr es in erreichbarer Nähe liegt. Die Ziele des Lebens so zu stecken, das ist wahre Weisheit. Das geschieht aber am besten dadurch, daß nicht jedem die ganze Rennbahn freigegeben wird, sondern daß man dem Streben des Einzelnen Schranken zieht. Nicht die Schranken sind die Erzeuger der Unzufriedenheit, wie die Apostel der „Freiheit" nicht müde werden zu predigen, der Mangel der Schranken ist es. Nicht darauf kommt es an, daß es dem Menschen möglichst gut gehe, sondern darauf, daß er möglichst zufrieden sei. In dieser Hinsicht stand es unzweifelhaft früher besser als jetzt. Arme Teufel hat es immer gegeben, und sie hatten es ehemals wahrscheinlich weit schlechter als jetzt. Aber sie hielten sich deshalb nicht für widerrechtlich Enterbte; sie organisirten sich nicht als vierter Stand zu gewaltsamem Umsturz der Dinge.

Zufriedenheit schaffen — das ist die Summe aller Staatsweisheit. Und dazu ist vor allem erforderlich, daß das „freie Spiel der Kräfte" aufhöre, daß nicht jedem der Kampfplatz des Lebens in seiner ganzen Weite offen stehe, daß vielmehr jedem sein Teil davon abgemessen werde. Den verschiednen Ständen verschiednes Recht! Und zu diesem Endzwecke wiederum feste Abgrenzung der Stände! Ihre Verschiedenheit ist jetzt im Grunde nur noch eine gesellschaftliche, sie muß wieder eine feste politische Einrichtung werden.

Ist das möglich? Unzweifelhaft. Man ordne nur gesetzlich an, daß alle Berufsgenossen sich zu festen Körperschaften zusammenschließen; nicht etwa bloß der Handwerkerstand, sondern alle, die körperlich oder geistig arbeiten. Im Innern dieser Kreise herrsche vernünftige Gliederung und tüchtige Zucht, sodaß der Verständige und Gute stets die Oberhand habe. Möglichste Gleichheit vor dem bürgerlichen Gesetz, aber sorgfältige Abstufung der politischen

Digitized by Google

Rechte nach Maßgabe der Leistungen! Insbesondre gebe man der von Schopenhauer so arg geschmähten Standesehre hervorragende Anwendung auf die Standes- und Berufsklassen. Ja sogar äußerlich unterscheide man diese durch leicht erkennbare Zeichen, z. B. durch die Tracht. Dann werden wir auch endlich von unsrer jetzigen, allem Schönheitsgefühl ins Gesicht schlagenden Art, uns zu kleiden, erlöst werden, einer der garstigsten Hinterlassenschaften der französischen Revolution; dann werden wir wieder so Schönes sehen, wie es die Münchener Jahrhundertfeier und die Dresdner Wettinfeier zum Entzücken von Tausenden uns vorgeführt haben.

Lächerlicher Utopist! wird man mir zurufen. Eine neue Tracht für unser Volk — wie sollte denn das ins Werk gesetzt werden? Auf sehr einfache Weise. Die deutschen Fürsten mögen zu einem Kongreß zusammentreten und unter der Leitung eines von ihnen, z. B. des dazu hervorragend befähigten Herzogs von Meiningen, festsetzen, daß fortan zu ihren Festen niemand (das Militär ausgenommen) anders erscheinen dürfe als in der Tracht, wie wir sie etwa auf den Bildern Paul Veroneses oder van Dyks bewundern. Mit ein wenig gnädiger oder auch ungnädiger Nachhilfe würde sich das sehr bald auf weite Kreise der bürgerlichen Gesellschaft fortpflanzen, immer tiefer und tiefer hinab. Auch die leider fast ganz verschwundenen Trachten der ländlichen Bevölkerung würden durch solche Fürsorge wieder aufleben. Das wäre ein wesentlicher Schritt zur endlichen Befreiung Deutschlands von den Fesseln des Pariser Geschmacks und der französischen Sitte.

Worin sollen denn nun aber die Schranken bestehen, die jedem in Betreff der Gestaltung seines Lebens gezogen werden sollen? Nun, sie sind einfach und von der Natur selbst vorgezeichnet: der Sohn folge dem Vater! Man hindere ihn möglichst, aus der Sphäre, in die ihn der „Zufall der Geburt," d. h. die Fügung Gottes, gesetzt hat, herauszutreten und sein Glück auf andern Wegen zu versuchen.

Also Kasten in unserm modernen Staate, wie in Indien oder bei den alten Ägyptern? Wenn mans so nennen will, allerdings. Und damit sind wir wieder bei der Schule angelangt. Gleiche Bildung für alle — das haben bis jetzt im Ernst nur die russischen Nihilisten verlangt.*) Aber auch andre steuern diesem Ziele zu. An vielen Orten der Schweiz, namentlich um den Genfer See, erheben sich stattliche Ecoles primaires, in denen allen Staatsangehörigen ein vorzüglicher, sehr weitgehender Elementarunterricht erteilt wird, und zwar zwangsweise und unentgeltlich. Das ist eine der blendendsten Errungenschaften des radikalen Regiments, das jetzt leider fast in allen Kantons am Ruder ist. Die Einsichtigen erkennen darin ein Zeichen vom Anfang des

*) Vgl. meinen Aufsatz „Mein Freund der Nihilist" in den Grenzboten, Jahrgang 1885, Nr. 50, 51 und 52.

Digitized by Google

Endes. An die Stelle des zuweilen wohl etwas harten, aber ordentlichen, sparsamen und gewissenhaften aristokratischen Regiments ist die gleichmacherische Demokratie getreten, und mit ihr das Strebertum und die Ausbeutung des Staates durch rasch wechselnde Beamte und ihren Anhang. Die Tage der Republik und der alten Schweizerfreiheit sind gezählt. Was aber umgekehrt aus Deutschland werden wird, wenn wir nicht den demokratischen Grundsätzen ein festes und entschiednes Halt zurufen, das hat kürzlich der Präsident Carnot in einer Botschaft an das französische Volk ebenso klar als wahr ausgesprochen: die Demokratie führt mit Notwendigkeit zur Republik.

In dem demokratischen Fahrwasser: Gleiche Bildung für alle — steuert auch munter die Schenckendorffsche Einheitsschule. Die ersten drei Jahre (die Volksschule) sollen dem ganzen Volke dieselbe Bildung geben; die nächsten drei Jahre (die Bürgerschule) gleiche und gemeinschaftliche Bildung dem Mittelstande und den höhern Ständen; die folgenden drei Jahre gleiche und gemeinschaftliche Bildung den naturwissenschaftlich und den klassisch gebildeten; erst die letzten drei Jahre (das Gymnasium) sollen den klassisch gebildeten die letzte Feile anlegen. Was soll durch diese Gleichheit und Gemeinschaftlichkeit der Ausbildung erzielt werden? Daß die Qualität der Bildung darunter leiden muß, hat Cauer nachgewiesen. Also etwas andres. Etwa Gleichheit und Brüderlichkeit? Nun, die Gleichheit gilt nur vor Gott. Vor den Menschen sind die Menschen ungleich und müssen es bleiben. Aber vielleicht Brüderlichkeit? Das wäre ja wunderschön, und kaum könnte in einem christlichen Staate etwas Höheres erreicht werden, als diese Verkörperung des vornehmsten Gebotes. Aber wie wird die Sache verlaufen? Der Sohn des armen Fabrikarbeiters wird es schwer und mit Neid empfinden, daß sein Nachbar auf der Schulbank, der Sohn des reichen Kommerzienrats, einen bessern Rock trägt, daß er Leckerbissen zum Frühstück mitbringt statt eines Stückes Brot. Kommen gar noch die Erzählungen des vornehmen Jungen dazu, wie prächtig alles bei ihm zu Hause ist, seine feinen Manieren, seine unbewußte, aber unverhohlene Selbstüberhebung über den Armen, der vielleicht viel begabter und fleißiger ist als er, der aber sehr wohl weiß, daß der Reiche trotzdem später in einer Kutsche wird fahren können, und daß er, der Arme, demütig den Hut vor ihm wird ziehen müssen, dann ist der künftige Sozialdemokrat fertig. Nein, für Neid und Klassenhaß ist gar kein günstigerer Nährboden denkbar als die Schenckendorffsche Einheitsschule. Nicht vereinigen soll man die verschiednen Stände, sondern trennen, auch in der Schule. Man geselle gleich und gleich; man biete jedem Stande, was seine künftigen Verhältnisse erfordern, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Man mische nicht doktrinären Prinzipien zuliebe zusammen, was nicht zusammengehört. Also keine Einheitsschule!

Es ist mir schwer verständlich, wie sich Herr von Schenckendorff zu einem solchen Zugeständnis an die liberalen Ideen hat hinreißen lassen können. Sehr

Digitized by Google

deutlich guckt der liberale Pferdefuß auch daraus hervor, daß er beklagt, daß die jetzige Einrichtung der Schulen den Übertritt aus der untern Schulgattung in eine höhere so sehr erschwerten, mit andern Worten, daß dem Drängen der untern Stände nach oben zu wenig Vorschub geleistet werde. Herr von Schenckendorff hält es für das Richtige, daß z. B. jeder Handwerkersohn, dem etwa eine kleine Erbschaft zufällt oder der ein mageres Stipendium erhält, nun sofort umsatteln und studiren könne. Wenn irgend etwas, um mich seines Ausdruckes zu bedienen, verfehlte Existenzen schafft, so ist es gerade dieses Heraustreten aus der natürlichen Sphäre. Dieses vor allem erzeugt das gelehrte Proletariat, das Herr von Gosler als eine große soziale Gefahr bezeichnet hat. Man sehe sich doch die „Volksführer" an oder auch die Volksverführer in der Gestalt gewisser Zeitungsschreiber u. s. w. Meist sind es begabte Leute aus den niedern Klassen, die der Ehrgeiz in eine falsche Bahn getrieben hat, und die, da es auf dem Wege ehrlicher Arbeit nicht rasch genug oder vielleicht gar nicht gelingen wollte, nun den Umsturz versuchen, um von seinen Wogen emporgetragen zu werden. Dem trete man entgegen. Man erleichtere nicht, man erschwere den Übertritt aus der durch die Standesverhältnisse gebotenen Laufbahn in eine höhere, die mit diesen nicht im Einklange steht. Man gestalte zu diesem Zwecke die Gymnasien und Akademien um; man fordere ein hohes Schulgeld; man fördere ihren aristokratischen Charakter auf jede Weise. Das wird die hervorragend begabten aus den untern Klassen nicht hindern, allen Schranken zum Trotz es doch zu etwas zu bringen; aber das ist genug.

Eine ebenso entschiedne Zurückweisung aber verdient die Behauptung in der Rede des Herrn von Schenckendorff, bei den jetzigen Schuleinrichtungen seien die Eltern genötigt, über den Bildungsgang ihrer Kinder schon zu einer Zeit Bestimmung zu treffen, wo deren natürliche Anlagen und Berufsneigungen noch viel zu wenig hervorgetreten seien. Ich habe, soviel ich mich erinnere, nie einen Menschen gesehen, der das große Los gewonnen hätte, aber auch nie einen Schüler, dem seine Eltern einen Beruf ausgewählt hätten, nachdem seine Anlagen und Neigungen genügend hervorgetreten wären. Ganz recht, wird mir Herr von Schenckendorff erwidern, da haben wir die Folgen der unrichtigen Organisation unsrer Schulen. Ist dem aber wirklich so? Was heißt denn Neigung zu einem Beruf? Der unverständige, meist auf Eitelkeit und dem Drange nach Wohlleben, immer aber auf vollständiger Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse beruhende Wunsch eines unfertigen jungen Menschen. Ginge es nach den innersten Herzensgedanken der Menschen, dann würde jeder Handwerkersohn am liebsten Offizier, denn die können den ganzen Tag spazieren reiten und abends ins Theater gehen, oder Pastor, denn die brauchen nur jeden Sonntag eine Stunde zu predigen und werden beständig zu Hochzeiten und Kindtaufen eingeladen. Glücklicherweise ist der Vater ein verständiger

Digitized by Google

Mann; er zieht die Familien-, die Geschäfts- und die Geldverhältnisse in Betracht und giebt den Sohn bei dem Gevatter Handschuhmacher in die Lehre. Nach zehn Jahren ist der junge Mann froh, daß er selbst ein gutgehendes Geschäft besitzt und darauf heiraten kann.

Noch windiger als mit der Neigung sieht es mit der Befähigung zu einem Beruf aus. Es giebt kluge und dumme, fleißige und faule Jungen. Aber eine besondre Befähigung zu einem bestimmten Berufe tritt unter hunderten sicher nicht bei einem hervor. Der wirkliche Prüfstein für die Befähigung ist der Beruf selbst, und dieser kommt stets post festum. Ich will ein Beispiel anführen: mich selbst. Ich lernte leicht und wurde, eben vierzehn Jahre alt geworden, nach Prima versetzt. Es wurde mir zudiktirt, die Rechtswissenschaft zu studiren, ich glaube, weil mein Großvater Oberappellationsgerichtspräsident war. Gefragt wurde ich überhaupt nicht, ich hätte auch nicht gewußt, was ich antworten sollte. Es begegnete mir, daß zwei der bedeutendsten Rechtslehrer, von Savigny und Puchta, mich für ihren besten Zuhörer im Semester erklärten, daß ein Göttinger Professor mich aufforderte, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Ich darf also wohl annehmen, daß ich zum Juristen einigermaßen befähigt war, wiewohl auf dem Gymnasium niemand das Geringste davon bemerkt hatte. Die Sache ging aber doch schief; denn als ich in die Praxis trat, stand diese in so schneidendem Gegensatz zu der hohen Wissenschaft, daß ich schon nach drei Monaten die Geduld verlor und — zur Kavallerie ging.

Es ist gar nicht nötig, daß bei einem Knaben irgend eine besondre Befähigung hervortrete oder auch nur vorhanden sei. Fast alle Berufsarten sind Gottlob von der Art, daß gesunder Menschenverstand, Fleiß und Pflichttreue vollständig ausreichen, um sie gut auszufüllen. Nur die Kunst macht eine Ausnahme: die erfordert Talent. Und gerade hier zeigt sich das Gefährliche. Von den durch ihre Begabung auf die Bahn der Kunst gelockten, wie wenige erreichen ihr Ziel, wie viele leiden Schiffbruch! Auf der andern Seite, was hilft es, wenn der Sohn des Generals hervorragende Anlage zum Buchbinder hat? wird ihn Se. Exzellenz dies Handwerk ergreifen lassen? oder der Sohn des armen Flickschneiders ganz besondre Befähigung zum Minister, zum Diplomaten, wenn doch das Geld fehlt, ihn studiren zu lassen?

In der Debatte des preußischen Abgeordnetenhauses hat Herr von Goßler erklärt, es sei seine feste Absicht, dem Gymnasium seinen ursprünglichen Charakter zu erhalten, den ihm die alten Sprachen aufgedrückt haben. Wir können ihm dafür nur von Herzen dankbar sein. Darin liegt aber die entschiedne Verwerfung der Schenckendorffschen Einheitsschule und nicht weniger die entschiedne Hochhaltung des Grundsatzes: das Lateinische ist die wichtigste Übung des Verstandes und des Denkens und die unentbehrliche Grundlage aller höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Aber, wird man mir einwerfen, was soll denn aus allen denen werden, die die lateinlosen Schulen

Digitized by Google

besuchen? Sollen sie in geistiger Hinsicht eine Stufe tiefer stehen bleiben, als die klassisch Gebildeten? Allerdings sollen sie das! Und gerade hier zeigt sich wieder die Bedeutung der Schulen in politischer Hinsicht. Die klassisch Gebildeten sollen im Staate herrschen oder, wie mans jetzt mit einem mildern Ausdrucke zu bezeichnen liebt, führen. Eine Abstufung des Volkes in geistiger Hinsicht ist unumgänglich erforderlich; nur sie bewirkt, daß die weniger gebildeten Klassen sich den höher gebildeten unterordnen. Ohne Unterordnung dieser Mehrzahl unter jene Minderzahl kann kein Staat auf die Dauer bestehen. Darauf sollen die Schuleinrichtungen berechnet sein und bleiben und nicht der demokratischen Einheitsschule weichen. Die Volksschulen sollen fortfahren, das niedere Volk aufzunehmen, die Bürgerschulen den Mittelstand; Aufgabe der Gymnasien aber soll es sein, die Söhne der ἄριστοι wieder zu ἄριστοι auszubilden. Damit aber diese in Wahrheit die „Besten" werden, sollen die Gymnasien ihren Schülern vor allem den Grundsatz einprägen: die höhere Stellung im Leben giebt die höhern Pflichten; der Achtbarste aber ist der, der, gleichviel in welcher Stellung, seine Pflicht am redlichsten erfüllt, und wer höher steht als ein andrer, soll sich nicht einbilden, schon darum etwas Besseres zu sein. Der wahre Wert des Menschen ist der sittliche; über ihn entscheidet nicht Stand, noch Reichtum, noch geistige Gaben.

Wenn ich nun so gegen die Einheitsschule mit Gabelung eine Lanze gebrochen habe, so will ich schließlich nicht unterlassen zu betonen, daß ich in allen übrigen Punkten seines Programms warm und aufrichtig mit Herrn von Schenckendorff und mit dem Verein „Neue deutsche Schule" übereinstimme; z. B. in der Forderung, daß die Gymnasien aufhören sollen, Erfitzungsanstalten für die Berechtigung zum Dienst als Einjährig-Freiwilliger zu sein, zu ihrem eignem Heil und zum Heil der jungen Leute,*) ferner, daß es kaum wird länger umgangen werden können, wenigstens versuchsweise und in beschränktem Umfange, die Abiturienten der Realgymnasien zum Studium der Medizin, später vielleicht auch der Rechtswissenschaft zuzulassen und das Ergebnis abzuwarten, ferner, daß auf allen Schulen der Muttersprache eine weit bedeutendere Stellung einzuräumen ist als bisher, ferner, daß der Überbürdung der Schüler ein Ziel gesetzt werde, zuletzt, daß die körperliche Erziehung und Ausbildung der Jugend und damit zugleich die Entwicklung des Charakters endlich zu ihrem Rechte gelange.

Das letzte ist und bleibt das punctum saliens der ganzen Schulreform. Die Frage, ob Einheitsschule mit Gabelung oder ob Trennung der verschiednen Schulen von Anfang an, von so hoher Wichtigkeit sie ist, steht in zweiter Reihe; sie ist ein Streit nicht um das Ziel, sondern um den Weg dahin. Ich meinerseits bin sogar durchaus einverstanden mit der neuesten

*) Vgl. meinen Aufsatz „Die Berechtigungen" in den Grenzboten, Jahrgang 1888, Nr. 49.

Digitized by Google

Forderung des Vereins „Neue deutsche Schule," „daß in einigen Gymnasien und Realgymnasien der Unterricht in den alten Sprachen probeweise später als jetzt beginne, um zu ermitteln, ob auf diese Weise für den Lehrplan einer einheitlichen Mittelschule Raum geschaffen werden kann." Nur der Versuch kann Klarheit schaffen. Mißlingt er, dann habe ich Recht gehabt. Gelingt er, dann bin ich, wenn ich es noch erlebe, eines Bessern belehrt, und das ist noch ein größerer Vorteil.

Dresden, im Juli 1889

Zur Geschichte Leipzigs

In diesen Tagen ist wieder einmal ein Band von Ersch und Grubers Encyklopädie erschienen. Der wievielte? Wir wollen es auszählen. Ersch und Grubers „Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste" hat jetzt das ehrwürdige Alter von 71 Jahren erreicht: der erste Band erschien 1818 im Verlage von Johann Friedrich Gleditsch in Leipzig. Um das Unternehmen rascher zu fördern, entschloß sich die Verlagshandlung nachträglich, es in drei Abteilungen (Sektionen) zu teilen, jede Abteilung unter eine besondre Redaktion zu stellen und alle drei Abteilungen gleichzeitig fortzuführen. Der ersten Abteilung wurden die Buchstaben A bis G, der zweiten die Buchstaben H bis N, der dritten die Buchstaben O bis Z zugewiesen. So erschien 1827 der erste Band der zweiten, 1830 der erste Band der dritten „Sektion." Im Jahre 1831 ging das Unternehmen nebst andern Werken der Gleditschischen Buchhandlung in den Verlag von F. A. Brockhaus über, und von diesem ist es bis auf den heutigen Tag getreulich fortgesetzt worden. Die erste Abteilung wurde im Jahre 1882 im 99. Bande mit dem Worte Gyzels abgeschlossen. Die dritte wurde 1850 mit dem 25. Bande und dem Worte Phyxios vorläufig abgebrochen, um zunächst alle Kräfte auf die Beendigung der zweiten zu vereinigen. Dieser zweiten gehört der eben erschienene 43. Band an, der die Worte Leibeigenschaft bis Ligatur umfaßt. Es ist also der 167. Band des ganzen Unternehmens! Herausgeber des Ganzen ist seit dem Jahre 1882 Professor A. Leskien in Leipzig, einer der hervorragendsten Kenner der slawischen Sprachen, ein geistvoller Philologe von vielseitigem Wissen.

Digitized by Google

Aber diese Mitteilungen über Ersch und Grubers Encyklopädie sind es nicht, die wir mit unsrer Überschrift „Zur Geschichte Leipzigs“ meinen, wiewohl auch in ihnen ein Stück Geschichte Leipzigs, insbesondre des Leipziger Buchhandels steckt, und zwar ein sehr ehrenvolles. Wir wollen uns vielmehr mit dem Aufsatz über Leipzig beschäftigen, den uns dieser neueste Band auf Seite 28 bis 39 bringt und als dessen Verfasser sich in der Unterschrift E. Kaufmann nennt. Mit diesem Aufsatz hat die Redaktion der Encyklopädie entschieden Unglück gehabt, er ist wohl das Schwächste, was seit langer Zeit zur Geschichte und Beschreibung Leipzigs erschienen ist — und man ist ja aus „Fremdenführern“ und ähnlichen Machwerken nachgerade etwas gewohnt geworden —, so voller Irrtümer, Mißverständnisse und Flüchtigkeiten, daß wir, um sie alle zu berichtigen, wohl den doppelten Umfang des Artikels selbst in Anspruch nehmen müßten. Wir greifen also nur einiges heraus, wie es uns bei rascher Durchsicht des Artikels aufgefallen ist, und wie wir es, ohne anderweit nachzuschlagen, sofort aus dem Gedächtnis berichtigen können. Über den Zweck, den wir mit diesem unerquicklichen Geschäfte verfolgen, am Schlusse ein paar Worte.

Der Artikel besteht, wie üblich, aus einer Beschreibung und einer Geschichte der Stadt. Die Beschreibung verbreitet sich über die Lage, die Verkehrswege und Verkehrsmittel, die Größe und die Einteilung der Stadt, die Hauptgebäude in den einzelnen Stadtteilen (innere Stadt, Promenadengürtel, Vorstädte), über die Bevölkerung, die Behörden, die öffentlichen Anstalten, das Vereinsleben, den Handel und die Industrie. Dann folgt der geschichtliche Abschnitt.

Die beschreibenden Partien alle nachzuprüfen ist nicht unsre Absicht. Sie enthalten ein statistisches Material, das niemand im Kopfe haben kann, und mögen — wir wollen das annehmen — in der Hauptsache in Ordnung sein. Das meiste davon kann ja jedermann bei einiger Sorgfalt schon aus dem Leipziger Adreßbuche richtig entnehmen. Bedenklich ist es freilich, daß der Verfasser die von dem Rate der Stadt seit 1884 herausgegebenen ausführlichen und genauen „Verwaltungsberichte“ nicht gekannt und benutzt hat. Aber schon diese beschreibenden Partien enthalten, namentlich in der Beschreibung des äußern Stadtbildes, viele geschichtliche Angaben, und diese sind meist ebenso unrichtig wie die Beschreibung der Gebäude selbst, und zeigen, daß der Verfasser in Leipzig wie in der geschichtlichen Litteratur über Leipzig durchaus ein Fremdling ist. Ein paar Proben werden das zeigen.

Wie unklar sind gleich die Angaben über die Pleißenburg! „Die Pleißenburg — heißt es —, 1549 von H[ieronymus] Lotter erbaut, seit 1818 (l. 1838) umgebaut und erweitert, diente bis zum siebenjährigen Kriege als Festung, seitdem zu verschiednen Zwecken, besonders aber als Kaserne. Noch in der alten Burg fand 1519 das Colloquium zwischen Luther und Eck statt; 1632 starb hier Pappen-

Digitized by Google

heim; der Schloßturm diente 1787 bis 1862 als Sternwarte, der Rest als Kaserne; auch wurde hier die Zeichen- und spätere Kunstakademie eingerichtet." Zunächst ist die Pleißenburg nicht 1549, sondern von 1547 bis 1557 erbaut worden, wie der Verfasser selbst später in dem geschichtlichen Teile richtig angiebt. Wenn die Leipziger Disputation „noch in der alten Burg" stattfand, so gehört diese Nachricht überhaupt nicht hierher, sie stört nur; dagegen starb Pappenheim allerdings „hier," nämlich in der seit 1547 erbauten Pleißenburg. Wenn der „Rest" als Kaserne benutzt wurde, wozu gehörte denn die Akademie? gehörte sie nicht auch zum „Rest"?

Das Paulinerkloster ferner wurde nicht 1539, sondern erst 1544 der Universität überwiesen. Auch was über die alten Wandgemälde im Paulinum gesagt wird, ist irrig. Erstens waren das keine „enkaustischen" Gemälde, sondern Fresken; auch sind sie nicht „vom dreizehnten bis zum fünfzehnten Jahrhundert" entstanden, sondern jedenfalls im fünfzehnten; wenn der Verfasser aber schließlich sagt: „die 1869 bis 1872 vorgenommene Restauration hat dieselben (!) nicht vor dem Untergange retten können, da sie jetzt fast gänzlich erblichen (!) sind," so ist er da wieder im Irrtum: untergegangen waren die Bilder schon längst; was 1868 bis 1870 (nicht 1869 bis 1872) gemacht worden ist, war zum guten Teil eine willkürliche Übermalung, um die es nicht sehr schade ist, wenn sie jetzt wieder „erblichen" ist.

Ganz verwirrt sind weiterhin die Angaben über das Gewandhaus. Der Verfasser sagt: „Das Gewandhaus, in der Universitätsstraße, 1481 gegründet und 1740 neu erbaut, diente als Zeughaus und Verkaufshalle von Tuch; von 1781 bis 1884 wurden in dem großen, seiner vollendeten Akustik wegen gerühmten Saale die weltbekannten Gewandhauskonzerte abgehalten, in einem zweiten großen Saale die Stadtbibliothek und die Pölitzsche Bibliothek untergebracht, und eine dritte Abteilung im Hofe war dem königlichen Konservatorium überwiesen." Später, in dem geschichtlichen Abschnitt, heißt es: „1677 erbaute der Rat die Stadtbibliothek." Hier sind zunächst zwei Häuser mit einander vermengt, die bis zum Jahre 1781 nicht die geringste Verbindung weiter hatten, als daß sie im Rechteck auf einander stießen: das Zeughaus auf der Universitätsstraße und das Gewandhaus im Gewandgäßchen. Beide stammen in ihren Grundmauern und in ihrem Erdgeschoß allerdings aus dem Jahre 1481. Das Zeughaus enthielt die Waffenvorräte der Stadt, das Gewandhaus diente in den Messen den Tuchhändlern zum Auslegen ihrer Waare. 1677 aber wurde keine Stadtbibliothek „erbaut," sondern da starb der Oberhofgerichtsadvokat Ulrich Groß, der seine reiche Büchersammlung aus allen Zweigen der Wissenschaft und sein ganzes sonstiges Vermögen der Stadt hinterließ. Seine Bücher kamen aufs Rathaus und wurden dort zunächst mit der seit alter Zeit angesammelten Ratsbibliothek vereinigt. Im Jahre 1711 wurde die Ratsbibliothek umgeräumt in einen besondern Saal, den der Rat für sie über

Digitized by Google

dem Erdgeschoß des Zeughauses hatte erbauen lassen, und wurde nun zum ersteumale der Bürgerschaft geöffnet. Da dieser Saal aber bald nicht mehr ausreichte, so wurde von 1740 bis 1756 über dem Tuchboden im Gewandhause der jetzige große Bibliothekssaal erbaut und die Bibliothek 1756 dorthin verlegt. Der leergewordene Bibliothekssaal im Zeughause wurde 1780 abgebrochen und an seiner Stelle der Konzertsaal erbaut und, um einen anständigen Aufgang zu haben, mit dem Treppenhause der Stadtbibliothek verbunden. Richtiger sollten also die Konzerte Zeughauskonzerte, nicht Gewandhauskonzerte heißen. Freilich giebt es auch tausende von „gebildeten" Leipzigern, die in ihrem Leben nie auf der Stadtbibliothek gewesen sind und sich einbilden, „der Saal da oben" — dabei zeigen sie nach den Fenstern der Stadtbibliothek — sei der alte Gewandhauskonzertsaal. Das „königliche" (?) Konservatorium endlich hat weder mit Gewandhaus noch mit Zeughaus etwas zu thun: als es 1843 eröffnet wurde, geschah dies in dem später so berühmt gewordenen Kasten, den man für diese Schule im Hofe des Gewandhauses erbaut hatte, und worin sie bis 1887 gehaust hat.

Völligen Unsinn enthält der Abschnitt über die Thomaskirche. „Von der Thomaskirche — schreibt der Verfasser — stammt der ältere Teil, der Kreuzbau (?), aus dem Jahre 1222, das hohe Thor (soll wohl heißen: der hohe Chor) wurde 1355, das Schiff 1482—1496, der Turm 1538—1702 erbaut; seit 1887 wird dieselbe (!) durchweg restaurirt, und die vielen Zuthaten aus verschiednen Zeiten werden entfernt." Wer das liest, kann nicht anders glauben, als daß die heutige Thomaskirche ein Verband von Bauwerken aus vier verschiednen Zeiten sei. In Wahrheit verhält es sich folgendermaßen. Die Kirche wurde mit dem Kloster im ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, erfuhr in der Mitte des vierzehnten einen Erneuerungsbau und erhielt 1474 auch einen neuen Turm. Von allen diesen Bauten ist aber nichts mehr vorhanden. Das ganze Kirchengebäude wurde 1482 abgebrochen und an seiner Stelle das jetzige Kirchengebäude begonnen und bis 1496 beendet. Nur der Turm aus dem Jahre 1474 blieb stehen. 1537 wurde aber auch dieser abgetragen und an seiner Stelle der jetzige Turm erbaut, der dann wieder zu verschiednen Zeiten, unter anderm auch 1702, größere Umbauten erfahren hat. Das ist es, was der Verfasser mit kühner Kürze in die Worte zusammenfaßt, der Turm sei „1538—1702 erbaut" worden. Dieselbe Kürze findet sich unmittelbar darauf wieder bei der alten Thomasschule, die „aus den Jahren 1583 (vielmehr 1553)—1732" stammen soll; auch sie wurde 1553 erbaut und 1732, zu Bachs Zeiten, um einige Stockwerke erhöht und in die Gestalt gebracht, die sie noch jetzt zeigt. Was dann die Restauration der Thomaskirche betrifft, bei der „die vielfachen Zuthaten aus verschiednen Zeiten entfernt wurden," so begann diese nicht 1887, sondern sie hat genau zwölf Jahre gedauert, von 1877 bis 1889. Schlimm genug, daß nicht einmal solche That-

Digitized by Google

sachen aus neuester Zeit richtig angegeben sind, über die sich der Verfasser doch so leicht hätte unterrichten können. So schreibt er auch: „An Stelle der alten Peterskirche erhebt sich an der Schillerstraße der stattliche Renaissancebau der Reichsbank, 1884—88 errichtet.“ Die alte Peterskirche wurde aber nicht eher abgebrochen, als bis die neue bezogen war, und das geschah zu Weihnachten 1885; der Abbruch der alten begann Neujahr 1886. Auch der Matthäikirche, „bis 1880 Neukirche genannt,“ schreibt der Verfasser eine Bauzeit von fünf Jahrzehnten zu: sie war „1454—1501 erbaut, diente später als Magazin, seit 1699 wieder als Kirche.“ Diesmal ist wieder ein Druckfehler im Spiele: die Kirche wurde von 1494 bis 1501 erbaut. Daß sie erst seit 1699 „Neukirche“ hieß, daß es die alte, zum ehemaligen Franziskanerkloster gehörige Barfüßerkirche ist, weiß der Verfasser offenbar gar nicht.

Was man nach solchen Proben über die öffentlichen Gebäude von seinen Angaben über Privatgebäude erwarten kann, läßt sich denken. Köstlich ist folgende Stelle: „Auerbachs Hof in der Grimmaischen Straße, seit 1520 von Heinrich Stromer von Auerbach erbaut, mit zahlreichen Gewölben, verdankt seinen Ruf dem auf zwei Bildern dargestellten Faßritt des Schwarzkünstlers Dr. Faust aus dem Weinkeller und der Verherrlichung dieser Szene in Goethes Faust.“ Das wäre eines Leipziger „Fremdenführers“ würdig! Der Verfasser hat keine Ahnung davon, daß Auerbachs Hof jahrhundertelang und längst vor Goethes Faust der eigentliche Mittel- und Glanzpunkt des Leipziger Meßverkehrs gewesen ist, parva Lipsia, wie ihn Taubmann in seinem bekannten Epigramm mit einer Steigerung gegen Leipzig nannte, das er als parva Misnia feiert. Erbaut wurde das Haus nicht „seit 1520,“ sondern von 1530 bis 1538. „Unter den übrigen Häusern — heißt es weiter — ist eine große Anzahl bekannt als Geburtsstätte berühmter Leipziger (Leibniz, Thomasius, Richard Wagner) oder als Wohnungen von hervorragenden Größen der deutschen Litteratur und Kunst (Gellert, Karoline Neuberin, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Jean Paul, Robert Schumann u. a.)“ Da möchte man wirklich sagen wie jener Professor im Examen zum Studenten: Du Unglücksmensch, du weißt, wo Leibnizens Geburtshaus steht, und hast es bis jetzt verschwiegen? Heraus mit der Sprache! Als 1883 das Leibnizdenkmal errichtet werden sollte, hätte man sonst etwas drum gegeben, wenn man hätte feststellen können, wo Leibniz geboren worden ist, ja wo er auch nur gewohnt hat; man wollte ja das Denkmal gern in die Nähe seines Geburtshauses bringen. E. Kaufmann hats gewußt, und gerade den hat man nicht drum gefragt!

Aber wenden wir uns zu dem eigentlich geschichtlichen Abschnitt. Schon die Anlage desselben ist verfehlt. Die Zeit bis 1500, in der wir uns überall noch auf sehr unsicherm Boden bewegen und uns von den wenigsten Zuständen ein klares und bestimmtes Bild machen können, nimmt ebenso viel Raum ein, wie die folgenden vier Jahrhunderte bis zur Gegenwart, in denen die Kunde

Digitized by Google

von Jahr zu Jahr reicher, vollständiger und sicherer wird. Daß das ein Mißverhältnis ist, liegt auf der Hand. Die Darstellung besteht aber durchweg aus willkürlich zusammengerafften, äußerlich aufgereihten Nachrichten, in denen in der ältesten Zeit ein paarmal zu mehrerem Aufputz das Leipziger Urkundenbuch angeführt wird, aus denen sich aber schwerlich jemand auch nur von einer einzigen Seite der städtischen Zustände und ihrer geschichtlichen Entwicklung ein Bild wird machen können.

Mit der Miene geschichtlicher Kritik erwähnt der Verfasser, daß der Nürnberger Astrolog Goldmeyer behauptet habe, Leipzig sei 551 gegründet worden, tischt aber gleich hinterher selber das alte Märchen auf, daß britische Missionäre im Anfange des neunten Jahrhunderts unter Abhängigkeit von dem Erfurter Schottenkloster bei Leipzig die Jakobskapelle gegründet hätten. Das Schottenkloster in Erfurt war selbst erst 1036 gegründet. — Dann heißt es wörtlich weiter: „Nachdem diese germanisch-christliche Ansiedlung von den Sorbenwenden abgeschüttelt war, erbaute der deutsche König Heinrich I. 922 zum Schutze gegen letztere eine Burgwart und setzte daselbst einen Vogt ein zum Schutze der Deutschen und zur Unterwerfung des slawischen Nachbardorfs, welches nun dem Gau Chutizi einverleibt wurde." Der Leser wird diese Erzählung schwerlich besonders lehrreich finden. Nachdem die Sorbenwenden die germanisch-christliche Ansiedlung „abgeschüttelt" hatten, sollte man doch erwarten, daß nun die wackern Sorbenwenden etwas weiteres gethan hätten. Aber nein, König Heinrich erbaut eine Burgwart (was ist das?), und das slawische Nachbardorf wird „dem Gau Chutizi einverleibt." Was war denn das für ein schöner Gau? Und zu welchem Gau gehörte es denn vorher? — „1217 fiel die Stadt durch Verrat an den Markgrafen Dietrich, die Festungswerke wurden vernichtet und drei Zwingburgen erbaut, [eine] am Grimmischen Thor (ein Grimmaisches gabs damals noch nicht!) [eine] am Barfußpförtchen und die kleine Pleißenburg." Die kleine? Waren die beiden andern größer? Oder gabs daneben noch eine große Pleißenburg? Es war doch die Pleißenburg, die bei der Belagerung Leipzigs 1547 zerschossen wurde. Die „kleine Pleißenburg" war im vorigen Jahrhundert eine — Gartenwirtschaft, wo Bier und Kaffee geschenkt wurde. — Von Markgraf Dietrich von Landsberg erzählt der Verfasser, er habe 1263 der Stadt das „Recht der Gerichtsbarkeit" über ihre Bürger erteilt; aber auch 1423 erzählt er wieder, daß in diesem Jahre „die Bürgerschaft gegen Erstattung von 1500 Gulden die obere und niedere Gerichtsbarkeit erlangt" habe. Wie soll der Leser das verstehen? — Als Gründungsjahr der Nikolaischule wird 1395 angegeben. Aus diesem Jahre stammt aber nur die päpstliche Erlaubnis zur Errichtung einer Stadtschule neben der Klosterschule zu St. Thomas. Nicht der geringste Anhalt ist vorhanden, daß es im fünfzehnten Jahrhundert eine öffentliche Stadtschule in Leipzig gegeben habe. Erst 1511 machte die Stadt wirklich Gebrauch von der päpstlichen Erlaubnis.

Digitized by Google

Aber auch in den spätern Partien wird die Darstellung nicht klarer oder zuverlässiger. Geradezu kläglich ist, was der Verfasser über die Anfänge des Buchdrucks und Buchhandels in Leipzig vorbringt. Er schreibt: „Die Industrie erhielt neuen Zuwachs durch die Erfindung der Buchdruckerkunst, indem der Professor der Theologie und Universitätsrektor Andreas Friesner, welcher früher Korrektor bei Sensenschmidt in Nürnberg gewesen war, um 1480 die erste Buchdruckerei errichtete und bei seinem Tode 1504 an das Dominikanerkloster abtrat. Neben ihm wirkten u. a. M[elchior] Lotter (1502), welcher den ersten Antiquadruck, und Val[entin] Schumann (1514), welcher den ersten griechischen und orientalischen Druck in Leipzig veröffentlichte; die Buchhändler E[rnst] Vögelin und J[ohann] Herrgott waren dagegen nur unbedeutend." Hieran ist nicht weniger als alles falsch. Friesner hatte keine Druckerei, sondern, wie so mancher Gelehrte der Humanistenzeit, eine Druckerpresse; diese hinterließ er bei seinem Tode dem Dominikanerkloster. Gewerbsmäßig gedruckt hat er nie; es ist nicht ein einziger Druck bekannt, der seinen Namen trüge. Der erste gewerbsmäßige Leipziger Drucker, den es recht wohl der Mühe wert gewesen wäre zu nennen, war Cunz Kachelofen, der etwa seit 1480 in Leipzig nachweisbar ist, und dessen Schwiegersohn Melchior Lotter dann die Druckerei fortführte und, was viel notwendiger zu erwähnen war als der „erste Antiquadruck," 1522 die ersten Ausgaben von Luthers Übersetzung des Neuen Testaments gedruckt hat. Neben Lotter war der bedeutendste Drucker Martin Landsberg (aus Würzburg), der namentlich viel wissenschaftliche Litteratur und Textausgaben der alten Klassiker für Professoren und Studenten druckte. Valentin Schumann druckte allerdings 1516 eine kleine griechische Grammatik von Crocus, worin er zum erstenmale griechische Schrift verwandte. „Orientalische" Drucke hat er nie gedruckt; es kommen nur gelegentlich in einzelnen seiner Drucke hebräische Buchstaben und Wörter vor, die aber nicht in Typensatz, sondern durch Holzstöcke hergestellt sind. Anfang der vierziger Jahre eröffnete Valentin Papst eine Druckerei, die sich mit sehr schönen neuen Schriften einführte, unter andern einer deutschen Type, die an Schönheit nur in der bekannten Teuerdanktype Schönspergers ihresgleichen hat. Papsts Schwiegersohn war dann — Ernst Vögelin, der die erste Buchhandlung im großen Stil in Leipzig hatte, der Hauptverleger des Melanchthon, des Camerarius u. a. Er mußte leider 1572 von Leipzig fliehen, weil er der Hinneigung zum Calvinismus verdächtig war, und wandte sich nach der Pfalz. Johann Herrgott endlich war gar kein Leipziger, sondern ein herumziehender kleiner Nürnberger Buchhändler, der im Herzogtum Sachsen 1527 wegen des Vertriebes einer sozialistischen Flugschrift, die er wahrscheinlich selbst verfaßt hatte, verhaftet und im Mai 1527 auf Befehl Herzog Georgs in Leipzig hingerichtet wurde. Den in einem Atem mit Vögelin zu nennen ist gerade so, als wenn man eine heutige sozialdemokratische Winkeldruckerei neben Brock-

Digitized by Google

haus nennen wollte, abgesehen davon, daß Herrgott und Vögelin um vierzig bis fünfzig Jahre aus einander liegen.

Groß ist die Unklarheit, die der Verfasser in seiner Erzählung der Einführung der Reformation in Leipzig bekundet. Er berichtet, daß nun „die vier Klöster säkularisirt und an die Stadt verkauft, das Thomaskloster aber mit seinen reichen Besitzungen der Universität geschenkt worden sei." Vier Klöster hatte die Stadt: das Thomaskloster, das Dominikaner- oder Paulinerkloster, das Franziskaner- oder Barfüßerkloster und das Georgenmonnenkloster. Wenn die alle vier an die Stadt verkauft wurden, wie kann dann eins an die Universität geschenkt worden sein? Es kann doch nur eins von beiden möglich sein. In Leipzig weiß aber jedes Schulkind, daß drei Klöster an die Stadt kamen und eins an die Universität, und daß dieses eine nicht das Thomas-, sondern das Paulinerkloster war. Auch der Verfasser weiß es, denn er hat ja vorn in der Beschreibung der Stadt selbst, wenn auch mit falscher Jahreszahl, gesagt, daß „das 1240 als Kloster erbaute Paulinum seit 1539 (l. 1544) der Universität überwiesen" worden sei, hat dort auch die Paulinerkirche als die Universitätskirche erwähnt! Die Verwirrung ist dadurch entstanden, daß ein paar Dörfer, die ehemals zum Thomaskloster gehörten, allerdings der Universität geschenkt wurden. Das Thomaskloster selbst aber und sein gesamter städtischer Grund und Boden kam in den Besitz der Stadt.

Weiter erzählt der Verfasser: „Auch die folgende Zeit war Leipzigs Entwicklung segensreich. Im Jahre 1550 wurde das Konsistorium von Merseburg hierher verlegt, der Schöppenstuhl 1574 in ein landesherrliches Spruchkollegium umgewandelt" u. s. w. Der Zusammenhang, worin der Leipziger Schöppenstuhl hier erscheint, ist sehr komisch. Dieser Schöppenstuhl, jahrhundertelang eine städtische Einrichtung, die im fünfzehnten Jahrhundert weit und breit berühmt war, wurde 1574 von der Landesregierung in die Hand genommen, weil mit der Zeit Mißbräuche eingerissen waren, namentlich der Geschäftsgang des Schöppenstuhles — man denke an das bekannte Sprüchlein Lipsia vult expectari — sehr schleppend geworden war, sodaß viele Klagen beim Kurfürsten August darüber laut geworden waren. Die Stadt wurde also vom Kurfürsten „gemaßregelt," wie wir heute sagen würden, wenn der Schöppenstuhl in ein landesherrliches Spruchkollegium umgewandelt wurde. Ob das die damaligen Schöppen als so „segensreich" werden empfunden haben, darf man billig bezweifeln.

Ganz arg ist, was der Verfasser auch später wieder aus der Geschichte des Leipziger Buchhandels vorbringt. „Besonders ist hervorzuheben — schreibt er — die Übertragung des deutschen Buchhandels von Frankfurt a. M. nach Leipzig seit 1667, infolge der Ausübung einer zu strengen Zensur. Schon 1600 war das erste Meßbücherverzeichnis erschienen, Gleditsch und Fritsch waren rege Buchhandlungen, 1670 wurde die erste Bücherauktion ab-

Digitized by Google

gehalten. Seit 1682 erschienen hier die Acta Eruditorum durch (!) O. Mencke und eine gelehrte Zeitung durch J. Burchard (so!)." Die Wahrheit ist, daß sich der buchhändlerische Meßverkehr im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts mehr und mehr von Frankfurt nach Leipzig zog, bis Leipzig endlich ganz die Oberhand gewann. Eine „Übertragung" hat nie stattgefunden und konnte nie stattfinden; was die Jahreszahl 1667 bedeuten soll, vermögen wir nicht zu enträtseln, vielleicht liegt abermals ein Druckfehler vor. Die Acta Eruditorum, die erste kritische Zeitschrift Deutschlands, erschienen allerdings seit 1682 und wurden von Otto Mencke herausgegeben. Der rätselhafte J. Burchard aber, „durch" den „eine gelehrte Zeitung erschien", ist niemand anders als Otto Menckes Sohn, der berühmte Leipziger Professor Johann Burckard Mencke (als Dichter unter dem Namen Philander von der Linde bekannt), der nach des Vaters Tode (1707) die Acta Eruditorum fortsetzte und 1715 daneben noch die „Neue Zeitschrift von gelehrten Sachen" herausgab. Das hätte der Verfasser aus jeder deutschen Litteraturgeschichte lernen können.

Aus dem geistigen Leben Leipzigs aus dem achtzehnten Jahrhundert erzählt er unter anderm: „In den Friedensjahren des achtzehnten Jahrhunderts erwachte auch das gesellige und Kunstleben neben dem wissenschaftlichen Treiben (!) zu neuer Blüte. Das Theater wurde 1727 durch die Neuberin eingeführt und 1766 ein eignes Theater eröffnet, aus welchem das spätere Stadttheater hervorging." Daß die Neuberin das Theater in Leipzig „eingeführt" habe, ist wieder eine sehr komische Vorstellung. Theateraufführungen hat es in Leipzig schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert in Menge gegeben. In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts waren fast zu allen Oster- und Michaelismessen herumziehende Schauspielerbanden da, und zu diesen Banden gehörte auch die der Neuberin, die von 1727 bis 1749 auf 33 Leipziger Messen nachweisbar ist. Das „eigne" Theater aber, das 1766 eröffnet wurde, war das Komödienhaus auf der Ranstädter Bastei, das Privatleute für ihr Geld erbaut hatten und nun an die nach Leipzig kommenden Schauspielertruppen vermieteten, wie der Rat früher seinen „Boden" über den Fleischbänken vermietet hatte.

Um endlich auch noch ein paar Proben aus dem neunzehnten Jahrhundert zu geben, wollen wir nur erwähnen, daß der Verfasser die ersten Leipziger Stadtverordneten, die den amtlichen Namen: „Kommunrepräsentantschaft" führten, zu einer „Kommunalrepräsentation" macht und die vielbesprochenen traurigen Augustereignisse des Jahres 1845, die Freiligrath in dem Gedichte besang: „Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht," mit folgenden Worten erzählt: „Der revolutionäre Geist des Jahrhunderts kam in Leipzig zu neuem Ausbruch am 12. August 1845 bei Anwesenheit des Prinzen Johann, wobei durch das Eingreifen des Militärs fünf unschuldige Personen fielen." Der Leser wird sich aus dieser Erzählung gewiß eine sehr deutlicher Vorstellung von den Ereignissen machen!

Digitized by Google

Schon aus den angeführten Beispielen geht hervor, daß der Verfasser — trotz der Kürze seines Artikels — vieles zweimal erwähnt, erst vorn in der Beschreibung und dann wieder hinten im geschichtlichen Teile. Es fehlt aber auch sonst nicht an solchen überflüssigen Wiederholungen, die bei dem geringen Umfange der Arbeit doch leicht zu vermeiden gewesen wären. So wird zweimal erzählt, daß Luther 1539 bei der Einführung der Reformation in Leipzig in der Thomaskirche gepredigt habe. Noch schlimmer ist es freilich, daß bei solchen doppelten Erwähnungen die eine gewöhnlich von der andern abweicht oder ihr widerspricht. Auch davon gaben bereits die angeführten Stellen Beispiele, es finden sich aber auch noch weitere. In der Beschreibung der Stadt wird die Paulinerkirche 1240, die Börse auf dem Naschmarkt 1678 erbaut, in der Geschichte der Stadt die Paulinerkirche 1229—1240, die Börse 1678—1683. Was ist nun richtig? Der Ankauf des Rosenthals wird sogar innerhalb der Geschichte der Stadt zweimal erzählt, einmal 1458, das andremal 1663. Welche Zahl gilt nun? Es kann doch nur einmal gekauft worden sein. In der That ist es 1663 gekauft worden, 1458 wurde dem Rate nur ein kleiner Teil des Rosenthals verschrieben, dessen Nutznießung die Franziskanermönche bisher gehabt hatten.

Vielfach ist die schiefe Darstellung des Verfassers augenscheinlich die Folge der Unklarheit über die Dinge, in der er sich selbst befunden hat. Wäre er den Dingen auf den Grund gegangen, hätte er sie sich selbst ordentlich klar gemacht, so würde er sie auch klar und bestimmt haben darstellen können. Sätze, wie folgende: „Die Promenaden umschließen den Augustusplatz, den Roßplatz und Obstmarkt, den Fleischer- und Töpferplatz“ (S. 29) — „Unter den Denkmälern auf der Promenade ist das hervorragendste der Mendebrunnen“ (S. 30) — „Im N. befinden sich die Marmorbüste Harkorts, des Hauptbegründers der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, der Obelisk zur Erinnerung an die Eröffnung dieser Bahn“ (ebenda) — „An das Rosenthal schließen sich im S. W. der Johannapark, das Scheiben- und Nonnenholz“ (ebenda) — „An das Theater schloß sich 1743 die Begründung eines Konzerts durch Vermittlung kunstliebender Kaufleute“ (S. 32) — müssen bei denen, die die Verhältnisse nicht kennen, notwendig falsche Vorstellungen erwecken. Aber auch abgesehen von dieser Gefahr ist der Ausdruck oft von kläglicher Unbeholfenheit, wie folgende Beispiele zeigen: „Erst der neuesten Zeit gebührt die Errungenschaft, durch ein würdiges Äußere der Bauwerke deren innere Bedeutung zur Erscheinung zu bringen“ (S. 28) — „An Denkmälern zählt die innere Stadt nur die Bronzestatue von Leibniz“ (S. 29) — „Gegenüber liegt das nach Langers Entwürfen 1858 erbaute Museum, hervorgegangen aus der Gemäldesammlung des Leipziger Kunstvereins“ (ebenda) — „Die Süd- und Westvorstadt sind mit palastähnlichen öffentlichen und privaten Gebäuden geschmückt, während im Osten das Buchgewerbe seinen

Digitized by Google

Hauptsitz aufgeschlagen hat, und der südöstliche Teil mit den zahlreichen Anstalten der medizinischen Fakultät das akademische Viertel bildet" (ebenda) — „Hier soll auch das Grassimuseum zur Aufnahme der Sammlungen des Museums für Völkerkunde und für die des Kunstgewerbemuseums seine Stelle finden" (ebenda) — „in dem schlesischen und dem siebenjährige Kriege, welche nicht minder als 15 Mill. Thaler kosteten" (S. 37) — „War doch die Stadt selber in Gefahr, von den gewaltigen Völkerwogen zertreten zu werden" (ebenda).

Doch genug der Einzelheiten. Es ist gewiß ein unglücklicher Zufall, aus dem man keine Schlüsse auf die sonstige Herstellungsart von Ersch und Grubers Encyklopädie ziehen darf, daß gerade dieser Artikel über Leipzig so unzulänglich ausgefallen ist, wiewohl sich die Beteiligten doch hätten sagen können, daß, wenn in einem so großartigen Leipziger (!) Unternehmen wie dieser Encyklopädie der Artikel „Leipzig" erscheint, die Leser gerade an diesen Artikel mit besondern Erwartungen hinantreten würden; schon aus Lokalpatriotismus hätte gerade hier ein Übriges gethan werden müssen. Der vorliegende Band enthält ja auch sonst eine Reihe der wichtigsten Artikel; wir nennen beispielsweise: Leibniz, Leisewitz, Lenz (der Dichter der Sturm- und Drangzeit), Leo, Leonardo da Vinci, Leopardi, Leopold, Lessing, Leßczynski, Leviten, Licht, Liebig. Sie sind fast alle von tüchtigen Fachleuten geschrieben, wenn es auch nicht immer gerade die ersten Vertreter ihres Faches sind. Das zu verlangen wäre unbillig. An einem encyklopädischen Werke ständig mitzuarbeiten setzt eine Entsagung voraus, zu der gerade die „Spitzen" der Wissenschaft nur selten befähigt oder — genötigt sind. Warum hat man sich gerade bei dem wichtigen Artikel über Leipzig mit einem geplagten Füllschreiber begnügt, dem der Gegenstand und die Litteratur über den Gegenstand bis dahin offenbar fremd gewesen sind?

Es rächt sich hier einmal — und das ist der Grund, weshalb wir den Fall etwas eingehender und vor einem Leserkreise, dem er an sich fern liegt, zur Sprache bringen —, daß die Lokalgeschichte vonseiten der Wissenschaft noch immer vielfach so geringschätzig behandelt wird. Gewiß ist die Lokalgeschichte lange Zeit sehr dilettantisch betrieben worden. In großen Städten gab es früher meist eine Art von lokalgeschichtlichem Schäfer Thomas, der in dem Rufe stand, daß er im Besitze „der Chronik" der Stadt sei, der allerhand Geschichtchen aus der Stadtgeschichte wußte und Zeitungen und Kalender damit versorgte, der Hinz und Kunz auf Verlangen ihr Wappen nachwies, der dem Spießbürger, wenn ers wünschte, die Geschichte seines Hauses mit allerhand schönen Schauergeschichten ausgeschmückt zu Papiere brachte, der der Schneiderinnung zum Jubiläum ihre Innungsgeschichte schrieb, ja zu dem sogar die Nachbarn liefen, die sich über eine Schlippe oder einen Keller, eine Trauf- oder eine Fenstergerechtigkeit stritten, um sich Rats zu erholen. Aber diese Zeiten sind vorbei.

Digitized by Google

Überall in größern Städten sind jetzt die Archive geöffnet und werden von wissenschaftlich gebildeten Männern geleitet und benutzt; in kleinern, die dazu nicht die Mittel haben, finden sich wenigstens überall tüchtige Gymnasial- oder Realschullehrer, die sich der städtischen Archive aus Interesse an der Sache annehmen. Gar nicht selten werden jetzt wertvolle lokalgeschichtliche Arbeiten in den Schulprogrammen unsrer höhern Lehranstalten veröffentlicht. Trotzdem will noch immer das Vorurteil nicht weichen, daß die Lokalgeschichte ein Tummelplatz des Dilettantismus sei und sein dürfe, ja Männer der Wissenschaft machen sich selber ungenirt dieses Dilettantismus schuldig. Gelehrte aller Fakultäten glauben, ohne Vorbereitung, ohne Kenntnis der Litteratur, bei passender oder unpassender Gelegenheit sich einen Spaziergang in das Gebiet der Lokalgeschichte gestatten zu dürfen, und liefern da Erzeugnisse, die sie auf ihrem eignen wissenschaftlichen Gebiete sich nie erlauben und andern wahrscheinlich nie verzeihen würden. Was thuts? Es sind ja nur Gelegenheitsscherze, lokalgeschichtliche Allotria. Solcher Geringschätzung verdankt auch der Artikel über Leipzig in Ersch und Grubers Encyklopädie seine Entstehung. Einen beschreibenden und geschichtlichen Aufsatz über Leipzig zu schreiben — was gehört dazu weiter? Das kann jeder. E. Kaufmann führt am Schlusse seines Artikels, wie üblich, die „Litteratur" an. Hätte er auch nur diese paar Bücher ordentlich benutzt, hätte er sie vergleichend gelesen und nicht bald aus dem einen, bald aus dem andern kritiklos abgeschrieben, so hätte er schon dadurch manchen Fehler vermeiden können. Aber vieles hat er ja gar nicht gekannt. Wie kann jemand über die Geschichte des Leipziger Buchhandels schreiben, ohne Kapps Geschichte des deutschen Buchhandels und das Archiv für die Geschichte des deutschen Buchhandels, dessen Inhalt zu drei Vierteln dem Leipziger Buchhandel gewidmet ist, auch nur aufzuschlagen? Vom Leipziger Urkundenbuche nennt Kaufmann nur zwei Bände, von denen er offenbar nur einen in der Hand gehabt hat; von dem dritten, der die Universität behandelt, weiß er gar nichts. Aber, wie gesagt, der Vorwurf trifft nicht ihn, sondern die, die ihn mit der Abfassung des Artikels betraut haben in der irrigen Meinung, daß es dazu keiner besondern Fachkenntnisse bedürfe.

Digitized by Google

Nochmals die Pariſer Ausſtellung

Von einem unordentlichen Berichterſtatter

Es mag eine natürliche Folge der Vorteile des Eiffelturmes für die ſchauende Menſchheit ſein, daß er ſo überſichtliche Überſichten ermöglicht, wie ſie der „außerordentliche Berichterſtatter“ der Grenzboten neulich ihren Leſern verſchafft hat. Er hat ſie gleich au sommet, auf den Gipfel der Situation, oder, um beim Eiffelturm zu bleiben, auf die dritte Etage geführt, und „dank dem Genie des Herrn Eiffel“ iſt es gelungen, von dort aus auf zwei Druckſeiten der grünen Hefte Marsfeld und Invalidenpark nebſt ihrer weitern Umgebung bis zur banlieue de Paris feſtzuhalten. Es iſt ein Vorteil, zu ſo orientirten Leſern von der Ausſtellung zu ſprechen. Man kommt um ſo eher über das einzige Thema hinweg, das einem dabei langweilig erſcheint, nämlich über die Ausſtellung ſelbſt.

Als es den Menſchen dieſes genußreichen Jahrhunderts nach Einrichtung der Dampfpfeifen, Polterwagen, Rieſenorcheſter, Fabrikſchlote, Leitmotive und Dynamitattentate doch noch an einem Mittel fehlte, um ſich vollends ihr Daſein zu vergällen, da erfanden ſie die Weltausſtellungen. Dieſe abſchließende Bemerkung trug ich als Ertrag meiner Weltausſtellungsfahrt in mein Tagebuch ein, das ich — dem Leſer zur Beruhigung — nur im Kopfe führe, als ich neulich an der Wirtstafel einer nervöſen Ruſſin gegenüber ſaß, die ihren armen Ehewärter (der einzig paſſende Ausdruck für dieſe bedauernswerte Menſchenklaſſe) zur Erholung von Bayreuth noch nach der Ausſtellung ſchleppte. Ich dachte an den klappernden, ſtaubdunſterfüllten Maſchinenraum zurück, an die endloſe, ſonnenverſengte Sahara zwiſchen Trocadero und Induſtriepalaſt, an die tauſend mit Menſchen verſtopften, aber dafür ozonfreien Buden eines wüſten Jahrmarkts zu ihren Seiten, und mit einemmale erſchien mir la tour Äffell, das Wort, das in den letzten Wochen gleichgiltig bloß in den Ohren geſummt hatte, in einem neuen, ganz wunderſamen Lichte. In dieſem Augenblicke ſtieg in mir eine ſchreckliche Erkenntnis auf, und ein Eindruck, der, als ich oben auf der Plattform des roten Gerüſtes geſtanden hatte, „unter der Schwelle meines Bewußtſeins“ geblieben war, brach nun förmlich mit der Thür ins Haus, ſodaß ich entſetzt aufſprang und mein Gegenüber, die nervöſe

Digitized by Google

Russin, die eben ungeduldig ihr Messer an der Gabel wetzte, und ihren glücklichen Lebensgefährten prüfend anstarrte. Der aber lächelte bloß schwermütig, als wäre er an so was gewöhnt, und zuckte mit dem linken Ohre, was er kunstfertig vermochte; seine Nachbarin fügte wie selbstverständlich hinzu: dos habb ich aoch, ferr oft! Möge mich meine Ahnung trügen über das, was die beiden auf dem Marsfelde wollten, und auch das Licht trügerisch gewesen sein, worin mir da auf einmal das „Wahrzeichen unsers Jahrhunderts," der „Ausgangspunkt eines neuen Baustils" und der Pharus des nun endlich und unwiderruflich zum allerletztenmale angekündigten „neuen" (eisernen) Zeitalters erschienen ist. Ich hatte nämlich mit einemmale den Sinn des eisernen Problems heraus, das der geniale Ingenieur von Dijon (oder einer der sechs andern Städte, die sich dereinst um seine Geburtsstätte streiten werden) den „Jahrhunderten" zur — Unfallverhütung aufgegeben hatte. Wahrlich, es ist nicht ganz ohne menschliche Beziehung. So, wie es nun vor meiner Einbildung stand, war das schauerliche Gerüst mit seinen niedrigen Geländern und mit dem unermeßlichen gähnenden Schlund in seiner Mitte, der auf einen ausgetrockneten, asphaltirten Brunnen hinablief, die treffendste Verkörperung eines tiefgefühlten Bedürfnisses des nervösen Zeitalters: des Bedürfnisses, sich bei passender Gelegenheit mit Eklat irgendwo tausend Klaftern tief hinunterstürzen zu können.

Darum ist er auch offenbar mit tieferer Absicht mitten in eine Weltausstellung hineingesetzt. In diesem Sinne könnte kein Raum der Welt passender zu seiner Umgebung gewählt worden sein. Es ist schwer, etwas zu erfinden, was einem Nervensystem, wie es die gegenwärtigen Geschlechter besitzen, so vollends den Rest giebt, als eine derartige Einrichtung, die alle jene mörderischen Einwirkungen, die Menschheit herunterzubringen, vorsätzlich und planmäßig auf einem Raume vereinigt: Industriequalm, Maschinengetöse und „realistische" Kunst, unübersehbare, gleichgiltige Waarenmassen, Christusbilder und Patentscheren, griechische Statuen und „keine krummen Rücken mehr," und dazwischen ebenso gleichgiltig und teilnahmslos herumkriechend unübersehbare Menschenmassen, Fabrikwaare der Natur, wie dort Fabrikwaare der Kunst. Das überwältigende Übermaß von Angebot und der gänzliche Mangel an Nachfrage, der diese Zeit so unheimlich nach allen Richtungen kennzeichnet, tritt nirgends stierer, beängstigender vor die beleidigte Anschauung und das ratlose Herz, als an einem solchen Orte. Da, inmitten dieses fürchterlichen Chaos, in dem die Kultur jenem Uranfänglichen der Natur die Hand zu reichen scheint, taucht etwas Festes, Sicheres, etwas Einiges und Einziges, Greifbares, Anschauliches vor der ratlos dazwischen hin und her geworfenen armen Menschennatur empor. Ein spitzes, blutigrotes, stachlichtes Ding, das breit und sicher auf vier Tatzen ruht und mit ihnen alles in sich hineinzuziehen scheint, wie ein riesiger Hochofen der überhitzten Zivilisation, wie vorbestimmt, sie in sich selbst verdampfen

Digitized by Google

zu lassen, ein Ammon Rha und Moloch der Menschheitsvergötterung, die wieder beim Massenopfer angelangt ist, der Dom der materialistischen Weltanschauung, die wahre Höhe der Humanität, die sich nach Metern schätzen läßt und nur noch auf ein neues Stockwerk sinnt, von dem sie sich hinabstürzen kann, der nunmehr in die Erscheinung getretene ursprüngliche Klettertrieb der Spezies homo sapiens, somit Gipfel und Zielpunkt des historischen Prozesses: la tour Äffell. Er konnte nicht anders heißen, er konnte nur in Paris errichtet werden.

Er ist die selbstbewußte Verherrlichung der Zwecklosigkeit, dieser Turm, und er ist somit sicher die beste Devise einer Massenausstellung. Wenn solche Ausstellungen jemals Zweck hatten, so ist diese Zeit gegenwärtig vorüber. Man kann dies nirgends deutlicher sehen als diesmal in Paris. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts, als die Maschine eben ihre Wirksamkeit begonnen hatte und ein Gebiet nach dem andern ihrer Macht unterwarf, da war der Zauber erklärlich, den sie ausübte. Da konnte es als würdiges Unternehmen erscheinen, bestimmt, das Selbstgefühl des Geistes zu heben und den Anteil der Schau- und Kauflust zu erwecken, wenn man alles, was geleistet war — und die leichterregliche Hoffnung der Menschen spiegelte den regelmäßigen Fortgang der Leistungen ins Unendliche fort —, wenn man das, was noch zu wünschen und zu verbessern blieb, durch möglichst breite und umfassende Zusammenstellung bezeichnete und vor aller Augen hinstellte. Aber das Gebiet des Mechanischen erschöpft sich bald, es fehlen ihm jene unerschöpflichen Hilfsquellen, die das Geistige in seinem steten Ausblick auf Ewigkeit und Unendlichkeit besitzt, jenes Unausdenkliche und Unergründliche, was den Stoff für Geistesarbeit und Geistesgenuß von Jahrtausenden abgeben konnte. Das, worauf man sich im Anfang hierbei am meisten zu gute that, die dem Dampfe gemäße erstaunliche Schnelligkeit, mit der sich der Leistungsprozeß hier abspielte — so recht im Gegensatz gegen die feierliche, keinem einzelnen Geschlechte merkliche Fortbewegung der jahrtausendelangen Geistesmühe der Menschheit —, gerade diese vielbestaunte und verhimmelte Fixigkeit, mit der die Anwendung der neuen Prinzipien auf allen Gebieten zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken gleichsam emporschoß, gerade diese Erscheinung hat am ehesten dazu beigetragen, den neuen Erwerbungen alsbald ihren Glanz und ihre Bedeutung zu nehmen. Der Mensch ist nun einmal so angelegt, daß ihm nur das immer von neuem Teilnahme und Achtung abgewinnt, was ihm selten, schwierig und mit dem Geheimnis des Unergründlichen und Unermeßlichen umgeben erscheint. Im Anfang war das ja bei den neuen Naturwundern der Fall. Ein neues Reich des Übersinnlichen schien aufgethan, nur mit dem fast unglaublichen Unterschiede, daß wir darin Zutritt erlangen konnten. Jedes Wunder schien bereit, den glücklichen Bürgern des „neunzehnten Jahrhunderts“ (kein Jahrhundert ist in dieser Weise apostrophirt

Digitized by Google

worden) im Nu zu verschaffen, wovon die vergangenen nicht einmal eine Ahnung gehabt hatten. Daß die neuen Wunderthäter nichts unterließen, die Illusion zu nähren, das war das einzige, worin sie sich von den alten Magiern und Hierophanten nicht unterschieden. Sonst aber hatten sie sehr greifbare Wunder bei der Hand. Doch gerade diese Greifbarkeit hat die neuen Wunder allzuschnell in gewöhnlichen Hausrat verwandelt. Ihre Fülle entwertete sie schnell, ihre Selbstverständlichkeit und leichte Erzeugung machte sie gemein. Was anfangs als ein völlig Neues erschienen war, wurde rasch als vom alten nur im Grade, nicht aber in der Wesenheit verschieden aufgefaßt. Man übersah die möglichen Gebiete ihrer Anwendung, und jede Übersicht ernüchtert nach dem ersten Eindruck. Dies also ist das gegenwärtige Verhältnis der schauenden Masse, des Publikums zu dem eigentlichen Gegenstande der Ausstellungen, den Fortschritten der Industrie. Was nun aber die verhältnismäßig sehr geringe Zahl derer betrifft, die daran einen thätigen Anteil nehmen können, Fabrikanten aller Art, patentirte und unpatentirte Erfinder und die Vertreter derjenigen Berufszweige, die dem Segen der Maschine — verfallen sind, so werden sie wieder ihre Rechnung hier nicht finden. Wo alles berücksichtigt werden soll, kann sich das einzelne Feld nicht übermäßig ausdehnen. Sie werden also als Kenner und Käufer enttäuscht werden und bestenfalls alte Bekanntschaften von verschiednen Sonderausstellungen wieder auffrischen, die sich bei den großen Ausstellungen in einem Ganzen zusammenzufinden pflegen. Diesen Eindruck hat das arme großstädtische Ausstellungsopfer schon in den allgemeiner interessirenden Abteilungen der verschiednen Kunstgewerbe und schönen Künste. Um wie viel mehr muß es in den weit weniger abwechslungsfähigen Fächern der Industrien der Fall sein! In dieser Beziehung kann sich der Bewohner der deutschen Reichshauptstadt nur Glück wünschen, daß sein fortschrittlicher Stadtsäckel vielleicht eng im Verein mit der weisen reaktionären Erwägung dieser Umstände ihm zwar den Luxus einer fortgeschrittenen Ausstellung versagt, dafür aber die fortgeschrittenste Straßenbeleuchtung verschafft hat, deren sich eine Stadt der Erde rühmen kann.

Wie steht man aber gar den Stapelplätzen der gewöhnlichen Durchschnittswaren gegenüber, denen eine solche Ausstellung schließlich ihre Ausdehnung dankt! Diesen Bergen von Seife und Cigarren (hier natürlich meist in der besonders geschmackvollen Form von Eiffeltürmen), diesen Prärien von Schwämmen, Woll- und Leinenwaren, diesen Urwäldern von Lichten, Öl, Fett, Stöcken, Pfeifen, Fliegenklatschen und ähnlichem nützlichen Hausgerät! In Bataillonen marschieren allerorten die Glasbüchsen der Kolonialwarenhändler auf, Kaffee, Zucker, Thee, die man im Schaufenster seiner Straße nicht eines Blickes würdigt, hier aber mit heiliger Andacht Revue passiren lassen muß! Diese interessanten Ausstellungsgegenstände, über deren Zweck heutzutage der bezugskundige größere Kaufmann nur lächeln kann, füllen bis

Digitized by Google

auf den letzten Platz die Innenräume der höchst abenteuerlich aufgeputzten Spezialpaläste der amerikanischen Raubstaaten (spr. Republiken) von Mexiko bis Feuerland hinunter. Ja auch die schüchternen Versuche der europäischen Staaten sind im wesentlichen durch diesen Kram gekennzeichnet. Es ist nicht sehr erhebend, wenn die Aufschrift Ἑλλάς mit den großmächtigsten Beischriften Platon, Sophokles u. s. w. in den Laden eines noch dazu spärlich versehenen Wollhändlers führt. Gleichwohl ist es so: es ist dabei nicht der geringste Unterschied zwischen der „amerikanisch-spanischen Romantik," der „hellenisch-italischen Klassizität" und der „reichen Pracht des Orients." Wahrhaftig, die abgestandnen und verblaßten Beiwörter, in denen die guides bleus des Figaro und Petit journal („so blau" wie ihr Titel) den „illustren Förderern" des Centennaire jedem einzeln bestätigen, daß sie „ihre Sache sehr gut gemacht haben," wirken wie der beißendste Spott. Namentlich „des Orients reiche Pracht" bezeichnet in Wirklichkeit eine höchst antike Trödelbude und den appetitlichen Delikatessenkorb eines der fliegenden Italiener auf unsern Jahrmärkten und Kirmessen. Es wäre traurig, wenn der Grund, den man jetzt öfter dafür angegeben findet, daß nämlich Frankreich und England die Industrie ihrer Schutzländer einfach durch die ihrige ersetzen, wirklich allenthalben Geltung hätte. Aber es ist sicher, daß die Proben auf dem Marsfelde sich nur durch ihre Liederlichkeit und Bettelhaftigkeit von den Bazaren am Louvre unterscheiden. Es ist der berühmten Rue de Caire an der Avenue de Suffren, der „naturgetreuen Nachbildung einer arabischen Straße," sehr von Vorteil, daß das in ihr herrschende Gedränge und die hier aufgestellten Scharen von Eseln (denen man allenthalben in kleinen Kavalkaden begegnet, von schreienden Fellahs aus dem Faubourg Montmartre begleitet und meist von Damen aus derselben Gegend geritten), ferner das sinnbenehmende Getöse durcheinanderkreischender und quietschender orientalischer Tanzmusiken ein Verweilen in ihr und eine andre Aussicht als auf die Giebel der Verkaufshäuser unmöglich macht. Denn findet man wirklich einmal Gelegenheit, die hier gebotenen Dekorationen von Tausend und einer Nacht an sich vorüberziehen zu lassen, so hat man zwar keine farbenglühenden Teppiche und Tapeten, keine perlengestickten Pantöffelchen und goldgewirkten Mieder, keine Damaszenerklingen und Abassidenschabracken gesehen, durchaus kein Meer von Wohlgerüchen eingeatmet, dafür aber die Bekanntschaft einer ganz besonders geschmacklosen Sorte französischen Tabaks und einiger Filialen des Palais royal gemacht, ungerechnet die qualvollen Körperverrenkungen mehrerer in jeder Hinsicht unseligen Odalisken in einem danse de ventre, den Schreber, Schwenninger oder Örtel als ein Kompendium ausgiebiger Haus- und Zimmergymnastik erfunden haben könnten. In zweien der südamerikanischen Großstaaten fand sich in bescheidenstem Ansatz das, was man zu allererst von solcher Ausstellung erwarten sollte: Darstellung eigentümlicher Landesprodukte, eine kleine Samm-

Digitized by Google

lung der heimischen Früchte, allerdings in wenig appetitlicher Wachsnachbildung, einige Exemplare der Flora und Fauna, ganz ungenügend und noch dazu in kleinen dunkeln Schränkchen förmlich aufeinandergepfropft. In Mexiko, ich glaube auch in der oben beschriebenen Ἑλλάς, begegnete wohl auch eine Wachspuppe in den Landestrachten, einiges heimische Riemen- und Sattelzeug u. dergl., aber in Exemplaren, deren Fernbleiben der Einbildungskraft nur zu statten gekommen wäre.

Fragt man nach dem treibenden Motiv, das diese Waarenmassen zwecklos mit großen Kosten auf einen Platz häuft, die in unsrer Zeit in jeder einigermaßen lebhaften Mittelstadt jedermann ohne Reisekosten in den Schauläden besichtigen kann (denn meist kümmert er sich außerhalb einer Ausstellung den Teufel um all den Kram), so wird man wohl kaum fehlgehen, wenn man einfach das uralte Jahrmarkts- und Meßbedürfnis der Menschheit hier in einer zeitgemäßen Umformung wiederfindet. Die Abkürzung und gleichmäßige Verteilung des Verkehrs haben Messen und Jahrmärkte überflüssig gemacht. Mit Stolz rühmt sich dessen der eisenbahnfahrende, telegraphirende und telephonirende Mensch des neunzehnten Jahrhunderts. Aber das alte große Kind, das in diesem vollkommnen Erdenbürger stecken geblieben ist, das will doch nach wie vor seine „Hatz“ und seinen „Markt“ haben, es koste, was es wolle. Und da kommt die Ausstellung oder Weltausstellung in Paris oder in Dingsda eben recht. Zwar Paris oder Dingsda ist nunmehr wesentlich weiter als früher Neumarkt, Neuville oder Leipzig, man fährt jetzt mit der Eisenbahn nach Dingsda zur Ausstellung für teureres Geld unter schwierigeren Umständen und nicht viel kürzer als früher mit dem Planwagen nach seinem Provinzialmarkt. Überdies hat die Geschichte jetzt nicht mehr den geringsten Zweck, man fährt nicht mehr hin, um zu kaufen, noch weniger, um zu verkaufen, Bekannte aufzusuchen, neue zu gewinnen, nein, man will sehen und — die Hauptsache! — dagewesen sein. Das beeinträchtigt ja nun diesen frühern Jahreshauptspaß ganz erheblich — denn woran der Mensch, wie schon bemerkt, nicht persönlichen Anteil nimmt, wobei er nichts zu gewinnen und zu verlieren hat, das macht ihm auch keinen Spaß —, dafür aber hat man, wie in so vielen Dingen, jetzt den schönen Kulturtitel voraus und darf sich mit geschwellter Brust einbilden, daß in dem Tand, der in den dumpfigen Sälen da zusammengebracht ist, die „ganze Welt“ vor dem Kulturmenschen ihre höfliche Aufwartung mache. Was für verschiedne Begriffe deckt doch mitunter dies Wort „Welt.“

Daß es für den Franzosen den Begriff Frankreich und im engern Sinne Paris deckt, das belegt die Ausstellung ja nun bekanntlich unfreiwillig. „Die böswilligen gouvernements là-bas (là-bas ist ein geographischer Hauptbegriff der Franzosen; er bezeichnet China, Ungarn, Schwaben, insonderheit alles, was jenseits des Rheins liegt), die Kriegshetzer und Störer des Völker-

Digitized by Google

friedens, haben uns zu schaden getrachtet, indem sie die Beteiligung an unsrer belle exposition universelle allerorten mit großen Kosten hintertrieben. Aber wir, wir werden ihnen zeigen, was wir vermögen allein für uns durch die unversiegbaren Hilfsquellen unsers nationalen Genies (in erster Reihe) und unsers gesegneten (bénit) Landes. Zeigen wir den Völkerscharen der Fremden, die von allen Punkten des Erdballs (de tous les points du globe) zu uns gewallfahrtet sind" u. s. w. So ähnlich (denn völlig vermag sich die niedrige Feder eines Allemand zu der Sprache französischer Munizipalbehörden nicht aufzuschwingen) lauteten die Maueranschläge, die am „Nationalfest" — in jedem Stadtteile verschieden — Paris, la France und le monde connu in eins setzten, um daraus die Verpflichtung einer würdigen Repräsentation herzuleiten. Nun läßt sich ja, was die Masse betrifft, gar nicht in Abrede stellen, daß das Land alles aufgeboten hat, damit es den Vergleich mit den frühern Ausstellungen nicht zu scheuen braucht. Allein an denen hatte sich Europa beteiligt und nicht bloß Südamerika, und das springt doch nun einmal bei Vergleichen mit Abbildungen jener Ausstellungen stark in die Augen. Krauser, oberflächlicher Wechsel geht ja dem französischen Modemarkte auf allen Gebieten am wenigsten ab, und die Neigung, in gewissen Punkten der Darstellung bis zum äußersten zu gehen (in neuester Zeit auch ohne das früher gerade beliebte Feigenblatt des „Äquivoken") läßt ihn ja — für die Menge namentlich — eines stets erneuten prickelnden Reizes nicht entbehren. Jedoch bei dem Versuche, die Kosten dieser Weltausstellung fast allein zu tragen, zeigt sich das „unerschöpfliche nationale Genie" nicht gerade in der vorteilhaftesten Gestalt. Kunst und Geschmack bedürfen in Frankreich — wie seine Schönen — stets der Konkurrenz, des Wirrwarrs der Nationalitäten, der Folie und Rivalität, um glänzen zu können, bescheidne sinnige Häuslichkeit mit raffinirten Mittelchen ausstechen, im Notfalle rücksichtslos in die Ecke drücken zu können. Befindet man sich mit der französischen Kunst im tête-à-tête, wie auf dieser Ausstellung, so zeigt sich die Schöne, wie so manche Fabel es lehrt, mindestens der Salonerscheinung in vielen Punkten nicht entsprechend. Eine kleine Münchner Kunstgewerbeausstellung bietet ohne Übertreibung an Fesselndem, Geschmackvollem, Sinn- und Gedankenreichem unvergleichlich mehr, als diese für fünf Kulturländer eingerichteten Riesensäle mit all ihrem bunten Kram. Es zeigt sich, um etwas Bezeichnendes herauszugreifen, recht handgreiflich beim Kirchenschmuck, der ja in Frankreich zum größten Teile so ziemlich das einzige geworden ist, was der Volksgeist noch für seinen Glauben aufzubringen imstande ist. Man sieht hier des Gediegnen, des Prächtigen gar manches, daneben aber auch den nichtigsten Prunk und die flachste Dutzendwaare. Wenn irgendwo, so zeigt sich hier das moderne Frankreich, das von Louis le Grand zählt, im Nachteil gegen sein Mittelalter und namentlich seine köstliche Renaissance, von denen einem der Louvre, Cluny und auch hier im Trocadero eine allerdings sehr

Digitized by Google

willkürlich zusammengeraffte und unvorteilhaft aufgestellte exposition rétrospective de l'art français depuis saint Louis jusqu'à nos jours so hohe Begriffe zu geben imstande sind. Im übrigen enttäuscht gerade das, was durch seinen Ruf aus der Masse hervorragt, sei es nun, daß gerade hier die Vertretung ungenügend ist oder sonst ein unglücklicher Stern die Schuld trägt. Wer ginge nicht mit gespannter Erwartung in einen Sèvres überschriebnen Saal, und wie sehr stößt ihn gerade hier schon die Öde und Gleichgiltigkeit der Ausschmückung und Aufstellung zurück! Wie anders weiß unsre königliche Manufaktur in Berlin ihre Sachen zur Geltung zu bringen! Und man kann nicht behaupten, daß das, was man hier zu sehen bekommt, durch sich selbst wirke, wenn man von dem ja gewiß sehr gediegnen Stoff absieht. Eine öde Uniform beherrscht das meiste, und dort wenigstens zeigt sich keine Spur von dem regen Kleinleben, in dem das Porzellan sich gegenwärtig wieder zu gestalten beginnt. So erwecken auch die beiden mächtigen, farbenglühenden Gobelins, die in der riesigen Eingangshalle des Industriepalastes aufgehängt sind, eine höhere Erwartung von dieser durch Ludwig XIV. und Colbert eingeweihten Staatsindustrie (Versailler Bilder erzählen davon), als die in der Kuppel aufgehängten spärlichen Proben (in der Hauptsache vier große Jahreszeitenbilder für den Senat im Luxemburg) befriedigen. Was das unendliche Angebot der Privatindustrie für Zimmerschmuck und Zimmereinrichtung anlangt, so kann ich nicht behaupten, daß es die Eindrücke der vorjährigen Wiener Industrieausstellung auszustechen vermöge.

Wenn ich noch einen Augenblick in diesen Ausstellungsgegenden verweile, so geschieht es nur, um einen geradezu greulichen Unfug einmal zur Sprache zu bringen, der sich anscheinend in immer wachsendem Maßstabe von einer Ausstellung zur andern fortschleppt und nicht gerade dazu angethan ist, unser nervöses Geschlecht physisch und psychisch zu entlasten. Es betrifft die sogenannte „Musik"abteilung (vergieb, heilige Kunst, hier wie so oft die Entweihung deines Namens!), die in jeder Ausstellung schon durch ihre Gegenstände (natürlich Klaviere) einen großen Raum einnimmt, diesen aber durch die dieser Kunst anhaftenden Nachteile thatsächlich weit über ihre räumlichen Grenzen, meist bis über die ganze Ausstellung auszudehnen versteht. Hier kann von dem alten Meßbudenklimbim in moderner Form nicht mehr die Rede sein. Es ist etwas Neues, früher Ungeahntes, ganz Gräßliches, was sich hier vorbereitet. Wenn die Musik in ihren Anfängen fähig war, mit ihren reinen, heiligen Tönen Mauern zusammenzufügen und Städte zu erbauen, so scheint sie an ihrem offenbaren unseligen Ende es darauf anzulegen, durch ihre grauenvolle Einwirkung Städte zerstören und Mauern umreißen zu können. Wahrlich, es liegt nicht an ihr und ihren Disharmonien, wenn sie in dieser Hinsicht noch nicht die Posaunen von Jericho als Kinderspielzeug hinter sich gelassen hat. Man denke sich eine riesige Halle mit ach! vorzüglicher Akustik, in der mehr als

Digitized by Google

zweihundert Klaviere aufgestellt sind, und an diesen stets fast ebensoviel Spieler zu gleicher Zeit thätig, die verschiedenartigsten und nur hinsichtlich des fortissimo einander gleichenden Stück ein höllischer Gleichgiltigkeit gegen einander zu verarbeiten! Dazu gesellen sich nun einige gellende Piccoloflöten und ab und zu eine Trompete, die gräßliche Wehrufe ausstößt, von ferne läßt eine Orgel in teuflisch unberechenbaren Absätzen ein dumpfes, schauerliches Miserere hören, und in diesem musikalischen Irrenhause, Charenton, Bedlam und Dalldorf zugleich, wenn es nicht ein Vorgeschmack der wirklichen Hölle ist, in diesem Tonmeer von Pech und Schwefel bewegen sich Menschen mit menschlichen Ohren, um die Leistungskraft der Instrumentalmusik des neunzehnten Jahrhunderts schätzen zu lernen. Die unseligen Jammergestalten männlichen und weiblichen Geschlechts, die da in völliger Stumpfheit ihrem fürchterlichen Amte genügen (das in seiner Fachgemäßheit die in diesen Blättern prophezeite musikalische Panamakanalgräberei noch überbietet), kann man freilich kaum mehr zu den Menschen mit menschlichen Ohren zählen. Hört man es von fern, so ist es ein so durchdringendes Kreischen und Gröhlen, Wimmern und Fauchen, daß man meint, ein verendender Lindwurm werde von einem Rudel wildgewordner Elephanten auf den Schwanz getreten. Gerät man durch einen Unfall in die unmittelbare Nähe dieses musikalischen jüngsten Gerichtes, so kann man sich eben nur noch mit Bildern aus der Apokalypse helfen, um die Wirkung zu schildern. Es ist ein geradezu sintflutherausfordernder, alle Menschenwürde verhöhnender Spektakel. Gleichwohl scheint die ausstellungsbesuchende Menschheit mit aller Energie musikalischen Fortschritts daran gewöhnt werden zu sollen. Man wird ihn nächstens mit allen Orchesterinstrumenten vervollständigen, ein poetisches Programm im Stile Viktor Hugos mit Wagnerischen Leitmotiven dazu verkaufen und Eintrittsgeld von zwanzig Mark erheben. Dann wird das Ziel des musikalischen Fortschrittes erreicht, Bayreuth ein überwundner vorläufiger Standpunkt und das Kunstwerk der Zukunft, in dem Romanismus und Germanismus, überhaupt alle -ismen sich vereinigen, eine vollendete Thatsache sein.

Als ich mit der Dantischen Beschwörungsformel auf den Lippen: Ove udirai le disperate strida und zugehaltenen Ohren durch die so freventlich-erschütterten Luftkreise mich hindurchzuretten bemüht war, bemerkte ich in einer Ecke, wie tönende Veilchen schüchtern hervorlugend, in dieser Instrumentenwelt zwei Spinette; keine alten Kästen aus dem vorigen Jahrhundert, nein, funkelnagelneue, saubere, auf frische Verwendung mutig hoffende Clavecins mit Gänsekielen und leisen, magisch zirpenden Saiten. Sollte das wirklich noch einmal möglich werden? Sollte die Dialektik der Musikgeschichte nur die Schrecken der Hölle streifen, um endlich wieder in die Stille himmlischen Friedens umzuschlagen? Ist es das Ende unsrer Musikpein, „soll es das Vorspiel neuer Lieder sein"?

Digitized by Google

Wer wagt es zu entscheiden? Die Konzerte, die allwöchentlich im „Riesenfestsaal“ des Trocadero die „musikalischen“ Ausstellungen vervollständigen sollen, waren während meines Aufenthaltes noch sehr von der Friedensseite entfernt. Einmal produzirten sich die amerikanischen Komponisten (ich glaube, es gab da eine Harmoniemusik von Dampfpfeifen und ein Quatuor auf Blitzsaiteninstrumenten), ferner gab es Konzerte von russischen, norwegischen, botokudischen und allen möglichen Nationalsängern. Auf einen Tag, den ich nicht mehr abwarten konnte, war Händels Messias — sehr außer der Reihe — festgesetzt, allerdings mit „ersten Kräften“ (vom Théâtre national de l'opéra comique), die wenig Hoffnung erweckten. Ob er wirklich an diesem Tage aufgeführt worden ist, kann ich nicht mehr berichten.

(Schluß folgt)

Kunst und Handwerk in Japan

Viele Kunstfreunde sehen, und nicht erst seitdem das Japanische wieder in die Mode gekommen ist, in der genauern Bekanntschaft mit dem Stil von Nippon ein Mittel, das zwischen allen Stilformen der Vergangenheit ratlos umhertaumelnde Abendland wieder zur Besinnung zu bringen. Aber die Art, wie heutzutage die japanische Dekorationsweise bei uns nachgeäfft wird, zeigt leider, daß man auch in diesem Falle nicht auf das Wesen der Sache eingeht, sondern sich nur auf die Äußerlichkeiten stürzt, weil sie etwas neues sind, etwas von dem ewigen „Griechisch-Gothisch-Renaissance“ völlig abweichendes, womit man den Appetit des abgestumpften und übersättigten Europäers wieder zu reizen hofft. Und die Raschheit, mit der das Publikum und die Kunsthandwerker von dem lächelnden oder kritischen Staunen des Fremdartigen zu dessen Bewunderung übergegangen sind, giebt nur zuviel Grund zu der Befürchtung, daß beide sich ebenso bald von dieser Mode wieder abwenden werden, wie sie im Laufe von einigen Jahrzehnten Antike, Mittelalter, Renaissance, Barock und Rokoko „überwunden“ haben und glücklich bei dem aufgewärmten Römertum der Revolution und Napoleons des Ersten angelangt sind. Doch der Ausdruck Befürchtung ist eigentlich gar nicht am Platze, wenn wirklich wieder nur geist- und sinnlos kopirt werden soll. Dann hat das Europäisch-japanisch nicht mehr Wert als die neue Gothik, das Empire u. s. w., es wird vielmehr nur dem rohen Naturalismus von neuem zum Siege verhelfen. Anzeichen einer solchen Wirkung sind schon vorhanden.

Digitized by Google

Ob es etwas nützen wird, daß alle Einsichtigen sich der geistlosen Ausbeutung eines wahren Schatzes widersetzen? Das ist sehr fraglich, aber unterlassen werden darf die Arbeit nicht, wenn die Aussicht auf Erfolg auch noch so gering ist. Die Arbeit ist eine doppelte. Einmal hat man sich um die Gewinnung und Verbreitung der Einsicht in das Wesen der japanischen Kunst zu bemühen, dann aber die Gegenwart zu der Erkenntnis zu bringen, daß sie bei dem Verharren auf der Bahn des Nachmachens dessen, was Frühere oder Fremde erfindend geschaffen haben, nimmermehr aus einem unfruchtbaren Kreislaufe herauskommen kann. Selbstverständlich soll damit nicht den Erfindern eines „neuen Stils" das Wort geredet werden. Daß ein neuer Stil nicht mit bewußter Absicht ins Leben gerufen wird, sondern sich bildet aus dem Zusammenwirken neuer Bedürfnisse, Gewohnheiten, technischer Fortschritte, neuer Geschmacksrichtungen, neuen Naturstudiums und endlich unabhängig schöpferischer Talente, das ist wohl heute unbestritten. Und wie man dem Bedürfnis künstlerisch genügt, seine Eigenart walten läßt, früh und spät bei der stets neue Gaben bietenden Natur in die Schule geht, das ist es, was unsre alle möglichen Sprachen der Vergangenheit radebrechende Zeit den Japanern absehen sollte und könnte.

Den andern Weg schlägt der Direktor des Hamburgischen Museums für Kunst und Gewerbe, Dr. Brinckmann, in seinem Werke Kunst und Handwerk in Japan ein, dessen erster Band vor kurzem im Verlage von R. Wagner in Berlin erschienen ist. Als wir den Erzeugnissen Japans näher traten, waren wir zunächst bestrebt, den mancherlei Rätseln, die uns ihre Lackarbeiten, ihre Schmelzmalereien, ihre Bronzegüsse aufgaben, auf den Grund zu kommen, Giercke machte sich um unsre Kenntnis der Malerei verdient, Engländer und Franzosen lieferten in Prachtwerken reiches Material für das Studium des Dekorationsstils. Brinckmann will uns nun in die Natur des Landes, des Charakters, der Anlagen und Sitten der Bewohner einführen und uns so mit den Bedingungen ihres Kunstschaffens bekannt machen. Das ist ein höchst dankenswertes Vorhaben, und seine Durchführung ist großen Lobes wert. Mit ebenso viel Umsicht als Fleiß hat der Verfasser alle irgend erreichbaren Quellen, Denkmäler, Bücher und mündliche Mitteilungen benutzt (im Lande selbst scheint er nicht gewesen zu sein), um in diesem ersten Bande gründliche Auskunft über Boden und Klima, Pflanzen- und Tierwelt, den Menschen, die bürgerliche und die kirchliche Baukunst, Gartenanlagen, Hausrat, Tracht, Bewaffnung, die technischen Künste im allgemeinen, Malerei, Buchdruck und vervielfältigende Künste geben zu können. Damit kommt er so sehr einem allgemein empfundnen Bedürfnis entgegen, daß wahrscheinlich schon die Ankündigung des Werkes hingereicht hat, ihm einen großen Abnehmerkreis zu verschaffen.

Aber eben deswegen können wir nicht umhin, zu berühren, daß dieses Buch auch seine gefährliche Seite hat. Brinckmann hat sich so sehr in seinen

Digitized by Google

Gegenstand eingelebt, daß er in alles Japanische sozusagen verliebt ist. Ähnliches erleben wir ja immer! Und wir würden es ihm durchaus nicht verübeln, daß er an dem Volke nur liebenswürdige Eigenschaften findet — kann er sich doch auf Zeugen aus vier Jahrhunderten berufen: den Missionär Franz Xaver um 1549, den deutschen Arzt Engelbert Kämpfer um 1690, schon mit Einschränkung auf den Schweden Thunberg um 1776, endlich die neueren Reisenden Maron und Baron Hübner, während Männer, die in neuester Zeit Gelegenheit hatten, bei längerem Aufenthalt im Lande und genauem Verkehr mit den Eingeborenen deren Charakter zu studieren, zum Teil ganz andre Schilderungen entwerfen (vergl. den Bericht eines deutschen Arztes in der „Deutschen Rundschau“ von diesem Jahre!). Wir haben nichts dagegen, wenn ihm die japanische Wohnungseinrichtung den Vorzug vor der europäischen zu verdienen scheint, und er mit einem Seitenblick auf uns rühmt, daß der Japaner seine Kunstschätze für gewöhnlich in Vorratskammern und Erkerschränkchen versteckt hält und daher „sein Auge sich nicht in alltäglichem Sehen abstumpft gegen die Schönheiten seiner Besitztümer“ (ungefähr so denken auch die Leute, die in der „guten Stube“ Möbel und Bilder mit Überzügen versehen), oder wenn er sich mit der Unnatur in absichtlich verkrüppelten Bäumen und in künstlich beförderter krankhafter Gefleckheit der Blätter zu befreunden weiß, oder wenn er mit Trauer den „bequemen und gefälligen langen faltigen Ärmelrock“ nach und nach verschwinden sieht. Das alles ist Geschmacksache. Da aber sein Buch sehr praktische Zwecke verfolgt, könnte solche Schwärmerei anstecken, und daß es für die gute Sache, die er verficht, das allerschlimmste sein würde, wenn die Mode uns nötigen wollte, von den Japanern auch anzunehmen, was bei ihnen, aber nur bei ihnen gerechtfertigt ist, das wird der Verfasser wohl zugestehen. Schon haben wir in den Gärten die Spielerei der Teppichbeete und der Bäume mit „panaschirten“ Blättern, und so lange schon, daß unser natürlicher (wir sagen nicht: besserer) Geschmack sich unzweifelhaft dagegen auflehnen und wieder unverkünstelte Bäume und unverkünstelte Blumenteppiche fordern wird. Zwänge man uns gar, überhaupt „japanisch zu kommen,“ so würden wir bald von nichts Japanischem mehr wissen wollen, auch nichts daraus lernen wollen! Wir predigen ja gerade unsern Leuten, ihre Eigenart zu pflegen, wie die Japaner, mit unsrer Natur zu verkehren, wie sie mit der ihrigen. Darin wird Brinckmann sicherlich mit uns einverstanden sein, aber auch ihm wird nicht entgangen sein, daß der Japonisme schon sehr wunderliche Blüten treibt.

Bei der vielen Belehrung, die wir seinem Werke verdanken, bedauern wir, daß er sich nicht zu einem festen System der Rechtschreibung japanischer Wörter entschlossen hat. Bisher wurde der tausendfältig abgebildete höchste Berg des Landes Fusiyama genannt, bei Brinckmann heißt er bald Fujiberg, bald Fuji-na-yama, bald Foudji-yama; es scheint also, daß der dritte Laut wie

Digitized by Google

das italienische gi ausgesprochen werden muß. Die Schiebewände heißen shoji: wie ist das auszusprechen? schodschi (das zweite sch weich)? Der Altoven chigai-dana: ist das englische Schreibung? Heißt der Thee (cha) tscha oder tsche oder wie sonst? Was sollen wir mit Eigennamen wie Iyeyasu beginnen? Accenten begegnen wir nur selten. Uns dünkt, wir sollten uns auch in diesem Falle von der Schreibweise der Engländer und Franzosen befreien, am wenigsten jedoch beide durch einander anwenden.

Sehr einverstanden sind wir mit der Art der Erörterung der Frage der Übertragung von Ornamentformen von einem Volke auf ein andres (S. 24). Gewiß hat die Archäologie sich häufig zu ganz irrigen Folgerungen verleiten lassen, wenn sie auf ein Motiv stieß, das ihr von einem andern Orte her bekannt war, weil sie nicht berücksichtigte, daß „überall die Menschen von der Natur ihrer Wohnsitze beeinflußt werden, daß gewisse technische Verfahren wie von selbst zu gewissen Ziermotiven führen, daß gleiche Bedürfnisse bei verschiednen Völkern nicht notwendig verschiedne Mittel zu ihrer Befriedigung erzeugen." Hier bezieht sich das insbesondre auf die angeblichen ägyptischen Einflüsse in der japanischen Kunst.

Da Künstler höherer und niederer Ordnung bekanntlich nicht gern lesen, sich dessen auch wohl rühmen, so muß man befürchten, daß das viele für sie Beherzigenswerte in Brinckmanns Buch ihnen unbekannt bleiben werde. So der stets erneuerte Hinweis darauf, daß das unmittelbare Schöpfen aus der Natur die japanischen Künstler davor bewahrt, ein Motiv nach und nach unter ihren Händen sich so verwandeln zu sehen, daß zuletzt dessen ursprüngliche Gestalt unkenntlich, der Sinn unverständlich wird, daß es „verknöchert." So wird daran erinnert, daß die so beliebten, namentlich gern in der Lackmalerei angewandten malerischen Hecken und Einzäunungen zuerst von den Meißner Porzellanmalern und deren Nachahmern, als sie noch japanisches Porzellan als Vorbild hatten, kopirt, dann in den Kopien der Kopien allmählich immer roher und ganz sinnlos wurden. Das berührt einen Hauptschaden der heutigen europäischen Kunstgewerbe, dem aufmerksame Lehrer mit aller Kraft entgegenarbeiten sollten. Das bekannte japanische Wappenbüchlein könnte ihnen zeigen, wie sie ihre Schüler auf einen andern Weg zu führen vermögen. Dem japanischen Lack- oder Porzellanmaler wird die Marke vorgeschrieben, die eine lebendige Hecke bedeutet, und nun führt er sie aus, wohl im allgemeinen dem herkömmlichen Typus folgend, aber frei, unmittelbar nach der Natur oder doch nach einem Erinnerungsbilde aus der Natur. Daher die unendliche Mannichfaltigkeit. Man wird vielleicht sagen, das gehe bei unserm Fabrikationswesen nicht, da könnten nicht Künstler verwandt werden. Aber gründen wir nicht Schulen über Schulen, um der Industrie besser vorgebildete Arbeiter zu liefern, und kann nicht, wer ein Vorbild getreu zu kopiren vermag, auch Vorbilder aus der Natur benutzen? Wenn sein Werk dann vielleicht weniger „korrekt"

Digitized by Google

ausfällt, so hat es dafür den Vorzug eines Grades von Originalität. Freilich muß zu diesem Zwecke mit dem ausschließlichen Zeichnen nach Vorlagen gebrochen, darf es als kein Verlust angesehen werden, wenn die Schüler einmal anstatt in der Schulstube im Walde und auf der Wiese studiren. Nicht anders ist es mit dem Tierleben. Brinckmann macht die feine Bemerkung, daß der Buddhismus, der dem Menschen zur Pflicht macht, auch das geringfügigste Lebewesen zu schonen und zu schützen, zu der eingehenden liebevollen Beobachtung des Tierlebens führen mußte, die in den Zeichnungen der Japaner zu Tage tritt, unser Staunen und unser Entzücken hervorruft. Aber auch umgekehrt läßt sich erwarten, daß eine allgemeinere genauere Beschäftigung der Künstler mit der Tierwelt dazu beitragen würde, der Roheit zu steuern, die wir bei der Behandlung der Tiere so oft beklagen müssen.

Manches, was als Besonderheit des besprochenen Landes angeführt wird, findet sich wohl auch anderswo. Wenn man einmal nur aus Holz baut, Feuersbrünste als etwas Alltägliches betrachtet und deshalb Wertsachen in feuerfesten Gewölben unterbringt, dann ist es allerdings sehr zweckmäßig, alle Räume nach einem bestimmten Einheitsmaße herzustellen, sodaß die Zimmerleute Balken, Leisten, Bretter zugeschnitten in Vorrat halten und in kürzester Zeit an Stelle des verbrannten Hauses ein neues entstehen lassen können. Dieses System besteht ja auch in Amerika, zum Teil in England, doch gestehen wir, eine solche Einförmigkeit nicht für etwas bei uns Wünschenswertes zu halten. Der Gebrauch, Möbel zusammenzusetzen, daß je zwei aus demselben Block geschnittene Bretter im Gegensinne zusammenstoßend mit ihrer Maserung ein symmetrisches Muster bilden, war früher auch in Deutschland allgemein. Und ein Seitenstück zu den Holzladen mit Metallgriffen an den Schmalseiten, damit sie bei Feuersgefahr leicht fortgeschafft werden können, bilden in Hessen die „Brandkisten," deren zwei oder drei aufeinandergestellt einem Schranke gleichen.

Natürlich bespricht Brinckmann auch die Gefahren, mit denen die Kunst Japans durch das Eindringen europäischer Sitten bedroht wird, und erklärt, daß diese Kunst ihre Stellung auf dem europäischen Markte nur behaupten werde, wenn sie nach wie vor „das Ergebnis eigenartiger, ästhetisch durchgebildeter Volkssitte" bleibe. Das ist eine unanfechtbare Wahrheit, die wir nur wünschen können auch für uns anerkannt zu sehen.

Nicht unerwähnt darf endlich bleiben, daß das Werk fast verschwenderisch mit vortrefflichen Abbildungen (wohl Zinkätzungen) nach japanischen Originalen ausgestattet ist.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sächsische Reiseeindrücke. Wenn man das Königreich Sachsen bereist, so erfreut man sich nicht nur an den reichen Gaben, die die Natur dem Lande geschenkt hat, und an den Leistungen vergangener Zeiten auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft, man freut sich auch über die kernige Natur des Volksstammes, der es verstanden hat, trotz allem, was er über anderthalb Jahrhunderte hat leisten und aushalten müssen, sich auf einer solchen Höhe des Wohlstandes, und Kunst, Wissenschaft und Gewerbe in einer solchen Blüte zu erhalten. Aber eins stört jeden Nichtsachsen: die Liebhaberei, immer noch die Erinnerungen an die Zeiten zu pflegen, wo Sachsen gegen die vom Schicksal vorgeschriebene, vom deutschen Volke ersehnte Entwicklung Deutschlands kämpfte, namentlich die Erinnerungen aus der napoleonischen Zeit. Überall wird dem Fremden gezeigt, daß unter diesem Baume, bei jenem Steine u. s. w. bei dieser oder jener Gelegenheit Napoleon gehalten, daß er da und dort Schanzen gegen die Verbündeten errichtet habe u. dgl. Auf dem Königstein wird gezeigt, wie weit man die Preußen 1866 habe herankommen lassen, von welchem Baume aus man sie zurückgeschencht habe. Daß vorzugsweise solche Erinnerungen gepflegt werden, ist um so auffallender, als sich gerade das sächsische Volk durch seine nationale Gesinnung auszeichnet, und wenn auch niemand verlangen wird, daß dem Fremden vom Königstein aus die Stelle des sächsischen Lagers von 1756 gezeigt wird, so könnte man doch die andern genannten Angaben getrost dem Spezialforscher vorbehalten, dem gewöhnlichen Reisenden aber mehr Erinnerungen an Dinge, die alle Deutschen einen, und an denen Sachsen ja auch so reich ist, bieten. Möchten doch diese Zeilen dazu beitragen, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen; mancher, der das schöne Sachsenland mit Freuden bereiste, hat an der hervorragenden Pflege der erwähnten Erinnerungen Anstoß genommen.

Gottfried Kellers Anfänge. In vielen Aufsätzen, zu denen Kellers Geburtstag den Anstoß gegeben hatte, war die Meinung ausgesprochen, er sei mit seiner in Heidelberg erschienenen Gedichtsammlung zum erstenmale vor die Öffentlichkeit getreten. Dies ist ein Irrtum. Ein in den vierziger Jahren an der Züricher Hochschule angestellter Professor erinnert sich, daß — es muß 1844 gewesen sein — eines Tages zu ihm ein offenbar in den bescheidensten Verhältnissen lebender junger Mann mit der Bitte um eine Empfehlung an August Follen kam. Follen stand damals mit Julius Fröbel an der Spitze des Litterarischen Kontors in Zürich und Winterthur, das Herweghs „Gedichte eines Lebendigen" und „Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" und allerlei andre Zensurflüchtlinge herausgegeben hatte; auch jener Jüngling wünschte ein Heftchen Gedichte anzubringen. Follen übernahm das Manuskript mit Mißtrauen, erkannte aber sofort das ungewöhnliche Talent. Die Gedichte, darunter viele der schönsten, frischesten, die die neue Berliner Ausgabe enthält, wurden unter dem Titel „Lieder eines Autodidakten (Gottfried Keller von Glattfelden bei Zürich)" in dem ersten Jahrgange des „Deutschen Taschenbuches," Zürich 1845, abgedruckt, aber wenig beachtet. Man war damals die Tendenzpoesie

Digitized by Google

gewöhnt, und von dem übrigen, meistens radikal-politischen Inhalte des kleinen Buches stachen sie freilich ab; denn schon damals war Keller zwar freisinnig — nicht im heutigen Sinne dieses Wortes! —, aber durchaus unabhängig. Übrigens hat sich ja die Welt um die Heidelberger Sammlung wenig gekümmert, und vor dem Erscheinen der neuen Ausgabe hatten die wenigsten eine Ahnung davon, daß der — seit den „Leuten von Seldwyla" — berühmte Erzähler auch ein ausgezeichneter Lyriker ist. Noch ein andrer Irrtum pflanzt sich aus einem Konversationslexikon fort: Kellers Malerstudien in Wien. Er ist erst viel später und nur auf kurze Zeit nach Wien gekommen.

Zum papiernen Stil. Bei seinem Namen hat man ein gewisses Recht auf Pedanterie. Wir wissen, daß Goethe sich nicht gern Göthe geschrieben sah. Wie viel weniger wird mans den unzählbaren Meiers verdenken, wenn sie streng auf ihr nun einmal ererbtes ei oder ey oder ai oder ay halten. Man will eben ganz abgesehen von Polizei und Standesamt nach Möglichkeit seinen Namen für sich haben, seinen Eigennamen. Freilich bei einem Gewerbsnamen wie Meier reichen jene Mittelchen nicht weit. Unsre frischeren Väter griffen fester zu: sie unterschieden, wie es auch heute noch das Volk mit ähnlichen Namen thut, vernehmlich den Lindenmeier vom Neumeier, den Döpkemeier vom Lütkemeier, den Piepmeier vom Herbrechtsmeier (beiläufig ein Nachklang vom alten Heribraht, Hiltibrahts Vater). Der parlamentarische Sprachgebrauch unterscheidet mit grammatischer Freiheit oder, wenn man will, um Grammatik unbekümmert, aber doch verständlich: Meyer-Jena, Meyer-Breslau, Meyer-Arnswalde. Seit es dem wackern, wahrlich deutsch-bürgerlich gesinnten Germanisten Hoffmann so übel gedeutet wurde, daß er sich „von Fallersleben" nannte, ist das gute alte „von" zur Bezeichnung der Heimat außer Gebrauch gekommen.

Der Geschäftsstil, der leider immer weitere Kreise zieht, hält sich wiederum an die optischen Mittel. Da giebt es einen H. H. Meier, einen J. C. Meyer, ja einen Max C. P. Meyer. Die alten Römer wußten genau, was M., P., T. vor ihren Gentilnamen zu bedeuten hatte. Einiges der Art haben wir auch: F. W. wird zunächst jeder „Friedrich Wilhelm" lesen; es könnte freilich auch „Franz Wolfgang" bedeuten. Bei J. J. bietet sich zunächst Johann Jakob (Jean Jacques), bei F. X. dem Süddeutschen wenigstens sogleich Franz Xaver dar. Aber was heißt H. H.? Die Zweiheit des H. beweist ja schon, daß es keineswegs eindeutig ist. Was bleibt uns also übrig, als „Hahameier, Icemeier, Maxcepemeier" zu lesen? Das ist uns schon so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir es den Schauspielern des Deutschen Theaters in Berlin fast als Größenwahn auslegten, als sie auf dem Theaterzettel ihre ehrlichen Vornamen ehrlich ausschrieben.

Der Kladderadatsch hat dies alles früh durchschaut: seine Börsenmänner heißen einfach „Ameyer, Bemeyer, Cemeyer." Am lustigsten aber hat es doch Wilhelm Busch gegeißelt:

„Es sei!" sprach Leue heute früh,
„Ich nehme Schmöck und Kompanie!"
G. J. C. Schmöck, schon längst bereit,
Ist dieserhalb gar hoch erfreut.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Frankreich nach Boulangers Verurteilung

In der letzten Woche ist endlich der Krug gebrochen, der so lange zu Wasser gegangen war. Der französische Senat hat, nachdem er sich vorher in den höchsten Gerichtshof des Landes verwandelt hatte, seine volle Schuldigkeit gegen die dort herrschende Partei und — übersehen wir das nicht, denn er war von den „Nationalen“ in seiner Existenz bedroht — auch gegen sich selbst gethan und Boulanger samt zweien seiner Helfershelfer der ihnen vom Staatsanwalt schuld gegebenen Verbrechen wegen verurteilt. Die Monarchisten haben sich an dem Urteilsspruche nicht beteiligt, sondern sich vorher freiwillig entfernt, doch thut das der Giltigkeit der Entscheidung juristisch und vorläufig auch politisch keinen Eintrag; denn die Verurteilenden bildeten die große Mehrheit der Körperschaft, der sie angehören. Ihr Wahrspruch besteht zu Recht, eine Berufung ist nicht möglich, es wäre denn an die Gewalt, an eine Revolution, und an eine solche ist bis auf weiteres nicht zu denken. Der auf englischem Boden in freiwilliger Verbannung lebende General ist der Verschwörung, des Versuchs gegen die Sicherheit des Staates und der Veruntreuung öffentlicher Gelder schuldig befunden und auf Grund dessen mit seinen Mitschuldigen Rochefort und Dillon zu lebenslänglicher Einsperrung in einem befestigten Platze verurteilt worden, womit selbstverständlich der Verlust aller bürgerlichen und militärischen Rechte verbunden ist. Das Vorspiel dieser Verdammung zu politischem Tode war die Niederlage, die der große Schwindler bei den Wahlen der Generalräte erlitt. Der Gang der Untersuchung wurde gefördert und erleichtert, indem die Royalisten und die Imperialisten, seine stillen Verbündeten, sich Mann für Mann von ihr zurückzogen, weil sie, nachdem der Senat ihren Einspruch dagegen, daß er sich den Charakter eines Gerichtshofes beizulegen im Begriffe

Digitized by Google

ſtand, nicht beachtet hatte, nichts mehr mit der Angelegenheit zu ſchaffen haben wollten. So blieben nur die Republikaner zurück, die, einſt gute Freunde des Angeklagten, ihn jetzt haſſen wie das Waſſer in der Spritze das Feuer im Hauſe. Dieſe Herren machten denn auch kurzen Prozeß bei ihrer Entſcheidung über die Gründe, die in der locker zuſammengeſtückelten und mehr rhetoriſchen, als beweiskräftigen Rede des öffentlichen Anklägers vorgebracht wurden. Auch trat ihnen thatſächlich keine Verteidigung in den Weg, man müßte denn Boulangers Brief an Rochefort und die Behauptungen und Erklärungen der „nationaliſtiſchen“ Preſſe, die ungefähr ſo viel wert waren, als die des Herrn Quesnay de Beaurepaire, als etwas der Art anſehen wollen. Da gegen die drei Angeklagten 27 verſchiedne Beſchuldigungen vorlagen und jeder der 212 Senatoren durch Aufſtehen von ſeinem Sitz abzuſtimmen hatte, wenn er bejahen wollte, ſo muß die Abſtimmung, die bei ſorgfältig verſchloſſenen Thüren ſtattfand, ganz außerordentlich beeilt worden ſein, weil ſonſt das Ergebnis nicht ſo bald hätte verkündigt werden können. Es erinnert beinahe an Taſchenſpielergeſchwindigkeit. Wenn aber die Beſchuldigungen des Prokureur-General als begründet zu betrachten ſind, weil niemand ihnen entgegentrat und ſie entkräftete, ſo ſteht Frankreich freilich vor der Wahl zwiſchen den nichts weniger als ſelbſtloſen und höchſt mittelmäßigen Parlamentariern, die es in ſeine gegenwärtige klägliche Lage verſetzt haben, und den mehr als anrüchigen Abenteurern, die ſich anſchickten, ſich von dem Verdruſſe und Unbehagen der Nation über jene Schwachmatiker an deren Stelle tragen zu laſſen. Das Verfahren der galliſchen Juſtiz iſt bekanntermaßen willkürlich und einſeitig: von Anbeginn wird angenommen, daß der Verklagte ſchuldig iſt, und beſonders ſetzt man dies immer voraus, wenn er, wie in dieſem Falle, abweſend iſt. Lächeln erweckt es, zu hören, daß die Frage wegen Hochverrats durch die Vorkommniſſe auf dem Lyoner Bahnhofe entſchieden worden iſt, und daß Madame Pourpre, freilich eine ehemalige Zuchthäuslerin, einen verhängnisvollen Beweis für die Verſchwörerthätigkeit Boulangers geliefert hat. Etwas andres iſt es mit der Veruntreuung. Boulanger hat behauptet, daß die 120 000 Franks, die er unterſchlagen haben ſollte, gegen Quittungen zur Unterſtützung von Witwen und Waiſen ſowie von Veteranen ausgegeben worden ſeien. Aber der frühere Kriegsminiſter Campenon bewies, daß man das Geld offenbar im Intereſſe Boulangers, um den Weg für die Verſchwörung gegen den Staat zu ebnen, verwendet habe. Im übrigen ging der Senat von vornherein davon aus, daß alle Beſchuldigungen des Staatsanwalts ausgemachte Wahrheiten ſeien. Er nahm ſich keinerlei Zeit zum Prüfen, ſein Entſchluß war gefaßt, gleichviel, ob ihn Verhöre rechtfertigten oder nicht. Der Senat iſt eben, ſoweit er aus Republikanern beſteht, feſt entſchloſſen, das Programm, mit dem die Regierung ihr Amt antrat, rückſichtslos ausführen zu helfen, er iſt offenbar beſtrebt, der Welt zu zeigen, daß er nicht überflüſſig, vielmehr

Digitized by Google

einer der stärksten Grundpfeiler der bestehenden Republik ist. Das hat aber wiederum seine heitere Seite: es liegt etwas Komisches in dem Umstande, daß das viel verschrienee, vom radikalen Flügel der Abgeordneten so vielfach bedrohte und angegriffene französische Oberhaus jetzt auf einmal der Deus ex machina sein soll, der die Republikaner mit Einschluß der Mehrzahl ihrer radikalen Gruppe vor dem General zu retten bestimmt ist, den vorzüglich diese Gruppe auf den Schauplatz brachte und vor die Front schob.

Es fällt auf, daß die Körperschaft, die sich so eifrig bemüht, der Boulangerei und der politischen Wühlerei ihres Häuptlings ein Ende zu bereiten, vorher von ihm aufs Korn genommen war, indem ein wesentlicher Teil seines Programms zur Umgestaltung der Republik in dem Verlangen bestand, den Senat zu beseitigen. Statt dessen hat dieser jetzt seine Zeit und Gelegenheit benutzt, ihn, soweit seine Kraft reicht, aus dem Wege zu schaffen und kalt zu stellen. Das erscheint nur natürlich in derlei Kämpfen um die Existenz; doch enden sie nicht immer so rasch und behaglich, und für den Augenblick können wir noch nicht gewahr werden, daß die republikanischen Senatoren viel mehr geleistet hätten, als daß wir von ihnen belehrt worden sind, wie verständig Herr Boulanger beraten war, als er sich zur rechten Zeit noch umsah, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte, und zuerst sich nach Brüssel, dann, als es auch dort nicht geheuer wurde, nach London rettete. Märtyrertum paßt nicht zu seiner Natur und hätte ihm bei der Natur seines Anhanges auch nichts eingetragen. Er wußte, daß ihm, wenn er in Paris geblieben wäre und die drohenden Maßregeln seiner Gegner dreisten Blickes und festen Fußes erwartet hätte, nicht viel Barmherzigkeit zu teil geworden wäre. Man hätte ihn, wenn die Stunde schlug, ihm mit gehäuften Anklagen zu Leibe zu gehen, einfach eingesteckt, dann vor die Untersuchungsrichter gestellt, verurteilt und das Urteil ohne Aufschub vollstreckt, wenn nicht inzwischen der Pariser Pöbel höhern und niedern Ranges in der Erinnerung an die erste Revolution und ihren hundertjährigen Gedenktag für ihn aufgestanden wäre und die bestehenden Gewalten hinweggefegt hätte — was bei aller Thorheit dieses Pöbels, und wie niedrig man auch den moralischen Wert dieser Gewalten anschlagen mag, wenig wahrscheinlich war. Kurz, Herr Boulanger würde jetzt auf der Festung sitzen, und es ist unter allen Umständen anmutiger, belgische oder englische Lerchen singen als die Mäuse in Mazas piepen zu hören. Es hat wohl eine Zeit gegeben, wo Boulanger halb und halb den Wunsch gehegt haben mag, lieber vor der Gefahr Stand gehalten und nicht die Vorsicht für das bessere Teil der Tapferkeit angesehen zu haben, aber jetzt preist er sich unstreitig glücklich, daß ihn der Kanal von seinen alten Freunden trennt. „Von seinen alten Freunden," sagen wir; denn es läßt sich, wie schon angedeutet wurde, nicht leugnen und außer acht lassen, daß in den Tagen, wo es sich um den Herzog von Aumale und um die Angriffe auf die Verwaltung des Präsidenten Grevy mit seinem

Digitized by Google

famosen Schwiegersohne Wilson handelte, die Radikalen, die heute den Herren Clemenceau und Floquet folgten, um den General um seine Ehre und sein Ansehen bis auf den letzten Rest zu bringen, seine Verbündeten und seine Verehrer waren. Als französische Minister sich nicht befleckt fühlten, Amtsgenossen Thibaudins zu sein, der im Kriege von 1870 sein Ehrenwort gebrochen hatte, entschuldigte man sie in Frankreich mit patriotischen Sophismen; 1886 aber, als Boulanger ähnlicher Ehrlosigkeit überführt wurde, als er wiederholt seine Briefe an den Herzog von Aumale öffentlich abgeleugnet hatte, bis er sich, durch Photographien derselben gezwungen, dazu bekennen, also selbst als Lügner bezeichnen mußte, gab es keinen Weg zur Entschuldigung und keine Bemäntelung, und dennoch blieben die Herren Freycinet, Goblet, Sadi Carnot, der gegenwärtige Präsident der Republik, Granet, Develle u. a. Kollegen des frechen Lügners. Man duldete ihn neben sich, nachdem er als entscheidend für die Streichung des Herzogs aus der Armeeliste angeführt hatte, daß der Herzog seine militärischen Grade nicht ordnungsmäßig, sondern durch Gunst der Geburt erlangt habe, während jene Briefe darthaten, daß Boulanger selbst seine Beförderung von der Gunst des Herzogs erbeten und erlangt und dafür dankbar sein zu wollen versprochen hatte. Man litt nicht bloß diesen lumpigen Gesellen als Kriegsminister im Kabinet Freycinet neben sich, sondern Goblet nahm ihn, als er dessen Nachfolger wurde, in das seinige mit hinüber. Allerdings galt er damals als „der Degen Frankreichs" für den Rachekrieg mit Deutschland, aber aus ganz nichtigen Gründen, auf bloße Phrase und Reklame hin, und die Verachtung vor seiner selbstsüchtigen Unehrenhaftigkeit hätte überwiegen und ihn schon damals unmöglich machen müssen, wenn die ganze obere Schicht der französischen Politiker wesentlich besser gewesen wäre als er. Im Verlauf der Rede, mit der der Generalstaatsanwalt in diesen Tagen seine Anklage gegen Boulanger vor dem Senate begründete, begegnen wir der Stelle: „Frankreich scheint von einem bisher unbekannten Leiden befallen zu sein; man hat einen Augenblick den Glauben nicht unterdrücken können, daß ein Hauch von Wahnsinn durch unser Land wehe." Das ist eine der wenigen unstreitigen Wahrheiten der Rede, nur ist der Wahnsinn alt, und das Leiden, nennen wirs nun sittlichen Blutmangel oder Lähmung des Gewissensmuskels, ist ebenfalls schon oft, und namentlich seit der Parlamentarismus das Land beglückt, deutlich zu Tage getreten. Wir haben den Wahnsinn einst den „sonnengleichen König" vergöttern, wir haben ihn von Robespierre, später von Gambetta alles Heil erwarten sehen wie in den letzten Jahren von Boulanger, der viel tiefer stand und so auch den Wahnsinn tiefer gesunken erscheinen ließ. Wir haben gehört, wie diese Verrücktheit unter Thiers 1840 nach dem linksrheinischen Deutschland und wie sie unter Napoleon III. 1870 „Nach Berlin! Nach Berlin!" schrie. Derselbe Wahnsinn, verbunden mit der in der Zeit des neuesten Parlamentarismus merklich gestiegenen moralischen Verblendung und Lähmung, machte auch

Digitized by Google

einen großen Teil der hervorragendsten Politiker Frankreichs zu Gönnern und Verbündeten des unsaubern Menschen, den sie jetzt an den Pranger stellen, ohne sich viel daran zu kehren, daß sie ihn selbst groß gefüttert haben, und daß sie also mit seiner Bloßstellung sich selbst bloßstellen. Dies trifft, wie wir gesehen haben, nicht allein die Radikalen, aber diese vorzugsweise. Denn sie hielten es am längsten mit Boulanger, und aus ihren Reihen vorzüglich gingen seine jetzigen Anhänger hervor. Und das Seltsame bei der Sache ist, daß, wenn die Radikalen in weitem Abstande von ihm zurückgetreten sind, weil die Royalisten und die Imperialisten ihm ihre Gönnerschaft zuzuwenden anfingen, dieser Grund just in der Stunde weggefallen zu sein scheint, wo sie im Kampfe zeitweilig Erfolg hatten. Die reaktionären Gruppen des Senats, namentlich die zum Königtume zurückstrebende, scheinen sich vom Boulangerkultus abzuwenden: der Senator Baragnon sagte seinen republikanischen Kollegen, sie trügen die Schuld, wenn der General zu so gefährlicher Beliebtheit gelangt sei, und er und seine politischen Freunde hätten sich niemals wirklich an seinem Unternehmen beteiligt. Das letztere ist einfach nicht wahr, die betreffende Partei hat die Boulangerei allerdings nicht offen und ehrlich, wohl aber im stillen als Hebel zum Umsturze der Republik nach Kräften unterstützt. Aber die jetzige Verleugnung scheint ganz aufrichtig gemeint: man kehrt sich von den „Nationalen" ab, weil man von ihnen nichts mehr für sich hofft, weil man ihre Sache verloren giebt. Möglicherweise ist diese Überzeugung schon einige Wochen alt: die Royalisten und ihresgleichen können durch den Ausfall der Generalratswahlen erschreckt vor dem Verbleiben an Boulangers Seite gewarnt worden sein; vielleicht aber auch wünschen sie nicht, daß der Präsident und seine Minister einen zu vollständigen Erfolg erlangen und einen Triumph feiern, der sie zum Schaden der Monarchisten stärken müßte. Mittlerweile haben diese parlamentarischen Republikaner ihren Sieg auszunutzen begonnen, indem sie die zwölf für Boulanger günstig ausgefallenen Kantonalwahlen für ungiltig erklärt und eine Untersuchung angeordnet haben, welche die Offiziere herausfinden soll, die es mit dem jetzt verurteilten gehalten haben und bereit gewesen sein sollen, ihm ihren Degen zu den von ihm als letztes Mittel beabsichtigten Gewaltschritten zur Verfügung zu stellen. Man sprach von wenigstens zweitausend Offizieren und Unteroffizieren dieser Art, andre wollten mindestens tausend nennen können. Die Untersuchung wird die wahre Zahl zu Tage fördern,*) und vorläufig dürfen wir die obigen Schätzungen als Übertreibungen ansehen, die bei dergleichen Angelegenheiten immer vorkommen;

*) Es sind, wie die jetzt in ihren Ergebnissen bekannte Untersuchung herausgestellt hat, neunundfünfzig, die zum regelmäßigen Heere und etwa ebenso viele, die zur Territorialarmee (Landwehr) gehören. Mehr zu finden lag nicht im Interesse der Regierung, und so könnte man die weniger schuldigen nicht haben finden wollen.

Digitized by Google

aber sehr klein wird die Zahl schwerlich sein; denn die Disziplin im französischen Heere ist unter der Republik nicht mehr das, was sie sein sollte, und Pronunciamentos nach spanischem Muster sind hier in den letzten Jahren wenigstens nichts Undenkbares mehr. Natürlich wird man die entlarvten Anhänger des „Verschwörers," „Attentäters" und „Veruntreuers" mit Streichung ihrer Namen aus der Armeeliste unschädlich machen, und es wäre nur folgerichtig, wenn man der Erklärung, die jene zwölf Wahlen beseitigte, eine zweite folgen ließe, die ihm auch die Eigenschaft des Generals als Vertreter von Paris nähme.

Wie wird nun Paris, wie wird Frankreich sich zu der Verurteilung des Generals stellen, wenn die Zeit der Wahlen für die Deputirtenkammer herankommt? In gewissem Sinne hat der Wahrspruch des Senats als Staatsgerichtshof nichts oder wenig am Stande der Dinge geändert. Boulanger war schon vorher praktisch betrachtet ein Verbannter. Er wird jetzt, wo er ein verurteilter Flüchtling vor dem Gesetz ist, ebenso gut essen, trinken und schlafen, ebenso eifrig Ränke spinnen als bisher. Mehr als ein französischer Politiker hat sich früher in derselben Lage befunden und es später erlebt, in die Hauptstadt der unruhigen und wetterwendischen Gallier zurückkehren und sich mit Benutzung ihrer übeln Eigenschaften wieder emporzuarbeiten. Er vertritt die ebenso weit verbreitete als tiefgehende Unzufriedenheit mit der parlamentarischen Regierung, die große Massen im Lande erfüllt, nicht weniger als bisher, ja vielleicht heute mehr als gestern. Unzählige Mißvergnügte in Paris, dem Mittelpunkte, und in den Provinzen Frankreichs werden sicherlich eher eine bessere als eine schlimmere Meinung von ihm hegen, seit man ihm den Wunsch und das thatsächliche Bestreben schuld gegeben und leidlich bewiesen hat, den gegenwärtigen Stand der Dinge zu vernichten und etwas andres, gleichviel was, an seine Stelle zu setzen — gleichviel was, nur etwas andres; denn das Andre gilt diesen Massen stets als das Bessere. So thun ihm die Beschuldigungen der Verschwörung gegen den Staat und des Hochverrats keinen Schaden, sie würden ihm, selbst wenn sie besser bewiesen wären, keinen bringen, das Verdammungsurteil nützt ihm viel mehr als Bestätigung der Meinung und Erwartung, die sich vorher an seinen Namen knüpfte. Der Senat betonte und stempelte damit die Ansicht weiter Kreise, Boulanger sei der geschworne Feind eines Regiments, das seit Jahren diese Kreise langweilt, enttäuscht und verdrießt. Dagegen ist es eine schwierige Sache mit der „Veruntreuung" oder, wenn das besser klingt, mit der „Unterschlagung" öffentlicher Gelder. Es ist das ein Wort, das doppelt garstigen Klang hat, wenn es die Handlungsweise eines Mannes bezeichnet, der sich angeblich vorgenommen hatte, einen Augiasstall auszufegen, einen von tugendhafter Entrüstung erglühenden Biedermeier, der dem schmutzigen System zu Leibe wollte, das Grevy und Wilson an ihre Stelle gehoben und dort jahrelang gehalten hatte. Es fragt sich hier, welche Wirkung die Beweisgründe des Staatsanklägers

Digitized by Google

auf die ehrlichen Leute haben werden, deren es unter den ländlichen und städtischen Wählern Frankreichs trotz aller moralischen Verblendung und Verderbnis des Volksgewissens im allgemeinen sicherlich noch eine gute Zahl giebt. Die Regierung muß einen Tag für die Abgeordnetenwahlen festsetzen und wird wahrscheinlich geneigt sein, sie sobald als irgend möglich stattfinden zu lassen, so lange die Verurteilung noch wiegt und wirkt und Paris noch davon in Anspruch genommen ist, den zur Ausstellung erscheinenden Fremden ihr Geld abzunehmen und es alle Abende vergnügt zu zählen, bei welcher Beschäftigung es begreiflicherweise keine Zeit hat, sich für die Wahl des Herrn Boulanger zu erwärmen und zu rüsten. Indes unterscheiden sich die Abgeordnetenwahlen immer wesentlich von denen für die Generalräte, und eine Verordnung, die Boulanger für nicht wählbar erklärte, würde unter Umständen nicht verhindern, daß viele Stimmen für ihn abgegeben würden. Oder wäre sie in der That ein Hindernis, so würde sie ihn, weil er unmöglich geworden wäre, nur wünschenswerter machen, und für diesen Fall giebt es Aussicht auf lärmende Kundgebungen und Aufläufe bei dem ersten besten unpopulären oder unglücklichen Schritte der Regierung. Viel hängt jetzt von der Richtung ab, die der General nehmen wird. Er hat gegen seine Verurteilung ein Manifest abgeschleudert, worin er sich entschuldigt und die Regierung seinerseits in den Bann thut. Aber Worte und Redensarten thun es nicht mehr, und die Zeit ist nahe, wo diese sonderbare Prätendentenschaft durch Thaten zeigen muß, ob und wie weit sie Kraft in den Knochen hat. Es handelt sich nicht bloß um das Fortbestehen des parlamentarischen Regiments in Frankreich, sondern um die Ruhe Europas, das durchaus nicht gleichgiltig zusieht, wie der alte Streit sich, wenn auch immer mit neuen Namen und Parolen, fortsetzt. Ist es diesem unablässig fiebernden Lande denn gar nicht beschieden, zu der Wohlthat einer festen und dauernden Regierung zu gelangen? Wie es scheint, nicht, und wir sind aus bekannten Gründen entschuldigt, wenn wir wünschen und hoffen, daß der Schein der Wahrheit entspreche.

Digitized by Google

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

5. Die Einrichtungen und Behörden der Arbeitsgemeinschaften

Es giebt einige Fälle, zum Beispiel die der Erpressung ähnliche Art des Arbeiterausstandes oder die dem Betruge ähnliche Art der Lohnzahlung, wo die Gesetzgebung gegenüber den aus der Volksüberzeugung entspringenden Pflichtgeboten nichts weiter zu thun hat, als sie durch ein ausdrückliches Anerkenntnis zu bekräftigen, durch eine Strafbestimmung gegen die Widerspenstigen zu erzwingen. Es ist aber ein Irrtum, zu meinen, daß dieses einfache und bequeme Verfahren überall anwendbar sei; dieser weitverbreitete Irrtum hat zu den maßlosen, gegen die Arbeitgeber oder auch wohl gegen die Arbeiter erhobenen Verdächtigungen und Verleumdungen geführt, indem nämlich der, der irgend eine allgemein gehaltene und in dieser Allgemeinheit auch zu billigende Pflichtforderung gegenüber den Arbeitgebern oder Arbeitern erhebt, ohne weiteres Böswilligkeit voraussetzt, wenn dem in der Wirklichkeit nicht entsprochen wird, darauf aber ein Strafgesetz verlangt, das dem Gebote zum Siege verhelfen soll. Man findet diese vorschnelle und schnellfertige Art der Beurteilung nicht selten in Kreisen, die in der tagtäglichen Anwendung der Strafgesetze gewohnt sind, über wichtige Lebensfragen in kurzer Frist ein bindendes und abschließendes Urteil abzugeben; hier wird dann geglaubt, daß ein derartiges Vorgehen gegen mißliebige Zustände ganz wohl allerwärts statthaft sei. Wird es aber eingeschlagen, so führt es zu groben Ungerechtigkeiten und erweist sich zuletzt als völlig undurchführbar. Denn solche allgemeinen und scheinbar idealen Pflichtgebote passen häufig nur auf engbegrenzte Zustände, von denen sie auch in der That abgeleitet sind; sie verallgemeinern diese nur in krankhafter Übertreibung. So ist es bei einer besondern Art der Arbeitsgemeinschaft, bei dem Gesindedienste, eine häufig erhobne Forderung, die Herrschaft solle das erkrankte Gesinde verpflegen; es werden viele geneigt sein, diesen Satz in unumschränkter Allgemeinheit für richtig zu halten, und ein älteres preußisches Gesetz, das einem solchen scheinbar idealen Gedanken allzugroßen Spielraum gewährte, stellt ihn auch fast ebenso allgemein als giltiges Recht hin; es drückte sich freilich gleichzeitig, und man kann sagen glücklicherweise,

Digitized by Google

so unbestimmt aus, daß die Rechtsprechung Gelegenheit fand, den Satz auf die Fälle zu beschränken, wo sein eigentliches Feld war. Denn ist jener Satz, wenn er überall streng durchgeführt wird, wirklich gerecht? Nein! Er ist um so ungerechter, je loser das Gesindeverhältnis nach Ortsgewohnheit oder Vertrag ist, je weniger Gesinde gleichzeitig einer Herrschaft dient, und je länger die Krankheit währt, welche Verpflegung verlangt. Man nehme einmal den äußersten Fall an, daß der einzige Dienstbote einer Herrschaft, der nur auf kurze Kündigungsfrist gemietet ist, in lebenslängliches Siechtum verfällt; wäre in einem solchen Falle die Herrschaft verpflichtet, die lebenslängliche Verpflegung zu übernehmen, so würde sie in vielen Fällen nicht mehr imstande sein, sich eine andre Hilfsarbeitskraft zu halten, würde also durch jene Belastung dauernd in ihrer Lebenshaltung herabgedrückt werden. Das ist ein äußerster Fall, der nicht häufig vorkommen wird; aber er zeigt, inwiefern jener Satz zu allgemein und, sagen wir, zu radikal gehalten ist: die Herrschaft ist keineswegs nach den Geboten der Arbeitsgemeinschaft verpflichtet, erkranktes Gesinde unter allen Umständen und ohne zeitliche Begrenzung zu verpflegen, sondern sie ist nur verpflichtet, dafür zu sorgen, daß das Gesinde nicht ohne Pflege bleibe, sie ist hierzu verpflichtet, weil der Dienende eben wegen seiner dienenden Stellung hierauf nicht vorauszudenken pflegt. Diese Verpflichtung fällt jedenfalls für die erste Zeit der Erkrankung des Gesindes mit der Pflicht unmittelbarer Verpflegung zusammen, weil das Gesinde im Hause der Herrschaft ist; demnächst aber nimmt diese Verpflichtung eine veränderte Gestalt an, wenn nicht ein ganz besondres nahes Dienstverhältnis stattgefunden hat, das in außergewöhnlich langen Kündigungsfristen und in besondern Zusicherungen im Fall der Kündigung zum Ausdruck kommt. Diese veränderte Gestalt ist die genossenschaftliche Fürsorge einer größern Anzahl von Herrschaften gegenüber einer größern Anzahl von Dienstboten. Dies entspricht auch dem thatsächlichen Sachverhalt. Denn nach den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen dient der Dienstbote zwar niemals mehreren Herrschaften zu gleicher Zeit, wohl aber dient er meist mehreren Herrschaften nach einander. Deshalb würde es eine Ungerechtigkeit und Überlastung sein, einer einzigen Herrschaft die Verpflegungspflicht aufzubürden, in deren Dienst das Gesinde gerade, man möchte sagen zufällig, in das Siechtum verfallen ist, sondern es muß diese Pflicht einer Genossenschaft aufgelegt werden, die nach den örtlichen Verhältnissen gleichsam als Gesamtherrschaft anzusehen ist. Dies einzurichten, die Einrichtungen und Behörden dafür zu schaffen, dazu ist der Einzelne außer Stande, das kann nur die Gesamtheit; versäumt diese ihre Obliegenheit, so würde es sehr übertrieben sein, der Herrschaft einen Vorwurf zu machen, in deren Dienst das Gesinde in Siechtum verfallen ist, das es dann Schritt vor Schritt bis ins Armenhaus bringen kann; sondern die Herrschaft erfüllt nur ihre rechtliche und sittliche Pflicht, indem sie die Verpflegung über-

Digitized by Google

nahm bis zur Lösung des Dienstverhältnisses durch Kündigung; sie war vielleicht so wohlhabend, daß sie es ohne Beeinträchtigung ihrer Lebenshaltung noch weiter hinaus konnte, oder das Wesen der Arbeitsgemeinschaft konnte das nicht fordern; dieses forderte eine genossenschaftliche Organisation, die das Weitere erst ermöglichte; diese Organisation fehlte, und die Erfüllungspflicht nebst der Hilfe fiel aus. Es ist also deutlich, daß man hier nicht mit Strafgesetzen vorgehen und etwa schnurstracks diesen oder jenen belasten kann. So einfach liegt die Sache nur dort, wo erstens eine besonders enge Verbindung zwischen Herrschaft und Gesinde gemäß des Lebensberufes beider stattfindet, und wo zweitens die Zahl des Gesindes so groß ist, daß sie der Zahl des in einer Genossenschaft geschützten Gesindes nicht nachsteht, also auf großen Gütern. In der That war hier auch schon vor der deutschen Arbeitergesetzgebung, namentlich im Osten des Reiches, dem altersschwachen Gesinde eine Versorgung im Aushälterhause gewiß. Diese besondern Zustände und die Folgerungen daraus allzu radikal auch anders liegenden Verhältnissen aufzudrängen und die Widerstrebenden gar mit Strafen zu belegen, das würde zwar scheinbar menschenfreundlich, in Wirklichkeit aber ungerecht, scheinbar ideal, aber in Wirklichkeit undurchführbar sein. Es bedarf hier besondrer innerer Einrichtungen der Arbeitsgemeinschaften und besondrer Behörden dafür.

Dem widerspricht es nicht, wenn einzelne besonders wohlhabende Arbeitgeber auch vor dem Bestehen der genossenschaftlichen Verbände die jetzt in den Genossenschaften gewährte Fürsorge für ihre Hilfsarbeitskräfte trafen, obwohl sich solche Hilfsarbeitskräfte nur in geringer Zahl bei ihnen befanden. Denn es ist überall im Volksleben zu beobachten, daß einzelne besonders Wohlhabende das aus eigner Kraft in beschränktem Maße ausführen, was später allgemein als öffentliche Pflicht eingeführt wird und erst als solche einen wirklichen Abschluß darin herbeiführen kann. Das Hauptverdienst dieser Voraneilenden, die immer nur einen kleinen Bruchteil des Ganzen ausmachen können, liegt weniger in dem, was sie wirklich geschaffen haben, denn das ist ja nur äußerst geringfügig den gewaltigen Bedürfnissen der großen Masse gegenüber, als darin, daß sie die Notwendigkeit des Vorgehens eindringlich durch ihr Werk predigen. Ist das erst an mehreren Orten geschehen, so verliert solches vereinzelte Vorgehen, wenn es noch ferner geschieht, wesentlich an Bedeutung und an Verdienst; wer auf diesem Felde dann noch wirken will, thut besser, die Öffentlichkeit, die Gesamtheit, den Staat nunmehr anzutreiben, als wenn er für sich allein Lasten auf seine Schultern nimmt, die ihm vielleicht zu schwer sind. Man kann auf andern Gebieten des Volkslebens ganz ähnliche Erscheinungen beobachten. In der Volkserziehung, wie sie in den Lehrplänen der Schulen und in den sonstigen Schuleinrichtungen zum Ausdruck kommt, ist es nicht selten geboten, Änderungen eintreten zu lassen, und vielleicht ist gerade jetzt im deutschen Volksleben ein solcher Zeitpunkt. Wir werden dabei nun

Digitized by Google

bald bemerken können, daß in einzelnen Fällen die Eltern ihre Kinder nicht mehr den öffentlichen Schulen anvertrauen werden, sondern ihnen eine ganz freie Erziehung nach ihren, der Eltern, Neigungen geben werden. Dann wird es dahin kommen, daß einzelne ganz freie Schulen gegründet werden, in denen mit neuen Erziehungsgedanken nach dieser oder jener Richtung hin Versuche angestellt werden. Alles das ist solange verdienstvoll, als dadurch Erfahrungen, Beispiele für den künftigen Weg der Gesamtheit auf diesem Gebiete gewonnen werden. Dann aber wird es Zeit, diese selbst in Bewegung zu setzen. Wollte man die vorübergehende Ablösung der Einzelnen und ihr selbständige Wirksamkeit als die Regel betrachten und darauf hinwirken, daß es immer so bliebe, so würde man dadurch nur eine Unzahl von Schrullen ins Leben rufen und die Übelstände in keiner Weise beseitigen. Dies kann nur geschehen, wenn nach einiger Zeit der ungehinderten Entwicklung der Einzelkräfte die Gesamtheit zu arbeiten beginnt. Dieser Zeitpunkt war für das deutsche Arbeiterwesen schon lange eingetreten, ehe an die Aufstellung der Arbeiterversicherungsgesetze gegangen wurde. Die Arbeiter empfanden damals mit Recht die mildthätige Fürsorge einzelner, hierin freiwilliger, Arbeitgeber als eine Demütigung der Persönlichkeit des Arbeiters; sie wollten nicht der Gegenstand der gnädigen Vorsehung eines Mitmenschen sein, dem sie doch nicht so weit an Bildung nachstanden, daß dieses Verhältnis eine Berechtigung gehabt hätte. Die Mildthätigkeit, die göttliche Vorsehung spielen will, ist höchst gefährlich für die gesellschaftliche Entwicklung. Man soll nicht die Schäden in der Gesellschaft dadurch verdecken, daß man in weinerlicher Weichlichkeit und zuweilen nur zu eitler Selbstbespiegelung dort in ganz unvollkommner Weise eingreift, wo nur ein allgemeines Vorgehen helfen kann; man möchte zuweilen wünschen, daß mildthätige Vereine, die durch ihre schwächlichen Beihilfen die Verkümmerung der Unterstützten und die Frömmelei der Unterstützenden zur Folge haben, je eher je lieber untergingen. Es giebt nichts Kläglicheres als die rührselige Stelle in einem Romane von Dickens, wo für die Witwe und die Waisen eines verunglückten Hafenarbeiters von gänzlich unbeteiligten Menschenfreunden eine unzureichende Summe gesammelt wird.

Diese elenden Halbheiten haben es dahin gebracht, daß die Arbeit, die in der deutschen Arbeitergesetzgebung geleistet ist, vielfach nicht in ihrem wahren Werte gewürdigt wird. Wir sehen hier ganz dasselbe Vorurteil, wie es bis vor kurzem, in gewissen Bevölkerungsschichten auch jetzt noch, gegenüber allen Einrichtungen des öffentlichen Lebens bestand, von denen ja die Einrichtungen der Arbeitergesetzgebung nur einen Teil bilden. Man giebt es zwar gern zu, daß die Pflichten, die der Staat von dem Einzelnen fordert, gut und trefflich seien, hält aber trotzdem die Einrichtungen, die zur Durchführung dieser Pflichten geschaffen sind, nur für ein notwendiges Übel. Die Pflicht der Landesverteidigung, der Beschützung des Vaterlandes, ist jedem geläufig, den-

Digitized by Google

noch ist erst vor kurzem die Ansicht allgemein durchgedrungen, daß die gemäß der heutigen Art der Kriegführung und gemäß den heutigen Lebensgewohnheiten des deutschen Volkes hierzu unumgängliche Einrichtung des ein- oder dreijährigen Dienstes unter den Waffen etwas mehr sei, als bloß eine leidige Notwendigkeit. Noch heute werden bei uns ganz allgemein die direkten Steuern als etwas angesehen, das man zwar leider noch nicht entbehren könne, für das man aber die Zeit herbeisehnt, wo man es gänzlich vernichten könnte. In Wirklichkeit aber würde die Abschaffung aller direkten Steuern ein großer Schaden für das öffentliche Leben sein; sie sind der Ausdruck der Pflicht, im Notfalle auch sein Vermögen für das Vaterland zu opfern, und sie sind notwendig, um dieses Pflichtgefühl auch im Frieden, abgesehen von dem Falle der Not, lebendig zu erhalten. In gleicher Weise sind auch alle übrigen Einrichtungen des öffentlichen Lebens, die Behörden des Staates, der Gemeinde und auch der Kirche ganz untrennbar verbunden mit den Forderungen und Pflichten, zu deren Durchführung sie bestehen; sie sind ein Teil derselben, nämlich der Teil, an dem der Gedanke der Pflicht lebendig ins Leben eingreift, sie sind der Leib dieser Gedanken. Es ist kein geringeres Verdienst, diese Werkzeuge des Gedankens zu schaffen, als den Gedanken selbst zu ersinnen. Weil das deutsche Volk so lange von dem öffentlichen Leben ferngehalten wurde, als es bereits reif war, daran teilzunehmen, setzte sich an so vielen Stellen der Irrtum fest, daß die äußere Erscheinung des öffentlichen Lebens, der Aufbau der Behörden, die Thätigkeit der Beamten, ihr in das Volksleben eingreifendes Wirken untergeordnet sei gegenüber den eigentlichen idealen Aufgaben des Staates, während doch in Wirklichkeit beides ein und dasselbe und nicht von einander zu trennen ist. So ist auch das schwierige Werk der deutschen Arbeitergesetzgebung, wie man die Verbände abgrenzen sollte, in welchem Maße man ihnen die Fürsorge für die Arbeiter auflegen sollte, in welchem Verhältnis man die Arbeitgeber und die Arbeiter zu Beiträgen und zur Verwaltung heranziehen sollte, durchaus nichts Geringeres als der Ausspruch, dies oder jenes sei Pflicht der Arbeitsgemeinschaft und ihrer Teilhaber, wenn es auch freilich nichts Höheres ist. Sondern Beides ist einander unentbehrlich. Die einzelnen Bestimmungen der Arbeitergesetze, wie unter diesen oder jenen Verhältnissen die Krankenkassen einzurichten seien, wer der Unfallversicherung unterliege, und wer der Kranken- oder Alters- und Invalidenversicherung, das alles ist nicht trocknes Formenwerk, sondern jede einzelne Gesetzesbestimmung ist der äußere Ausdruck idealer Gedanken und Pflichten, die in dieser Ausdrucksweise ebenso schön sind, wie wenn sie unmittelbar ausgesprochen wären, und die man deutlich erkennt, wenn man nur genau genug zusieht.

Arbeitergesetzgebung und Gesetzgebung über Arbeiterversicherung ist in den letzten Jahren fast gleichbedeutend geworden, weil die neugeschaffenen Einrichtungen, die man unter dem Namen der Arbeiterversicherung zusammenfaßt,

Digitized by Google

die Pflichten der Arbeitsgemeinschaft und vornehmlich die Schutzpflicht des Arbeitsherrn in der den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechenden und für sie einzig möglichen Weise zur Verwirklichung bringt. Die Versicherung wird bekanntlich nicht nur zu den oben erwähnten wirtschaftlichen Zwecken angewendet. Sie ist ein allgemeines Mittel, Nachteile durch die gemeinsame Kraft vieler abzuwehren, die der Einzelne aus eigner Kraft abzuwehren außer stande ist. Jede Versicherung hat den Zweck, zu verhindern, daß jemand durch den wirtschaftlichen Nachteil eines ihn treffenden Unglücks in seiner Arbeitskraft, Lebenskraft selbst getroffen werde, und daß diese Kraft entweder ganz zerstört oder doch auf lange Zeit hinaus erheblich herabgesetzt werde. Jede Versicherung erreicht diesen Zweck, indem sie den wirtschaftlichen, also in Geld ausdrückbaren Schaden auf mehrere verteilt, die dem gleichen Unglück unter ähnlichen Bedingungen ausgesetzt sind. Sie treten alle für den einen wirklich Geschädigten ein, wofür sie dann, wenn einem von den übrigen später einmal das gleiche Unglück trifft, gleicherweise das Eintreten der Mitbedrohten zu erwarten haben. Sie tragen entweder unmittelbar zur Deckung des Schadens bei, Versicherung auf Gegenseitigkeit, oder es schiebt sich ein dritter ein, der auf eigne Verantwortung die Deckung des möglicherweise eintretenden Schadens jedem der Versicherten verspricht und sich dafür von jedem derselben einen festen Beitrag zahlen läßt. Dieser Beitrag berechnet sich nach dem Verhältnis, in welchem ein den Gegenstand der Versicherung bildendes Unglück (Hagel, Feuer) alljährlich bei der Zahl der Versicherten einzutreten pflegt. Man stellt aus der Erfahrung fest, wie häufig ein solches Unglück durchschnittlich im Jahre vorgekommen ist und wie häufig es also auch in Zukunft wahrscheinlich sich ereignen wird. Kommt es in zwanzig Fällen, wo es vorkommen könnte, gewöhnlich nur einmal vor, so ist der Betrag ein Zwanzigstel des wirklich eintretenden Schadens und noch etwas darüber, um die Kosten der Berechnung, der Verwaltung dieser Genossenschaft der Versicherungsgesellschaft zu decken. Durch die Versicherung wird also der eintretende Schaden nicht aufgehoben, sondern im Gegenteil, er wird sogar noch etwas vergrößert, indem die Kosten der Berechnung, der Hin- und Herzahlungen des Geldes u. s. w. hinzutreten; die Versicherung bewirkt nur, daß der Schaden nicht an einer einzigen kleinen Stelle gleichsam ein tiefes Loch fresse, sondern daß er auf einer größern Fläche, aber nur obenhin, schade. Wäre es richtig, daß die Arbeit als eine Ware anzusehen sei, und könnte man daher die ganze Weltwirtschaft als eine tote Zahl von Arbeitsleistungen betrachten, so wäre das ganze Versicherungswesen nichts als ein thörichtes und dabei verschwenderisches Spiel mit Zahlen. Denn dann müßte man es folgerichtig als gleichgiltig bezeichnen, ob beispielsweise die Arbeitsleistung von dem Maße zehn an einer kleinen Stelle vernichtet wird, oder ob bewirkt wird, daß zehn Arbeitsleistungen jede um ein Zehntel geschädigt werden; verschwenderisch würde es noch dazu sein, weil ja die Kosten

Digitized by Google

der Hin- und Herschiebungen hinzutreten. Aber es ist eben nicht wahr, daß die menschliche Arbeitskraft dasselbe sei wie eine bestimmte Zahl von Arbeitsleistungen, und daß man daher, wie es von manchen Nationalökonomen geschieht, von einem berechenbaren wirtschaftlichen Werte des Menschen sprechen könne; sondern die menschliche Arbeitskraft ist eine unerschöpfliche Quelle unabsehbarer Arbeitsleistungen. Diese lebendige Quelle der lebendigen Arbeit selbst zu erhalten um den Preis, daß an mehreren Stellen ein kleiner, nicht fühlbarer, sondern eher zu größern Anstrengungen anspornender Schaden zugefügt wird, das ist der Zweck jeder Versicherung und der Arbeiterversicherung insbesondre. Daraus folgt aber — und das wirft ein Licht auf das früher gesagte —, daß, wenn es sich um ein Unglück handelt, welches durchschnittlich im Jahre unter zwanzig Arbeitern einen zu treffen pflegt, und wenn dann ein Arbeitsherr zwanzig Arbeiter oder mehr für sich hat, daß er dann nicht in eine Versicherung mit Fremden zusammenzutreten braucht. Er versichert sich dann, wie man bildlich zu sagen pflegt, selbst; denn der alljährlich ihn treffende Schaden ist ein Zwanzigstel des gefährdeten wirtschaftlichen Gutes, dieser wird aber nicht auf einen längern Zeitraum verteilt und trifft den Arbeitsherrn also nicht weniger obenhin, ob er nun für sich allein bleibt oder ob er mit andern zusammentritt. Eine Gesindeherrschaft dagegen, die nur einen Dienstboten hat, muß mit andern zur Versicherung zusammentreten, wenn sie sich nicht der Gefahr aussetzen will, zu Zeiten einmal zwei Dienstboten zu bezahlen und doch nur die Arbeitskraft eines einzigen benutzen zu können, also plötzlich einmal das ganze gefährdete wirtschaftliche Gut zu verlieren, sich selbst aber dadurch in ihrer Arbeitskraft erheblich zu verletzen. Wenn jemand eine große Anzahl landwirtschaftlicher Grundstücke an vielen verschiednen Orten hat, so braucht er nicht zur Hagelversicherung mit andern zusammenzutreten, sondern er versichert sich, wie man zu sagen pflegt, selbst; denn er erleidet allerdings alljährlich im Durchschnitte einen Hagelschaden, sagen wir einmal von einem Hundertstel der gefährdeten Ernte, aber eben so viel und noch etwas darüber, wegen der Verwaltungskosten, müßte er auch an die Versicherungsgesellschaft alljährlich zahlen; der Schaden wird über keine größere Fläche verteilt, wenn dieser weitbegüterte Landwirt auch einer Versicherung mit andern beitritt. Ein reicher Mann wäre thöricht, wenn er sich gegen Krankheit versichern wollte, denn der daraus entstehende wirtschaftliche Nachteil kann ihn in seinem Lebensunterhalte nicht tief schädigen. Es wäre thöricht, wenn man sich gegen häufige regelmäßig eintretende wirtschaftliche Nachteile versichern wollte, so z. B. gegen die Winterkälte in nördlichen Ländern und die dadurch entstehenden Mehrkosten an Kleidern und Heizung, denn auch die genossenschaftliche Versicherung könnte es nicht dahin bringen, daß diese wirtschaftlichen Nachteile sich über eine wesentlich größere Fläche verteilen und also den Einzelnen weniger hart und plötzlich treffen; es würden nur die Verwaltungskosten unnütz vergeudet werden.

Digitized by Google

Die deutschen Arbeiterversicherungsgesetze schützen den Arbeiter daher nicht gegen alle Nachteile, die ihn überhaupt treffen können, auch nicht einmal gegen alle, die ihn oder seine Familie erheblich in ihrer Lebenshaltung schädigen oder gar zerstören können; sondern die deutsche Arbeiterversicherung hat nur solche wirtschaftliche Nachteile zum Gegenstande, gegen die der Arbeiter vermöge seiner dienenden Stellung in der Arbeitsgemeinschaft Vorsorge zu treffen weder die Einsicht noch die wirtschaftliche Kraft für sich allein zu haben pflegt, während der Arbeitsherr allerdings das zu leisten vermag. Es kann daher beispielsweise keine Arbeiterversicherung gegen Arbeitsmangel, gegen Mangel an Arbeitsgelegenheit geben; denn es kann niemand, also auch der Arbeitsherr nicht, übersehen, ob sich für einen Arbeiter einmal die Unmöglichkeit ergeben wird, lohnende Arbeit zu finden; das hängt vor allem von seinen persönlichen Fähigkeiten ab. Es ist gar nicht nach der Wahrscheinlichkeit zu berechnen, ob ein Arbeiter einmal Arbeit übertragen erhalten wird oder nicht. Es ist in einem solchen Falle gar nicht zu unterscheiden, ob er nicht will oder ob er nicht kann, denn er ist ja keine Maschine, die für alle Zeiten immer nur die gleiche Arbeit thun kann. Es ist ja auch eine notwendige Voraussetzung jeder Versicherung und also auch der Arbeiterversicherung, daß das Unglück, gegen das Vorsorge getroffen wird, von dem Willen des Versicherten unabhängig ist, oder daß man doch wenigstens mit einiger Sicherheit erkennen kann, ob das Unglück durch den Willen des Betroffenen herbeigeführt worden ist oder nicht. Das ist aber beim Arbeitsmangel ganz unmöglich festzustellen. Die Vorkehrungen gegen Arbeitsmangel sind Sparsamkeit und Vermeidung allzugroßer Arbeitsteilung, allzu einseitiger Arbeitsfähigkeit des Arbeiters; auf diesen Wegen freilich kann sowohl von dem Arbeitgeber als der Gesetzgebung vieles geschehen, nicht aber auf dem Wege der Versicherung.

Man könnte nun hiernach meinen, daß die Arbeiterversicherung doch nur einen kleinen Teil dessen bearbeite, was auf diesem Gebiete zu thun sei; denn sie schütze ja den Arbeiter nur gegen einige Unglücksfälle, und da sei noch vieles andre im argen. Aber es scheint nur so; denn die Arbeiterversicherung stellt in den praktisch wichtigsten und häufigsten Fällen das der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage entsprechende Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter her. Die Folge wird sein, daß auch in den übrigen Dingen, wenn sie auch in der theoretischen Einteilung eine Mehrzahl sind gegenüber dem Einen (Milderung des Unglücks), der richtige Zustand eintreten wird, mit geringer fernerer Nachhilfe der Gesetzgebung oder vielleicht auch ohne sie. In den Behörden der Arbeiterversicherung, in der Art, wie die Arbeiter, die Arbeitgeber und das Reich zu den einzelnen Versicherungsarten Beiträge zahlen, in der Art, wie die Teilnahme an der Verwaltung geregelt ist, sprechen sich die allgemeinen Grundsätze der Arbeitsgemeinschaft aus, allerdings mit vornehmlicher Berücksichtigung einer besondern Seite derselben. Aber damit ist dann auch für alles

Digitized by Google

übrige das praktische Werkzeug gegeben. Die Arbeiterversicherung gewährt dem Arbeiter eine gesicherte Stellung und schafft dadurch die Grundlagen für eine Verständigung zwischen Arbeiter und Arbeitgeber.

Die Genossenschaften der Arbeiterversicherung lehnen sich überall an die gegebnen wirtschaftlichen Verhältnisse an. Die thatsächlich vorhandne wirtschaftliche Verbindung zwischen den Mitarbeitern einer Arbeitsgemeinschaft, zwischen mehreren Betrieben an einem Orte, zwischen mehreren Betrieben ähnlicher Art in einem größern Wirtschaftsgebiete ist ausschließlich maßgebend für die Abgrenzung, die Einrichtungen und den Behördenaufbau der Genossenschaften. Die wirtschaftliche Stellung des Einzelnen entscheidet darüber, welcher oder welchen Genossenschaften und in welcher Art er ihnen angehört. Ihnen anzugehören und gerade auf diese Weise anzugehören, ist seine gesetzliche öffentliche Pflicht. Auf diesem Zusammenschlusse der wirtschaftlich zusammengehörigen beruht die Stärke und die Bedeutung der Genossenschaften. Genossenschaften, die nicht dem öffentlichen Rechte angehören und bei denen der Beitritt freiwillig sein würde, vermöchten das nicht zu leisten. Die Genossenschaften umfassen daher verschieden große Gebiete. Den kleinsten örtlichen Umfang haben die Genossenschaften der Krankenversicherung, denn die durch Krankheit entstehenden Schäden kommen unter allen Schäden, die die Arbeiterversicherung durch Verteilung mildern will, am häufigsten vor. Wenn nach der Lebensart und der Beschäftigungsart mehrerer wirtschaftlich nahestehenden Personen jeden Tag von hundert Angehörigen durchschnittlich immer einer krank ist, so ist es auch nicht zweckmäßig, viel mehr als hundert solche Arbeiter in einer Krankenkasse zu vereinigen; denn da die Krankengelder doch mindestens tageweise ausgezahlt werden, so kann eine in noch höherm Grade mildernde Verteilung doch nicht stattfinden, als wenn eben hundert jedesmal den einen Kranken erhalten. Es wird nicht anders, wenn auch zweihundert Genossenschafter zwei Kranke erhalten, sondern die Verwaltung wird nur schwieriger, büreaukratischer, kostspieliger. Die Häufigkeit der Krankheiten richtet sich nach den Lebensgewohnheiten, der Örtlichkeit, der Art der Beschäftigung. Bei der Abgrenzung der Krankengenossenschaften dürfen daher Personen, die sich hinsichtlich dieser Merkmale allzusehr unterscheiden, nicht in einen Verband zusammengezwungen werden, weil sonst zu leicht Ungerechtigkeiten entstehen und der geringer gefährdete möglicherweise einen über seine Gefährdung herausgehenden hohen Beitrag zahlt. Die beste und wünschenswerteste Verfassung der Krankenkassen ist daher die Betriebskrankenkasse (Fabriks-, Knappschafts-, Baukrankenkasse), die die Arbeiter eines einzigen Betriebes in sich vereinigt, und die Ortskrankenkasse, die die Arbeiter desselben Erwerbszweiges oder ähnlicher Erwerbszweige an demselben Orte oder doch derselben Gegend zusammenfaßt. Im erstern Falle handelt es sich um größere Betriebe, die gleichsam einen Staat für sich bilden, im letztern Falle um eine größere Anzahl selbständiger, nebeneinander-

Digitized by Google

stehender kleiner Betriebe, wo die Hilfsarbeiter alle zusammengenommen gleichsam das Gesamtgesinde ihrer Arbeitsherren ausmachen. Dadurch, daß sie an demselben Orte leben und die gleiche Erwerbsart, z. B. das Schuhmacherhandwerk, haben, sind sie dennoch wirtschaftlich verbunden; sie sind gleichsam die Glieder eines Bundesstaates, während die Betriebskrankenkassen dem einheitlichen zentralisirten Staate gleichartig sind. Neben diesen beiden Arten der Krankenkassen steht dann noch als Aushilfe die Gemeindekrankenversicherung für die, die ganz vereinzelt stehen und weder einer Ortskrankenkasse angeschlossen werden können, noch zu einer Betriebskrankenkasse gehören. Es liegt auf der Hand, daß es hier dahin kommen kann, daß ganz ungleichmäßige Bestandteile zusammengezwungen werden, und Ungerechtigkeiten sind fast unvermeidlich. Die Gesetzgebung wird daher hier noch Änderungen treffen; vielleicht werden diese vereinzelten Arbeiter größern, weitere Gegenden umfassenden Ortskrankenkassen angeschlossen werden, ähnlich wie jetzt schon die zeitweilig im Bauhandwerk beschäftigten Arbeiter, welche kleinere Bauten unter Leitung und für Rechnung des Bauherrn ohne Zwischenschiebung eines gewerbsmäßigen Bauunternehmers ausführen, in besondern Nebenversicherungen (sogenannten Versicherungsanstalten) den eigentlichen, aus gewerbsmäßigen Betrieben bestehenden Baugenossenschaften angefügt sind.

Eine viel stärkere, aber auch viel seltenere Schädigung als die Krankheit ist der Betriebsunfall; die zur Versicherung hiergegen geschaffenen Genossenschaften sind daher wesentlich umfangreicher, sowohl was Örtlichkeit als was versicherte Personen betrifft, als die Krankenkassen; sie umfassen wohl stets mehrere Betriebe derselben Erwerbsart und können sich daher, wenn es nur wenige Betriebe gleicher Art im ganzen Deutschland giebt, wohl über das ganze deutsche Wirtschaftsgebiet verbreiten. Auch diese Genossenschaften für Unfallversicherung, die sogenannten Berufsgenossenschaften, dürfen aber nur solche Betriebe gleichzeitig umfassen, bei denen die Wahrscheinlichkeit und Art des Betriebsunfalles eine ähnliche ist. Wächst die Zahl der angehörigen Betriebe einer Genossenschaft so an, daß die mildernde Ausbreitung einer Unfallbeschädigung nicht ferner gesteigert wird, so muß auch hier eine Trennung stattfinden, damit die Verwaltung vereinfacht werden und seinern Unterschieden in der Art der Betriebsunfälle Rechnung getragen werden kann. Berufsgenossenschaft und Krankenkasse stehen in unlöslichem Zusammenhange, weil ein nicht tötlicher Betriebsunfall, nämlich eine Zerstörung oder Beschädigung der Arbeitskraft eines Arbeiters durch den Betrieb, dasselbe ist wie eine lange dauernde Krankheit. Für die ersten dreizehn Wochen nach dem Unfalle, nämlich während der Zeit, wo Krankenkassen überhaupt Beihilfe gewähren, verpflegen sie daher auch die durch einen Betriebsunfall verletzten.

Eine eigentümliche Stellung unter den Genossenschaften der Unfallversicherung nehmen die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften ein; sie lehnen

Digitized by Google

sich in Preußen an die Gemeinden und Gemeindeverbändean. Die Behörden der letztern können gleichzeitig die Behörden der hinsichtlich des Gebietes mit ihnen zusammenfallenden Berufsgenossenschaften sein und sind es auch wohl meistens. Die Gemeinden gelten fast als Betriebsherren, indem sie die Versicherungsbeiträge zwar nicht aus eignen Mitteln zahlen, wohl aber für ihre Abführung haften. Diese Einrichtung entspricht einmal der Thatsache, daß eine landwirtschaftliche Unfallversicherung ganz vornehmlich nach der Verschiedenheit der örtlichen Betriebsarten, also nach Gauen und Landschaften, abzugrenzen ist, ferner aber auch dem Umstande, daß Gemeinden und Gemeindeverbände ebenfalls auf dem Zusammenschluß wirtschaftlich verbundener Betriebe beruhen, deren wichtigste und zahlreichste eben die landwirtschaftlichen sind. Diesem Vorbilde hat sich die Alters- und Invalidenversicherung angeschlossen. Die Invalidität, nämlich die dauernde Minderung der Arbeitsfähigkeit durch Siechtum vor jenem Alter, wo es ganz allgemein nach den körperlichen Eigenschaften des Volkes auch unter günstigern Lebensbedingungen einzutreten pflegt, hängt wesentlich ab von der Beschäftigungsart des Arbeiters. Die Gefahr des Siechtums (Invalidität) könnte man daher als einen Gegenstand der Unfallversicherung bezeichnen, sobald man nämlich das Wort Unfall nur in einem gewissen weitern Sinne versteht. Das Siechtum kann aber, das ist selbstverständlich, auch ohne Einfluß der Beschäftigung nach der gegebenen leiblichen Beschaffenheit des Arbeiters eintreten. In diesem Falle wäre das Siechtum dasselbe wie eine Krankheit, und es müßten also die Krankenkassen helfen. Weil es nun gar nicht möglich oder doch höchst schwierig ist, zu unterscheiden, welcher der beiden Fälle vorliegt, so hat man für die Siechtumsgefahr besondre Versicherungseinrichtungen vorgesehen; oder es hat vielmehr das Reichsgesetz hierüber den Bundesstaaten die Pflicht auferlegt, solche Einrichtungen, Versicherungsanstalten, für den jedesmaligen ganzen Bundesstaat oder für weitere Gemeindeverbände innerhalb desselben zu schaffen. In ihrer örtlichen Ausdehnung schließen sich also diese Einrichtungen an die landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften an; auch bei ihnen bilden die landwirtschaftlichen Arbeiter ja fast überall den überwiegenden Teil der Versicherten. Auch hier zeigen sich die Gemeindeverbände in ihrer Eigenschaft als eine Gesamtheit wirtschaftlich verbundener Betriebe. In Versicherungsanstalten, die das gleiche Gebiet umfassen wie die weitern Gemeindeverbände und auch wohl sonst mit ihnen in Verbindung gebracht werden mögen, werden die Arbeiter aller Betriebe unterschiedslos gegen Siechtum und gegen Alter versichert, nachdem sie irgendwo im Dienste der Volkswirtschaft als Hilfsarbeiter eine gewisse Zeit lang thätig gewesen sind. Es würde unmöglich sein, die Siechtums- und Altersversicherung an die bestehenden Krankenkassen oder Berufsgenossenschaften unmittelbar anzuschließen, weil es bei der bestehenden Freizügigkeit und Gewerbefreiheit zu unendlichen Streitigkeiten führen würde, welcher Krankenkasse oder Berufs-

Digitized by Google

genossenschaft der Einzelne, wenn er siech oder alt wird, zu überweisen sei. Um die hieraus entstehenden Ungerechtigkeiten zu mildern, weil doch die Arbeiter nicht immer da gearbeitet haben, wo sie endlich verpflegt werden, zahlt das Reich zu jeder Alters- und Invalidenrente einen festen Zuschuß. Diesen Zuschuß bringt zuletzt das gesamte deutsche Volke auf; und dieser Zuschuß erkennt also die Verpflichtung der deutschen Volkswirtschaft und ihres Trägers, des deutschen Volkes, an, für die, die in ihrem Dienst als Hilfsarbeiter thätig gewesen sind, in dem erwähnten Umfange, nämlich bei Siechtum oder Alter, teilweise zu sorgen. Wegen der unlöslichen Verbindung, in der die Siechtums- und Altersversicherung mit der Krankenversicherung einerseits und mit der Unfallversicherung anderseits steht, tragen zu ihr auch die Träger der Krankenversicherung, die Arbeiter, und zu gleichem Teile die Träger der Unfallversicherung, die Arbeitgeber, Geldzuschüsse bei. Die Träger der Krankenversicherung sind die Arbeiter deswegen, weil diese Gefahr, die Krankheit, wesentlich von ihrer eignen Persönlichkeit abhängt, sie führen daher die Verwaltung dieser Kassen allein oder doch mit überwiegendem Einflusse neben den oder dem Betriebsherrn. Die Beiträge werden daher auch allein von ihnen getragen, mit Ausnahme eines Drittels, welches die Arbeitgeber deswegen beisteuern, weil die Krankenkassen die ersten dreizehn Wochen für die hilfsbedürftigen Schützlinge der Unfallversicherung sorgen, obwohl doch die Unfallversicherung die Obliegenheit der Betriebsherren ist. Sie ist es deswegen, weil Betriebsunfälle wesentlich von der Art des Betriebes abhängen, dieser aber auf der Leitung und der Verantwortlichkeit des Betriebsherrn beruht. Darum ist die Verwaltung der Berufsgenossenschaften allein in die Hände der Betriebsherrn gelegt, und sie tragen ganz allein die Beiträge dazu. Wenn darüber zu entscheiden ist, ob ein Betriebsunfall vorlag und wie er in künftigen Fällen zu verhüten sei, so greift dies wieder auf die Persönlichkeit des Arbeiters über. Darum werden Vertreter der Arbeiter zu den Beratungen über Unfallverhütung und zu den Schiedsgerichten über Betriebsunfälle hinzugezogen. Anderseits werden die Arbeitgeber zu den Krankenkassen zugelassen, weil sie, wie schon bemerkt wurde, ein Drittel der Beiträge dazu aus eignen Mitteln tragen. Sie zahlen übrigens auch die andern zwei Drittel ein in Anerkennung ihrer Schutzpflicht, den Arbeiter gegen Gefahren zu schützen, sie dürfen diese zwei Drittel aber auf den Lohn verrechnen.

Schon diese oberflächliche Betrachtung eines kleinen Teils der Einrichtungen der Versicherungsgesetze zeigt, ein wie reicher und verwickelter Bau hier, den innern Bedürfnissen entsprechend, aufgeführt ist. Man muß sich wohl hüten, zu sagen, daß durch den Reichszuschuß zur Alters- und Siechtumsversicherung die Arbeiterschaft ein für allemal begrenzt, Arbeiterstand und Herrenstand geschieden sei. Allerdings besteht ein solcher Unterschied, wie überall in der Welt zwischen tüchtigern und weniger tüchtigen Mitgliedern eines Volkes.

Digitized by Google

Er bindet aber den Einzelnen nur so lange, als dieser sich nicht durch seine wachsende Tüchtigkeit über andre erhebt, und er ist noch viel weniger etwa vererblich; nur giebt es freilich eine solche Grenze, zu jeder Zeit irgendwo, wenn auch zu jeder Zeit wo anders. Diese Thatsache erkennt die Gesetzgebung, aber wohlgemerkt nur bei der Alters- und Siechtumsversicherung, an, verlangt also, daß die Gesamtwirtschaft des deutschen Volkes für ihre Hilfsarbeiter sorge, weil sich diese ja bald hier, bald dort, bald in diesem Erwerbszweige, bald in jenem, immer aber im Dienste der deutschen Volkswirtschaft beschäftigt haben. Daneben steht dann aber die ebenso wichtige Gliederung der Arbeitgeberschaft in Berufsgenossenschaften und die der Arbeiterschaft in Krankenkassen, und die vielfältige Verbindung zwischen beiden, die sehr deutlich der Anschauung entgegentritt, daß die Arbeiter ein Stand und die Arbeitgeber wiederum ein Stand seien. Krankenkasse, Berufsgenossenschaft und Versicherungsanstalt (für Alter und Siechtum) bestehen alle drei neben einander, und man darf nicht aus den Grundgedanken einer derselben heraus einseitige Urteile über das Ganze fällen.

Alle diese Einrichtungen und Behörden werden aber noch beträchtlich vereinfacht und inniger mit sich und den allgemeinen Verwaltungsbehörden verbunden werden. Die Arbeitergesetze entstanden alle nach einander unmittelbar aus dem Bedürfnis; ihr Zusammenhang unter einander und mit den übrigen Einrichtungen des Staates sollte erst gewonnen werden. Darum entstanden gleichfalls lauter neue und besondre Behörden, die sich in demselben Maße zusammenziehen werden, als die neuen Gedanken dieser Gesetzgebung mit den überkommenen öffentlichen Pflichten verschmelzen. Alsdann werden die neuen Einrichtungen Kraft gewinnen, durch ihre Behörden nicht nur die Arbeiterversicherung, sondern auch die andern Aufgaben der Arbeitergesetzgebung auf sich zu nehmen, die noch der Lösung harren, nämlich die einigende Vermittlung bei Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeiter, die eine Aufgabe der Vorstände der Krankenkassen, aber auch eine Aufgabe der Berufsgenossenschaften sein kann, ferner aber die wirtschaftliche und sittliche Erziehung des Arbeiters durch eine gegenseitige Disziplin, die den Vorständen der Krankenkassen durch Erteilung eines gewissen Einflusses auf die Lohnzahlung übertragen werden kann.

Digitized by Google

Tagebuchblätter eines Sonntagsphiloſophen

14. Aus der Geſchichte unſrer Sitte, zugleich zur Fortſchrittsfrage

uf die Frage, ob es in menſchlichen Dingen ein wirkliches Fortſchreiten im Guten giebt, an dem man bei allem äußern Fortſchritt zu Zeiten recht irre werden kann, giebt es nach meiner Erfahrung ganz ſichere bejahende Antworten in der Geſchichte unſrer Sitte, wenn es möglich wird, größere Zeiträume zuſammenzunehmen. Da klingt wohl ein Ja ja! mit Poſaunenton heraus. Ich verſuche, es da einmal erklingen zu laſſen.

1. Das Hutabnehmen

Das Hutabnehmen vor dem andern iſt uns jetzt weſentlich ein Zeichen der Höflichkeit und iſt das ſchon ſeit Jahrhunderten. Aber nicht vom Urſprung her, und auch jetzt noch geht hie und da ſeine Bedeutung über den Begriff der Höflichkeit hinaus. So zum Beiſpiel in der Kirche. Niemand wird eine Kirche betreten, wenn auch ganz allein darin, ohne die Regung, den Kopf zu entblößen, ſelbſt wenn kühle Luft wäre. Mir kam die ganze Frage einmal vor langen Jahren in der Kirche. Ich war eine geraume Zeit vor dem Beginn des Gottesdienſtes gekommen. Da kommt in dem hohen heiligen Raume über die Seele eine ſchöne Muße zu mancherlei Gedanken, zu denen ſie ſonſt nicht Zeit findet. So fiel mir damals auf, was ich ſchon ſo oft geſehen hatte, und es war mir nie aufgefallen, wie die kommenden Kirchgänger den Hut feierlich abnahmen, die Männer, aber nicht die Frauen. Warum nur jene? und dieſe nicht? Auch die Frauen, wenn ſie in Geſellſchaft gehen, ſetzen doch dort den Hut ab und behalten ihn nur auf, wenn der Beſuch ein kurzer ſein ſoll. Bei den Juden bringt die kirchliche Sitte das gerade Entgegengeſetzte mit ſich, daß man im Tempel den Kopf bedeckt läßt. Was hat alſo das Entblößen des Hauptes für eigentlichen Sinn? Es wurde mir immer fraglicher, und ich fand auch nicht, daß jemand ſonſt darauf achtete. Da kam die Aufklärung aus dem Mittelalter, aus dem Rechtsleben. Nun ſprach ich davon, und da kam auch von Freunden Beiſteuer zu weiterer Aufhellung.

In dem wichtigen Rechtsbuche unſers Mittelalters, dem Sachſenſpiegel, ſteht im Lehnrecht im ſiebenundſechzigſten Artikel eine Beſtimmung für das Ver-

Digitized by Google

halten des Lehnsmannes, wenn er vom Lehnsherrn zu einer Verantwortung vorgeladen wurde. Es heißt (in der mitteldeutschen Fassung gegeben): ê ouch her (er) vor den herren kome, her sal swert, mezzer, sporn, hût, hûben, hantschûh, kappen und alle wâphen von ime tûn. Das bedeutet: falls es bei der Auseinandersetzung zu Hader und Reibung käme, daß der Mann dem Herrn gegenüber ohne Wehr und Waffen sein sollte. Der Hut ist nichts als der Helm, auch Eisenhut genannt (daher auch die sogenannte Haube unter dem Helme als Schutz des Kopfes gegen das Eisen), wie die Handschuhe natürlich Eisenhandschuhe sind, die zur Rüstung gehören. Da erscheint zwar das wehrlose Auftreten des Lehnsmannes vor dem Herren wie nur für den Fall gefürchteter Reibung geltend. Aber im sogenannten Schwabenspiegel, der noch im dreizehnten Jahrhundert nicht lange nach dem Sachsenspiegel diesem nachgearbeitet ist, heißt es an der entsprechenden Stelle (Art. 117, Laßberg) allgemein gehalten, und das ist gewiß das Ursprüngliche: ê daz der man für den herren kome, sô sol er allez gewaefen von ime tuon, und alle die mit ime sint, d. h. sein Gefolge, das im Sachsenspiegel nicht besonders erwähnt ist, weil es sich von selbst versteht. Das gewaefen wird dann auch noch besonders bezeichnet, sporn und mezzer, huot und hûben u. s. w. Dazwischen steht aber höchst überraschend: also sol ouch der herre tuon, d. h. sich und die Seinen vor der Verhandlung gleichfalls wehrlos machen. Das ist aber bestimmt erkennbar als späterer Zusatz, als sogenannte Randglosse, die nachher in den Text geraten ist.

Es ist der Grundgedanke des Ganzen, nicht aufs Lehnswesen beschränkt, aber darin besonders ausgeprägt, daß sich das Verhältnis von Herrn und Mann (Dienstmann) äußerlich darin darstellte, daß bei feierlicher Gelegenheit der Mann waffenlos erschien, der Herr aber bewaffnet. Wir können das heutzutage noch erkennen an Hoffitten, in denen wie in Kriegssitten eine fast unverwüstliche Dauer waltet, wenn auch mit Verschiebungen in Form und Bedeutung. Wenn z. B. der preußische König den Landtag selbst eröffnet und, bevor er die Thronrede verliest, den Helm aufsetzt, so ist das im Grunde immer noch dieselbe Sache und derselbe Gedanke wie dort im dreizehnten Jahrhundert an dem Lehnrechtstage: der Herr unter seinen Mannen, der einzige Bewaffnete oder doch Behelmte und eben daran als Herr erkennbar. Am österreichischen Hofe erschien noch Kaiser Karl VI., wenn auch nicht in Uniform, doch mit bedecktem Kopfe. Aber auch die Botschafter der auswärtigen Mächte hatten dieses Recht, weil sie gedacht waren als die vollen Vertreter der königlichen Herren, als wäre in ihnen ihr Herr selbst anwesend. Am spanischen Hofe hatten die Granden und haben wohl noch das Recht, bei Hofe vor dem König bedeckten Hauptes zu erscheinen, d. h. sie selbst als Herren so hochgestellt, daß an Würde zwischen ihnen und dem König fast kein Unterschied blieb, was ausgedrückt ist in dem lateinischen pares (Gleiche), der König als primus inter

Digitized by Google

pares. Fast ins Heitere tritt das über, wenn im englischen Unterhause die Vertreter des Volkes Nächte lang nur mit bedecktem Haupte arbeiten, wo denn der ehrenwerte Cylinder, diese glänzende Schöpfung des neunzehnten Jahrhunderts, in die Würde des Helmes eingerückt ist als Abzeichen der Selbstherrlichkeit des Volkes, die da in ihren Vertretern erscheint. Der Hut ist wohl schon im spätern Mittelalter in diese Bedeutung des Helmes eingetreten. Er war nun auch ein Abzeichen des freien Mannes, der keinen Herrn über sich hatte.

Um aber in das dreizehnte Jahrhundert zurückzukehren, so ist klar, daß es sich da um eine Sitte handelt, die zuletzt unmittelbar aus dem Kampfleben stammt. Ganz entsprechende Belege aus alter Zeit sind zwar nicht zur Hand, aber die Vorstellung braucht sie auch nicht, sie sieht durch jenen Gebrauch im Lehnrechtswesen deutlich durchscheinen: wer im Kampfe überwunden war, der wurde entwaffnet, und wer sich selbst überwunden gab, der entwaffnete sich selbst, wobei dann Helm, Schild und Schwert die Hauptsache waren, so wie jetzt noch ein eben gefangner Offizier mitten im Gefecht den Degen an den Sieger abgiebt. Die uns grausig anwehende Vorstellung, daß der Überwundne damit sein entblößtes Haupt den Hieben des erregten Siegers preisgab, was allerdings, ganz genau genommen, der eigentliche Sinn des Vorgangs ist, diese Vorstellung darf man sich nicht zu schlimm ausmalen, da schon in ältester Zeit ein wackrer Gegner die Achtung genoß wie heute und außerdem seine Gefangennahme für den Sieger ein viel höherer Gewinn war an Ehre und Wert als seine Tötung. Denn der Sieger wurde nun der Herr des Überwundnen, und dieser sein Knecht, worunter man sich nicht schlechtweg Leibeigner vorstellen darf. Wenn der Gefangne von gutem Namen oder aus angesehener Sippe bei seinem Stamme und auch selbst tüchtig war, so konnte er für den Hof seines Herrn eine Zierde werden. Solche Gefangne hießen gisel, Geisel.

Daß das alles aus den alten Quellen nicht ganz deutlich zu belegen ist (Anspielungen darauf kommen genug vor), darf nicht Wunder nehmen, weil es sich um Dinge handelt, die sich von selbst verstanden, die also besonders zu erwähnen nicht nötig war. Aber zwei Fälle sind zur Hand, die die Sache deutlich beleuchten, aus dem dreizehnten und sechzehnten Jahrhundert. Im Jahre 1551 am 24. Oktober geschah ein Tumult in Hof, von dem Spieß, Archivische Nebenarbeiten u. s. w. (Halle, 1785; 2, 34) nach einem Aktenstück im Plassenburgischen Archiv, berichtet. Dabei sind Adliche in einem festen Gebäude scharf bedrängt von der erbitterten Bürgerschaft. Da reckt einer von ihnen den Hut „fridens halb“ zum Fenster hinaus, man schießt aber auf ihn. Ein andrer, um noch deutlicher zu sein, hängt seinen Hut „zu einem fridzeichen“ zum Fenster hinaus, man schießt auch auf ihn. Ein dritter, Heinrich von Bünau, geht noch weiter und wirft seinen Hut „fridhalb“ zum Fenster hinaus, die Bürger aber zerhacken ihn und wünschen, sie könnten dem alten Bösewicht

Digitized by Google

selbst so thun. Also der Hut statt des Helmes dem Gegner dargereicht und hingegeben zum Zeichen, daß man Friede wolle.

Besonders wertvoll ist eine Stelle in der Gudrun, wo das Abnehmen des Helmes mitten im Kampfe erscheint. Die Hegelinge unter Führung des alten Wate haben in Irland die schöne Königstochter Hilde geraubt als Gemahlin für ihren Herrn, den König Hetel. Hildens Vater, der wilde Hagen, verfolgt die Räuber, und auf dem Strande findet eine gewaltige Schlacht statt. Es ist der entscheidende Augenblick, Wate und Hagen, an Heldenkraft gleich, stehen mit einander im Kampfe. Da wird der Hilde bange, sowohl um ihren Vater als um sich und ihren Freund, und sie fordert König Hetel auf, die beiden zu scheiden, d. h. zum Frieden zu bringen. Hetel, der sich ohnehin als Held erst ausweisen muß, um seine Hilde zu verdienen, springt kampfbereit mit gehobenem Schwert zu den beiden, bittet aber den Hagen um Frieden und fordert auch Wate auf, den Kampf einzustellen. Er selbst aber bindet den Helm ab (Strophe 526, man muß sich denken, die Seinen ihm nach), und das hat die gewünschte Wirkung auch beim Hagen, mit seinem Willen wird der Friede ausgerufen über das ganze Gefilde. Das Abnehmen des Helmes also ein Verzicht auf weitern Kampf und Angebot des Friedens, dem dann, wie hier in der Gudrun, Verhandlungen folgen, die wirklich zum Frieden führen.

Entsprechend ist ein Zug aus der damaligen Kriegssitte, den man im mittelniederländischen Lancelot 3, 18244 erfährt. Da kommt ein Ritter als Bote vom Feinde mit Vorschlägen zum Frieden, er kommt aber mit umgekehrtem Schilde und bloets hoeft, unbehelmt, denn dis was een teken van vrederecht, ein Kennzeichen vom Friederechte, unter dessen Schutze der Ritter kam. Noch jetzt erscheinen ja wohl Parlamentaire unbewaffnet, nur unter dem Schutze der weißen Flagge.

Was also heute Form der Höflichkeit ist, das stammt aus dem bittersten Ernst des Lebens und wird in seiner ursprünglichen Bedeutung weit hinter unser Erfahren von der Sache zurückgehen. Übrigens tritt es als Form der Höflichkeit doch auch schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert auf, Frauen gegenüber. So z. B. im Erec 8960 ff., wo der Held eine Frau einsam sitzend findet, die der Hilfe bedürftig erscheint; er steigt vom Roß, bindet es an einen Ast, lehnt Schild und Speer an den Stamm, bindet den Helm ab, nimmt auch das hüetel unter dem Helm ab, wie die hübe hier heißt, und tritt so vor die frouwe. Er thut also wesentlich das, was oben im Lehnrecht dem Lehnsmann vorgeschrieben war, wenn er vor seinen Herrn trat. Es ist aber auch derselbe Sinn hier wie dort, denn in dem höfisch ritterlichen Wesen wurden die Frauen als Herrinnen behandelt, denen die Ritter zu Dienst verpflichtet waren als Dienstmannen; bedeutet doch frouwe nichts als Herrin, entsprechend dem französischen dame, d. i. lateinisch domina. Aber auch in Gesellschaft überhaupt muß das Ablegen der Waffen noch im dreizehnten

Digitized by Google

Jahrhundert eine Forderung der guten Sitte geworden sein. Konrad von Haslau z. B. in seinem Jüngling tadelt einen ungezogenen knaben (Vers 719 ff.), d. h. einen jungen Mann ohne Bildung:

hantschuoh, swert, mantel, huot
treit er bi gesten und bi kunden ...
ez waer im êrsam unde guot
züg er abe mantel unde huot.

Der Hut wird hier noch der Helm sein, wie die Handschuhe Eisenhandschuhe.

Unsre Höflichkeit von heute zeigt aber immer noch zugleich den alten Hintergrund, denn wenn ich den Hut vor jemand ziehe, gehört eigentlich dazu das Grußwort, das darin seinen äußern Ausdruck findet: „Ihr Diener, mein Herr," also Herr und Diener, in alter Zeit Herr und Knecht, immer noch das Verhältnis aus ältester Zeit her, in der Gegenwart als Redensart fortgeführt, ohne daß man sich was Rechtes dabei denkt.

Zu der kirchlichen Sitte, von der ausgegangen wurde, ist übrigens noch zu erinnern, daß dafür zugleich eine biblische Weisung vorliegt, indem Paulus im ersten Korintherbriefe 11, 4 ff. fordert, daß der Mann beim Beten oder Weissagen das Haupt entblöße, die Frau aber nicht. Bei uns aber war auf alle Fälle die Vorstellung bestimmend, daß man in der Kirche dem Herrn der Herrn gegenüber trat. Die Hüte der Frauen konnten dabei nicht in Frage kommen, weil sie nie Helme gewesen waren. Sehr bemerkenswert ist auch, daß die Bauern sich nicht mit abgezognem Hut oder abgezogner Mütze grüßen, auch nicht der Knecht seinen Bauer. Unsre eigentlich ritterliche Höflichkeit ist nicht bis zu ihnen durchgedrungen, sodaß man darin ebensogut das Natürliche wie etwa einen Bildungsmangel sehen kann, ähnlich wie die Bauern auch in der Perückenzeit keine Perücken getragen haben.

2. Soldatisches Grüßen

Einen ganz eigentümlichen Gang hat die Entwicklung der Sache im Kriegswesen genommen. Da ist ja auf einer Seite das stete Waffentragen mehr als jemals zum Grundsatz geworden, auf der andern Seite aber ebenso das Dienstverhältnis aufs schärfste ausgebildet bis zu unbedingt ergebnem Gehorsam. Da stießen nun die Forderungen des Entwaffnens vor dem Herrn und der Untrennbarkeit von der Waffe seltsam gegen einander. Es mußte ein Mittelweg getroffen werden, der unmöglich erscheint, den aber die soldatische Sitte von heute zeigt, wie man ihn doch fand. Wenn z. B. der Kriegsherr oder sein Vertreter die Fronte seiner Truppen besichtigend abreitet und die Offiziere dann den Degen zu Boden senken, so bedeutet das ursprünglich nichts weiter, als daß sie den Degen eigentlich vor dem Herrn niederlegen; die Haltung des Degens selbst ist der zum Hiebe ausholenden gerade entgegen-

Digitized by Google

gesetzt. Und wenn der soldatische Gruß darin besteht, daß man zwei Finger an den Rand des Helmes legt, so bedeutet das ursprünglich: ich müßte eigentlich den Helm abnehmen, das kann ich aber nicht, thue also, als ob ich ihn abnehmen wollte.

Besonders merkwürdig stellt sich das dar bei dem sogenannten Präsentiren des Gewehres von seiten des Gemeinen. Wenn er seinem Kriegsherrn oder dessen Vertreter das Gewehr entgegenstreckt so weit als möglich, so bedeutet das ursprünglich: ich mache mich vor dir wehrlos, soweit es möglich ist, ohne das Gewehr abzulegen, und biete zugleich dir die Waffe dar, falls du mir sie nehmen willst, denn das letzte ist enthalten in der Bezeichnung präsentiren, französisch présenter. Das führt zugleich darauf, daß dieses ganze Verfahren französischen Ursprungs sein wird. Das wirkliche Weglegen der Waffe erscheint im dreizehnten Jahrhundert z. B. in den Nibelungen, 350 Lachm., wo Eckewart von der Grenze der Mark her, deren Hut ihm anvertraut ist, nach Bechelaren geeilt kommt, um das Herannahen der Burgunden zu melden. Der Markgraf Rüdiger eilt ihm vor das Burgthor entgegen, Eckewart aber gürtet sich zuerst das Schwert ab und legt es von der Hand, ehe er seine Meldung macht, d. h. es ist im Grunde wie oben im Lehnswesen.

Erwähnen möchte ich auch noch das Gebahren mit den Handschuhen beim Gruße. In der gebildeten Welt verlangt es die sogenannte Etikette, wo sie streng eingehalten wird, daß man dem andern nicht die Hand giebt, ohne den Handschuh auszuziehen, was denn bei straffen Glacéehandschuhen auch Anlaß zu spaßhaften Szenen giebt. Die Gemütlichkeit kann doch daran keinen Anteil haben, daß man nicht etwa wolle das Leder sich einschieben lassen zwischen Hand und Hand, zwischen Mensch und Mensch. Mir scheint, als wäre das auch noch aus der Zeit her, wo der Handschuh zur Rüstung gehörte, dessen Ablegen in Gesellschaft schon Konrad von Haslau oben vom Gebildeten fordert. So scheint mir auch der Hut von heute noch auf der Linie des Eisenhutes zu stehen, wenn man ihn in die Gesellschaft mitnehmen muß, statt ihn draußen bei den abgelegten Überkleidern zu lassen, obwohl er im Salon nach allen Seiten störend und völlig unnötig ist. Das stammt wohl vom Hofe her, der Hut der unbewußte Nachfolger des Helmes, den man unnötig mit in den Saal nahm und in der Hand trug, bloß um sehen zu lassen, daß man ihn vor dem Herrn nicht aufsetze. Wie viele Jahrhunderte wird wohl der liebe Cylinder, der im frischen Leben ein überwundner Standpunkt ist und schon der Lächerlichkeit anheimfällt, bei Hofe und in feiner Gesellschaft noch diese wichtige und doch spaßhafte Rolle spielen?

3. Der Fußfall

Der Fußfall ist im Leben jetzt ein seltnes Ding, obwohl ihn die Bühne und der Roman noch nicht entbehren können; auch in einer Redensart fristet

Digitized by Google

er sein Leben, mit der man höchster Huldigung spaßhaften Ausdruck giebt: „Ich werfe mich Ihnen zu Füßen.“ Das wachsende Würdegefühl, auch bei Armen und Unglücklichen, scheidet ihn aus aus den Sitten. Er hat aber eine merkwürdige Geschichte hinter sich, die recht eigentlich hier in den Zusammenhang gehört und in die tiefste Urzeit führt. Ich muß aber kurz sein.

In Kleinasien, in Behistan, wurde vor nicht langer Zeit ein Felsenbild gefunden, das einen Sieger und den Überwundnen darstellt, und zwar Darius und den falschen Smerdes. Das Bild aber zeigt, überaus merkwürdig, den Besiegten auf dem Rücken liegend, den Sieger aber über ihm stehend, das eine Bein auf seinen Bauch gesetzt. Diese Gebärde kann wohl nur bedeuten: gieb dich überwunden, oder ich zertrete dir das Leben. Denn der Sieg bestand schon in alter Zeit wie jetzt noch bei wilden Völkern weniger im Siege selber, als darin, daß der andre sich als besiegt bekannte und unterwarf.

Daß Darius damals den Smerdes so unterworfen vor sich gehabt habe, daran ist gewiß nicht zu denken. Es wird schon damals ein alt überliefertes Bild gewesen sein, um einen Sieg darzustellen, obwohl es zuletzt auch auf Wirklichkeit zurückgehen wird, die sich wer weiß wo bei wilden Völkern als kriegsrechtliche Sitte wohl noch wiederfinden wird. Führen wir selber doch eben das, was das Bild dort in Behistan darstellt, arglos in der Redensart fort, daß der Besiegte dem Sieger sich „unterwerfen“ mußte, und sagen das auch von Staaten und Völkern, obwohl die deutliche Vorstellung nur zwei Gestalten zuläßt, wie dort auf dem Felsenbilde. Auch lat. subjectus, Unterthan, bedeutet eigentlich unterworfen, geht also in seinem Ursprunge auf dieselbe alte Kriegssitte zurück.

Ganz altertümlich und an jenem Bilde leichter zu begreifen ist auch die noch ganz geläufige Redensart, daß der Sieger dem Besiegten „den Fuß auf den Nacken setze,“ d. h. ihn die „Niederlage“ recht empfindlich fühlen ließ. Es ist dasselbe, aber mit einer weitgreifenden Änderung zum Fortschritt: der Fuß nicht mehr auf die Eingeweide gesetzt, sondern auf den Nacken, wo dann von einem Zertreten nicht mehr die Rede ist, sondern nur von einem entwaffnenden Niedertreten. Man kennt diese Form der „Unterwerfung“ am bequemsten aus Campes Robinson, wo Freitag, welchen Robinson vom Kannibalentode gerettet hat, vor seinem Retter sich hinwirft, einen seiner Füße ergreift und sich selber auf den Nacken setzt, d. h.: du bist fortan mein Herr und ich dein eigen in treuem Dienste.

Hier begreift sich nun auch als weitere Stufe das Gebahren der Untern gegen den Herrn, das die Griechen bei den Persern sahen, das προσκυνεῖν, und das man noch in Asien sieht, auch in Rußland: der Untere wirft sich vor dem Herrn auf die Erde und küßt ihm den Fuß oder statt dessen den Saum des Gewandes. Die asiatische Sitte hatte auch in Rom Fuß gefaßt, sie schmeichelte dem Größenwahn der spätern Cäsaren. Diocletian führte ein,

Digitized by Google

daß für den Fußkuß ein mit Edelsteinen geschmückter Schuh angelegt wurde, und das lebt denn heute noch nach in Rom seltsam genug in dem Pantoffelkuß, mit dem dem Papste gehuldigt wird.

Warum aber das Küssen? Es kommt vor, daß die strafende Rute vom Gestraften geküßt wird als Dank für gnädige Strafe, ebenso die strafende Hand, die letztere auch dafür, daß sie gnädig nicht gestraft hat. So hat vielleicht das Küssen des Fußes ursprünglich den Sinn, daß es Dank war für die Gnade, daß der Überwundne nicht zertreten, sondern nur getreten wurde, dies aber zugleich als Zeichen, daß der Sieger vom Besiegten Besitz nahm wie von einem Eigentum, für das man fortan doch auch Sorge trägt.

So ist unser Fußfall das Ende von dem Faden, den man in dem Felsenbilde dort anspinnen sieht, mitten aus Kampf und Krieg heraus. Er bedeutet auch immer noch: ich gebe mich in deine Gnade und Ungnade, du hast mein Lebensglück in der Hand, sei so gnädig und sorge dafür. Der Fußfall selbst ist übrigens verschieden abgestuft in Bezug auf die Selbsterniedrigung vor dem Angesiehten, je nachdem man sich z. B. auf beide Kniee hinwirft oder sich nur auf eines niederläßt, den Kopf zu den Füßen niederbeugt oder emporrichtet. Die ganze Entwicklung zeigt solche Stufen, die von der Selbsterniedrigung zur Selbstachtung aufsteigen. Der ältesten Form z. B., daß man sich flach hinstreckt vor dem Sieger wie aller eignen Kraft beraubt, steht noch ziemlich nahe die Form, in der der gemeine Russe sich vor seinem Herrn niederwirft, geht aber zugleich darüber hinaus, indem man die Kniee anzieht, was schon der Übergang zum Aufrichten auf die Kniee ist. Der Kniefall selber ist eine weitere Abkürzung des Hinstreckens vor dem Herrn. Auch der Lehnsmann, wenn er sein Lehen empfing und dem Herrn huldigte, kniete vor dem sitzenden Herrn mit gefalteten Händen, die der Herr überdies zwischen seine Kniee nahm, womit also der Mann ganz wehrlos war. Das Falten der Hände geht beiläufig auch auf älteres Kriegswesen zurück, es vertritt die gebundnen Hände dem Sieger gegenüber, mit dem Verflechten der Finger beider Hände in einander sind sie wie gebunden.

Ob das Knieen die letzte Stufe ist, mit der das ursprüngliche Hinstrecken sich abkürzte, um von der Selbsterniedrigung aufzusteigen? Es giebt ein demütiges Verbeugen, das wie ein Übergang zum Fußfall aussieht. Das Verbeugen selbst aber hat wieder so verschiedne Abstufungen nach dem Maße des eignen Würdegefühls, daß ich verzichte, sie zu bezeichnen. Und wiewohl das Neigen des Kopfes recht gut denkbar ist als selbständig entstanden dem Herrn gegenüber, so bleibt es doch zugleich möglich, daß auch das würdigste Verneigen vor dem Höhern geschichtlich doch nur die letzte Abkürzung jenes unterwürfigen Hinstreckens vor dem Sieger ist.

* * *

Digitized by Google

Um aber schließlich auf die Fortschrittsfrage zurückzukommen: ich wüßte nicht, wo man ein sichreres und kräftigeres Ja darauf haben könnte als in dieser Betrachtung, wie sich im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende aus natürlichen, wilden Urverhältnissen rechte Menschenwürde herausarbeitet, auch in der Gesinnung der Höhern, Herren und Fürsten, wider deren Willen die ganze Bewegung unmöglich gewesen wäre. Mir kommt dabei Fichtes edler Begriff von der moralischen Weltordnung in den Sinn, die in dem Ganzen waltet, es durchdringt und umfängt und seinem höhern oder höchsten Ziele zuführt.

Aus Altägypten

Die „Prachtwerks"-Industrie hat es dahin gebracht, daß neue Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichtsschreibung und der Länder- und Völkerkunde einem gewissen Mißtrauen begegnen, wenn auf dem Titelblatte „Vollbilder" und Abbildungen im Texte erwähnt werden. Ein Fortschritt zum Bessern ist ja insofern anzuerkennen, als die sogenannten Illustrationen, die zeigen, wie sich irgend ein Maler einen geschichtlichen Vorgang, eine Schlacht, eine Beratung, eine Krönung oder dergleichen vorstellt, zu häufig aber außerdem die ärgste Unkenntnis der Zeiten und Gebräuche verraten, mehr und mehr durch Wiedergabe „echter" Darstellungen verdrängt werden. Dennoch wird auch da vielfach auf die gedankenlose Schaulust spekulirt und auf ein Publikum, das nicht lesen, sondern nur blättern will. Wir finden z. B. in einer Geschichte der neuesten Zeit ein eine ganze Blattseite bedeckendes Bildnis der schönen Madame Récamier nach Gerard und sehen es mit Vergnügen; wer aber im Text Auskunft darüber zu erhalten hofft, womit die Dame die Ehre verdient habe, in die Geschichte aufgenommen zu werden, sieht sich gröblich getäuscht, denn nur ganz flüchtig wird da ihr Name erwähnt. Das Bild war vorrätig, und so mußte es wohl oder übel angebracht werden. Und solcher Beispiele könnte eine Menge angeführt werden, die es begreiflich machen, daß jemand, der sich bewußt ist, ein Buch verfaßt zu haben und nicht nur den begleitenden Text zu neuen oder alten, guten oder schlechten Holzschnitten, Ätzungen oder Farbendrucken, seine Arbeit förmlich gegen die Verwechselung mit den „beliebten Bilderbüchern für große Kinder" zu sichern sucht.

Digitized by Google

Das thut Adolf Erman in Berlin in der Vorrede zu seinem Werke: Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum (Tübingen, Lauppsche Buchhandlung). Die Verwahrung wird bei ihm doppelt verständlich, wenn man sich erinnert, daß die erwähnte litterarische Industrie auch das Land der Pharaonen nicht verschont hat. In der That hätte sie glauben müssen, ihrer Pflicht zu fehlen, wenn sie den durch kulturgeschichtliche Romane gründlichst vorbereiteten Vergnügungszüglern, die alljährlich bis zu den Kataraкten spedirt werden, nicht ein „gediegnes Prachtwerk" geliefert hätte, aus dem sie erfahren können, was sie gesehen und was sie nicht gesehen haben. Solche Bilderbücher nähren immer wieder das Vorurteil gewisser Gelehrtenkreise gegen lesbar geschriebne Bücher überhaupt. So oft man glaubt, dieses Vorurteil müsse durch so viele glänzende Leistungen in der Geschichtschreibung und in den Naturwissenschaften gründlich ausgerottet sein, taucht doch stets wieder die Meinung auf, die Wissenschaft vergebe sich etwas, sobald sie eine Sprache redet, die nicht einzig und allein der engsten Zunft verständlich ist. Auch Ermans Buch ist dem Vorwurf begegnet.

Mit Unrecht. Im Gegenteil ist es dem Verfasser öfter nicht gelungen, sich gegenwärtig zu halten, welcher Grad von Vorkenntnissen und von Interesse bei dem gebildeten Laien vorausgesetzt werden darf. Begreiflicherweise gehört für einen Forscher Entsagung dazu, Ergebnisse seiner Untersuchung, die etwa bisherigen Ansichten zuwiderlaufen, ohne Rechtfertigung hinzustellen; allein die Auseinandersetzung mit den Fachgenossen hat an andern Orten stattzufinden. Beispielsweise wird der Leser, der über das alte Ägypten unterrichtet zu werden wünscht, auch hoffen, einen Wegweiser durch das Wirrsal der „Transskriptionen" zu erhalten, wenigstens so, daß er, vielleicht in tabellarischer Zusammenstellung, die gangbaren Umschreibungen kennen lernte. Wenn er nun bloß hört, daß die ihm bisher wohl vorgekommnen Formen Ra oder Amenemhat „greulich" seien, und daß es eine wahre Freude sei, „an Stelle von so barbarischen Formen wie Ra-nefer-ka so schön überlieferte wie Nefer-ke-rē' setzen zu dürfen," so wird er das eben auf Treu und Glauben hinnehmen, ohne die Freude nachempfinden zu können. Und erfährt er ferner, daß Erman in besondern Fällen und „aus besondern Gründen, die dem, der Koptisch versteht, einleuchten werden," von der herkömmlichen Umschreibung abgewichen ist, daß er dies und jenes Zeichen wie das hebräische ɣ oder ɥ zu sprechen habe, d' und t' aber „vielleicht etwa wie dj, tj oder ähnlich," so wird man es dem des Koptischen und Hebräischen Unkundigen kaum verargen, wenn er seufzt: Gebt uns unsre Cheops und Sesostris wieder!

Eine andre Ausstellung — um mit solchen gleich aufzuräumen — trifft die entgegengesetzte Richtung. Der Verfasser ist beflissen, nach bekanntem Muster dem Bürger des neunzehnten Jahrhunderts n. Chr. die Einrichtungen des zwanzigsten und dreißigsten v. Chr. mundgerecht zu benennen. Da lesen wir

Digitized by Google

denn von altägyptischen Chausseen, Distriktchefs, Westend, Proviantdepot, Gendarmerie und vielem dergl. m., es fehlen nur noch Kommerzienräte und Jockeyklub. Wir gestehen, daß das gar nicht nach unserm Geschmack ist, und möchten den Leser kennen, der solcher zu Zeit und Ort nicht im mindesten passender Ausdrücke bedürfte, um zu verstehen, daß von Landstraßen, Bezirksverwaltern oder Bezirkshauptleuten u. s. w. die Rede ist. Endlich meinen wir, daß der Zweck des Werkes hie und da eine größere Sparsamkeit in der Wiedergabe von Dokumenten nicht nur gestattet, sondern sogar wünschenswert gemacht hätte.

Abgesehen hiervon erkennen wir gern an, daß der Verfasser bemüht gewesen ist, das, was die Fachwissenschaft bis heute sicheres über die Zustände des alten Ägyptens ermittelt hat, in ansprechender Form mitzuteilen. Mit der Natur des Landes und des Volkes beginnend, läßt er eine gedrängte Übersicht der politischen Geschichte folgen und behandelt dann in siebzehn Kapiteln ausführlich: König und Hof, Verfassung und Verwaltung, Polizei und Gericht, Familie, Haus, Tracht, Vergnügungen, Religion, Totenkultus, Wissenschaft, schöne Litteratur, bildende Kunst, Landwirtschaft, Handwerk, Verkehr, Krieg. Daß bei dieser Stoffeinteilung häufig von einem auf das andre Kapitel verwiesen werden muß, versteht sich von selbst. Erman bezeichnet die Kapitel über das Beamtenwesen, über die Hausanlage, über die Tracht als solche, die vorwiegend neues enthalten. Wir entlehnen diesen Darstellungen einiges, was dazu dienen kann, allgemeine Vorstellungen zu klären.

Nach den Inschriften zu urteilen, wäre das alte Ägypten das Muster eines patriarchalischen Staatswesens gewesen. Ein guter Gott, von geliebten Freunden und weisen Fürsten umgeben, von der Priesterschaft als leiblicher Sohn des Sonnengottes verehrt, von seinen Unterthanen angebetet, sorgt der Herrscher väterlich für sein Land. Aber solche Hof- und Staatsgeschichtschreibung wird berichtigt durch andre Zeugnisse, die des scheinbar unumschränktesten Königs Abhängigkeit von Priester- und Beamtenkaste, von den Führern der Truppen, ihn oft ohnmächtig gegenüber dem alten Adel in den Provinzen und stets von seinen eignen Verwandten bedroht erscheinen lassen, kurz: orientalische Zustände enthüllen.

So weit unsre Kenntnis der ägyptischen Geschichte zurückgeht, ist das Land ein Reich unter einem Könige. Allein in der Titulatur des letztern sowohl, des „Herrn der beiden Länder," des „Königs von Oberägypten und Königs von Unterägypten," als der obersten Beamten der Schatz- und der Kornkammer, „Vorsteher der beiden Silberhäuser" und „Vorsteher der beiden Getreidespeicher" klingt noch das frühere dualistische Verhältnis nach. Außer jenem Doppeltitel führt der König seinen Namen, dazu den beim Regierungsantritt angenommenen neuen Namen, der stets mit dem des Sonnengottes Rê' zusammengesetzt ist; er wird noch außerdem als Sohn dieses Gottes,

Digitized by Google

dann — und zwar jedesmal mit einem schmeichelhaften Beisatze — als Horus, als Herr des Geier- und des Schlangendiadems (der Kronen der Götter) und als goldner Horus bezeichnet, und die Schreiber des neuen Reiches schmücken jeden einzelnen Bestandteil dieser langen Titulatur noch überschwänglich aus. Doch wurde der Name des Herrschenden gewöhnlich nicht ausgesprochen, sondern seine Person und Würde durch eine Umschreibung angedeutet, insbesondre durch per'o, das große Haus, woraus das hebräische Pharao entstand.

Die Beschreibung des königlichen Ornates giebt Gelegenheit, die Tracht überhaupt zu besprechen. Die Bildwerke geben noch manches Rätsel auf. Die älteste Tracht besteht aus einem Lendentuch, das vorn über einander geschlagen und durch einen Gürtel befestigt ist, der mit Riemenwerk künstlich verknotet zu sein scheint; ob das, was einem Messergriffe oder einem Baudende oder einem Ringe ähnlich über den Gürtel hervorragt, des letztern Ende oder ein Zipfel des Lendentuches oder was sonst vorstellen mag, ist uns zweifelhaft. Ebenso fraglich ist die Beschaffenheit eines Lendentuches von größerer Weite. An Profilgestalten steht es vorn sehr weit vor, fast wie ein Reifrock, aber scheinbar ganz steif und gradlinig; und bei einem Sitzenden der fünften Dynastie in Lepsius Denkmälern macht es vollends den Eindruck, als ob der Vorbau künstlich gesteift oder unterstützt gewesen sei. Das ist auch Ermans Auffassung. Dagegen zeigt die Statue des Urchuu (ebenda) einen besondern dreieckigen Schurz, dessen eine Spitze oben in den Gürtel gesteckt ist. Es ist daher nicht unmöglich, daß bei dem bekannten Unvermögen, Verkürzungen zu zeichnen, die Künstler der Profilbilder eben diesen dreieckigen Schurz darstellen wollten. Im mittlern Reiche wird das Lendentuch von Höhergestellten länger getragen, es erscheint auch ein längeres und weiteres oberes über einem kurzen und engen untern, das gelegentlich durch einen Schurz ersetzt wird, und wir erkennen den Wechsel der Mode in den Veränderungen der Verhältnisse dieser beiden Kleidungsstücke. Für festliche Tracht kommt wohl ein großes, auch Schultern und Oberarme bedeckendes Tuch oder ein auf der Brust befestigtes Schultertuch (von Erman „Mantille" genannt) hinzu. Zeichen der Würde scheinen breite oder schmale Bänder zu sein, die entweder um den Leib geschlungen oder lose über die Schulter oder den Arm geworfen sind oder im Nacken befestigt über die Brust und weiter herabhängen. Bei den Frauen dienen ähnliche Bänder dazu, das unterhalb der Brust beginnende eng anliegende Kleid zu tragen. Im neuen Reiche sind die Frauen mit Untergewand und einem meistens nur über eine Schulter geschlagenen Mantel bekleidet; die Feinheit des Stoffes beider wird in den Abbildungen zu völliger Durchsichtigkeit. Gegen Ende der zwanzigsten Dynastie, also etwa 1050 v. Chr., wird noch ein unterstes dichtes Kleid getragen.

Die allmähliche Verdrängung farbiger durch weiße Stoffe erklärt Erman durch das Streben nach Reinlichkeit, ebenso das Scheren des Haupthaares und

Digitized by Google

Bartes, das übrigens, da unter den üblichen, bald kurzes Kraushaar, bald Locken nachahmenden Perücken manchmal eignes Haar sichtbar wird, vielleicht nur als Kurzschneiden zu verstehen ist. Daß mit den Perücken Luxus getrieben wurde, wie in andern Zeiten mit andern Kopfbedeckungen, beweisen die verschieden geschmückten Bildnisse einer und derselben Person. Die Frauen der höhern Stände zeichnen sich fast immer durch Locken- oder Flechtenungeheuer aus.

Zu den größten Sonderbarkeiten gehört es, daß der Bart geschoren, im alten und mittlern Reiche aber, seltner im neuen, bei feierlichen Gelegenheiten ein künstlicher kurzer Zopf unter das Kinn gebunden wurde. Bezeichnender Weise ließen auch in älterer Zeit die Großen sich immer ohne Bart abbilden. Ein längerer Kinnzopf gehört zu den Abzeichen des Königs, ein noch längerer mit auswärts gebognem Spitze kommt den Göttern zu.

Sandalen aus Leder, Papyrus oder Palmbast mit verschiedenartiger Gestaltung des Riemenwerks wurden im neuen Reich allgemeiner, doch war es schicklich, sie in Gegenwart Höhergestellter nicht anzulegen.

Den eigentümlichsten Schmuck der Männer wie der Frauen bilden die aus Perlen und Cylindern von Glas oder mit blauem oder grünem Schmelz überzogenem Thon zusammengesetzten kragenförmigen Halsgeschmeide, und wir möchten vermuten, daß die „bunten gestickten Halskragen," von denen Band I, Seite 313 die Rede ist, in der That solche Perlennetze gewesen seien.

Mit der Tracht ist es in Ägypten wie überall und immer gegangen, daß die Bereicherungen und Verschönerungen der Kleidungsstücke u. s. w. zuerst Vorrecht der Mächtigen und Vornehmen waren und durch Nachahmung allmählich allgemeine Verbreitung erhielten. Die höchsten Personen mögen sich durch kostbarere Stoffe, Stickerei u. dgl. für ihre Gewänder ausgezeichnet haben, aber als besondre Abzeichen sind ihnen nur eigentümliche Kopfbedeckungen vorbehalten. Der König trägt ein Tuch, das an der Stirn glatt anliegt, zu beiden Seiten in breiten Falten herabhängt und im Nacken sackartig endigt. Für feierliche Gelegenheiten hat er jedoch dreierlei Kronen, die weiße: einen kegelförmigen Helm, die rote: einen Hut, der sich nach oben verbreitert, und dessen hintere Wand mindestens noch einmal so hoch ist als die vordere, dem Anscheine nach ohne Boden, dafür aber mit einem immer an der Rückwand befestigten, schräg emporsteigenden und in eine Krümmung ausgehenden, vermutlich metallenen Stabe geziert, endlich eine Doppelkrone: die weiße in die rote gesteckt und der Stab an jener befestigt. Unmittelbar über der Stirn ist an dem Kopftuche, an den Kronen, am Kriegshelm und, wie ein Bildnis Amenhoteps III. (Seite 73) zeigt, auch an der Perücke die wohlbekannte Uräusschlange mit geschwollenem Bauch und drohend vorgestrecktem Kopf angebracht; an jener Perücke zieht sie sich über den ganzen Scheitel hin. Diese Schlange

Digitized by Google

in mehrfacher Anzahl bildet auch einen Bestandteil des übrigens aus Hörnern, großen Federn und dem Sonnenbilde zusammengestellten, eine Haube bekrönenden Schmuckes, der den König als Gott kennzeichnet. Weitere Attribute des Herrschers sind Krummstab, Geißel und sichelförmiges Schwert. Würdenträger unterscheiden sich durch die verschiedne Form ihrer Stöcke. Die Königin hat auch eine Prachthaube mit weit herabhängenden Flügeln, der Uräusschlange, vom Scheitel aus an den Schläfen bis zum Halse die Flügel des heiligen Geiers, der in ganzer Figur nebst zwei Schlangen und Sonnenscheiben den Aufbau bekrönt. Prinzen tragen eine Stirnbinde mit deutlich herabfallenden breiten Bändern.

Das „große Haus“ ist nicht allein der Wohnsitz des Königs, sein „Horizont,“ in dem er bei seinem Tode „untergeht wie der Sonnengott,“ sondern es laufen darin auch alle Fäden der Regierung zusammen, da der König selbst, natürlich mit Hilfe seiner Räte („der Fürsten, die vor ihm stehen“) über die zahllosen Berichte der schreibseligen Beamten aus allen Verwaltungszweigen Entscheidungen treffen und Urteile fällen muß. Demgemäß besteht der Palast aus dem Wohngebäude und den Amtsräumen, die den viereckigen Hof davor einschließen. Daß es höchste Auszeichnung war, des persönlichen Verkehrs mit dem Herrscher gewürdigt zu werden, und daß für diesen Verkehr genaue Vorschriften bestanden haben, läßt sich aus Andeutungen schließen. Aber hervorgehoben zu werden verdient, daß die uns als orientalisch geltenden Gebräuche, die Verehrung durch Niederwerfen auf den Boden auszudrücken, die Füße des Erhabenen zu küssen — Gebräuche, die das Abendland aus dem Judentum übernommen hat —, in Ägypten nur im alten Reiche allgemein bestanden zu haben scheinen: im neuen Reiche genügt wenigstens für Höhergestellte die Verneigung und das Emporheben der Arme, wie es die Griechen beim Anrufen der Gottheit thaten. Der Gunst des Königs, des Umganges mit ihm, des Lobes aus seinem Munde, der königlichen Verwandtschaft rühmen sich viele auf ihren Grabstelen, vom mittlern Reich an der „wirklichen“ Verwandtschaft, worunter aber nicht die bei den vielen Frauen und der großen Nachkommenschaft der Könige ohne Zweifel sehr ausgedehnte Blutsverwandtschaft zu verstehen ist, sondern, da einer berichtet, er sei nach Empfang vieler Ehren und Auszeichnungen endlich wirklicher königlicher Verwandter geworden, die Ehe mit einer Königstochter. Leider geben die langen Aufzeichnungen von Titulaturen nur selten einen Begriff von der wirklichen Stellung und den Verrichtungen oder Thaten des Verstorbenen.

Die Gaue, in die Ägypten eingeteilt war, und in denen alteingesessene Adelsfamilien, vermutlich Nachkommen einstiger unabhängiger Fürsten, das in den Händen eines „Großen,“ Statthalters, vereinigte höchste richterliche und Verwaltungsamt, sowie die hoheprieſterliche Würde in ihren Familien, wenn nicht gesetzlich, doch herkömmlich vererbt zu haben scheinen, sind im Laufe der

Digitized by Google

Zeiten offenbar manchem Wechsel in Zahl, Grenzen und Benennung unterworfen gewesen, und ebenso verschieden war gewiß Befugnis und Macht der Statthalter. Es ist sehr lehrreich, daß die Laufbahn eines zu mancherlei hohen Würden gelangten Mannes, 'Amtén, eines Zeitgenossen des von Erman abwechselnd Snefru und Snofru genannten ersten Königs der vierten Dynastie, sich in einer von Lepsius mitgeteilten Inschrift verfolgen läßt. Obgleich königlicher Verwandter, mußte er sich von unten heraufarbeiten, begann als „Schreiber des Nahrungshauses," wurde nach und nach Bezirksverwalter und „Unter-Ackerrichter" im Ochsengau des westlichen Delta, und nachdem er noch verschiedne Stellungen eingenommen hatte, z. B. die eines Vorstehers der ganzen königlichen Ernte, wurde er mit einer erstaunlichen Menge höchster Ämter und Ehrenstellen betraut. Er war „Fürst des Südens," und zwar verwaltete er den siebzehnten Gau und die östliche Hälfte des Fajum, „Fürst des großen Hauses" (vielleicht Verwalter des Krongutes) in einem Dutzend Städten des Delta und zugleich deren politischer Obmann, in der Stadt Hefner, westlich von Sais, „Fürst des Ackers," in einer der Oasen „Vorstand des Fremdlandes," d. h. der Wüste, und als solcher Oberhaupt der Beduinen und Oberstjägermeister des Königs, Prophet und Leiter der Priester verschiedner Götter und Ackerrichter des Ochsengaues. Die Zentralverwaltung war dann vertreten durch Schatzmeister, die zugleich Truppen, Schiffsmannschaft, Arbeiter an Bauten u. a. m. unter sich hatten. Wie der Beamtenstaat sich in zahllosen Stufen aufbaute, wird von Erman umständlich erörtert. Je weiter die Zeit vorrückte, desto zahlreicher wurde das Beamtenheer und desto verwickelter der Organismus. Im neuen Reiche endlich tritt das königliche Beamtentum an die Stelle der Aristokratie als Verwalterin der Gaue, während die Führer der Söldner und die Priesterschaft die Macht gewinnen, die früher der Adel ausübte.

Schon im mittlern Reiche wurden verdiente tapfere Truppenführer durch „das Gold der Belohnung" ausgezeichnet. Sie erhielten z. B. „vor allen Leuten" einen Löwen, drei Halsketten, zwei Bienen und vier Armbänder, alles aus feinem Golde, oder vier Armbänder, ein Salbengefäß, sechs Bienen, einen Löwen und zwei Beile, oder vier Armbänder, sechs Halsketten, drei Salbengefäße aus Lapislazuli und zwei silberne Armspangen. Die Ehrenzeichen hatten also auch hohen materiellen Wert. Eine Abbildung bei Lepsius zeigt, wie auch ein Priester, der am Hofe die Titel Wedelträger zur Rechten des Königs und königlicher wirklicher geliebter Schreiber führte, feierlich mit einer Menge von Ketten und Spangen behängt wird, gemäß dem Befehle des Königs: „Legt Gold an seinen Hals und an seinen Rücken und an seine Füße, weil er die Lehre gehört hat."

Dafür machten hohe Beamte am Neujahrsmorgen auch dem Könige große Geschenke; so einer dem König Amenhotep II. Wagen aus Silber und Gold,

Digitized by Google

Statuen aus Ebenholz und Elfenbein, Halskragen aus Edelsteinen, Waffen und andre Kunstwerke.

Solchem Reichtum der Höchstgestellten gegenüber erscheint schon die Lage der andern Beamten bedenklich, deren Einkünfte meist aus Lebensmitteln bestehen. Und in den niedern Regionen scheint es jederzeit ganz orientalisch zugegangen zu sein. Immer wiederholen sich die Klagen der Unterbeamten und Oberarbeiter, daß man sie trotz aller Versprechungen Mangel leiden lasse, bald, weil offenbar kein Vorrat da war, bald wegen Trägheit oder Widerwilligkeit der mit der Verteilung der Brote und Gänse beauftragten. Ein Diener beschwert sich, daß die Abgaben, rohe und verarbeitete Häute, Stöcke, Papyrus, Korn, Mehl u. a. m., unerbittlich von ihm eingetrieben werden, er aber vergebens auf die Lebensmittel warte, die ihm von Staats wegen zu liefern waren.

Die Verhältnisse der Arbeiter — und damit wollen wir unsern Bericht schließen — werden durch die Aufzeichnungen von Oberarbeitern geklärt. Ein solcher hat z. B. genau darüber Buch geführt, an welchen Tagen die zu seinem Trupp gehörigen gearbeitet haben, müssig gewesen, krank, faul, durch Opfer oder durch Unpäßlichkeit in der Familie abgehalten worden sind. Die Beköstigung wird ihnen geliefert, Fische, Hülsenfrüchte, Krüge, Brennholz, Getreide. Die Lieferungen verspäten sich, und die Arbeiter bleiben in ihren Wohnungen, nach öfterer Wiederholung aber ziehen sie insgesamt vor den Fürsten, um Beschwerde zu führen. Einige Tage später empfangen sie, was ihnen gebührt, und „geben an den Wedelträger zwei Kasten und eine Schreibtafel," wohl als Dank für die Befürwortung ihrer Klage.

Unter Ramses III. verließen einmal die Nekropolenarbeiter mit Weib und Kind die Totenstadt, weil sie seit achtzehn Tagen Hunger litten, ließen sich auch weder durch die Versprechungen der Beamten noch durch das Zureden der Priester zur Rückkehr bewegen. Ihre Haltung scheint bedrohlich geworden zu sein, man beschwichtigte sie endlich am 13. des einen Monats durch Lieferung des Proviants für den vorausgegangnen. Und noch durch drei Monate zieht sich dieses Wesen hin. Sie erhalten Abschlagszahlungen und müssen immer durch Arbeitseinstellung weiteres erzwingen.

Das Bild wird ergänzt durch die Erzählung von dem Treiben eines Oberarbeiters, der selbst stahl, was er kriegen konnte, den Opferwein, Wagengeschirr, einen wertvollen Steinblock, Werkzeuge, Bücher, Gräberausstattung u. a., und seine Arbeiter zum Stehlen anleitete. Er nützte auch die Arbeiter für seine Privatangelegenheiten aus, mißhandelte sie und einen andern Oberarbeiter, soll diesen schließlich totgeschlagen und auf dieselbe Weise sich die Belastungszeugen vom Halse geschafft haben. Noch schlimmer ergeht es natürlich den wirklichen Leibeignen, die zum Teil aus Kriegsgefangenen bestehen, als Sache angesehen und durch ein Brandmal als Eigentum

Digitized by Google

der Krone oder eines Tempels gekennzeichnet werden. Bd. I, Seite 187 wird ein köstlicher Bericht mitgeteilt über einen syrischen Sklaven, der dem Propheten eines Tothtempels zugewiesen worden, auf dem Wege zu ihm jedoch verschwunden war, und den alle die Beamten, durch deren Hände er gegangen zu sein scheint, verleugnen; wie der Bericht es ausdrückt: „sie spielen die Tauben“ und schicken den Nachfragenden von einem zum andern.

Diese Züge beweisen besonders klar, wie uralt auf ägyptischem Boden die Schäden sind, an denen das Land noch heute krankt, und wie weit zurück die armen Fellachs die Reihen der Vorfahren in ihrem Elende verfolgen könnten.

Die Ausstattung des Werkes ist würdig; mehr als vierhundert Abbildungen der mannichfaltigsten Art, auch eine Karte, Landschaftsbilder und Schrifttafeln zieren das Buch eben so sehr, wie sie sein Verständnis erleichtern.

Nochmals die Pariser Ausstellung

Von einem unordentlichen Berichterstatter

(Schluß)

Diejenige Seite des menschlichen Kunst- und Dekorationstriebes, die durch ihre eigentümliche Natur ein Recht auf Ausstellungen hat und zu allen Zeiten in irgend welcher Form zur Geltung zu bringen verstand, die bildenden Künste, die auch in dieser Ausstellung den eigentlichen Kernpunkt bilden, sollen in diesen Blättern gesondert gewürdigt werden. Im allgemeinen muß man hierbei zunächst bemerken, daß Kunstausstellungen gewiß eine sehr gute, bunte, vergnügliche Sache sind, daß ihrer aber zu viele stattfinden. Der nächste Erfolg ist hierbei eine auf die Länge doch recht lästige stete Wiedererneuerung von hundert alten Bekanntschaften, die einem schon das erstemal nicht übermäßig interessant, wenn nicht gar abstoßend waren. Wie oft sind wir auf dem internationalen Kunstmarkt schon jenen zwei ganz „gewissen“ (wie der Polizeiausdruck lautet) Nymphen von Henner begegnet, oder jenem Bettler von Bastien Lepage, oder dem großen belgischen Bilderbogen, der den Vorbeizug der Mädchenschulen vor König Leopold darstellt, oder den aus München und Berlin noch in blutiger Erinnerung haftenden spanischen Schreckensbildern, vieler andern nicht zu gedenken,

Digitized by Google

die glücklicherweise das Gedächtnis nicht belasten, aber beim ersten Wiedersehen einen dann um so unverschämter als alte Bekannte angrinsen. Auch ganz vorzügliche und merkwürdige Bilder verlieren bei solchen aufdringlichen Rundreisen. Ein andrer Übelstand ist die dadurch herbeigeführte Flauheit und Gleichförmigkeit des Eindrucks. Die noch in der Bildung begriffene Kunst kann man nicht über Jahrhunderte verteilen und dadurch alsbald geistig beherrschen, wie die abgeschlossenen in Museen und Galerien. So eine Kunstausstellung dringt als Ganzes auf das Auge ein und will als solches gewürdigt und von ihren Vorgängerinnen unterschieden werden. Sie bedarf daher, noch dazu wenn sie als festliches, außerordentliches Ereignis wirken und anregen will, doch immerhin eines Zeitabschnittes, von dem man sich Rechenschaft ablegen kann, um ihren Zweck zu erfüllen, um als Ereignis in die fortlaufende Chronologie des Gedächtnisses eingetragen zu werden. Wird sie aber nach dem gelegentlich wirklich gewählten Ausdruck geradezu permanent, so hört sie auf, ein künstlerisches Ereignis zu sein und wird gerade das, was sie den Künstlern auf eine höhere Art ersetzen will, nämlich ein bloßer Markt. Es ist ein komischer Anblick, die Kunstberichte gewisser Zeitungen bei jeder neuen Ausstellung auf gleiche Weise, fast in den gleichen Wendungen, sich abmühen zu sehen, irgend eine ganz neue kunstgeschichtliche „Phase," einen „Wendepunkt" an ihr zu demonstriren. Einen solchen Wendepunkt hat man auch in Paris entdecken wollen, und zwar im besondern bei der französischen Kunst. Es soll sich da ein offenbarer Bruch mit dem „Realismus" und ein Zurückkehren zum Geiste vollziehen, das der Kunst des nächsten Menschenalters einen neuen Stempel aufdrücken wird. Fast scheint es, wenn man wirklich so findig sein will, Anhaltepunkte für diese Stereotypwendung der Kunstgeschichte zu entdecken, daß man auch hier den Geist im Spiritismus zu finden bereit ist, in dem „mediumistisch" unbegabte Menschenkinder nur einen wohldressirten Pudel des allerplumpsten Naturalismus und von Geist auch nicht eine Spur entdecken können. Es giebt eine Sorte moderner Bibeldarstellungen, die es darauf anzulegen scheinen, der Bibel nicht nur wie die Aufklärer keinen übernatürlichen, sondern sogar einen unternatürlichen, d. h. entweder wahnsinnigen oder tierischen, wenn nicht gar teuflischen Ursprung zuzuschieben. Die Heiligenlegende, deren verhältnismäßig häufiges Auftreten aus dem katholischen Boden immerhin noch zu erklären sein wird, sucht sich heilige Thaten höchst zweifelhaften Verdienstes, wie die jenes sagenhaften Königs der Bretagne, der sich vor einer Überschwemmung auf den Rat eines heiligen Priesters dadurch rettet, daß er seine vorgeblich vom Dämon besessene Tochter mit eigner Hand in die Fluten stößt. Dergleichen findet sich mehreres. Antidiluvianischer, titanisch-dämonischer Hexensabbat wird nach wie vor auf ungeheuern Flächen Leinwands verzapft. Wenn man wirklich allerfeinsichtigst sein will, so kann man höchstens in der Skulptur — negativ — eine Abwendung von der ganz altmäßigen Fleischtechnik zu

Digitized by Google

feinern und edlern Vorwürfen herausfinden, die aber noch zu sehr von geradezu grotesken Fratzen (besonders aus dem Leben des vorgeblichen Ur- und Waldmenschen) beeinträchtigt wird, um als eine offenkundige Zuwendung zu erscheinen.

Wir kommen nun zu den „Spezialitäten" der Ausstellung. Man kann sie wiederum sehr passend mit den Wildenmännerbuden, „anatomischen Museen" und Guckkastenpanoramen der Jahrmärkte vergleichen. Auf der Esplanade der Invaliden, zwischen dem mit kriegerischen Erinnerungen vollgestopften Invalidenhotel und der stets überfüllten und begeistert angestaunten Ausstellung des Kriegsministeriums, der militärischen Zukunft, hat man „die Kolonien Frankreichs" untergebracht. Sie stehen also schon äußerlich zu der Ausstellung auf dem Marsfelde in einem Abhängigkeitsverhältnis und müssen durch eine förmliche Reise mit der Ausstellungseisenbahn von dort — vom Mutterlande aus — erreicht werden. Das ist gewiß sehr sinnig. Chinesische Sänftenträger und Karossenroller, menschliche Karrengäule, die nach der Anregung der Witzblätter von Mitgliedern der Tierschutzvereine viel benutzt werden, versinnbildlichen alsbald eine der vielen angenehmen Seiten, die Tonkin für die Franzosen hat. Wie ein japanisches Dorf unter die französischen Kolonien geraten ist, mögen die Diplomaten der Kolonialausstellung rechtfertigen. Vielleicht kann es sich leicht durch seinen Charakter als Imitation rechtfertigen. In einigen Ställen, die das kultivirte Volk der Ziegen als ungenügend ablehnen würde, sind allerlei verschieden benannte schwarze Stämmchen aus Afrika untergebracht, die ihren heimischen Baustil offenbar nicht für das Faulenzerleben auf so einer Ausstellung berechnet haben. Es ist unglaublich, wie man es verantworten kann, monatelang Tag und Nacht diese armen Menschen in ihren stockfinstern schmierigen Löchern hocken zu lassen, um so mehr, als der Zweck dabei fast ebenso schwer zu erkennen ist, als die Schwarzen in ihren schwarzen Höhlen. Denn gewinnt man es wirklich über sich, den Kopf in einen dieser menschlichen Bienenkörbe hineinzustecken, so bekommt man zweifellos sehr wenig von den Sitten und Gewohnheiten am Kongo zu sehen, desto mehr zu — riechen.

Eine arge Enttäuschung bot die mit märchenhaftem Pomp angekündigte und dreisterweise sogar jetzt noch, auch von deutschen illustrirten Zeitungen, wenn auch nicht gerade wie von den guides bleus „comme une rêve" ausposaunte Histoire de l'habitation humaine. Herr Garnier, der Erbauer der Oper, dont l'esprit comme on sait (bemerkt der Figaro) est coté à la Bourse(!) ainsi qu'une valeur de tout repos, hat sich hier das Vergnügen gemacht, archäologische Liebhabereien in mehr als kindlicher Weise zu verwirklichen. Wenn dieses Beginnen eine Privatspielerei geblieben wäre, so hätte sie hingehen können, man hätte sich höchstens in harmloser Weise über einen Verächter „feierlicher Pedanten" und „pretentieuser Verehrer antidiluvianischer Sardinenkisten" lustig gemacht, als welchen ihn sein vereidigter Makler, der

Digitized by Google

Figaro, hinstellt. Wenn aber die große Kunst, mit vielen Mitteln recht wenig auszurichten, die im Pariser Opernhause eine klassische Verkörperung gefunden hat, ein ganz offizielles Nichts hervorbringt wie hier, so hört doch der Spaß auf, und man ist geradezu verpflichtet, seinem Ärger Luft zu machen. Es ist doch bezeichnend, daß eine Gesellschaft nicht gerade von blinden Hinterpommern tagelang diese great attraction der Ausstellung suchen konnte, bis sie endlich, unwiderleglich darauf hingewiesen, erkennen mußte, daß sie bereits dutzendmal daran vorübergegangen war. Diese vorgeblichen Königspaläste bilden eine Ansammlung von Backöfen mit allerlei schmutzigen Müllhaufen, Sandgruben und Hundehütten durchsetzt. Wir vermuten, daß der ärmste Pescheräh es ablehnen würde, solch eine Hürde für seine Wohnung anzuerkennen, und daß die Urmenschen, statt „Mund und Augen aufzusperren," wie der guide bleu es sich in seiner allezeit blauen Phantasie ausmalt, sich eher die Nase zuhalten und mit bedauerndem Achselzucken über die Erfolge der Baukunst ihrer Enkelkinder zufrieden in ihre Höhlen zurückkriechen würden. Denn in solch einer Höhle kann man sich doch immerhin behaglich ausstrecken, man kann sich darin nach Herzenslust herumkollern, nach Bedürfnis sogar Skat darin spielen. In diesen schilderhausartigen Kojen aber kann man nicht einmal die Arme ausstrecken, aus Furcht, die dünnen Wändchen zu durchstoßen und als ein billiger Simson den ganzen Philisterbau im Nu zu Falle zu bringen. Im Ernst, es ist doch gar zu viel, was hier der Phantasie überlassen bleibt in einem Falle, wo man sie und ihre Thätigkeit anmaßend entbehrlich zu machen verspricht. Herr Garnier möge es von den Schülern jeder deutschen Kunstschule lernen, deren Geistes- und sonstige Mittel nicht als „feste Werte auf der Börse diskontirt" werden, wie man es bei solchen Gelegenheiten macht, daß das Ding nach etwas aussieht. Aber freilich da ist Liebe, Freude an der Sache und jugendlicher Eifer thätig, und man hat nicht von vornherein den Eindruck der bloßen Einlösung einer Programmnummer, wie in dieser vorgeblichen Geschichte der menschlichen Wohnung. Eines hat Garnier mit seinen Backöfen, die sich gleichen wie ein Ei dem andern und nur durch höchst prosaische Seitenaufschriften als phönizisches, hebräisches, griechisches u. s. w. Haus gekennzeichnet werden, eines hat er damit erreicht: die Kritik von etwaigen pedantischen Archäologen und Kulturhistorikern hat er vorweg zunichte gemacht. Ein Unterprimaner, der seinen Platon und Horaz liest, wird vielleicht beim griechischen und römischen „Hause" eine Menge Ausstellungen zu machen haben. Wer sein Examen gemacht hat wie der illustre Verfasser des guide (es sind übrigens ein Dutzend feierlich aufgeführter litterarischer Häupter), der wird den Künstler beglückwünschen, dont l'esprit inventif a parfois(!) subtilement aidé l'érudit(!) et l'architecte.

Gewitzigt durch solche Erfahrung wird man nicht mehr mit allzu jugendlichen Illusionen das Gegenstück zu dieser kulturhistorisch-anthropologischen

Digitized by Google

Glanzleistung aufsuchen, die Histoire du travail im westlichen Flügel des Komplexes der Ausstellungsgebäude (der östliche ist den schönen Künsten eingeräumt), dem Palais des arts libéraux. Hier entschädigt aber wenigstens der Wert und die Seltenheit einzelner Gegenstände und der anerkennenswerte Versuch, unter dem obigen Gesichtspunkte das Verschiedenartigste zusammenzuschleppen, für den geringen Ernst und die mangelnde Methode auch bei dieser Unternehmung. Wenn es sich um das handelt, was hier geboten werden sollte, das Höchste, was der Mensch hat, seiner Hände Werk im eigentlichsten Sinne, das, was er sich erarbeitet hat im Laufe der Jahrhunderte und zwar auf allen Gebieten, vom ersten Nagel und Fetisch bis zum klassischen Götterbild und bis zur Dampfmaschine, wenn es sich darum handelt, die eigentlichen Trophäen seines Zuges durch die Weltgeschichte zusammenzustellen, so erwartet man eine Ausstellung für sich und kein bloßes Anhängsel zur modernen Industrieausstellung, kein ärmliches Kuriositätenkabinet, das nur möglichst eindringlich predigen soll, wie wirs zuletzt so herrlich weit gebracht. Wenn man überschlägt, was in diesen drei kleinen Sälen zur Darstellung kommen soll, sektionsweise geschieden (I. sciences anthropologiques et ethnographiques, II. les arts libéraux, darunter die Technik aller — aller einzeln aufgeführt — schönen Künste, Musikinstrumente, Theater, Manuskripte, Drucke, Münzen, optische, physische, chemische Instrumente u. s. f., III. arts et métiers, Kunstgewerbe im weitern Sinne, Glas, Messer u. s. w., Photographie, IV. les moyens de transport, darunter auch Wege-, Brückenbau, Geniewesen), aber natürlich kaum je einen Winkel für sich einnehmend, so beneidet man den leichten Mut dieser Kommission (an deren Spitze wenigstens der Name Quatrefages steht), die sich mit dem zu stande gebrachten einverstanden erklärte. Ein paar Raritäten ersten Ranges können für den verfehlten Zweck nicht entschädigen, und der kümmerliche Rest wird dadurch nicht bedeutender. Was hätte man gerade in Paris an Reliquien der Theater- und Zeitgeschichte erwarten können! Was würden deutsche Bibliothekare, Liebhaber und Sammler hier zusammengetragen und geordnet haben! Und mit einem Rondell von Puppentheaterdekorationen, zwei, drei Glaskästchen mit Abbildungen von Kostümen und Anzeigen zum chinesischen Schattenspiel muß man sich zufrieden geben. Aber ein plumpes, unförmliches Riesenstandbild Buddhas und mehrere eigens für (wenn nicht durch) die Mitarbeiter der Witzblätter hergestellte Wachspuppen der ersten Urarbeiter in allen Zweigen machen sich ohne Umstände breit. Als beliebiges Teilstück einer Weltausstellung läßt sich etwas derartiges überhaupt nicht denken; wenn man aber einmal auf den Gedanken gekommen ist, so hätte man sich hier am wenigsten so leicht damit abfinden dürfen.

Kulturhistorisch viel anziehender, in ihrer Art sogar lehrreicher ist die offenbar private Wiederherstellung der Bastille und ihrer frühern Umgebung, an dem südlichen Ausgange der Ausstellung nach der Avenue de Suffren (wir

Digitized by Google

bemerken das, weil es sich lohnt, darnach zu suchen; denn die Plakate schweigen darüber). Hier hat schon die Absicht, Geld zu verdienen und damit längere Zeit vorzuhalten, auf größere Solidität und mehr Ansehen des Gebotenen hingewirkt. Wie sich das darstellt, wenn man an schönem Sommerabend den Ausstellungstrubel verläßt und durch das alte Thor mit den blauröckigen Invaliden die alte rue St. Antoine hinanwandert, bis das alte finstere Kastell mit dem Kranz von Verkaufshäuschen ringsum plötzlich vor einem steht, das läßt sich wirklich schwer beschreiben. Das ist wirklich eine glückliche, gelungne Wiedererweckung alter Zeit. Die Menschen in ihren verschollnen und doch so wohlbekannten Trachten, die schmucken Häuschen der Straße, in deren Läden und Gastzimmer man leibhaftig treten kann, die Aufschriften, Plakate, Straßenwitze, die alte Eglise St. Marie, die ernsthaft aufziehende Wache mit dem Königsleutnant an der Spitze, man kann sich wirklich fragen, ob man noch vor einem Augenblick glücklicher Besitzer eines Billets zur Centenarausstellung und Bürger des neunzehnten Jahrhunderts war. Für Erhöhung des Eindrucks wird nach Kräften gesorgt. Zwar die Straßensänger, die sans chagrin, stehen wohl in enger Beziehung zu der modernen Rutschbahn (montagnes russes), die man hinter der Bastille aufgestellt hat. Ihre Hallos und Gelächter beeinträchtigen etwas den rechten gruseligen Genuß des feuchten, modrigen Kerkers mit seinen bärtigen Ugolinos, in dem ein buckliger Tribulet herumführt, und die würdige Schätzung des Rechtes, auf diesen Türmen frei herumzuwandern, auf denen jetzt einer der frühern Arguste lächelnd „echte lettres de cachet" für 2 sous das Stück verkauft. Auch die représentations und ballets in der salle de fêtes dürften als wenig echt empfunden werden. Aber dann hat das revolutionstrunkne Herz des sich als Pariser fühlenden Bewohners von Batignolles und des biedern „Staatsbürgers" der Provinz volles gruseliges Genügen, wenn früh und nachmittags zur festgesetzten Zeit ein Gefangner ausbricht und endlich abends bei doppeltem Entree unter Kanonendonner und Heidenspektakel das große Ereignis sich täglich erneut, das die neueste Geschichte einleitet, der Sturm auf die Bastille. Bei dem heiligen Ernst, mit dem die Franzosen solche Schaustücke, sie mögen sie noch so oft wiederholen, immer wieder lebendig zu machen verstehen, ist es nicht ohne dramatische Spannung, den armen Kerl, einen blondlockigen, hübschen, jungen Tollkopf, vornehm angethan, bei dem man sich allenfalls denken kann, daß ein Epigramm auf die Dubarry ihm das Eintrittsbillet zur Bastille verschafft habe, auf allen Stationen seines Leidensweges zu begleiten. Wie er das Gitter durchsägt und das Seil befestigt, wie der Signalschuß ertönt und die Hetzjagd auf den Dächern beginnt, wie das Glück zwischen Verfolgern und Verfolgten wechselt, bis er aus dem Versteck in einem der Läden hervorgezogen wird und während die Wache mit klingendem Spiele gleichgiltig zum Thore zieht, die vorgehaltene Pistole ihn wieder hineinführt in sein Verließ, dessen Thor sich krachend über einem Jammer-

Digitized by Google

schrei schließt. Der Sturm am Abend veranschaulicht, wie man sich denken kann, auch nicht gerade die Thatsache, wie der heldenmütige de Launay mit seinen paar Lenten, gehindert von seinen furchtsamen Invaliden, dem Anfluten unermeßlicher Pöbelmassen erliegt. Sondern es geschieht auch hier alles, um die gloire des peuple libérateur im Heiligenschein leuchten zu lassen.

Aux armes, citoyens!
Formez vos bataillons!

Man hört es auf Schritt und Tritt in Paris. Aber nirgends wird die unheimlich packende weltgeschichtliche Melodie überzeugungstreuer gebrüllt als an diesem Orte.

Von dem Wartturm der Bastille überblickt man ein ähnliches Dekorationsetablissement, das auch nicht gerade dazu angethan ist, die Erinnerung an die Monarchie beim Volke angenehm zu machen, die tour de Nesles, jenen sagenhaften Schauplatz der grauenhaften Lüste der Margareta von Burgund, deren Opfer ihren Genuß mit dem sofortigen Tode büßten. Ein Rudel phantastisch aufgeputzter Schenkmädchen muß hier wahrscheinlich die dankbarere Aufgabe übernehmen, den finstern Spuk der Vergangenheit wieder heraufzubeschwören. Jedenfalls mit weniger Glück als in der Bastille. Es fehlt hier übrigens nicht an blutigen Panoramen, Museen von Andenken und Revolutionsgegenständen aller Art. Aber man kann sich die ohnedies die Ausstellung ärgerlich verteuernden Sondereintritte sparen für die große offizielle Ausstellung von Revolutionsreliquien, die im südlichen Flügel der Tuilerien unter dem unbefangnen Titel Histoire du siècle eröffnet ist.

Um zum Schluß ein gewissenhaftes Fazit zu ziehen: Wenn man vom ersten Stockwerk des Eiffelturms (denn von weiter oben sieht man wie gesagt nur Karte) die Ausstellung mit dem übermütig wie mit einer riesigen Schellenkappe gekrönten Industriepalast, mit dem breiten, majestätischen Trokadero und der kleinen Weltstadt überblickt, die sich da auf dem Hintergrunde der großen Riesenstadt heraushebt, wenn man abends die in ihrer Anlage einfachen, aber in ihrer Wirkung darum nicht minder bezaubernden leuchtenden Springbrunnen, die cascades lumineuses, bewundert und die unendliche bunte Menge bei den Klängen von fünf Orchestern durch den Park schwirren sieht, auf den von der erschreckenden Höhe des Eisenkolosses fortwährend elektrische Blitzlichter fallen, bald diesen bald jenen Punkt, eine leuchtende Gruppe, einen bunten Palast, eine ungeheure Fassade in Tageslicht versetzend, so überkommt einen doch ein Gefühl stolzer Erhebung mit den Leistungen der Menschheit, und des Bewußtseins hier ein bedeutsames Zeichen davon seiner Lebenserinnerung eingeprägt zu haben, wird man billig froh werden. Ruft man aber zurück, was man eigentlich gesehen hat, vergegenwärtigt man sich den ungeheuern Mißstand zwischen den aufgewendeten Kräften und den thatsächlichen schließlichen Wir-

Digitized by Google

kungen für das Innere des Einzelnen und der Gesamtheit, sieht man besonders auf das Volk, bei dem man hier zu Gaste ist, denkt man an die eigentlichen Unter-, Neben- und Seitenzwecke dieser ungeheuern Veranstaltung, im Kerne wenig unterschieden von jenen „Attentaten auf die Menschheit," deren endgiltige Beseitigung sie zu feiern bestimmt ist, so wird die Stimmung völlig anders, und nicht bloß im Scherz, auch in nüchternem Ernst kommen Ausbrüche, wie der, der uns den Eingang dieser Bemerkungen eingegeben hat. Die geistige Grundlage des babylonischen Turms von 1889, Paris und die Pariser, Stadt und Volk Frankreichs, wie es hundert Jahre nach der Revolution aussieht, das ist eine zum Verständnis unentbehrliche Ergänzung der stolzen Jubelfeier, die wir uns für einen zweiten Aufsatz vorbehalten.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Anthropologie. Das Wort Anthropologie scheint so recht für die Gegenwart erfunden zu sein. Die Wissenschaft vom Menschen — gehört dazu nicht alles, was menschlich ist und jede Art von Beziehung zu Dingen außer ihm? Wenn der Schüler im Faust heute über seine Absichten befragt würde, so könnte er kurzweg antworten, er wolle Anthropologie studiren; freilich dürfte er sich nicht einbilden, dabei mit den vier oder fünf Fakultäten an unsern Hochschulen auszukommen. Alle die Abteilungen, Unterabteilungen und Gruppen, in die sich die berufsmäßig betriebenen Wissenschaften gespalten haben, finden sich wieder zusammen im Schoße der Anthropologie und begegnen dort noch einer großen Schar sehr entfernter Verwandten, auch solcher, die (nach einer Volksredensart) die Verwandtschaft nur mit Hilfe eines Scheffels Erbsen nachzuweisen vermöchten. Von der Physiologie bis zur Kochkunst, von der Archäologie bis zur Fußbekleidung, von der Astronomie bis zum Kartenschlagen und so fort ins Unendliche: was in der Gegenwart und auf irgend einer Stufe der Vergangenheit der Mensch ist, denkt, treibt, gewesen ist, gedacht und getrieben hat, gehört in das Studiengebiet des Anthropologen.

Lesen wir nun, daß an den Wanderversammlungen der anthropologischen Vereine hunderte von Männern und Frauen teilnehmen, so fühlen wir andern, die mühsam irgend ein ganz kleines Fleckchen Acker bestellen, durch die große Zahl solcher das All umfassenden Menschen uns tief beschämt. Zum Glück erkennt man jedoch bei näherm Zusehen, daß nicht alle alles wissen und verstehen, daß oft das Feld, das der Einzelne umpflügt, noch winziger ist als das unsre. Indessen bleibt immer noch Grund zur Bewunderung und zum Neide, denn erstens giebt es dem Anschein nach gar keine Anthropologen von Beruf — die allermeisten treiben dies Geschäft sicher nur in den Feierstunden —, und zweitens sind diese Sonntags-Anthropologen trotzdem so glücklich, durch die Pflege ihrer Liebhaberei zu den weitestreichenden, das ungeahnteste Licht verbreitenden Entdeckungen zu gelangen.

Digitized by Google

Wohl ist die übrige Menschheit selten im stande, die Größe der Entdeckungen und das Zwingende der Beweisführungen zu begreifen, aber so ergeht es dem Laien ja mit jeder Freimaurerei. Man muß eingeschworen und in die Kunstsprache eingeweiht sein, dann kommt das Verständnis von selbst. Deshalb glauben wir auch willig, daß in Wien, wo in diesem August ein anthropologischer Kongreß abgehalten und über alles mögliche und noch einiges andre verhandelt wurde, die Wissenschaft vom Menschen abermals um ein erkleckliches gefördert worden ist. Vor allem läßt sich aus den Berichten über die Sitzungen und Ausflüge entnehmen, daß viel und gut gegessen und getrunken worden ist, und — wo gute Weine sie begleiten, da fließt die Rede munter fort. Unwillkürlich erinnert man sich der schönen Zeit, wo noch alle Fragen der Politik bei derartigen heitern Zusammenkünften spielend gelöst wurden, und da nun durch Tischreden das deutsche Reich glücklich zu stande gebracht worden ist, so ist es nur billig, dasselbe Universalmittel jetzt der Wissenschaft zu Gute kommen zu lassen.

Vor allen war der Vorsitzende des Kongresses, Geheimer Rat Virchow, in der Lage, seinem Redebedürfnis „voll und ganz“ zu genügen. In Österreich und in Ungarn, zu Wasser und zu Lande, bei Bier und Wein und mit trocknem Munde ließ er Worte der Weisheit von seinen Lippen fließen. Mit diesem Gelehrten ergeht es uns eigen. Seine großen Verdienste um die medizinische Wissenschaft werden von den Fachmännern des In- und Auslandes einstimmig anerkannt. Begiebt er sich aber auf irgend ein Gebiet, auf dem auch der Heilkunde fernstehende zu Hause sind, so fragen alle kopfschüttelnd, ob denn der Redner wirklich derselbe Mann sei, der sonst als gründlicher Forscher, als höchst besonnen in seinen Aussprüchen gepriesen wird. Hier nun war er die verkörperte Anthropologie. Und wenn wir uns in Ermangelung von stenographischen Aufzeichnungen an die Berichte in Zeitungen halten, denen eher alles andre zugetraut werden kann als die Absicht, Herrn Professor Virchow herabzusetzen, so bleibt uns nichts andres übrig als darüber zu seufzen, daß wir von der Anthropologie gar so wenig verstehen. Es würde sehr weit führen, wollten wir alle die dunkeln oder nur zu klaren Redeblüten herzählen, die ihm da in den Mund gelegt worden sind und, da sie sämtlich „lebhaften Beifall“ fanden, wohl anthropologisch-logisch sein müssen. Denn nur unter der Voraussetzung, daß gewisse Wörter und Wendungen „im anthropologischen Sinne“ (wie einst im „pickwickischen Sinne“) etwas andres bedeuten als im gemeinen Sprachgebrauche, kann man den Beifall begreifen.

Dies gilt vor allem von der ersten Ansprache, die ein offenherziges Ignoramus enthielt und verkündete, daß der Naturforscher sich an das, was er wirklich weiß, zu halten und keine Anleihen bei Hypothesen zu machen habe. Glänzt diese Wahrheit nicht durch Neuheit, so scheint sie doch geeignet, manchem eifrigen Sonntagsanthropologen das ganze Vergnügen zu verleiden. Wozu sind denn Hypothesen da, wenn man sich ihrer nicht eben da, wo das Wissen aufhört, bedienen soll! Ebenso verwunderlich war die Nutzanwendung, daß Germanen und Slawen in Eintracht leben könnten, da in ihrer Körperbildung kein Unterschied entdeckt worden sei, verwunderlich nicht nur deshalb, weil die Gegensätze zwischen den Nationalitäten doch noch durch einige andre Umstände als Knochenbau und Haarfarbe bedingt werden, sondern auch, weil man den Rückschluß machen könnte, daß wirkliche Rassenverschiedenheit die Gemeinsamkeit ausschließe. Aber alles das gilt natürlich nur im anthropologischen Sinne, und der Politiker Virchow würde sich ohne Zweifel ernstlich dagegen verwahren, wenn der Naturforscher Virchow ihm einreden wollte, auch in der Politik dürfe man nur sagen, was man weiß, und die Leute seien im

Digitized by Google

Rechte, die meinen, nicht jeder, der sich unter Deutschen niederläßt, werde dadurch schon ein Deutscher.

Das höchste in Vereinslogik leistete der Vielredner, als er Ernst Böttichers Ansichten über die Ausgrabungen von Hissarlik gar nicht zur Besprechung gelangen ließ, sondern erklärte, sie seien „furchtbarer Unsinn," und dies damit begründete, daß Böttticher einen Mann wie Schliemann „taktlos" angreife. Was würden wohl die Hauptpersonen der freisinnigen Partei, die Herren Richter, Virchow und Konsorten sagen, ja was würden sie noch zu sagen haben, wenn diese Begründung auch in nichtanthropologischem Sinne üblich würde! Und wenn wir uns recht erinnern, hat gerade Virchow in dem Streit um Troja bedenkliche Anleihen bei Hypothesen gemacht.

Doch wie können wir darüber staunen, wenn derselbe Mann den Magyaren erzählt, daß wir Deutschen das Elend des dreißigjährigen Krieges durch unsern Chauvinismus verschuldet haben! Wahrlich, es ist zu beklagen, daß dem Manne seine vielfältigen Beschäftigungen nicht gestatten, eine Professur für Geschichte zu übernehmen, die Welt würde durch die verblüffendsten Enthüllungen erfreut werden. Wenn uns jemand sagt, Erfinder des Chauvinismus sei das jüdische Volk, das sich selbst als das auserwählte betrachtete und sich die Mission beimaß, alle andern Völker zu unterjochen oder zu vertilgen, wenn man im Römertum ein chauvinistisches Element entdecken will, so lassen wir uns das gefallen. Aber die Wander- und Kriegslust der Deutschen, die unselige Überlieferung eines römischen Kaisertums, die Äußerungen des Überschusses an Volkskraft, und nun vollends die Reformation, den Widerstand gegen die Aufrichtung einer römisch-spanisch-österreichischen Weltherrschaft, die Einmischung der begehrlichen Nachbarn — alles dies unter der Überschrift „deutscher Chauvinismus" unterzubringen, das ist doch nur im pickwickischen Sinne möglich. Und wie besonders „taktvoll" war es, diese geschichtsphilosophische Plauderei gerade den Magyaren, in der Wolle gefärbten Chauvinisten, zum besten zu geben, und zwar solchen Magyaren, die jeden unschicklichen Anlaß benutzen, mit den Franzosen zu liebäugeln, die guten Beziehungen mit Deutschland aber sich in der Hoffnung gefallen lassen, es werde sie an den Russen rächen! Es wäre doch viel besser, wenn die anthropologischen Stumpredner sich in Zukunft des Volapük bedienen und ihre Ergüsse auch in dieser Sprache als „Manuskript für Brüder" drucken lassen wollten.

Zum Schlusse nehmen wir von einer erfreulicheren Beobachtung Notiz. Die Zeitungen waren beflissen, zu verkündigen, welche namhaften Personen den diesjährigen anthropologischen Kongreß durch ihre Anwesenheit verherrlicht haben, und aus den äußerst dürftigen Verzeichnissen scheint hervorzugehen, daß Gelehrte mit wenigen Ausnahmen vorsichtig ferngeblieben sind. Das nächstemal werden ihrer voraussichtlich noch weniger sein, bis endlich die Schwärmer ganz unter sich bleiben, die es beglückt, wenn ein Feuersteinmesser zu Tage kommt, das um anderthalb Millimeter länger und breiter oder kürzer und schmäler ist als die bisher bekannten Feuersteinmesser, und die an jedem ausgegrabnen Schädel einen neuen Volksstamm nachweisen.

Digitized by Google

Litteratur

Fürst Bismarck und die Litteratur. Eine politisch-litterarische Studie von Adolf Kohut. Leipzig, C. Reißner, 1889

Wozu sich doch der Reichskanzler von den Bücherfabrikanten verwenden lassen muß, und was alles sich als Studie betrachtet wissen will! Jedes Jahr wird wenigstens einmal, oft etlichemal, eine neue Seite entdeckt, von der Bismarck noch nicht angesehen und dargestellt worden ist, und ohne Verzug setzt sich einer von denen, die für den Markt arbeiten, hin, um die Lücke auszufüllen, gleichviel, ob er dazu genügendes Material und das erforderliche Geschick hat oder nicht. Der den wenigsten Beruf dazu hat, scheint sich immer am meisten dazu versucht zu fühlen. Hat er nur erst die Lücke oder auch nur die Dreistigkeit, zu behaupten, es existire etwas der Art, so findet sich die Ausfüllung bald, wenn auch nicht in eigenem Wissen, so doch zerstreut in den Leistungen andrer Leute, und frischweg wird mit Schere und Kleisterpinsel zum Werke geschritten, gesammelt, abgeteilt und zusammengeklebt, bis das neue Buch fertig ist. Ein solches Sammelsurium haben wir auch hier vor uns. Das Buch will ebenfalls eine Lücke ausfüllen, die aber in Wirklichkeit gar nicht da ist, da Bismarcks Verhältnis zur Litteratur für das Publikum gar nicht in erster Linie steht, und da es auch, soweit wir uns dafür interessiren, bereits hinreichend dargestellt worden ist, und es ist ebenfalls eine Aneinanderfädelung oberflächlicher Notizen, die nichts Neues und Ursprüngliches enthalten, obendrein aber ungeschickt geordnet sind, wie denn z. B. die Abschnitte „Bismarck als Schriftsteller und Journalist“ und „Bismarck und die Presse“ im wesentlichen ein und dasselbe Thema besprechen. Die Citate der Dichter und Schriftsteller in den Reden und Schriftstücken des Reichskanzlers, die der Verfasser zusammengetragen hat, mögen allenfalls in diesen Zusammenhang gehören; seine „geflügelten Worte“ und „goldnen Aussprüche“ aber haben mit dem Gegenstande, um den sichs handelt, nichts zu schaffen. Ganz dürftige Leistungen sind die Kapitel über Bismarcks schöngeistige Lektüre und seine Stellung zur deutschen Litteratur. Die Hymnen auf Bismarck, die Herr Kohut in dem Kapitel „Bismarck und die Dichtkunst“ hat abdrucken lassen, wird wohl nur er selbst für erwähnens- und aufhebenswert gefunden haben. Nach dem Gesagten können wir das vorliegende Buch nur zu dem Zwecke anzeigen, die Leserwelt vor der Meinung zu warnen, daß sich unter seinem Titel etwas Wissenswertes finde, und daran den Wunsch zu knüpfen, es möge dieser Sorte von Buchmacherei recht bald durch Nichtberücksichtigung ihrer Erzeugnisse von seiten des Publikums ein Damm vorgebaut werden: wir produziren schon auf den andern Gebieten der Schriftstellerei heutzutage genug und übergenug, der Müllhaufen darf nicht weiter anschwellen. Aber ein Damm auch von seiten der Verleger; man begreift nicht, wie die Machwerke des Herrn Kohut immer und immer wieder Verleger finden können.

Digitized by Google

Das Heroon von Gjölbaschi-Trysa. Von Otto Benndorf und George Niemann. Erster Teil. Wien, Adolf Holzhausen

Die Ausbeute der in den Jahren 1881 bis 1883 von Wien aus unternommenen Forschungsreisen nach Lykien hat jetzt in dem kunstgeschichtlichen Hofmuseum zu Wien eine angemessene Aufstellung erhalten und wird, da dieses Gebäude endlich vollendet ist, in absehbarer Zeit allgemein zugänglich werden. Bekanntlich besteht die wichtigste Erwerbung in dem Fries, der die Innenwände eines rechteckigen Gemäuers auf einer im Altertume Trysa, jetzt Gjölbaschi genannten Bergkuppe in der Nähe des Küstenplatzes Myra schmückte, und aus dem Sarkophage, der innerhalb des Gemäuers in fast diagonaler Richtung gegen dessen westliche Ecke stand; die Bildwerke sind nun in einem eignen Saale in derselben Höhe und Anordnung wie einst angebracht. Dem vorläufigen Bericht über die Expeditionen und deren Ergebnisse, den der Führer, Professor Benndorf, im Jahre 1883 veröffentlichte, und auf den in diesen Blättern damals hingewiesen wurde, folgt das obengenannte prachtvoll ausgestattete Werk. Die ersten Bogen sind pietätvoller Weise dem Andenken des Professors am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Posen, Julius August Schönborn (1801—1857) gewidmet, der 1841 das Denkmal auffand, und dessen von Karl Ritter für seine Erdkunde von Asien benutzte Mitteilungen, lange Zeit gänzlich unbeachtet, die Anregung zu dem österreichischen Unternehmen gaben. Auch sein Bildnis erhalten wir in einer Lichtdruckkopie. Die weitern Abschnitte behandeln die Topographie, den Bau und die Bildwerke mit vergleichender Heranziehung aller gegenständlich oder stilistisch verwandten Antiken. Eine von den nicht zu deutenden, aber unverkennbar auf orientalischen Einfluß hinweisenden zwerghaften Gestalten auf der innern Seite des Thürsturzes hat zu einer eignen Untersuchung über den ägyptischen Gott Bes, griechisch Besas, von Jakob Krall geführt. Das Verhältnis des ganzen Denkmals erklärt Benndorf so, daß ein dem erobernden griechischen Adel angehörender Fürst von Trysa — dessen Name sich nicht hat ermitteln lassen — nach der Landessitte bei Lebzeiten, und zwar in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, sich und den Seinen als Begräbnisstätte jenes Heroon erbaut habe, dessen Fries mit den Darstellungen aus dem trojanischen Kriege u. s. w. ihm gleichsam die Thaten seiner Ahnen vorführen sollte.

Das Werk, ein Einzeldruck aus dem Jahrbuche der Kunstsammlungen des österreichischen Kaiserhauses und mit 34 Tafeln größten Formates und gegen 140 Textillustrationen ausgestattet, wird ohne Zweifel weit über die Fachkreise hinaus lebhaftes Interesse erregen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die großſerbiſche Idee

1

Die großſerbiſche Idee, von der in den letzten Wochen infolge der Petersburger Heiraten montenegriniſcher Prinzeſſinnen mit moskowitiſchen Großfürſten wieder viel die Rede war, iſt gleich der großgriechiſchen und der großbulgariſchen eine Tochter des von Napoleon dem Dritten nicht entdeckten, aber für ſeine Zwecke in den Vordergrund geſtellten Nationalitätsprinzips und anderſeits eine Verwandte und unbewußte Dienerin des Panſlawismus. Ihr Ziel iſt, alles, was die ſerbiſche Sprache redet und ſerbiſche Sitte übt, zu einem Reiche zuſammenzufaſſen, wie dem, das im Mittelalter wirklich einmal beſtand. Aber die Geſchichte wiederholt ſich nicht, ſelbſt große Nationen, wie die deutſche und die italieniſche, müſſen ſich verſagen, ihre Grenzen ſo weit auszudehnen, als ihre Sprache, ihre Bräuche und ihr beſondrer Kulturkreis reichen, und die kleinen werden in der Regel mit ihren Anſprüchen von den Parteien und Staatsmännern der großen nur zu deren Zwecken gefördert, gleichſam für ſie gemäſtet. Man benutzt ſie gegen dritte eine Weile als Fühler, als Reizmittel, in weiterm Verlaufe als Gehilfen, bis man ſie ſich zuletzt einverleibt. Das gilt namentlich von den großſerbiſchen und großbulgariſchen Beſtrebungen und der ruſſiſchen Politik. Keine von jenen beiden, die ſich übrigens feindlich gegenüberſtehen, wird für ſich Dauerndes erreichen, beide aber werden, mögen ſie wollen oder nicht, und möge inzwiſchen geſchehen und ſich bilden, was da wolle, ſchließlich dieſer Politik erſt dienen, dann zum Opfer fallen — vorausgeſetzt, daß die andre an der Entwicklung der Balkanvölker notwendig anteilnehmende Großmacht nicht zuletzt energiſch ihr eignes Intereſſe wahrnimmt und den Sieg desſelben erſtreitet. Darzulegen, welche Ausſicht

Digitized by Google

sie dazu hat, ist nicht unsre Aufgabe. Uns liegt nur ob, die großserbischen Bestrebungen, die beim Wiederauftauchen der orientalischen Frage ohne Zweifel eine hervorragende Stelle einnehmen werden, soweit Material dazu vorhanden ist, verständlich zu machen.

Die Serben und Kroaten bildeten in der Urzeit unzweifelhaft ein einziges Volk, sie redeten jedenfalls einunddieselbe Sprache, und es wurde nur insofern ein Unterschied zwischen ihnen gemacht, als man unter dem ersten Namen die nördlich wohnenden, unter dem andern die südlichen begriff. Von den letztern, die in ihrer Mundart Hrvati, bei den Römern Carpi oder Carpani hießen, siedelte Kaiser Carus im zweiten Jahrhunderte nach Christus 200000 auf der Balkanhalbinsel an, 298 wies Galerius den übrigen im heutigen Bulgarien Ländereien an, und bis zum sechsten Jahrhundert füllte sich durch weitere Zuzüge das Land auch mit serbischen Ansiedlern. Die byzantinischen Kaiser Justin I. und Justinian I. und ebenso die Feldherren des Reiches, Dobrogost, Onogost, Ostrui und Svarun, waren Serben. Auch die pannonischen Serben rückten in großen Heerfahrten nach Süden vor, und zwar bis nach Macedonien und bis tief nach Griechenland hinab, und wenn von diesen Plünderungszügen viele nach Norden zurückkehrten, so ließen sich ohne Zweifel auch Massen von ihnen in dem neuen und schönern Lande nieder. Weiß-Serben gründeten 636 die Stadt Servija in Bosnien, und Konstans II. unternahm 657 einen Feldzug gegen die macedonischen Serben. Man darf annehmen, daß um die Mitte des siebenten Jahrhunderts in allen Gegenden zwischen dem Schwarzen und dem Ägeischen Meere bis hinauf nach den Karpathen auf weite Strecken hin das damalige Serbisch gesprochen wurde.

So standen die Dinge, als 679 die Bulgaren, oder vielmehr ein Teil des damals an der Wolga ansässigen Volkes, über Bessarabien in die Balkanhalbinsel eindrangen. Die schwarzen Bulgaren hatten sich von den weißen getrennt und ließen sich jetzt, von den Serben des Landes freundlich aufgenommen, weil sie Bundesgenossen gegen die Byzantiner zu werden versprachen, in großen Massen zwischen der Donau und dem Balkan einerseits und dem Pontus und Isker anderseits nieder. In den nächsten Jahrhunderten verschmolzen die neuen mit den alten Bewohnern dieser Gegend derart, daß jene die serbische Sprache unwillkürlich zu der ihrigen machten, das Mischvolk aber den Namen der Bulgaren annahm. Erst im Jahre 809 überschritten die Bulgaren unter ihrem gewaltigen Chan Krum den Isker und unterjochten einen Teil der hier wohnenden Serben. Der Kaiser Nikifor, der mit einem großen Heere über den Balkan gegangen war und die bulgarische Hauptstadt Preslav zerstört hatte, wurde mit seiner Mannschaft von Krum getötet, worauf dieser mit seinen Leuten ganz Thracien und Macedonien bis an die Struma überschwemmte, Adrianopel einnahm und Konstantinopel belagerte. Nach seinem Tode rissen sich die Unterjochten am Isker mit Unterstützung der Hrvati und der ungarischen

Digitized by Google

Serben sowie des Frankenkönigs Ludwig los. Unter Boris und seinem zweiten Nachfolger Presjam wurde Macedonien von den Bulgaren erobert, in Altserbien und im Lande der Kroaten aber erlitten sie schwere Niederlagen. Im Jahre 864 nahmen die Bulgaren das Christentum an, und unter dem Zaren Simeon dem Großen (892 bis 927) hatten sie ihr goldnes Zeitalter, wo die gesamte Balkanhalbinsel mit Ausnahme von Serbien und Griechenland, Konstantinopel und Salonik zu ihrem Reiche gehörte. Die Serben hatten 926 unter ihrem Zupan Zarija den Byzantinern gegen Simeon beigestanden, dafür rächte er sich durch Verjagung Zarijas; als sein Heer aber diesem bei seiner Flucht nach Kroatien folgte, wurde es von den vereinigten Serben und Kroaten aufgerieben. 963 rissen sich die Serben in Macedonien und Altserbien vom Bulgarenreiche los, und Schischman, der Fürst des Stammes der Brsjaken, warf sich zu ihrem Zaren auf, als der er sich auch behauptete. Nur die Oberflächlichkeit der byzantinischen Schriftsteller konnte sein Reich als „westbulgarisches" bezeichnen; denn weder war er ein Bulgar, noch können sich unter seinem Volke Bulgaren in irgend bedeutender Zahl befunden haben. Als im Jahre 971 das bulgarische Reich von dem griechischen Kaiser Johannes Cimisces erobert und dem byzantinischen einverleibt wurde, wütete in Schischmans Lande ein Bürgerkrieg, indem sich dessen vier Söhne um die Krone ihres verstorbnen Vaters stritten. Endlich siegte Samuil, der jüngste, der dann zuerst in Sredac (jetzt Sofia), dann zu Ochrid in Macedonien Hof hielt. Zuerst plünderte dieser kriegerische Herrscher Thracien, dann nahm er Larissa in Thessalien ein, worauf er in Griechenland einfiel. 981 schlug er den byzantinischen Kaiser Basilius II. bei Stiponje, dann wandte er sich nach Norden, eroberte Küstenplätze an der Adria und rückte bis Ragusa vor. Im Jahre 996 kam es zwischen Samuil und Basilius wieder zu einem Kriege, bei dem der erstere zunächst in einer Schlacht bei Salonik siegte, dann aber am Sperchejos eine schwere Niederlage erlitt, bei der sein Heer aufgerieben wurde. Im Jahre 1000 kämpfte der Zar der Serben wieder unglücklich, Basilius nahm ihm einen großen Teil seines Reiches ab, und Samuil hielt sich nur noch in Serbien, Altserbien und Albanien. Der dritte Krieg zwischen den beiden Kaisern endigte gleichfalls mit dem Siege der Byzantiner. In einer Schlacht in Thessalien machte Basilius 15 000 Serben zu Gefangnen, die er bis auf zweihundert blenden und ihrem Zar, der sich nach Prilep zurückgezogen hatte, zuführen ließ. Bei ihrem Anblicke starb Samuil vor Betrübnis. Sein Nachfolger Gavril Roman wurde von seinem Vetter Joan Wladislaw ermordet, der den Kampf mit Basilius fortsetzte, bis er 1018 bei der Belagerung von Durazzo fiel. Bald darauf endete der Krieg mit dem Untergange des von Schischman begründeten serbischen Kaiserreiches und dessen Einverleibung in das byzantinische.

Wir übergehen die verschiednen Aufstände der Unterworfnen, die darauf in Montenegro und Altserbien folgten, und fassen sogleich die Zeit ins Auge,

Digitized by Google

wo die Serben eine größere Rolle in der Geschichte der Balkanländer zu spielen begannen. Im Jahre 1180 eroberte Stefan Nemanja einen großen Landstrich der bisher zum Reiche von Byzanz gehörigen, von Serben bewohnten Gegenden von Nisch bis nach Dalmatien hinab. Bald nachher erhoben sich die Bulgaren gegen das byzantinische Joch, und auch das bulgarische Reich wurde wieder aufgerichtet. Von Nemanjas Nachfolgern ist zunächst Urosch III., der die Bulgaren besiegte und zu Vasallen machte, dann Stefan Duschan zu erwähnen, der auch über Macedonien, Albanien, Thessalien, Nordgriechenland und Bulgarien herrschte, 1346 den Zarentitel annahm und seinen Landen eine gute Organisation, auch ein Gesetzbuch gab, das dem Volke Leben, Eigentum und Freiheit sicherte. Nachdem er das Reich in Statthalterschaften geteilt und diese Teile mächtigen Bojaren anvertraut hatte, ging sein Sohn und Nachfolger Urosch V. in dieser Richtung so weit, daß er das Land förmlich an Fürsten und Knäse verteilte, die sich daraufhin bald unabhängig machten, wodurch die Macht der Serben für immer geschwächt wurde, sodaß sie nicht lange nachher von außen her gebrochen werden konnte. Dies begann, nachdem die Dynastie der Nemanjiden ausgestorben war und der Woiwode Wukaschin den Thron bestiegen hatte. Er verlor gegen die Türken in einer Schlacht an der Maritza Thron und Leben. Der Knäs Lasar, der nach ihm regierte, mußte 1386 dem Sultan Murad als Vasall huldigen, und als er sich drei Jahre später empörte und die christlichen Völker der Balkanländer zum Kampfe gegen den Halbmond aufrief, unterlag er infolge der Verräterei seines Eidams Wuk Brankowitsch in der Schlacht am Kossowopolge (Amselfelde).

Das ist die Geschichte des altserbischen Volkes und Reiches, auf die sich die Propheten und Evangelisten der Omladina zu beziehen pflegen, wenn sie die Ansprüche und Bestrebungen dieser Gesellschaft zu rechtfertigen suchen. Wir haben sie mit einiger Ausführlichkeit erzählt, weil sie zeigt, daß es zweimal ein sehr ausgedehntes serbisches Reich gab, und daß die Serben während des Mittelalters im Westen der Balkanhalbinsel ein wichtigeres Element der Bevölkerung bildeten als die Bulgaren. Letztere gab es im vierzehnten Jahrhundert namentlich in Macedonien und Altserbien nicht. Das Gesetzbuch Duschans kennt nur Serben und Griechen als Grundbesitzer in seinem Reiche, der König Wukaschin sagt in der Einleitung zu der Urkunde, womit er am 5. April 1370 den Ragusanern ihre Handelsrechte bestätigte: „Er (Christus) machte mich zum Gebieter der serbischen, griechischen und westlichen (albanesischen) Lande," sein Sohn Marko, der Nationalheld aller Serben, erwarb sich seinen Heldenruhm und seine Volkstümlichkeit in Macedonien, endlich sind Hrelja, Krilatica, Kostadin, Dragasch und Ljutica Bogdan Macedonier jener alten Zeit, die von den Volksliedern als serbische Helden gepriesen werden. Noch hundert andre Denkmäler und lebendige Überlieferungen des vierzehnten Jahrhunderts und der spätern Zeiten lassen sich für die Meinung anführen,

Digitized by Google

daß kein Bewohner Nord- und Mittelmacedoniens geglaubt hat, diese Gegenden wären von Bulgaren bevölkert oder gehörten zu Bulgarien, wie jetzt von den Vertretern der großbulgarischen Idee behauptet und mit allerhand Scheingründen zu beweisen versucht wird. Näheres darüber findet der Leser in dem vor kurzem erschienenen Buche: Macedonien und Altserbien von Spiridion Gopcevic, der auch ausführlich die Propaganda schildert, die aus den Serben dieser Landschaften Bulgaren zu machen sich bemühte und dabei von serbischer Seite aus Verblendung unterstützt wurde, namentlich aber von Rußland aus kräftige und erfolgreiche Förderung erfuhr. Man sammelte in den genannten Gegenden Volkslieder, die für bulgarisch ausgegeben wurden, während sie offenbar serbischen Ursprungs waren, man schickte russische Bücher und Kirchengeräte nach Macedonien, und man betrieb, um für die Bulgarisirung des Volkes in Macedonien weitere Gelegenheit zu schaffen, bei der Pforte die Trennung der bulgarischen Kirche von der griechischen. Diese wurde 1870 erreicht, und der großherrliche Ferman, der sie vollzog und den Bulgaren einen eignen Exarchen gab, wurde auch in Belgrad mit Jubel aufgenommen. Man ahnte dort eben nicht, daß damit den „bulgarischen Brüdern" ein sehr wirksames Werkzeug zur Vernichtung der serbischen Nationalität in Macedonien und Altserbien in die Hand gegeben war. Diese Vernichtung wurde fortan von der neuen Kirche durch Schulen, Priester und Bücher betrieben, auch Sendboten weltlichen Standes wirkten mit Eifer und Erfolg dafür. Als die Bulgaren sich dann gegen die Pforte empörten, wurden sie von Serbien her mit Geld und Waffen unterstützt. Aber 1878 wurden den Serben plötzlich die Augen geöffnet. In dem Präliminarfrieden von San Stefano gab Ignatieff ganz Macedonien, den größten Teil Altserbiens, die Bezirke der Schopen und sogar Landstriche des heutigen Königreichs Serbien den Bulgaren. Er that dies als russischer Staatsmann; denn Rußland zweifelte damals nicht daran, daß es fortan in den Bulgaren verkappte Vasallen besitzen würde, die ihre spätern Versuche, die Herrschaft über die ganze Balkanhalbinsel zu erringen, erleichtern würden, und so konnte ihr Land nicht groß genug sein. Dabei folgte er aber auch den Weisungen der moskowitischen Slawophilen, die keineswegs Panslawisten sind, sondern eine Partei, die unter der Maske der Slawenliebe darauf ausgeht, die übrigen Slawen den Zwecken Rußlands dienstbar zu machen und allmählich zu russifiziren.

Nachdem die Bulgaren diese Hoffnung getäuscht und sich von der russischen Politik getrennt hatten, setzten sie ihre Propaganda in Macedonien und Altserbien selbständig fort, und namentlich durch ihre Schulen und die von ihnen eingeführten litterarischen Erzeugnisse sind hier viele Serben in Sprache und Gesinnung zu Bulgaren geworden. Die große Mehrzahl aber, namentlich auf dem Lande, redet einen serbischen Dialekt, der sich von dem Bulgarischen, das man als eigne Sprache bezeichnen darf, die dem Serbischen sehr nahe steht,

Digitized by Google

weit mehr unterscheidet als von der serbischen Schriftsprache. So besitzt z. B. das Bulgarische einen Artikel, der dem Hauptworte angehängt wird, das Serbische kennt ihn nicht, und ebensowenig kennt ihn die macedonische Mundart dieser Sprache. Auch die Betonung der Worte ist bei den Macedoniern die serbische und nicht die bulgarische. Bemerkenswert ist endlich der Umstand, daß die Bewohner Altserbiens und Macedoniens für die Verwandtschaftsabstufungen eine Menge serbischer Bezeichnungen besitzen, die die Bulgaren nicht kennen. Schon die Thatsache, daß das Volk der beiden Landstriche eine altertümlich serbische Mundart spricht, würde beweisen, daß sie dem serbischen Stamme angehören. Aber auch ihre Sitte und ihre Tracht sprechen dafür. Eine uralte serbische Sitte ist die Slawa, bei der man den Heiligen, an dessen Tage man getauft worden ist, in besondrer Weise feiert. Sie wird von keinem andern slawischen Volke beobachtet, und die Bulgaren kennen sie auch nicht, wohl aber die Macedonier, und ein Sprichwort sagt: gde je Slava, tu je Srbin, d. h. wo die Slawa abgehalten wird, da wohnt ein Serbe. Deshalb bemühen sich auch die bulgarischen Popen den Leuten in Macedonien einzureden, daß die Slawa ein heidnischer Greuel und deshalb abzuschaffen sei. Eine ähnliche Sitte, die Preslawa, haben die Serben in Macedonien ebenfalls mit ihren nördlichen Stammgenossen gemein. Ebenso findet man hier wie dort die uralten Bräuche Koleda, Dodola, Lazarica, Moba und Probatimstwo. Die Koleda ist ein Weihnachtsfest mit besondern Liedern und Gebäcken, die Dodola ein Brauch bei anhaltendem Regenmangel, wobei Mädchen von Haus zu Haus ziehen und in einem Liedchen „den lieben Gott Dodol“ um Tau bitten. Die Moba besteht in der Sitte, bei der Ernte und bei sonstigen viel Arbeitskraft erheischenden Geschäften sich gegenseitig zu helfen. Das Probatimstwo ist die Verbrüderung zweier Freunde durch Blutmischung; sie essen zunächst Brot und Salz zusammen und trinken dann Wein oder Raki, in den jeder von beiden ein paar Tropfen Blut aus dem rechten Arme hat fallen lassen. Sie übernehmen dadurch die Pflicht, den „Probatim“ (Wahlbruder) zu schützen und zu rächen wie ihren nächsten Verwandten. Die Bulgaren kennen keine von diesen Sitten.

Die Volkslieder der Serben kann man noch heute in ganz Macedonien singen hören, besonders die vom Königssohn Marko, der nach dem Zusammenbruche des serbischen Kaiserreichs von seiner Stadt Prilep aus das erwähnte Gebiet beherrschte. Den Bulgaren fehlen alte Volkslieder gänzlich; denn was dafür ausgegeben wird, ist entweder modernes Fabrikat oder bulgarisirtes Erzeugnis serbischer Volkskreise — eine Ansicht, die Gopcevic mit mehrern Beispielen belegt. Gopcevic erhielt über die panbulgarische Propaganda von einem Einwohner der macedonischen Stadt Bitolj einen Bericht, dem wir folgende Thatsache entnehmen. Vor etwa dreißig Jahren gab es in Macedonien und Altserbien nur griechische und serbische Schulen. Die serbischen Gemeinden standen

Digitized by Google

unter dem griechischen Patriarchat und hatten unter den von diesem angestellten Bischöfen und Popen viel zu leiden. Das gab Unzufriedenheit, und auf diese spekulirten die Bulgaren, als sie ihren Kampf für die Befreiung von diesem Joche begannen, das auch sie drückte und zu schwerem Tribut zwang. Ihre Sendboten kamen mit Honig auf den Lippen und Geld in der Tasche und reichten den serbischen „Brüdern" die Hand zum Anschluß an ihre Bestrebungen, die von vielen, obwohl man ihre Reden nur schlecht verstand, schon deshalb angenommen wurde, weil ihre Stammgenossen im Norden sich damals nicht um sie kümmerten, und sich z. B. nur selten dort jemand fand, hier eine Lehrerstelle zu übernehmen. Dazu kam, daß sich die Serben in den beiden in Rede stehenden Gegenden in den letzten Jahrhunderten gewöhnt hatten, sich „Bugari" zu nennen, und sich nun von den Sendboten einreden ließen, sie seien gleich diesen „Bolgari," Bulgaren. Die Hauptsache aber war, daß die Sendlinge den macedonischen und altserbischen Serben Befreiung von der sie aussaugenden griechischen Kirche und später auch von der türkischen Herrschaft versprachen. Nach Errichtung des Exarchats traten an die Stelle der bisherigen griechischen Popen bulgarische, die sich sofort in den Dienst der Propaganda stellten, was diese um einen großen Schritt weiter brachte. Eine fernere Hilfe leistete ihr die Pforte 1876 dadurch, daß sie nach der Kriegserklärung Serbiens alle serbischen Schulen in Macedonien aufhob und deren Lehrer verjagte. Die türkische Regierung lebte damals in steter Angst vor den Umtrieben der Serben und Griechen, wogegen ihr die Bulgaren als harmlose Raja erschienen, die Wohlwollen und Förderung verdiente. Auch nach 1878 that die Pforte nichts gegen die Propaganda und Serbien nichts für die Serben in Macedonien, und die Bulgarisirung hatte ihren Fortgang. An der Spitze der bulgarischen Bestrebungen steht der Exarch in Konstantinopel, unterstützt von seinem Sekretär Schopow. Er allein spendet jährlich 30 500 türkische Lire (631 500 Mark) für Zwecke der Propaganda. Ferner beschloß gleich nach Errichtung des Fürstentums Bulgarien dessen Sobranje, jährlich 400 000 Leva (Franken) für die Errichtung und Unterhaltung bulgarischer Schulen in das Budget zu setzen, und in Ostrumelien folgte man diesem Beispiele und gewährte eine Beihilfe von 60 000 Leva. Heute giebt das vereinigte Bulgarien und Ostrumelien jährlich mehr als 600 000 Leva oder 480 000 Mark für die Propaganda aus. Rechnet man dazu die Spende des Exarchats, so lassen sich die Bulgaren ihr Entnationalisirungswerk in Macedonien und Altserbien jedes Jahr die sehr erkleckliche Summe von 1 111 500 Mark kosten. Es wäre zu verwundern, wenn mit solchen Auslagen nicht etwas erreicht worden wäre. Die bedeutendste bulgarische Mittelschule in Macedonien ist das Gymnasium zu Salonik, das 15 in Rußland erzogene Lehrer und 293 Schüler hat und in 7 Klassen geteilt ist. Mit ihm ist eine höhere Mädchenschule verbunden, die 5 Klassen und 5 Lehrerinnen hat. Untergymnasien giebt es in Macedonien und Altserbien 20, von denen 6 vier, 2 drei, 6 zwei und 7 eine Klasse haben.

Digitized by Google

Der Zweck aller dieser Anstalten ist hauptsächlich die Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen für die Volksschulen. Die bulgarischen Volksschulen lassen noch viel zu wünschen übrig, da die Lehrer schlecht bezahlt werden und meist über ein dürftiges Wissen verfügen, und da ein großer Teil der Zeit damit vergeudet wird, daß die Kinder erst Bulgarisch lernen müssen, ehe der eigentliche Unterricht beginnt, der nur in dieser Sprache erteilt wird, wie denn auch die Schulbücher in ihr abgefaßt sind. Serbische Schulen, deren einst nicht weniger als 100 im Lande bestanden, giebt es gegenwärtig hier nicht mehr, und während 1878 aus Macedonien zahlreiche Bittschriften in Belgrad einliefen, in denen sich das Bewußtsein serbischer Nationalität aussprach und Einverleibung in Serbien gewünscht wurde, sind jetzt außerhalb der Kreise Pec, Pristina, Prisren, Gjakowica, Gilane, Tetowo, Debar, Skoplje, Kumanowo, Prilep, Bitolj, Veles, Cicewo, Schlip und Ochrid nur selten Leute zu finden, die wissen, daß sie und ihre Nachbarn im Orte Serben sind. Bezeichnen sie sich nicht als Bugari, so sagen sie: Ja san risjanin, ich bin ein Christ.

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

6. Die Arbeitsgemeinschaft nach außen

In allen denjenigen Verhältnissen, wo die Teilhaber der Arbeitsgemeinschaft auf einander angewiesen sind, stehen sie nach außen hin unselbständig da; sie können sich hier wirtschaftlich nicht so frei bewegen, wie jemand, der an einer Arbeitsgemeinschaft überhaupt nicht Teil hat. Der Arbeiter kann geschäftlich nicht so frei auftreten wie ein Kaufmann, solange der Arbeiter nämlich als Hilfsarbeiter unter einem Arbeitsherrn steht und diese Verbindung noch längere Zeit hindurch erhalten will. Wäre es dem Arbeiter nicht gesetzlich verboten, sondern im Gegenteil gestattet, seinen Lohn an dritte zu verpfänden oder abzutreten, noch ehe er das Geld vom Arbeitsherrn bezahlt erhalten hat, und thäte er dies dann in einem Falle wirklich, so würde die Arbeitsgemeinschaft dadurch aufs schwerste geschädigt, wenn nicht gar zerstört werden. Denn wenn der Ertrag der gemeinsamen Arbeit nicht, zunächst wenigstens, den Mitgliedern

Digitized by Google

der Arbeitsgemeinschaft zu Gute kommt, sondern ein dritter sich unmittelbar im Lohne an Stelle des Arbeiters eindrängt, ohne doch in der gemeinsamen Arbeitsthätigkeit von da an auch die Stelle des Arbeiters einzunehmen, so ist der Arbeitsherr nicht mehr der Güte der Arbeit jenes in seinem Lohnanspruche verdrängten Arbeiters gewiß; die Lösung der Arbeitsverbindung wird in den meisten Fällen die Folge sein. Ebenso kann die Arbeitsgemeinschaft erkranken und zuletzt zu Grunde gehen, wenn sich, an Stelle des wirklich mitarbeitenden Arbeitsherrn hinsichtlich des Gemeinanspruches ein dritter oder mehrere dritte eindrängen, ohne doch an der Arbeitsleitung teilzuhaben: das ist bei größern Unternehmungen dann meist der Fall, wenn sie in Aktiengesellschaften verwandelt werden, und darauf ein überwiegender Teil des Aktienkapitals lange Zeit hindurch in den Händen solcher bleibt, die mit der Arbeitsgemeinschaft in gar keiner andern Verbindung stehen, als in der, Geld daraus zu gewinnen. Das Auftreten fremder Einflüsse in Form der Aktienunternehmung, die dem wirklich mitarbeitenden Arbeitsherrn die Stellung verschieben, und das Auftreten fremder Einflüsse in Form der Lohnverpfändung, die dem wirklich mitarbeitenden Arbeiter die Stellung verschieben, sind beides Störungen, unter Umständen Zerstörungen der Arbeitsgemeinschaft. Aber beides ist deswegen nicht immer zu vermeiden; ja es kann sogar die zeitweilige vorübergehende Störung zu einer dauernden Verbesserung der Gesamtlage dieser Arbeitsgemeinschaft führen. Jedes der beiden Mittel kann, wenn es mit den nötigen Vorsichtsmaßregeln und nur bei tüchtigen Teilhabern der Arbeitsgemeinschaft angewendet wird, nach einer unmerklichen vorübergehenden Schädigung der Arbeitsgemeinschaft dauernd zum Vorteil gereichen, auch zum Vorteil des gegenseitigen sittlichen Pflichtenverhältnisses. Denn keine Arbeitsverbindung ist unabänderlich und lebenslänglich; und es ist weder möglich noch wünschenswert, die einmal bestehende Arbeitsgemeinschaft für alle Zeiten fest von der Außenwelt abzusperren. Denn es bestehen weder Zunftverfassungen, noch giebt es eine Sklaverei mehr. Nur vorbehältlich der von jeder Seite herbeizuführenden Veränderung giebt es für vorübergehende Zeit Arbeitsgemeinschaften, die, solange sie bestehen, gegen zerstörende Eingriffe von außen her geschützt sein müssen. Die Arbeitsgemeinschaft hat einen Anspruch auf eine ihrem Wesen entsprechende Stellung nach außen hin, die sich sowohl in der Unzulässigkeit gewisser fremder Einwirkungen äußert, als auch darin, daß der Arbeitsgemeinschaft, der Gemeinschaft ihrer Teilhaber eine Bedeutung, ein Einfluß im wirtschaftlichen und im öffentlichen Leben eingeräumt werden muß.

Das Verbot der Lohnverpfändung entspricht der thatsächlich vorhandnen wirtschaftlich unselbständigen Stellung des Hilfsarbeiters, so lange er nämlich Hilfsarbeiter ist; das Verbot dieser Art fremder Eingriffe beruht ebenso auf der wirtschaftlichen Unselbständigkeit des Hilfsarbeiters, wie es auch die Zwangsversicherung gegen Unfall, Krankheit, Arbeitsunfähigkeit thut. Aber es würde

Digitized by Google

ein ungerechter Vorwurf sein gegenüber dem Verbote der Lohnverpfändung und der Zwangsversicherung oder vielmehr gegenüber den Männern, die diese Gesetzgebung geschaffen haben, wenn man die Unselbständigkeit des Hilfsarbeiters als eine Folge jener Gesetze, der Versicherungsgesetze und des Lohngesetzes vom 21. Juni 1869 bezeichnen wollte. Sondern in beiden Fällen wurde nur das gethan, was die Thatsachen forderten, der Wirklichkeit und der Wahrheit wurde die Ehre gegeben. Denn es ist allerdings wahr, daß der Arbeiter, der Hilfsarbeiter, eine unselbständige Stellung einnimmt, und daß er, abgesehen von vorzüglicher Begabung auch sein ganzes Leben hindurch darin verharrt. Aber hierin liegt doch auch keineswegs ein Grund zur Klage, zur Anklage oder gar zur Verzweiflung. Denn es giebt kaum etwas Selbstverständlicheres, als daß unter vielen immer nur einige die wohlhabendern, die gebildetern, die selbständigern sein können, daß diesen einigen zwar die Möglichkeit hohen Erfolges oder auch die Gefahr völligen Mißlingens ihrer Bestrebungen in größerer Nähe geboten wird, und daß dafür den übrigen die größere Sicherheit und Befriedigung im engen Raume gewiß ist. Man könnte der deutschen Arbeitergesetzgebung daher hierbei nur dann einen Vorwurf machen, wenn sie die Schwierigkeiten für den Arbeiter, sich unter die „höhern" Stände emporzuarbeiten, vergrößert hätte. Sie hat das nicht gethan. Sondern sie hat im Gegenteil durch die Sicherung, die sie dem ehrenfesten geringen Stande unter allen Verhältnissen gewährleistete, denen unter ihnen eine starke Grundlage für ehrgeizigeres Streben geschaffen, die dafür die Fähigkeit besitzen oder zu besitzen glauben.

Das Gesetz vom 21. Juni 1869, das die Beschlagnahme (Pfändung) des Arbeits- und Dienstlohnes verbot und somit der Arbeitsgemeinschaft einen Schutz gegen äußere Angriffe gewährte, hat dadurch, ebenso wie die Arbeiterversicherungsgesetze in neuerer Zeit, Wahrheiten verwirklicht und Forderungen genügt, die in dem Wesen der Arbeitsgemeinschaft begründet waren. Diese Bedeutung des Gesetzes ist aber aus ihm selbst nicht ganz unzweifelhaft erkennbar; ja noch mehr, die Entstehungsgeschichte des Gesetzes läßt vermuten, daß man damit etwas ganz andres beabsichtigt habe, als man wirklich mit ihm erreicht hat. Es ist das eine noch mehrfach in der Arbeitergesetzgebung wiederkehrende Erscheinung, daß die Gesetze gewissen politischen Schlagwörtern ihre Entstehung verdanken, die, allein für sich betrachtet, ganz unberechtigt und falsch sind, die aber doch das Gute haben, daß sie die Massen in Bewegung setzen, worauf dann die leitenden Geister mit Benutzung der in dieser Bewegung liegenden Kraft dennoch etwas Tüchtiges schaffen, indem sie rein darnach verfahren, was zur Beseitigung offenbarer Mißstände notwendig ist. In Wirklichkeit ist das dann aber ein ganz andres Werk, als es aus jenen politischen Schlagwörtern folgerichtig hätte entstehen müssen; freilich einzelne Fehler bleiben ihm dann noch gemäß seiner Entstehungsweise anhaften. Diese Entstehungsgeschichte

Digitized by Google

aber, die in ganz besonders deutlicher Weise die Stellung der Arbeitsgemeinschaft nach außen hin beleuchtet, ist folgende.

Schon in den vierziger Jahren, als die Industrie Preußens sich zu entwickeln begann, erhoben sich zahlreiche Klagen, daß viele Arbeiter dadurch zu Grunde gerichtet würden, daß die Gläubiger ihnen den Lohn pfändeten, ehe er noch ausgezahlt worden sei, ja ehe noch die Arbeit gethan sei, für die der gepfändete Lohn das Entgelt darstelle; der Arbeitgeber sei in solchen Fällen gezwungen, den Arbeiter zu entlassen, denn es fehle nun die wichtigste Gewähr für die Tüchtigkeit der Arbeit, nämlich die Aussicht des Arbeiters auf den Lohn. Wenn der so entlassene Arbeiter aber in eine andre Stelle eintrete, so gehe dort das Spiel von neuem an mit den Lohnpfändungen, und so sei dem einmal verschuldeten Arbeiter, auch wenn die Schuldforderung gar nicht so bedeutend sei, das Verderben sicher. Auf Grund dieser Sachlage erhob sich nun ein allgemeiner Widerspruch gegen die Pfändung noch „unverdienten" Lohnes; es sei das nichts andres als Sklaverei, denn die noch nicht gethane Arbeit und somit auch der noch nicht verdiente Lohn bilde gleichsam noch einen Bestandteil der Person des Arbeiters selbst, sei noch ein Stück von seinem Leibe, schlummere noch ungeschaffen in ihm; eine Pfändung sei hier dasselbe wie Knechtschaft der Person. Diese Ansichten beeinflußten auch gar bald die Rechtsprechung über die Zulässigkeit solcher Pfändungen, da die damals bestehenden, aus älterer Zeit herrührenden Gesetze keine sichere Entscheidung darboten für diese erst in neuerer Zeit entstandnen wirtschaftlichen Zustände. Die Rechtsprechung war aber selbstverständlich nicht überall die gleiche und wurde dies auch später nicht, weil diese Pfändungen wegen der ihnen zu Grunde liegenden meist geringen Geldforderungen nicht bis zu der abschließenden und einheitlich gestaltenden Entscheidung des obersten Gerichtshofes kommen konnten. Ein Teil der Gerichte erklärte die Pfändung des Lohnes auf unbeschränkte künftige Zeit für zulässig, wenn nur zur Zeit überhaupt ein Dienstverhältnis bestand. Ein andrer Teil der Gerichte gestattete nur die Pfändung des verdienten Lohnes, schützte aber auch damit die Arbeitsgemeinschaft nicht genügend. Denn verdient war der Lohn für einen Tag beispielsweise schon im Beginn der Woche, am Montag; war aber der Zahlungstag Sonnabend, und der Gläubiger pfändete den Lohn für die ersten Wochentage schon vorher, so war der Arbeitsherr nicht weniger als früher in die Notwendigkeit versetzt, einen Arbeiter zu entlassen, dessen Verhältnisse einmal so in Unordnung geraten waren und bei dem fortwährend die wegen der zwiespältigen Rechtsprechung ganz unlösbare Rechtsfrage zu prüfen war, ob denn nun der Lohn mit Rechtswirkung an den Gläubiger oder an den Arbeiter zu zahlen sei, wobei fortwährend die Gefahr bestand, daß der Arbeitsherr bei unrichtiger Beurteilung des Rechtsverhältnisses den Betrag des Lohnes noch einmal hätte zahlen müssen. Obgleich aber diese Thatsachen uns Nachlebenden

Digitized by Google

so deutlich sagen, daß hier eine Forderung, ein Bedürfnis der Arbeitsgemeinschaft vorlag, und daß demnach ein Ergreifen des Lohnes durch einen dritten, so lange der Lohn beim Arbeitsherrn noch lag, ausgeschlossen sein mußte, drang diese Erkenntnis doch nicht durch, sondern es blieb das Schlagwort bestehen, die Beschlagnahme des Dienstlohnes sei Knechtschaft der Person und müsse daher abgeschafft werden.

Und doch ist diese Behauptung ebenso unrichtig wie die nahe damit verwandte und damals auch thatsächlich in Verbindung mit jenen Vorgängen auftretende Ansicht, der Arbeits- und Dienstlohn stelle nur den notdürftigen Lebensunterhalt des Arbeiters dar und müsse ihm daher von Pfändung frei bleiben. Beides ist falsch. Denn wäre das erstere richtig und die Pfändung noch unverdienten Lohnes eine Art von Knechtschaft, so befände sich auch jeder Landwirt in Knechtschaft, der eine Hypothek auf sein Gut aufgenommen hat, deren Zinsen die Grundrente übersteigen, das heißt etwa den Betrag, den er bei einer etwaigen Verpachtung erhalten würde. Denn durch eine höhere Belastung des Gutes verpfändet er offenbar die Früchte künftiger Arbeit, und doch ist es, von leichtsinnigen Schuldenmachern abgesehen, ein großer Segen für ihn, daß er dies kann, denn nur so kann er sich schon beim Beginn seiner Lebensarbeit, in jungen Jahren, ein größeres Betriebskapital verschaffen, mit dessen Hilfe er sich dann herauszuarbeiten vermag. Freilich kann ihm das mißlingen und er kann Unglück haben; könnte er aber jene Schuld nicht in jener Höhe aufnehmen, so könnte er das Gelingen nicht einmal versuchen. Aber es ist nicht nur beim Landwirt so. Wollte man die Vorwegnahme der Früchte künftiger Arbeit, die Verpfändung derselben, als Knechtschaft ansehen und sie demnach ganz verbieten, so wäre es jedem unmöglich gemacht, fremdes Kapital zu seiner Hilfe heranzuziehen, außer wenn er dafür gleich bare Deckung hat, wenn er es also gar nicht braucht. Dieses widersinnige Ergebnis zeigt, daß man sich hier auf einem Irrwege befindet. Der Zwang, Arbeit zu thun, weil man einen Teil ihrer Früchte schon andern vorweg versprochen hat, die hierin liegende Beeinträchtigung der zügellosen Freiheit ist eine wichtige Quelle des Fortschritts der Gesittung. Nur bei der Arbeitsgemeinschaft darf so etwas nicht auf Seiten des Arbeiters in der Art erfolgen, daß ein dritter sich in die Arbeitsgemeinschaft eindrängt und sie zerstört.

Ebensowenig ist das zweite richtig, daß der Lohn den notdürftigen Lebensunterhalt des Arbeiters darstelle. Will man unter Lebensnotdurft das verstehen, was auch das geringste arbeitsfähige Mitglied eines Volkes in einem bestimmten Lande an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Lebensfreuden zu haben pflegt, so entspricht nur derjenige Lohn der Lebensnotdurft, der in den Arbeiterversicherungsgesetzen mit dem ortsüblichen Tagelohn gewöhnlicher Tagearbeiter bezeichnet wird. Neben diesen giebt es noch eine große Zahl Arbeiter, die die Arbeitergesetze und auch das Gesetz vom 21. Juni 1869 nicht würden

Digitized by Google

entbehren können, obwohl sie über den notdürftigen Lebensunterhalt hinaus Lohn beziehen. Aber auch das, was eben als notdürftiger Lebensunterhalt bezeichnet wurde, können diese Arbeiter sehr wohl noch vorübergehend durch Sparsamkeit einschränken und sich dadurch eine Besserung ihrer Lage verschaffen. Diese Möglichkeit würde man ihnen abschneiden, wenn man die Folgerungen aus der Ansicht ziehen wollte, es sei dieser Lohn oder gar aller Arbeitslohn nichts als eine Forderung des unmittelbaren und nicht weiter einzuschränkenden Lebensbedürfnisses. Das entspricht den Thatsachen nicht, vor allem nicht der Thatsache, daß das geringste Maß an Nahrung, Kleidung, Wohnung und Lebensfreuden sich im Volke stetig gehoben hat und noch immer hebt, worin gerade aller Fortschritt der Gesittung nicht zum wenigsten besteht. Sondern das ist richtig, daß es für einen Arbeiter der Arbeitsgemeinschaft, für einen Hilfsarbeiter, allerdings eine Lebensfrage ist, daß sein Lohn nicht vor der Auszahlung angetastet werde, und daß er nicht so aus der Arbeitsverbindung hinausgedrängt werde.

Diese Bedeutung der Lohnbeschlagnahme, die wir heute aus der Fülle der Arbeitergesetze leicht entdecken können, war damals bei dem Beginn dieser Gesetzgebung noch nicht erkennbar. Es bleibt also das Schlagwort bestehen, es sei die Lohnpfändung eine Teilknechtschaft und eine Entziehung des notdürftigen Lebensunterhaltes. So wäre denn die Sache nicht weiter gekommen, auch nicht als sie im Jahre 1868 in einer der ersten deutschen Reichstagssessionen in Verbindung mit der Aufhebung der Schuldhaft wieder lebhafter erörtert wurde. Nun aber gaben damals glücklicherweise Staatsmänner den Ausschlag, die ohne Rücksicht auf scheinbare Folgerichtigkeiten schattenhafter Rechtsbegriffe nur dem thatsächlichen Bedürfnis folgten; sie erkannten, daß es notwendig sei, den Arbeiter dagegen zu schützen, daß er durch die Lohnpfändung wider seinen Willen aus der Arbeitsverbindung gerissen, ruhelos umhergetrieben und zuletzt dem Verderben preisgegeben werde. Sie verboten deshalb die Beschlagnahme des Arbeits- und Dienstlohnes in dem Gesetze vom 21. Juni 1869 überall, wo der Arbeiter sich in einem einzigen, seine ganze oder doch fast die ganze Arbeitskraft ergreifenden Dienstverhältnis befand, und verboten sie, gleichgiltig ob es verdienter oder unverdienter Lohn war, bis zu dem Zeitpunkte, wo der Arbeiter den Lohn hätte abholen können, es aber doch nicht that, also bis nach Ablauf des Zahlungstages. Dieses Vorgehen befriedigt also ein wirkliches Bedürfnis der Arbeitsgemeinschaft, das sie hinsichtlich des Schutzes gegen Eingriffe von außen her hat, es befriedigt dieses Bedürfnis aber nicht vollkommen, weil es sich allzu sehr auf die handgreiflichsten Thatsachen beschränkt, eine tiefere Begründung auf den sittlichen Grundlagen der Arbeitsgemeinschaft aber gar nicht versucht. Hier zeigt sich, daß auch einer realen Politik die Hilfe der idealen Gedanken unentbehrlich ist, und daß sie vollends Fehler machen muß, wenn sie anstatt dieser Hilfsleistung den Widerstand unklarer Schwärmereien

Digitized by Google

vorfindet. Jenes Gesetz geht daher an einer Stelle nicht weit genug, an einer andern wichtigen Stelle wiederum geht es viel zu weit.

Da es sich bei dem Verbote der Lohnpfändung nur um die Unversehrtheit der Arbeitsgemeinschaft handeln kann, so muß die Beschlagnahme jeder Forderung des Arbeiters gegenüber dem Arbeitsherrn, die aus dem Arbeitsverhältnis entsprungen ist, ausgeschlossen sein, und es darf dabei gar kein Gewicht auf den Umstand gelegt werden, daß der Arbeiter etwa nur mit einem Teile seiner Arbeitskraft bei dem einen Herrn, mit dem andern Teile aber bei einem andern Herrn in Lohn steht; denn es soll eben niemand die Arbeitsverbindung zerreißen können. Der Gesichtspunkt, der das Gesetz offenbar leitet, nämlich daß der Arbeiter in solchen Fällen doch immer noch einen gewissen Unterhalt habe, auch wenn er bei einem seiner mehreren Arbeitsherren gepfändet werde, ist nebensächlich. Das Pfändungsverbot darf nicht auf Lohnforderungen beschränkt werden, denn wenn es beispielsweise in einer Fabrik üblich ist, daß der Arbeiter ein für allemal eine Kaution für die wertvollen ihm zur Bearbeitung überwiesenen Materialien stellt, so würde durch eine Pfändung dieser Kaution die Arbeitsverbindung nicht minder zerrissen, als wenn der noch nicht fällige Lohnanspruch von einem dritten ergriffen werden könnte. Das Gesetz vom 21. Juni 1869 verbietet ferner die Lohnbeschlagnahme nur bei Löhnen von unter 400 Thalern jährlich, eine Grenze, die von der Zivilprozeßordnung auf 500 Thaler, 1500 Mark, erhöht worden ist. Diese Grenze ist nicht zutreffend, auch die letztere nicht. Es muß die in allen Arbeiterversicherungsgesetzen gewählte Grenze von 2000 Mark angenommen werden. In der Aufstellung der Grenze von 400 oder 500 Thalern folgt jenes Gesetz fast unwillkürlich der verkehrten Auffassung des Lohnes als des notdürftigen Lebensunterhaltes, denn es schließt sich hier ganz an das Verbot der Gehaltspfändung bei Beamten an. Diesen muß ein gewisser Teil des Gehaltes wegen der Verpflichtungen ihres Standes jedenfalls gelassen werden, und diesen Teil kann man dann allenfalls als notdürftiges Standeseinkommen, notdürftigen Lebensunterhalt eines Beamten bezeichnen. Bei andern Personen als öffentlichen Beamten aber giebt es einen solchen Gesichtspunkt nicht; niemand hat einen Anspruch auf Sicherstellung eines Teiles seines Einkommens, außer dem Beamten, bei dem dies aber auch nicht seiner Person wegen, sondern wegen der an dieser Person haftenden öffentlichen Rücksichten geschieht. Bei dem abhängigen, dem unselbständigen, dem schutzbedürftigen Arbeiter dagegen ist nur der Umstand maßgebend, ob die Pfändung die Arbeitsgemeinschaft zerreißen würde. Da nun der unselbständige Hilfsarbeiter immer einen geringern, wenn auch gleichbleibenderen Lohn hat, als der Arbeitsherr, so kann man allerdings, wie in den Arbeiterversicherungsgesetzen, das Zurückbleiben der jährlichen Lohneinkünfte unter der Grenze von 2000 Mark als ein Merkmal dafür betrachten, daß ein solcher Lohnarbeiter des Schutzes gegen Lohnpfändung, gegen unfrei-

Digitized by Google

williges Hinausdrängen aus der Arbeitsgemeinschaft bedarf. Wenn dagegen jemand einen höhern Lohn als 2000 Mark bezieht, so kann man nach den heutigen durchschnittlichen Einkommensverhältnissen annehmen, daß dieser Lohnberechtigte oder vielmehr Gehaltsberechtigte ein Wirtschaftsbeamter, ein Werkbeamter ist, der an der Thätigkeit des Arbeitsherrn, an der Arbeitsleitung teilnimmt. Bei einem Werkbeamten ist die unmittelbar in Aussicht stehende Lohnzahlung keine so unumgängliche Voraussetzung tüchtiger Arbeit, wie bei dem untersten Hilfsarbeiter; es läßt sich annehmen, daß ein solcher Werkbeamter die Arbeit auch ohnedies nicht vernachlässigt und ein Verständnis für seine Arbeitsverpflichtung hat, auch wenn keine unmittelbare Gegenleistung erfolgt. Hier braucht daher auf eine Gehaltspfändung der Arbeitsherr nicht sogleich mit der Entlassung zu antworten; die Arbeitsverbindung wird hier durch die Pfändung nicht zerrissen, es bedarf nicht ihres Verbotes.

Übrigens wird durch die Festsetzung der Grenze auf 2000 Mark anstatt auf 1500 Mark die Lohnpfändung doch nur in ganz äußerlicher Weise aus ihrer widerspruchsvollen Verknüpfung mit der Gehaltspfändung öffentlicher Beamten abgelöst. Um den wahren Unterschieden zwischen beiden Genüge zu leisten, muß das Lohnpfändungsgesetz noch an einer andern Stelle geändert werden, da, wo das Gesetz zu weit geht und über das Bedürfnis hinaus die Lohnpfändung selbst dort verbietet, wo sie keinen Schaden anrichten, ja sogar nützlich wirken kann. Die Lohnpfändung wird nur deswegen verboten, weil durch sie die Arbeitsverbindung in den meisten Fällen zerrissen wird. Sie ist mithin zuzulassen, wenn diese schädliche Wirkung durch Nebenumstände ausgeschlossen erscheint. Wenn der Arbeitsherr in Übereinstimmung mit dem Arbeiter die Lohnverpfändung, vielleicht der größern Sicherheit wegen schriftlich, gestattet, so liegt gar kein Grund mehr vor, sie noch zu verbieten. Denn dann hat der Arbeitsherr ja Gelegenheit, zu beurteilen, ob die Lohnverpfändung bei diesem einzelnen Arbeiter auf die Güte der Arbeitsleistung einen nachteiligen Einfluß haben wird oder nicht. Ist er der Meinung, daß dieser ungünstige Einfluß stattfinden wird, so verweigert er seine Einwilligung, andernfalls erteilt er sie. Nur so ist es möglich, daß der Arbeiter Kredit bekommt, der ihm gänzlich abgeschnitten wird, wenn die Lohnverpfändung unter allen Umständen verboten ist. Nun braucht aber der Arbeiter zuweilen Kredit, oder wenigstens der Kredit kann ihm zuweilen von großem Nutzen sein. Wenn die Frau des Arbeiters sich eine Nähmaschine anschaffen will, oder er selbst für die Familie ein Häuschen, so wird er dies viel billiger und früher erreichen können, wenn er auf allmähliche Abzahlung einen nicht zu großen Bruchteil seines Lohnes verpfändet; giebt dies der Arbeitsherr zu, so kann die Einrichtung getroffen werden, daß der verpfändete Lohnbruchteil unmittelbar an den Gläubiger von der Arbeitskasse ausgezahlt wird. Sicherlich läßt sich auf diese Weise ein billiger und sicher Kredit für den Arbeiter schaffen, den er wie jede Privat-

Digitized by Google

wirtschaft oder Gemeinwirtschaft dann braucht, wenn er sich bei rüstiger Arbeitskraft ein Betriebskapital (Nähmaschine u. s. w.) verschaffen will, um so seine Arbeitskraft besser ausnutzen zu können, aus ihren Erträgnissen aber das geliehene Kapital allmählich abzutragen und den Gegenstand zu freiem Eigentum zu erwerben. Man beachte hier, daß es also ein durchaus berechtigtes und gesundes Kreditbedürfnis des Arbeiters geben kann, und daß jene obenerwähnten pfändenden und also die Arbeitsverbindung schädigenden Gläubiger keineswegs immer in böser oder wucherischer Absicht gehandelt zu haben brauchen. Freilich soll nicht geleugnet werden, daß dies häufig vor dem Lohnpfändungsgesetz dennoch stattfand, z. B. wenn Gegenstände zum sofortigen und immer wiederkehrenden Verbrauch, Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, ohne Not auf Borg verabfolgt wurden. Das ist ungesundes Kreditgeben, und ihm wird ein umsichtiger Arbeitsherr seine Zustimmung versagen, wenn der Arbeiter mit einem solchen Antrage an ihn herantritt, also die Lohnverpfändung unmöglich machen. In sehr großen Arbeitsbetrieben wird übrigens der Arbeitsherr nicht immer in der Lage sein, zu beurteilen, ob der einzelne Arbeiter die Lohnverpfändung wirklich mit Grund beantragt, weil es bei solchen Betrieben dem Arbeitsherrn schwer sein wird, die wirtschaftliche Lage und die persönlichen Eigenschaften jedes einzelnen seiner Arbeiter immer gegenwärtig zu haben. Hier läßt sich mit Vorteil eine Mitwirkung der Arbeitervertretung, des Krankenkassenvorstandes einrichten, indem diesem die Beurteilung solcher Lohnverpfändungsanträge entweder allein oder vorbehältlich der nachträglichen Genehmigung des Arbeitsherrn übertragen wird. Eine solche gegenseitige Disziplin der Mitarbeiter eines Betriebes wird sie wirtschaftlich erziehen und ihrer gemeinsamen Arbeit gemäß zu einem Ganzen zusammenschließen. An diese Befugnis der Arbeitervertretung, des Krankenkassenvorstandes schließen sich dann leicht weitere erziehende Befugnisse bei der Lohnzahlung, z. B. Beurteilung der Zuläßigkeit von Lohnabzügen, leicht und folgerichtig an.

So stehen die Verhältnisse der Arbeitsgemeinschaft nach außen und anderseits ihre innern Einrichtungen in unlösbarem Zusammenhange. Die Arbeitsgemeinschaft kann nicht gedeihen, wenn sich an Stelle des Arbeiters fremde, nicht mitarbeitende Kräfte zerstörend eindrängen; sie kann ebensowenig gedeihen, wenn sich da, wo der Arbeitsherr steht, fremde, nicht mitarbeitende Gewalten einnisten. Das ist fast überall der Fall, wo ein Betrieb längere Zeit hindurch in Form einer Aktiengesellschaft oder einer ähnlichen Betriebsgesellschaft besteht, ohne daß die Aktien etwa in die Hand des Direktors und der höhern Werkbeamten in großer Anzahl übergingen, und sich so trotz des Fortbestehens der äußern Form der Aktiengesellschaft Arbeitsherrschaft und Unternehmergewinn in derselben Hand befindet. Andernfalls bleibt das Aktienkapital immer eine der Arbeitsgemeinschaft fremde Kraft. Diese muß in allen Betrieben schädlich wirken, wo der größere Teil der Mitarbeiter der Arbeiterversicherung unter-

Digitized by Google

liegt, also der unselbständigen Art der Arbeiter angehört. Weniger schädlich ist diese dem Betriebe fremde wirtschaftliche Kraft, wo zwischen der Arbeitsherrschaft und dem Hilfsarbeiter ein ähnliches Verhältnis stattfindet wie zwischen dem Handwerksmeister und seinem später selbständigen Gesellen und Lehrling, zwischen dem Kaufmann und dem Kaufmannsgehilfen, wo der Hilfsarbeiter gleichzeitig zum Zwecke der eignen Belehrung und mit der Absicht künftiger Selbständigkeit arbeitet. Denn das Aktienkapital ist, man mag die Aktiengesellschaft nun als juristische Person oder als Genossenschaft oder wie sonst rechtlich auffassen, jedenfalls eine wirtschaftliche Kraft, die nicht notwendig dieselben Ziele zu verfolgen braucht wie die wirklichen Mitarbeiter der Arbeitsgemeinschaft. Die Form der Aktiengesellschaft oder Aktienkommanditgesellschaft u. s. w. ist von höchster Wichtigkeit und von bedeutendem Nutzen für die Volkswirtschaft als eine vorübergehende Einrichtung. Wenn es gilt, einen großen Betrieb neu zu gründen oder einen bestehenden zu erweitern, oder einen schon fertigen Betrieb von dem ausscheidenden Arbeitsherrn an einen andern Arbeitsherrn überzuführen, mag der neue Arbeitsherr nun einer unter mehrern Erben des frühern Arbeitsherrn sein oder ein bisheriger höherer Werkbeamter oder sonst ein ganz Fremder — in allen diesen Fällen läßt sich die Form der Aktiengesellschaft mit Nutzen anwenden. Überall aber hat sie hier nur vorübergehende Obliegenheiten. Versucht sie es, sich als dauernde Einrichtung im Betriebe festzusetzen, so wird, wenn nicht der Direktor oder sonstige wirkliche Arbeitsherr oder Arbeitsleiter ausnahmsweise geschickt ist und einerseits die Aktionäre auch einmal über die unmittelbare Gewinnabsicht hinaus zu heben vermag, anderseits die Arbeiter ganz besonders sorgsam und thätig leitet, das Werk stets leiden und, wenn der Zustand lange anhält, zu Grunde gehen. Die Aktionäre, die nicht an der Arbeitsleitung teilhaben, können für die persönlichen Pflichtenverhältnisse der Arbeitsgemeinschaft kein Verständnis haben. Sie können nur eine Gewinnabsicht haben. Daran wäre nun freilich nichts Schlimmes, denn jeder Betriebsherr, auch wenn er eine einzelne Person ist, hat auch, mit Recht, vornehmlich diese Absicht. Aber zwischen beiden ist doch ein wesentlicher Unterschied. Der außenstehende Aktionär sieht besonders auf den augenblicklichen, raschen Gewinn; für die Früchte, die die Arbeitsgemeinschaft bringen kann, wenn man es sich einige Jahre lang versagt, Gewinn zu ziehen, hat er nur geringes Verständnis, weil er ja dann seine Aktien vielleicht gar nicht mehr in Besitz hat. Jede Unternehmung aber, die stets auf augenblickliche Überschüsse sehen muß, kann nicht gesund bleiben; sie wird vielleicht die statutenmäßigen Abschreibungen machen, sie wird aber stets die eigentliche Grundlage der Betriebsgewinne, nämlich die sittliche Gemeinschaft zwischen Arbeitsherr und Arbeiter, mißachten und sie in kurzsichtiger Weise zur Erzielung augenblicklicher Vorteile angreifen. Das Kapital der Aktiengesellschaft darf nichts andres sein wollen, als gleichsam eine organisirte, mit Gläubigerbehörden und Gläubiger-

Digitized by Google

versammlungen versehene Anleihe, aber wohlgemerkt, immer nur eine tilgbare Anleihe. Ja wir wagen die Behauptung, daß alles Kapital, z. B. auch alle Stiftungen, die sich anmaßen, eine ewige und feste Stellung irgendwo in der Wirtschaft einzunehmen, ihrer Bestimmung zuwiderhandeln, schädlich wirken und zuletzt der Vernichtung anheimfallen. Das Kapital soll immer nur befruchtend wirken, es soll aber nicht dauernd irgendwo festzuwachsen versuchen; sondern der Inhaber des Kapitals wird seinen eignen Vorteil am besten wahren, wenn er kein Kapital fremden Unternehmungen zuführt, bei dem nicht von vornherein eine Tilgung in absehbarer Zeit abgemacht wird, worauf dann das freigewordene Kapital sich einen andern Schauplatz seiner befruchtenden Thätigkeit sucht. Jedes ewige Kapital muß die fremde Unternehmung, auf der es lastet, zuletzt erdrücken; dann ist es aber zu gleicher Zeit selbst vernichtet, weil es ja nur einen Teil der Unternehmungen bildete. Alle „Gründungen," Verwandlungen von Betrieben in Aktiengesellschaften, sind daher wirtschaftlich verwerflich, wenn sie nicht eine der erwähnten vorübergehenden Veranlassungen haben. Den Inhabern der Aktien wird häufig schon bald nach der Gründung der unausbleibliche Schaden klar, und der beste Ausgang ist dann noch der, daß die höhern Werkbeamten die im Werte gefallenen Aktien ankaufen und so das Recht auf den Bezug des Unternehmergewinns mit der Betriebsleitung wieder vereinigen. Die Trennung zwischen dem Recht auf den Unternehmergewinn und der Betriebsleitung hat ganz entsprechende Wirkungen, wie die Trennung zwischen der Arbeitsleistung des Hilfsarbeiters und dem Rechte auf die Lohnzahlung. Die Lohnzahlung an dritte findet statt oder würde stattfinden können, wenn ein Gläubiger den Arbeitslohn, so lange er noch beim Arbeitsherrn ruht, pfänden könnte; der Arbeitsherr ist dann nicht mehr der Treue des Arbeiters, der Güte seiner Arbeitsleistung sicher. Ganz ebenso ist, wenn der Unternehmergewinn in der fremden Hand außerhalb der Arbeitsgemeinschaft bezogen wird und die Arbeitsleitung also von ihm getrennt ist, der Arbeiter nicht mehr der Vorsorge, des Schutzes seines Arbeitsherrn sicher. In beiden Fällen ist die Arbeitsgemeinschaft von außen her gestört, vielleicht zerstört. Die beiden Fälle entsprechen sich also. Im übrigen sind sie ebenso von einander verschieden, wie sich die Stellung des Arbeiters von der des Arbeitsherrn unterscheidet. Es lassen sich also nicht hier wie dort die gleichen Gegenmittel anwenden. Es ist nicht möglich, die Verwandlung eines Betriebes in eine Aktiengesellschaft ganz zu verbieten oder sie etwa von der Zustimmung der Hilfsarbeiter abhängig zu machen oder sie endlich nur unter den obengenannten Voraussetzungen zu gestatten, bei denen ein berechtigter Anlaß zu einer Anwendung der Aktiengesellschaft vorliegt. Denn die Beantwortung der Frage, ob ein berechtigter Anlaß vorliegt, richtet sich durchaus nach den Umständen des einzelnen Falles; es ist nicht möglich, allgemeine Merkmale aufzustellen, die die Sache wirklich träfen. Das öffentliche Wohl wird auch dadurch noch nicht geschädigt, daß

Digitized by Google

ein Betrieb sich in unwirtschaftlicher Weise mit fremdem Kapital belastet, denn selbst wenn die schlimmste Folge davon, der Untergang des Betriebes, eintritt, ist doch das öffentliche Wohl noch nicht unter allen Umständen sehr berührt, sondern es müssen noch vielerlei Nebenumstände dazu treten, um es in Mitleidenschaft zu ziehen. Die Gesetzgebung kann daher hier unmittelbar nicht eingreifen; mittelbar kann sie einem verständigen Wirtschaftsgebahren förderlich sein, indem sie die Rechtsgrundsätze über Aktiengesellschaften nach der Richtung hin abändert, daß sie der Gründung von Aktiengesellschaften auf vorübergehende Zeit, auf Tilgung, auf Liquidation Anregung und bequeme Handhaben bieten. Aber viel wichtiger als dieses besondre Vorgehen, ist auch auf diesem Gebiete das, was die deutsche Arbeitergesetzgebung namentlich in den Arbeiterversicherungsgesetzen bereits gethan hat. Dort sind so viele neue Obliegenheiten geschaffen, die wesentlich an die Person des Arbeitsherrn geknüpft sind, und diese nehmen jetzt einen so wichtigen Teil der Thätigkeit des Arbeitsherrn ein, daß es den fremden immer nur oberflächlich schaffenden Einflüssen in Form der Aktiengesellschaften sehr erschwert ist, sich in die Thätigkeit des Arbeitsherrn hineinzudrängen. Durch die Arbeiterversicherungsgesetze ist die Person des Arbeitsherrn, das persönliche Pflichtenverhältnis zum Arbeiter, gegenüber der andern Seite seiner Arbeitsherrschaft, seiner größern Kapitalkraft so sehr in den Vordergrund getreten, daß, wenn die Kapitalkraft auch einmal fremden Ursprungs ist, sie doch viel abhängiger von dem wirklichen Arbeitsherrn, dem Direktor, bleiben muß als bisher. In der zur Zeit wieder einmal eingetretenen „Gründungsperiode" ist dieses leichtfertige Spiel daher auch bedeutend eingeschränkt im Verhältnis zur Gründungsperiode der siebziger Jahre. Die Arbeiterversicherungsgesetze verhindern die übermäßigen Schwankungen in den Betriebsgewinnen, weil sie bedeutende Teile derselben zu stets gleichmäßiger Verwendung ausscheiden. Diese Gesetzgebung verhindert daher auch in gewissem Maße die bei den meisten sogenannten „Gründungen" betriebene Täuschung, nämlich daß die Höhe des Aktienkapitals und der Wert der einzelnen Aktie nach der augenblicklichen besonders günstigen Geschäftslage, nicht aber, wie es sein sollte, nach den durchschnittlichen Erträgnissen guter und schlechter Jahre bemessen wird. Zum Unterschiede von den Vorgängen in den siebziger Jahren werden ferner heute auch sehr günstige Gründungsanerbietungen, von der neu zu gründenden Aktiengesellschaft gebotene Kaufpreise, von den Arbeitsherren abgelehnt, denn durch die Arbeiterversicherungsgesetze ist die Stellung des Arbeitsherrn eines großen Betriebes eine viel edlere Stellung geworden, die auch abgesehen von dem Gewinne den Ehrgeiz mehr befriedigt. Der Arbeitsherr eines großen Betriebes mit vielen Arbeitern, mit einer eignen Krankenkasse, ist heute ganz dasselbe wie ehemals ein großer Grundbesitzer, der Bauern und ganze Dörfer unter seiner Leitung hatte. Er hat ebenso wie dieser ein herrscher-, ein fürstenähnliches Amt, allerdings nicht in patriarchalischer, sondern,

Digitized by Google

den Zeitverhältnissen entsprechend, in konstitutioneller Form, wenn man so sagen darf. Die Arbeitergesetzgebung hat es dahin gebracht, daß die Arbeitsherren in vielen Betrieben (in einigen war es schon vorher anders) sich nicht mehr nach dem Augenblick zu sehnen brauchen, wo sie aus dem aufreibenden und feindseligen Verhältnis zu den Arbeitern heraustreten und sich mit dem gewonnenen Gelde zur Ruhe setzen können; sondern es ist nun die Grundlage gegeben, auf der dem Arbeitsherrn nicht nur augenblickliche Gewinne, sondern auch die zwar verantwortungsvolle aber den Ehrgeiz befriedigende Stellung eines Fürsten im kleinen gewiß ist. Man sieht also auch hier wieder, daß die bisherige deutsche Arbeitergesetzgebung die Hauptsache überall gethan hat; es brauchen nur noch die Folgerungen aus ihr gezogen, es muß belehrend, ausbreitend gewirkt werden.

Die hiernach erhöhte und veredelte Stellung der Arbeitsgemeinschaft und des Arbeitsherrn in ihr verschafft ihr im öffentlichen Leben größere Bedeutung, als sie früher gehabt hat. Große Betriebe mit vielen Arbeitern sind heute geschlossene Einheiten, die eine besondre Berücksichtigung der Außenstehenden im Volksleben, im öffentlichen Leben erheischen; eine Berücksichtigung, die ihnen zum Teil schon gewährt und gesetzlich anerkannt ist. In den preußischen Kreisordnungen steht den größern Gewerbebetrieben und Grundbesitzern eine hervorragende Vertretung im Kreistage, überhaupt eine bevorzugte Stellung in der Selbstverwaltung des Kreises zu. Das Merkmal für diese Bevorzugung sieht die Kreisordnung in der Höhe der von dem Betriebe oder dem Grundbesitz gezahlten Gewerbesteuer oder Grundsteuer, nicht ohne Berücksichtigung des Umstandes, daß die größern Gewerbetreibenden und Grundbesitzer von wichtigen Kreiseinrichtungen, nämlich den öffentlichen Kreisstraßen, den größten Vorteil haben, demnach auch, wie bemerkt, besonders stark steuern müssen, und darum endlich auch auf eine bevorzugte Stellung in der Kreisverwaltung einen Anspruch haben. Aber das ist doch nicht der wesentliche Grund ihrer bevorzugten Stellung, sondern es ist der, daß die Leitung eines größern Gewerbebetriebes, eines größern Gutes Fähigkeiten verlangt und, wo die persönlichen Anlagen dazu da sind, erzieht, die gleichzeitig auch die wesentlichen Eigenschaften des Beamten, des höhern Beamten, der Obrigkeit sind. Wer einen größern Gewerbebetrieb zu leiten vermag, wer die Arbeiter zu lenken versteht, ihnen Achtung einflößt, der kann auch eine obrigkeitliche Stellung einnehmen. Dieser Gedanke liegt offenbar in den Bestimmungen der preußischen Kreisordnungen; er ist nur ein wenig verschleiert. Wäre, wie es auf den ersten Blick den Anschein hat, nur die höhere Steuerzahlung der Grund der bevorzugten Stellung, so läge kein Grund vor, nicht auch das große Kapitaleinkommen stärker zu besteuern und diesem dann ebenfalls einen bedeutenden Anteil an der Kreisgewalt zu gewähren. Freilich würde das bei dem jetzigen preußischen Steuersystem seine Schwierigkeiten haben; aber ausführbar wäre es immerhin. Trotzdem kann ein Ein-

Digitized by Google

sichtiger eine solche ähnliche Behandlung des höhern Kapitaleinkommens mit dem höhern gewerblichen und Grundeinkommen nicht befürworten, denn die Verwaltung desselben ist in der That lange nicht so geeignet wie die beiden letztern, obrigkeitliche Eigenschaften zu erziehen und zu gewährleisten. Die obrigkeitliche Stellung ist ja nicht eine Belohnung für tüchtiges Steuerzahlen, sondern, wo sie dies zu sein scheint, da ist in Wirklichkeit die höhere Steuerlast ein Anzeichen für das Vorhandensein obrigkeitlicher Fähigkeiten, und nur als das Merkmal dieser steht es in den Gesetzen. Übrigens würde es jetzt nach Erlaß der Arbeiterversicherungsgesetze richtiger sein, in den preußischen Kreisordnungen an Stelle des Merkmals einer höhern Gewerbe- oder Grundsteuer das Merkmal des Vorhandenseins einer besondern Betriebskrankenkasse zu setzen.

In entsprechender Weise könnten auch die obrigkeitlich verwendbaren Kräfte der Arbeitsgemeinschaften zur Rechtsprechung herangezogen werden. Es könnten nach dem Vorbilde der Schöffengerichte unter dem Vorsitze eines Berufsrichters Gewerbegerichte die Streitigkeiten zwischen Arbeiter und Arbeitgeber entscheiden; zu diesen würden die vereinigten Krankenkassenvorstände den einen Beisitzer, die Handelskammern, als die Vertretungen der Arbeitgeber, den andern Beisitzer zu wählen haben.

Bei der Steuererhebung würde es möglich sein, die Einziehung der Steuern von den Arbeitern durch Vermittlung der Krankenkassenvorstände vorzunehmen; auch das würde den Arbeitern eine Gelegenheit geben, sich gegenseitig zu erziehen und sich ihrer Pflichten bewußt zu werden.

Die Arbeitsgemeinschaften bilden, als die kräftigsten und nachhaltigsten Quellen wirtschaftlichen Erwerbes, auch die wesentlichsten Grundlagen der Gemeinden und Gemeindeverbände. Diese sind in der Hauptsache nichts andres als eine Mehrheit wirtschaftlich zusammenhängender Erwerbsquellen, landwirtschaftlicher in den Landgemeinden, gewerblicher und kaufmännischer in den Städten. Die Arbeitsgemeinschaften sind deswegen geeignet, die öffentlichen Gemeinwesen der Gemeinde und des Gemeindeverbandes (Kreis, Provinz, Landschaft) zu tragen, weil die sittlichen Pflichten der Arbeitsgemeinschaft etwas ganz ähnliches sind wie die öffentlichen Pflichten der Gemeinwesen. Nur wenn man den Arbeitsgemeinschaften nach außen hin die ihnen gebührende Stellung einräumt, ist es möglich, in den Gemeinden und Gemeindeverbänden ein gesundes Leben zu erwecken.

Digitized by Google

Zwei Kapitel über den Talmud

1. Seine Geschichte

Daß der Talmud ein Buch und nicht, wie der gelehrte Kapuziner Henricus Seynensis meinte, ein alter Rabbiner ist, wird heutzutage, wo wir ihn so oft haben erwähnen hören, wohl in weiten Kreisen bekannt sein, ja wir dürfen annehmen, daß die meisten unsrer Gebildeten sich einigermaßen der Bedeutung bewußt sind, die er für die Mehrzahl der unter uns lebenden Juden hat, da er ihnen als das heiligste Buch nach der Thora gilt und mit seinen Vorschriften ihr gesamtes Leben beeinflußt und regelt. Viel weiter aber reicht nach unsrer Erfahrung die Bekanntschaft des großen Publikums mit ihm nicht, und ganz kürzlich noch wurden wir mit einigem Erstaunen gewahr, daß Leute, die sich sonst auf den verschiedensten Gebieten wohl unterrichtet zeigten, hier völlig unklare Vorstellungen hatten. Selbst Theologen befanden sich darunter, denen die Sache doch als eine Art Sammlung jüdischer Kirchenväter nahelag, auch Rechtsgelehrte, denen man ebenfalls Interesse daran und wenigstens leidliche Kunde davon hätte zutrauen sollen, weil der Talmud in gewissem Sinne zugleich das Corpus juris des rechtgläubigen Judentums ist. Nun wäre es freilich eine lächerlich unbillige Forderung, von jedem, der über ihn spricht, zu verlangen, daß er ihn auch gelesen habe; denn erstens hat er einen geradezu ungeheuern Umfang (ungefähr den fünfundzwanzigfachen der Bibel), sodann ist seine Sprache, teils Jehudith, d. h. Späthebräisch, teils Chaldäisch, vielfach schwierig, und eine Übersetzung des Ganzen ins Deutsche oder in eine andre Kultursprache giebt es nicht, schließlich sind Stoff und Ton fast allenthalben abschreckend trocken. Und doch hat der Talmud auch für Nichtjuden in vielen Beziehungen hohen Wert. Er ergänzt unsre aus den Schriften des Alten Testaments geschöpfte Kenntnis des Hebräischen, er enthält eine Fülle von Einzelheiten archäologischer, ethnographischer, geschichtlicher, medizinischer, juristischer und theologischer Natur, die uns das Neue Testament zu erklären, zu beleben und anschaulicher zu machen geeignet ist. Das letztere hebt sich zwar wie göttliche Natur, wie Leben voll Gotteskraft von seiner Dürre und Künstelei ab; aber wenn man im allgemeinen den Eindruck hat, im Talmud

Digitized by Google

sich durch eine öde Sandwüste hindurchplagen zu müssen, so stößt man doch gelegentlich auch auf anmutige Oasen.

Das Studium des Talmud wird also den Rabbinern und denjenigen christlichen Gelehrten zu überlassen sein, die sich mit orientalischen Sprachen und Altertümern befassen. Dennoch dürfen wir es als eine willkommne Ergänzung unsers litteratur- und kulturgeschichtlichen Wissens bezeichnen, wenn in diesen Tagen eine Schrift erschienen ist, die das große Sammelwerk des Rabbinismus durch einen Überblick über seinen Inhalt, durch Proben aus einzelnen seiner Bücher und Abschnitte und durch eine kurzgefaßte Geschichte seiner Entstehung, Ausbildung und Geltung auch den Laien näher rückt. Die Schrift bildet den dritten Teil eines größern Unternehmens, das den Titel führt: Die Zerstreuung des Volkes Israel. Von Wilhelm Pressel (Berlin, Reuther, 1888) und ist das gediegenste und zugleich das dem Verständnis weiterer Kreise am geschicktesten angepaßte Referat über den Gegenstand, das uns in den letzten Jahren zu Gesicht gekommen ist. Wir möchten deshalb durch einige Auszüge auf die Schrift hinweisen, und zwar in der Art, daß wir zunächst die geschichtlichen Bemerkungen des Verfassers in ihrem wesentlichsten Inhalte wiedergeben versuchen.

Der Talmud, in der Hauptsache die kasuistische Ausspinnung des mosaischen Gesetzes, ist einer Richtung des jüdischen Geisteslebens entsprungen, deren Anfänge schon unter den letzten Propheten zu bemerken sind und die sich bald nach dem babylonischen Exil, in der Zeit Esras und Nehemias, deutlicher kundgab. Das Volk sollte sich nach seinem Unglück wieder aufraffen und in seiner Zerstreuung zusammenfassen, und diese Umwandlung sollte sich vorzüglich auf disziplinarischem Wege, durch strenge Zucht, durch Gewöhnung an peinlich genaue Beobachtung des alten Gesetzes vollziehen. Dies schied dann die Strengen, die Eiferer für das Gesetz von den lauen Halbheiden, und es bildeten sich die Anfänge der später so einflußreichen Partei der Pharisäer aus; es entstanden im doppelten Sinne Schulen, einmal Synagogen, Hör- und Betsäle, dann verschiedne Richtungen in der Auffassung des Gesetzes durch Meister und Schüler. Als Vater dieser Gelehrtenschulen ist Simeon der Gerechte (um 300 v. Chr.) zu betrachten. Sein Schüler Antigonus von Soho gab Veranlassung zum Entstehen einer neuen Sekte; er lehrte: Seid nicht wie Knechte, die dem Herrn um Lohn dienen, und daraus folgerten sein Schüler Zadok und dessen Anhänger, die Sadduzäer, daß es keine Vergeltung nach dem Tode, also auch keine Unsterblichkeit gebe. Ursprünglich wollte Zadok nur die knechtische Gesetzesgerechtigkeit abweisen, die nach dem auf Gegenseitigkeit zwischen Gott und seinem Volke abgeschlossenen Bunde etwas für ihr Thun und Lassen haben, etwas verdienen, erwerben wollte. Aber unter seinen Parteigenossen artete das rationalistische Element ebenso aus wie das orthodoxe bei den Pharisäern. Diese schlossen den Bund der Chaberim (Genossen), die die peinlichst

Digitized by Google

genaue Beobachtung der mosaischen Sonderungs-, Reinigungs- und Heiligungsgebote gelobte und einen von der Masse des Volkes geschiednen geistlichen Orden mit verschiednen Weihen und Graden bildete, der sich unter Umständen in einen politischen Klub verwandelte. Sie waren die Chassidim (Frommen), die in der Makkabäerzeit den Kampf für das Gesetz mit den heidnischen Herren siegreich bestanden, aus ihrer Mitte gingen nachher die gelehrtesten und eifrigsten Rabbinen, u. a. Hillel der Große, Schammai, Nikodemus und Gamaliel hervor, und diese wieder und ihre Schulen lieferten im Laufe der Jahrhunderte das Material, woraus der Talmud entstand, die Weisheit der „Schriftgelehrten" des Neuen Testaments, ihrer Vorgänger und Nachfolger. Diese wurde anfänglich Jahrhunderte hindurch nur mündlich überliefert, und zwar durch die Gesetzesschulen, daher das Überlieferte gänzlich den Schulton, die lehrhafte, trockne, spitzfindige Ausführung und die Form des Zwiegesprächs annahm. Die mündlichen Ausdeutungen des geschriebnen Gesetzes wurden den Schülern vom Meister so systematisch eingeprägt, daß sie sich unwandelbar auf das folgende Geschlecht vererben konnten; sie wurden gäng und gäbe von Zeitraum zu Zeitraum, daher sie die Rabbinen als Halachah (Gang) bezeichneten. Dieser schulmäßigen Überlieferung fehlte es aber bis auf Hillel an übersichtlicher Einteilung des Stoffes und an einer festen Methode für dessen Auslegung. Beides schuf Hillel, indem er die einzelnen Gebote und Verbote, die bisher unter 613 Titeln abgehandelt worden waren, in achtzehn Sedarim (Ordnungen) unterbrachte und für die Exegese sieben Grundregeln aufstellte. Hillel war Vorsitzender des Sanhedrins in Jerusalem und starb im Jahre 14 n. Chr., sodaß er noch einer von den Lehrern im Tempel gewesen sein könnte, vor denen der zwölfjährige Jesus Gott seinen Vater nannte. Hillel hinterließ den Ruf eines milden und vorurteilsfreien Mannes, besonders seinem Nebenbuhler Schammai gegenüber, der zu den Eiferern gehörte. Sein berühmtester Nachfolger in der Würde des Chacham (Vorsitzenden des hohen Rates in Jerusalem) war sein Enkel Gamaliel, der vom Talmud ebenfalls als human geschildert wird, und den man wegen seiner Geisteskraft und Gelehrsamkeit den Ehrennamen „Die Herrlichkeit des Gesetzes" beilegte. Er überlebte die Zerstörung Jerusalems durch Titus, verschwand aber hernach aus der Öffentlichkeit. Die meisten andern großen Rabbinen der damaligen Zeit waren dabei umgekommen, den Rest sammelte Jochannan Ben Sakkai, der sich aus der Stadt in einem Sarge geflüchtet hatte, in Jamnia und bildete aus ihm ein neues Synedrium, an dessen Spitze er Gamaliels Enkel, Gamaliel II., stellte. Dieser führte den Titel Nassi (Patriarch) und hatte den witzigen Rabbi Josua, den fanatisch eifrigen Elieser Ben Asarja und die beiden berühmten Mystiker Akiba und Simeon Ben Jochai zur Seite. Einer der Nachfolger Gamaliels II., Simeon III., verlegte 160 n. Chr. das Patriarchat von Jamnia nach Tiberias, und mit dessen Sohn, Jehuda dem Heiligen, beginnt eine neue Periode in der Geschichte

Digitized by Google

des Talmud. Die Halachah der Gesetzesauslegung war im Laufe der Zeit so angewachsen, daß es notwendig erschien, sie schriftlich festzustellen, und Jehuda genoß infolge seiner Gelehrsamkeit ein solches Ansehen, daß er es wagen durfte, die Aufzeichnung des Überlieferten vorzunehmen. Während der Jahre 220 bis 240 sammelte und schrieb er das nieder, was jetzt den ältern Teil des Talmud, die Mischnah, bildet. Er brachte den Stoff, den sein Ahnherr Hillel in achtzehn Ordnungen geteilt hatte, in sechs Sedarim unter und schied diese wieder in Kapitel und Paragraphen. Er brachte daher den Strom der Tradition zum Stehen, aber nur für kurze Zeit; denn kaum hatte er sich von seinem Amte zurückgezogen, als sein vornehmster Schüler, Rabbi Jochannan von Jerusalem, aufzuzeichnen begann, was er weiter erreichen konnte, wobei er in seine Sammlung die sogenannte Haggadah (Erzähltes), eine Masse populär gehaltener Notizen naturgeschichtlicher, biographischer, medizinischer, sprachlicher, erbaulicher und märchenhafter Natur aufnahm, die geeignet schienen, die Halachah, von der er nicht viel mehr zusammenbringen konnte, zu beleuchten und zu begründen. Dieser Sammlung, welche die Mischnah Jehudas vorzüglich in der zuletzt bezeichneten Weise ergänzte, gab er den Namen Gemara (Gesprochnes), weil er einer der Sprecher (Amoraim) gewesen war, die seinen Meister, wenn er im Lande herumgezogen war, um in den Synagogen über das Gesetz zu unterrichten, begleitet und seinen Vortrag dem Volke in seiner Mundart und seinem Gedankenkreise angepaßt vermittelt hatten. Der Gemara reihten sich noch zwei kleinere Sammlungen an: die Thosiphtha (Anhang, Zusatz), Nachträge zur Mischnah, die die weiter aufgefundenen Halachahs oder Auslegungen enthielt, und die Baraitha (außerhalb, nämlich des Hörsaals der Gelehrten gesprochnes), welche Erinnerungen aus Jehudas populären Ansprachen bietet. Jochannan schloß sich mit seiner Gemara ganz an die Mischnah seines Meisters an, und da er beides zusammenschrieb, so bildeten sie ein Ganzes, das später den Namen Talmud Jeruschalemi, jerusalemischer Talmud, erhielt, wie wir sehen werden zum Unterschiede von einem andern derartigen Sammelwerke.

Jochannan hatte den Fluß der Überlieferung abermals zum Stillstande gebracht und zwar, soweit es Palästina anging, für alle Zeit, da die Nachfolger Jehudas Leute von geringer Bedeutung waren, und das Patriachat mit dem letzten derselben, Gamaliel IV., im Jahre 370 n. Chr. einging. Um so mächtiger strömte die Quelle der Tradition in Babylonien, in dessen Landschaften die Juden unter den ersten neupersischen Herrschern sich solcher Gunst erfreuten und so trefflich gediehen, daß sie es ihr „gelobtes Land" nannten. Gelehrtenschulen gab es allerdings anfänglich hier nicht, und wie von andern Gegenden der jüdischen Diaspora zog man auch von hier, wenn man Gesetzeskunde studiren wollte, fürs erste nach der Akademie in Tiberias. So schon der Babylonier Chananja, ein Neffe des Rabbi Josua in Jamnia, und so

Digitized by Google

dessen späterer Landsmann Haja, der Freund und Gehilfe Jehudas des Heiligen. Des letztern Vater und Großvater aber waren herrschsüchtige Geister gewesen, und der erstere, Simeon III., hatte den gelehrten Chananja durch üble Behandlung so schwer verletzt, daß er sich nach seiner Heimat zurückbegab und sich hier in Nahardea mit der Absicht niederließ, die babylonischen Gemeinden von dem Nassi in der Stadt am See Genezareth unabhängig zu machen, was er dadurch anbahnte, daß er den Kalender selbständig regelte. Aber Simeon sprach den Bann über ihn aus, und Babylonien unterwarf sich. Auch der Versuch des Rabbi Hona, eines Resch Glutha (Haupt der Auswanderung, nämlich in Babylonien) einen obersten Gerichtshof für die Verhängung von Strafen für die ihm als rechtlicher Oberbehörde unterthanen Juden in Babel zu bilden und deren Fürsten zu spielen — was er mit seiner Abstammung von David rechtfertigen wollte — mißlang. Auch der sanftmütige Jehuda mußte ihm solche Selbständigkeit verweigern, und die Babylonier fügten sich abermals. Nach Jehudas Ableben aber wurde der Versuch zum drittenmale wiederholt, und diesmal glückte er. Die Rabbinen Ariech und Aricha gründeten, nachdem sie in Tiberias ihre Ausbildung empfangen hatten, in ihrer mesopotamischen Heimat Gelehrtenschulen, der Arzt und Astronom Samuel stiftete um 260 die Akademie von Nahardea, der Rabbi Abba die von Sura am Euphrat, und ein halbes Jahrhundert später entstand durch Jehuda Ben Jecheskiel zu Pumbeditha eine dritte. Die Akademie von Sura war zugleich Gerichtshof für Maß und Gewicht, die zu Nahardea Schöppenstuhl für inneres Recht. Samuel und Abba lehrten und entschieden unabhängig sowohl vom Patriarchen in Tiberias wie vom babylonischen Resch Glutha, doch mußte dieser sie gegenüber dem neuperfischen Landesherrn mit seiner Autorität decken, auch verblieb dem Landesherrn die Entscheidung in Sachen des peinlichen Rechtes. Der geistigen Bedeutung der Stifter der genannten Lehranstalten entsprach die Opferbereitschaft ihrer babylonischen Volksgenossen, es folgten Schenkungen auf Schenkungen an diese theologisch-juristischen Hochschulen, Sura konnte bald achthundert Studirenden freien Unterricht und freie Station gewähren, in Massen strömten aus den drei Kontinenten der damaligen Welt junge Leute nach diesen Bildungsstätten, und im Gefolge des Studiums der Mischna griff auch das andrer Wissenschaften Platz. Der Stern von Tiberias erblich vor dem Glanze der neu aufgegangnen Gestirne zwischen Tigris und Euphrat. Der Stern Suras aber entwickelte sein stärkstes Licht, als dort im Jahre 350 Rabbi Asche den Lehrstuhl bestieg und den babylonischen Talmud niederzuschreiben begann. Seine Bedeutung für die Judenschaft des Morgen- wie des Abendlandes machte sich bald so fühlbar, daß er, unabhängig von jeder Autorität, sechs Jahrzehnte hindurch die Alleinherrschaft über diese Kreise ausübte, daß sein Werk noch heute großes Ansehen genießt, und daß er damit in der Gesamtgeschichte des Rabbinismus als der Mittelpunkt zwischen deren

Digitized by Google

beiden Hälften erscheint. Esra, Simeon der Gerechte, Hillel, Gamaliel, Jehuda der Heilige, Jochannan und Rabi Asche sind die Glieder der ersten Hälfte dieser Kette, die großen Rabbinen des Mittelalters in Spanien, Frankreich und Deutschland die der zweiten Hälfte. Warum Asche sich zu einer zweiten Redaktion der Gemara entschloß — die Mischna des babylonischen Talmuds fällt mit der des jerusalemischen zusammen —, wissen wir nicht bestimmt. Vielleicht bewogen ihn dazu die vielfachen Meinungsverschiedenheiten bei der Auslegung der Mischnah, die nach dem Tode Jehudas des Heiligen laut wurden, wahrscheinlicher aber die Nebenbuhlerschaft zwischen den palästinischen und den babylonischen Schriftgelehrten und die reichere Gelegenheit, die er hatte, Notizen über die Einzelheiten in der Deutung der Mischna zu bekommen. Selbst Jehuda der Heilige hatte lange nicht so viele Jünger zu seinen Füßen gesehen als Asche jetzt um sich sammelte. Zweimal in jedem Jahre, zu Ostern und in der Zeit des Laubhüttenfestes, saßen Tausende von Zuhörern, darunter solche aus Spanien und aus China, um ihn und setzten ihn in den Stand, die Verschiedenheiten in der Auffassung der einzelnen Teile der Diaspora zu erfahren. Er nahm daher jedes Jahr zwei Traktate der Mischna vor, eine im Frühling und eine im Herbst, einmal auch zwei kleine Traktate zusammen, befragte die Zuhörer um die in ihrer Heimat giltige Halachah und die bei ihnen umlaufende Haggadah, verzeichnete das Abweichende oder noch Unbekannte, zeigte, wie sich das scheinbar Abweichende vereinigen lasse, das Nichtvereinbare abzuweisen sei, und versuchte überhaupt das Richtige festzustellen. Als Asche dann mit allen Traktaten soweit fertig war, ging er seine Arbeit nochmals durch, und als er darauf im Jahre 430 starb, fügte sein Freund und Mitarbeiter Rabbi Abina noch sieben kleine Abhandlungen hinzu. Dann setzte die furchtbare Verfolgung, die sich im neupersischen Reiche wider die Juden erhob und volle dreiundsiebzig Jahre währte, allem weitern ein Ziel. Die Akademien Babyloniens und mit ihnen die geistige Bildung der morgenländischen Judenschaft verschwanden vom Erdboden, der Talmud aber blieb als abgeschlossenes Ergebnis einer tausendjährigen Denkarbeit zurück, an das von jetzt ab keine Hand mehr rührte, und das keiner besondern Sanktion mehr bedurfte.

Mit dem Abschlusse des Werkes ist aber dessen Geschichte noch nicht zu Ende. Es ging als Hinterlassenschaft der alten Schriftgelehrten unter den in aller Welt zerstreuten Juden Jahrhunderte lang wie ein Heiligtum von Hand zu Hand, bis sein Ansehen endlich in weiten Kreisen der Aufklärung erlag. Um das Jahr 900 brachte der Rabbi Mose, von Seeräubern nach Spanien verkauft, den Talmud nach dem Abendlande. Die spanischen Juden begannen ihn zu studiren, und bald gab es in Cordova eine Akademie zu diesem Zwecke. Dann war Granada der Mittelpunkt dieser Studien und später Lucena, wo Rabbi Alfes seinen Kommentar zum Talmud verfaßte, ein Riesenwerk, das für alle Rabbinen der damaligen und der spätern Zeit die eigentliche Rechts-

Digitized by Google

quelle wurde. Ausgezeichnete Talmudisten waren im zwölften Jahrhundert der Dichter Jehuda Hallevi und dessen Schwiegersohn Aben Esra, sowie der glänzendste Stern am Himmel der mittelalterlichen Synagoge, Mose Ben Maimon. Unter den fränkischen Juden sind als solche Rabbi Gerschom und Rabbi Salomo Ben Isaak, genannt Raschi, zu nennen.

Über deutsche Talmudisten wolle man unsre Schrift selbst nachlesen; ebenso über die Wirkung der Aufklärung auf die Herrschaft des Talmud. Dagegen lassen wir noch einen Auszug folgen von dem, was der Verfasser über Maimonides sagt, da dieser bekanntlich großen Einfluß auf Mendelssohn ausübte. In seiner Jugendarbeit, einem Kommentar zur Mischnah, ist Mose Ben Maimon noch ganz der orthodoxe Berichterstatter über die Ergebnisse der rabbinischen Überlieferung, und die dreizehn Glaubenssätze, die er als Inbegriff des rechtgläubigen Judentums aufstellt, wurden in das Synagogenritual aufgenommen. Sein zweites Buch, „Jad Hachasakah," das im feinsten Hebräisch geschrieben ist, gab sowohl der freidenkerischen Partei als der ängstlichen und besangnen Anlaß zu herben Vorwürfen. Seine dritte und bedeutendste Schrift, „More Hannebochim" (Führer der Irrenden), ist, ursprünglich in arabischer Sprache abgefaßt, zum Erweise seiner Rechtgläubigkeit bestimmt und hatte einen ganz außerordentlichen Erfolg. Sie ist es, die hauptsächlich auf Mendelssohn wirkte. Es ist aber durchaus kein wissenschaftliches Lehrgebäude, sondern eine Sammlung von einzelnen Lehrsätzen mit Zwischenbemerkungen, die alle dahin zielen, klare Begriffe von den göttlichen Dingen zu gewinnen. Im ersten Abschnitt erläutert er in 76 Kapiteln die Stellen der hebräischen Bibel, die das Göttliche unter sinnlichen Bildern darstellen, ungefähr in der Weise der alten alexandrinischen Schule, zugleich mit Rücksicht auf das Christentum und den Islam. Im zweiten Teil beschäftigt er sich in 48 Kapiteln mit der Naturphilosophie, wobei er auf Aristoteles zu sprechen kommt und dessen Mängel nachzuweisen bemüht ist, und wobei besonders seine Auffassung der Prophetie von Wichtigkeit ist, in der er sich den Karaiten nähert, von deren Lehre er sonst nichts wissen will. Er zeigt in diesem Zusammenhange, daß es eigentlich keine Wunder giebt, indem er darzuthun sucht, daß jeder scheinbare Eingriff Gottes in die Naturgesetze schon bei der ersten Anlage derselben vorgesehen, also genau betrachtet kein Eingriff sei. Im dritten Abschnitte seiner Schrift giebt er in 54 Kapiteln eine Deutung der Hesekielschen Erscheinungen, ohne, wie er hinzufügt, „die Geheimlehre der Merkabah" verraten zu wollen. Endlich verbreitet er sich über die sittlichen Rätsel des Lebens. Maimonides, der übrigens eine Zeit lang zu Fes in Marokko, dann mehrere Jahre in Kairo lebte, wo er Leibarzt Saladins war, schrieb dieses Werk vorzüglich im Hinblick auf einen jüngern Freund, den gelehrten Josef Ben Jehuda, der 1184 bei ihm verweilte, um ein Buch über Astronomie auszuarbeiten, und der später Leibarzt eines arabischen Fürsten zu Aleppo wurde. Die Synagoge spaltete sich in ihrem

Digitized by Google

Urteile über die Schriften des großen Denkers in zwei Lager. Die fränkiſchen Rabbinen gingen ſo weit, daß ſie den „More Hannebochim“ zu Montpellier als ketzeriſch öffentlich dem Feuer übergaben und über deſſen Verfaſſer, obwohl er bereits im Grabe lag, den Bann ausſprachen. Andre Talmudgelehrten dagegen, unter denen ſich der weithin berühmte Philoſoph und Grammatiker David Kimchi befand, verehrten und verteidigten ihn und belegten ihrerſeits ſeine Gegner mit dem Banne, bis endlich der Arzt und Rabbi Moſe Ben Nachman die Parteien verſöhnte und beide bewog, ihren Bann zurückzunehmen, worauf es in der gelehrten Judenſchaft zu einem allgemeinen Sprichwort wurde: „Von Moſe bis Moſe erſchien kein andrer Moſe.“

Die nordſchleswigſche Mundart

Von J. P. Filskow

(Schluß)

Wie der Sprachbau der nordſchleswigſchen Volksſprache mit dem Deutſchen und Engliſchen viel Gleichartiges und Verwandtes aufzuweiſen hat, ſo auch der Wortſchatz. Indem ich im folgenden eine kleine Ausleſe gebe, bemerke ich, daß ich bei der Auswahl nur ſolche Ausdrücke berückſichtigt habe, die unter den Landleuten gäng und gäbe ſind. Dem Mittelhochdeutſchen ſind entſchieden nachſtehende Wörter entlehnt: bloster (Blüte, mhd. bluost, dän. blomst) — blom (Blume, mhd. bluom, pld. blom, dän. blomst) — boll (Leibchen, mhd. bolle = Balg, dän. livstykke) — black (Tinte, mhd. blach, niederd. black, dän. bläk) — bossel (Kegelkugel, mhd. bossen = Kegelſchieben, bossel niederd., dän. Keglekngle) — boch (pochen, mhd. bochen, dän. banke) — bat (kahl, mhd. blat, dän. skaldet) — dru (ſchläfrig, mhd. dru = die Feſſel, dän. sövnig) — jen don (einerlei, mhd. don, dän. det samme) — duen (donnerte, mhd. dunen, dän. tordnede) — forlois (verlieren, ahd. forliosan, niederrh. verlois, dän. tabe) — gelik (gleich, mhd. gelich, pld. gliek, dän. strax) — gluend (glühend, mhd. glüendic, dän. gloende) — grüsn (Körnchen, mhd. gruz, dän. smule) — hellet (Hürde, mhd. helle, dän. fold) — hüll (Hanbe, mhd. hülle, dän. hue) — kröt (ein Schimpfwort, mhd. krot, crete = Kröte, fehlt im Däniſchen) — krumm (Broſamen, mhd. krume, dän. brödsmule) — läer (Leiter, angelſ. hläder, pld. lärrer, dän. stige) — man (Mähne, mhd. man.

Digitized by Google

dän. manke) — mol (Wolke, mhd. molck, dän. sky) — morn (morgen, mhd. morn, dän. morgen) — ordeel (urteilen, altsächs. das urdeli, altfries. das ordêl, pld. ordelen, dän. bedömme) — rif (Reif, mhd. rif, dän. riimfrost) — rick (Reihe, mhd. rick, dän. räkke) — russ (rutschen, mhd. ruzze, dän. glide) — sint (seitdem, mhd. sint, dän. siden) — timmer (zimmern, mhd. temeren, dän. tömre) — tumbe (einfältig, mhd. tumb, dän. tosset) — unden (Mittagsmahl, mhd. undern, dän. middagsmad).

Dem Neuhochdeutschen oder Niederdeutschen sind folgende Wörter entnommen: absicht (Absicht, dän. hensigt) — adanke (abgedankt, dän. afskediget) — anrans (anrennen, dän. overfuse) — ausbund (dän. vidunder) — backenbart (dän. kindskjäg) — bäcker (dän. bager) — badmoer (Bademutter, dän. jordemoder) — brösig (pld. brösig, dän. stortalende) — bruch (dän. brok) — buddel (pld. buddel, dän. flaske) — bull (Bulle, dän. tyr) — bölk (pld. bölken, dän. bröle) — dock (Docke, dän. dukke) — dörrel (Dotter, dän. äggeblomme) — dose (pld. dusig, angels. dûsig, dän. dum) — drümbel (Schwelle, fries. drembel, dän. tärskel) — duck (Tuch, pld. dauk, dän. törkläde) — dummbârt (dän. dosmer) — efen (eben, dän. just) — eenfach (pld. eenfach, dän. ligefrem) — eenmâleen (pld. eenmâleen, dän. eengangeet) — erre (erben, dän. arve) — fingerhat (Fingerhut, dän. fingerböl) — flicht (Pflicht, dän. pligt) — fopp (foppen, dän. have tilbedste) — fordacht (Verdacht, dän. mistanke) — forkeert (verkehrt, dän. galt) — fötchen (Apfelkuchen, pld. fötchen, dän. æbleskive) — fui (pfui, dän. fy) — gaf (gaffen, dän. måbe) — gebrechle (gebrechlich, dän. skröbelig) — gebursdau (Geburtstag, dän. födselsdag) — gefährle (gefährlich, dän. farlig) gelegen (dän. tilpas) — gelehrt (dän. lärd) — geleit (dän. ledsagelse) — gemeen (pld. gemeen, dän. almindelig) — gericht (dän. domstol) — geripp (dän. beenrad) — gesjäft (Geschäft, dän. forretning) — gesjeut (gescheit, dän. snild) — geschirr (dän. seletöi) — gesicht (dän. ansigt) — gesetz (dän. lov) — geswind (dän. hurtig) — gewalt (dän. vold) — gewürz (dän. kryderi) — giere (gierig, dän. gjerrig) — glaser (dän. glarmester) — göt (Gosse, pld. göt, dän. vaskesteen) — hâl (holen, dän. indhente) — haft (haften, dän. borge for) — hansber (Johannisbeeren, dän. ribs) — hechel (hecheln, dän. hegle) — hedewich (Heißewecken, pld. hedewick, dän. fastelavnsbolle) — hof (hoffen, dän. håbe) — hohl (dän. huul) — immer (dän. altid) — irrenhus (Irrenhaus, dän. dåreanstalt) — kindchen (Christkind, pld. kindchen, fehlt im Dänischen) — kissel (kitzlich, dän. kilden) — klecks (dän. klak) — klein (zart gebaut, dän. spinkel) — klön (pld. klönen, dän. sladdre) — knâch (Knochen, dän. been) — kniff (dän. kneb) — krämer (dän. krämmer) — krittele (krittelig, dän. knarvorn) — kuckmann (Kuckuck, dän. gjög) — kuhl (Grube, pld. kuhl, dän. grav) — kürbis (dän. gräskar) — lahm (dän. lamm) — latt (Latte, dän. lägte) — läst (leisten, dän. overkomme) — lerre (leer, dän. tom) — leiel (Lägel, dän.

Digitized by Google

bimpel) — libber (Lippen, dän. läber) — liuweh (Leibweh, dän. mavepine) — mahr (Maß, dän. mål) — mähr (meſſen, dän. måle) — mäkel (mäkeln, dän. dadle) — mantel (dän. kåbe) — märz (dän. marts) — mehlbüddel (pld. mehlbüddel, dän. budding) — mütz (dän. hue) — nage (nagen, dän. gnave) — nost (Nöſſel, dän. vandtrug) — nüchtern (dän. ädru) — nücks (eigenſinnig, pld. nücks, dän. egensindig) — nuthhöul (Nuthobel, dän. fugehövle) — obsicht (Aufſicht, pld. obsicht, dän. opsyn) — obputzet (pld. obputzt, dän. pyntet) — ofen (offen, åben) — ordeel (urteilen, pld. ordelen, dän. bedömme) — patzig (dän. studs) — pich (Pech, dän. beg) — pick (Groll, dän. had) — pi (Unterrock für Kinder, pld. pi, dän. underskjört) — pisel (frieſ. pisel, pld. pesel, dän. sal) — plumm (Pflaume, pld. plumm, dän. blomme) — popp (Puppe, dän. dukke) — rappel (rappeln, fehlt im Däniſchen) — rai (ſchnell, reitern = ſchnell durchlaufen laſſen, dän. hastig) — rümpling (einjähriges Rind, frieſ. rümpling, fehlt im Däniſchen) — satt (dän. mät) — sell (Geſell, dän. svend, fyr) — sichel (dän. segl) — siel (dän. digesluse) — skukår (Schubkarre, dän. trillebör) — skrolle (Schrolle, fehlt im Däniſchen) — slechen (ſchleichen, pld. slechen, dän. seendrägtig) — sleu (ſchlecht, pld. sleu, gotiſch slaihts, dän. dårlig) — snöusbårt (Schnauzbart, dän. overskjäg) — späss (Spaß, dän. spög) — spröck (Leſeholz, niederl. sprokken, dän. småbrænde) — spitzbuf (Spitzbube, pld. spitzbuf, dän. gavtyv) — stichel (ſticheln, dän. skose) — stickel (dän. stivnakket) — struch (Strunk, frieſ. strück, dän. stok) — swenk (ſchwenken, dän. svinge) — swort (ſchwarz, dän. sort) — teller (dän. tallerken) — tollstock (Zollſtock, pld. tollstock, dän. tommestock) — tort (Torte, dän. tärte) — trotzig (dän. trodsig) — tü (Zeugen, pld. tüen, dän. vidne) — underskjel (Unterſchied, dän. forskjäl) — ungefähr (dän. omtrent) — urlou (Urlaub, dän. hjemlov) — wähl (Wahl, dän. valg) — wähl (wählen, dän. välge) — wahrhafte (wahrhaftig, dän. sandelig) — weech oder wöck (weich, pld. week, dän. blöd) — weh (weh, dän. ondt) — wenn (dän. når) — wille (dän. villie) — wolfeil (wohlfeil, dän. billig) — wunner (Wunder, dän. under) — wunderle (wunderlich, dän. underligt) — wuorm (Wurm, dän. orm) — wuormkroit (Wurmkraut, dän. ormkrudt) — ssug (Zug, dän. tog).

Zudem giebt es in der nordſchleswigſchen Volksſprache mehrere deutſche Redensarten, Wendungen u. ſ. w., die im Däniſchen gar nicht vorkommen, z. B.: han ha en goi kehr-di-a-nix (er hat einen guten Kehr-dich-an-nichts) — et gik som haste mi gesehen (es ging wie haſt du mich geſehen) — flicht å skullehed (Pflicht und Schuldigkeit) — fix oder nix — fix er inne narr (Fix iſt keen Narr) — mir nix, dir nix — kiek-in-de-welt — litte witte lütt (wenig) — dank for dank (pld. stank för dank) — wat for wat (pld. wat för wat). Der Nordſchleswiger ſagt um minatt (um Mitternacht), der Däne dagegen ved (bei) midnat; ferner ſagt der Nordſchleswiger et gör weh

Digitized by Google

(es thut weh) — der Däne: det gjör ondt u. ſ. w. Auch viele Ortsnamen weiſen auf deutſchen oder angelſächſiſchen Urſprung hin, ſo die Endungen up, rup, trup auf „Dorf.“ Hostrup, Wollerup, Arup hießen früher Horstorp, Waldorp, Athorp. Die Endungen lev, leff, die in vielen Ortsnamen vorkommen, bedeuten entweder „leben,“ leif (Erbe) oder law (rinnen, triefen) weil die Örter an Flüſſen liegen. Von den vielen Ausdrücken, die angelſächſiſchen (engliſchen) Urſprungs ſind, hebe ich nur folgende hervor: alms (Almoſen, engl. alms, dän. almisse) — borre (borgen, engl. to borrow, dän. borge) — bit (Biſſen, engl. bit, dän. bid) — breine (Gehirn, engl. brain, dän. hjerne) — dewel (Teufel, engl. devil, dän. djävel) — harrest (Herbſt, engl. harvest, dän. efterår) — hurrel (ſchroff, engl. hurry, dän. opfarende) — bull (ſtumpf, engl. dull, dän. slöv) — trawaller (ſich abarbeiten, engl. to travel, dän. släbe) — äbach (zurück, engl. aback, dän. tilbage) — mong (Verwirrung, engl. among, dän. urede) — pöl-möl (verworren, engl. pell-mell, dän. urede) — poll (kleiner Hügel, engl. poll, dän. forhöining) — krünkle (kraus, engl. to crinkle, dän. krölle) — kraw (fordern, engl. to crave, dän. kräve) — kreit (überwältigen, engl. to cry down, dän. overmande) — äd (eſſen, engl. to eat, dän. spise) — sück (krank, engl. sick, dän. syg) — fen (Koppel, engl. fen, dän. ager) — ganle (bequem, engl. gainly, dän. brugbar) — kock (Hahn, engl. cock, dän. hane) — hüw (Bienenkorb, engl. hive, dän. bikube) — juber (Hagebutte, engl. jujube, dän. hyben) — manne (viele, engl. many, dän. mange) — gräsparr (Grasperling, engl. sparrow, dän. spurv) — tilt (Zelt, engl. tilt, dän. telt) — want (bedürfen, engl. to want, dän. mangle) — welp (junger Hund, engl. whelp, dän. valp) — wrong (unrecht, engl. wrong, dän. vrang) — wriggel (hin- und herbewegen, engl. to wriggel, fehlt im Däniſchen).

Auffallend iſt die Menge von Fremdwörtern, die die nordſchleswigſche Mundart zeigt. Da es aber durchweg dieſelben Ausdrücke ſind, die der Niederdeutſche benutzt, ſo liefert uns dieſes einen Beweis mehr für die Verwandtſchaft mit dem Plattdeutſchen. Einige der gebräuchlichſten Fremdwörter ſind: absolut — adrett — akkord — akkurat — allarm — allemass (allons! marsch) — altereer (alteriren) — amploi (emploi) — bachaschi (bagage) — bachatell (bagatelle) — bajats (bajazzo) — balangseer (balanciren) — bandit — briljant — degradeer (degradiren) — delirium — desenteer (desertiren) — deut — disperåt (desperat) — domineer (dominiren) — estimeer (äſtimiren) — etåschi (etage) — exåmel (examen) — exküser (excuser) — expedeer (expediren) — express — fållit — fideel — filuh (filou) — fisemantente (Fiſimatenten) — flankeer (herumflankiren) — floreer (floriren) — flau (flon = matt) — futterål — glant (galant) — gratis — grateleer (gratuliren) — honnör (honneur) — ilmenneer (illuminiren) — impertinent — intraseer (introduciren) — justement — jux — kaback — kabinett — kalott — kaless (Kaleſche) — kanalje (canaille) — kastroll (casserolle) — klareer (klariren) — kolör — kompli-

Digitized by Google

ment — komfus (confus) — kondewitter (conduite) — konflikt — konsens — kurasch (courage) — kredenser (fredenzen) — krepeer (frepiren) — kujon — kuråter (curator) — kureer (curiren) — laxeer (laxiren) — lex (Lection) — loseer (logiren) — loschi (logis) — luxus — malör (malheur) — makkedor (Matador) — miseråbel — molest (molestie) — mondering (Montirung) — motsjon (Motion) — nippsacher (Nippessachen) — nobel — noteer (notiren) — obselveer (observiren) — obtranåsig (obstinat) — ordre — pampusser (Babuschen) — paradeer (paradiren) — parât — pareer (pariren) — patuh (partout) — passaserer (Passagier) — patrolleer (patrouilliren) — pober (pauvre) — permeteer (permittiren) — plaseer (plaisir) — peu um peu (peu à peu) — penibel — politesse — prätendeer (prätendiren) — prisjong (prison) — rekommandeer (recommandiren) — reflekteer — reglemang (reglement) — renoveer (renoviren) — resolveer — retireer — resikeer (risiren) — risiko — sjikaneer (chikaniren) — sjeneer (geniren) — skaluh (jaloux) — solid — spektåkel — spion — spandeer (spendiren) — spolium (unnütze Streiche) — stafet (stafette) — stante peh (stante pede) — sous (sauce) — taxeer (taxiren) — titoleer (tituliren) — trabant — trakteer (tractiren) — traktement — triffeleer (tribuliren) — udstaffeer (ausstaffiren) — vissenteer (visitiren) — visitten (visite).

Außerdem giebt es noch eine Reihe von Wörtern, die einen fremden Klang besitzen, aber nicht mit Sicherheit einer bestimmten Sprache zuzurechnen sind, z. B. blee (Bettlaken): es ist vielleicht aus dem altnordischen blää (Betttuch) entstanden. Die Ausdrücke dörns, döns und dörnsk bezeichnen in Nordschleswig gewöhnlich die Wohnstube, dagegen bei den Friesen und im östlichen Holstein, wo früher die Wenden wohnten, die sogenannte „gute Stube." Das Kartoffelkraut nennt man in den verschiednen Gegenden feiser, wisser oder quais. Während die beiden ersten Ausdrücke vielleicht aus dem altnordischen fis (d. i. verwelktes Blatt) oder dem deutschen „fitzen" (= runzeln) entstanden sind, ist der letztere möglicherweise aus dem dänischen quas (Reisig) gebildet worden. Das Wort fulle, das teils für den Kuß, teils für das Mal bei Kinderspielen gebraucht wird, hängt vielleicht mit „voll" oder „völlig" (völlige Sicherheit) zusammen. Feit (ungeheuer, fürchterlich) hat sich vermutlich durch eine Lautverschiebung aus dem dänischen fällt gebildet. Tarre (Buchweizen) ist ein Ausdruck, der fast überall in Nordschleswig gäng und gäbe ist. Da der Buchweizen erst nach den Kreuzzügen in Europa bekannt wurde, so kann dieser Ausdruck auch nur im Mittelalter — und zwar ziemlich spät — entstanden sein, mithin weder altnordischen noch angelsächsischen Ursprungs sein. Vermutlich hängt er mit dem Worte tater (Tataren, Zigeuner) zusammen, da diese Leute jedenfalls den Buchweizen aus der Mongolei (Tatarei) mitgebracht haben. Möglicherweise ist der Ausdruck auch mit Polygonum tartaricum, der botanischen Bezeichnung für den sogenannten „wilden Buchweizen," in Zusammen-

Digitized by Google

hang zu bringen. Das Wort tems (Haarsieb) ist vielleicht aus dem friesischen tims entstanden, kann aber auch angelsächsischen Ursprungs sein, da der englische Ausdruck temsed-bread viel Ähnlichkeit mit dem nordschleswigschen temsed-mjol (Sieb- oder Beutelmehl) hat.

Auch in der Aussprache weicht die nordschleswigsche Mundart von der dänischen Sprache sehr ab und sucht sich vielfach der deutschen zu nähern. Um den Beweis dafür zu liefern, will ich für die verschiedenen Laute einige Beispiele anführen. Zunächst die Vokale.

Wo der Däne den Laut å anwendet, spricht der Nordschleswiger häufig gedehntes a, ä oder o; anstatt hånd (Hand), mål (Maß), råd (Rat), vågen (wach) sagt der Nordschleswiger: hand, mar, rai, wachen; anstatt åben (offen), åg (Joch), går (gehen), står (stehen) dagegen: ofen, och, gär, stär. Wo die dänische Sprache einen a-Laut aufweist, der, nebenbei bemerkt, sehr hell klingt, fast wie schnelles a-ä, hat die nordschleswigsche vielfach e oder die Neigung, das plattdeutsche dunkle a anzuwenden, so spricht der Nordschleswiger erre (erben), esk (Esche) anstatt arve, ask; ferner äll (alle), däler (Thaler) anstatt alle, daler. Das ä lautet häufig in å, a, e, i, ö oder ei und oi ab, z. B. gråd (weinte), swar (schwer), beest (Biest), hinner (Hände), wöu (weben), neis (Nase), löis (lesen), anstatt gräd, swär, bäst, händer, väve, näse, läse. Über den Vokal e ist, abgesehen davon, daß er — wie im Englischen — häufig als Endsilbe weggelassen wird, zu bemerken, daß er sich oft in i, ö und in einigen Gegenden in ie verwandelt, z. B. brev (Brief) in bröu, vente (warten) in wint, steen (Stein) in stien u. s. w. Statt i gebraucht die nordschleswigsche Mundart oft e, ö, ei, iu oder ü; während der Däne vide (wissen), skifte (teilen), sige (sagen), blive (bleiben) spricht, sagt der Nordschleswiger weer, sköut, sei, bliw oder blüw. Das ei geht vielfach in ie über, z. B. feire (feiern) in fier, leie (mieten) in lie. O verwandelt sich in a, u, ö, in einigen Gegenden auch in uo und wo — ö dagegen in a, ü, öi. Die dänischen Ausdrücke: snorke (schnarchen), bonde (Bauer), sove (schlafen), stol (Stuhl) und sort (schwarz) lauten in der nordschleswigschen Volkssprache: snarch, buen, söu, stuol und swort; die Ausdrücke nögen (nackt), tönde (Tonne) und öxe (Axt) dagegen: nachen, tünn, öis. Die Vokale u und ü endlich werden häufig wie o, ön oder wie kurzes und langes ö gesprochen, z. B. huul (hohl) wie hohl, huske (erinnere) wie hous, nytte (Nutzen) wie nött, synd (Sünde) wie söend.

Bei den Konsonanten ist die Abweichung in der Aussprache noch viel größer. Anstatt b im Auslaut spricht der Nordschleswiger f, z. B. skiff (Schiff, dän. skib), löf (laufen, dän. löbe), düef (tief, dän. dyb). Das auslautende d, das ein der dänischen Sprache charakteristischer Laut ist und fast wie das englische th klingt, vermag kein Nordschleswiger richtig zu sprechen. Im Nordschleswigschen ist das d im In- und Auslaut entweder stumm oder wird wie r, i und t gesprochen. Statt gud (Gott), fod (Fuß), stad (Stadt), god (gut), ved

Digitized by Google

(bei), nöd (Not), sad (saß), lod (Lot) sagt der Nordschleswiger gur oder gui, foor, stai, goi, we, nö, sätt, loit. Wenn f einem Vokal folgt, so verwandelt es sich mit diesem in einen Doppellaut, z. B. afton (Abend) in auten, löfte (heben) in löit. Der Konsonant g, den der Däne im Auslaut wie der Engländer spricht, hat in der nordschleswigschen Mundart eine vierfache Aussprache: 1. nach einem Vokal verwandelt sich das g mit diesem in einen Doppellaut, z. B. dag (Tag) = dau, fugl (Vogel) = foul; 2. klingt es wie ch: rög (Rauch) = röech, bog (Buch) = booch; 3. wie ck: ryg (Rücken) = rück, väg (Wand) = wick; 4. wird es ausgelassen: sälge (verkaufen) = sähl, välge (wählen) = wähl.

Das j fällt häufig weg, z. B. stehl (stehlen), seht (sechste) statt stjäle, sjette; dagegen wird oft ein j eingefügt, wo es die dänische Sprache nicht kennt; so sagt der Nordschleswiger nicht selv (selbst), sondern sjell, das fast wie schell klingt. Das k geht vielfach verloren, z. B. in täut (dachte), troit (drückte) anstatt tänkte, trykte. Während das l einerseits oft stumm ist — wie in te (zu, pld. to, dän. til), ska (soll, dän. skal) — wird es anderseits häufig verdoppelt, z. B. säll, tille anstatt sölv (Silber) und tidlig (früh). Auch das n wird oft verdoppelt, z. B. brenn (brennen, dän. brände), kenn (kennen, dän. kjende). Das r ist in der nordschleswigschen Volkssprache ein sehr eigentümlicher Laut. Während es in einigen Wörtern, wie sorre (Sorge, dän. sorg), verdoppelt wird, ist es in andern stumm, z. B. in kisberr (Kirsche, dän. kirsebär); meistens aber klingt es wie im Englischen, nämlich wie ein sehr schwacher Kehllaut, z. B. mo'n statt morgen. In einigen Gegenden ist es vor n nie hörbar; es heißt dort monn, gjenn, kjenn anstatt morgen, gjerne (gern), kjerne (Kern). Das v (w) ist im In- und Auslaut gewöhnlich stumm, z. B. kall (dän. kalv, Kalb), kaklon (dän. kakkelovn, Kachelofen).

Aus dem Bisherigen geht wohl zur Genüge hervor, daß es durchaus unberechtigt ist, die nordschleswigsche Mundart als dänische hinzustellen, man muß sie vielmehr als eine Sprache bezeichnen, die aus dem Angel- und Niedersächsischen, aus dem Mittel- und Neuhochdeutschen und allerdings auch aus dem Alt- und Neudänischen sich zusammensetzt. Wenn man aber auch die nordschleswigsche Volkssprache gewissermaßen als eine Mischsprache betrachten muß, so kann doch die große Ähnlichkeit mit dem Deutschen und Englischen nicht verkannt werden, die es sehr erklärlich macht, daß der Nordschleswiger beide Sprachen verhältnismäßig leicht erlernt. Mit einigen Schwierigkeiten hat er freilich dabei zu kämpfen. Da ist zunächst die Aussprache.

Man wird schon aus den angeführten Beispielen den Eindruck gewonnen haben, daß der Nordschleswiger in lautlicher Beziehung schlecht spricht. Das liegt zum großen Teile daran, daß er lippenfaul ist. Es ist interessant zu beobachten, wie wenig der Nordschleswiger seine Lippen beim Sprechen bewegt. Infolgedessen bringt er die Laute nicht nur schlecht und undeutlich hervor,

Digitized by Google

sondern verschluckt auch viele derselben, wie auch manche Endsilbe, sodaß seine Sprache vielfach unverständlich wird. Beim Unterricht muß daher überall auf diesen Fehler aufmerksam gemacht werden; man muß die zur Bildung der verschiednen Laute nötige Mundstellung zeigen. Man muß dem Lernenden sagen, daß es nicht „weir," „Finster," „trucken," „Hond" heiße, sondern „wir," „Fenster," „trocken," „Hund" u. s. w. Unter den Konsonanten giebt es einige, die dem Nordschleswiger von Haus aus fremd sind, so namentlich sch, ʒ und weiches s. Das sch hat man vielfach als den schwierigsten Laut für ihn bezeichnet. Meiner Ansicht nach ist das nicht richtig; wenn das sch auch — namentlich vor einem Vokal — einige Schwierigkeiten bereitet, so werden diese doch nach einiger Übung bald überwunden, wie die Erfahrung auch oft genug gelehrt hat. Schwieriger liegt der Fall mit dem ʒ, das der Nordschleswiger gewöhnlich wie ß spricht, also „ßu" statt „zu"; die schwierigste Aufgabe ist jedoch das weiche s; dies lernt ein Nordschleswiger selten richtig sprechen. Die Aussprache der übrigen Konsonanten erlernt er dagegen leicht, weil sie sich meist mit der seinigen deckt, nur l und r machen in einigen Gegenden besondre Ausnahmen. Beide werden nämlich nicht, wie im Deutschen, an der Zungenspitze gesprochen, sondern an der Zungenwurzel. Bei der Erzeugung des l wird außerdem die Zungenspitze gegen den Gaumen emporgeschnellt. Es sind mir Leute bekannt, die der deutschen Sprache völlig mächtig sind und alle übrigen Laute richtig sprechen, aber es nicht fertig bringen, das l an der Zungenspitze zu bilden.

Aber nicht allein gegen die Aussprache, sondern auch gegen den Sprachbau — Wort- und Satzlehre — macht der Nordschleswiger — wenn er deutsch spricht — viele Verstöße, was daran liegt, daß das Dänische — wie oben gezeigt wurde — einen starken Einfluß auf seine Sprache gehabt hat. Einige Beispiele mögen zur Erläuterung dienen. Wenn der Nordschleswiger deutsch sprechen soll, so steht er gewöhnlich auf gespanntem Fuß mit dem Geschlecht. Ich glaube sogar behaupten zu dürfen, daß ihm dies die größte Schwierigkeit bereitet. Es kommt das daher, daß die nordschleswigsche Volkssprache in vielen Fällen das dänische Geschlecht angenommen hat, das sich meistens nicht mit dem deutschen deckt. Daher sagt der Nordschleswiger leicht „das Berg," „das Schrank" u. s. w. Viele Stoffnamen hat der Nordschleswiger nur in der Mehrzahl; er redet von „schönen Grützen," „schlimmen Husten" u. s. w. Auch im Gebrauch des Genetivs zeigt sich der Einfluß des Dänischen; so sagt der Nordschleswiger z. B.: „mein Bruders Hut" statt: „meines Bruders Hut."

Besondre Schwierigkeiten macht ihm die Konjugation. So kann er sich nicht mit unserm Futurum befreunden, das er — unter dem Einflusse des Dänischen — mit den Hilfszeitwörtern „sollen" oder „wollen" bildet. Er sagt beispielsweise: „das soll ich wohl thun" statt: „das werde ich thun," oder:

Digitized by Google

„jetzt ſollen wir hier eintreten“ ſtatt: „jetzt werden wir hier eintreten.“ Zur Bildung des Perfekts einiger intranſitiven Zeitwörter benutzt er oft „haben“ ſtatt „ſein,“ und ſagt „ich habe gelaufen“ ſtatt „ich bin gelaufen.“ Oft verbindet er auch mit der zweiten Perſon der Mehrzahl eine falſche Verbalform, z. B.: „Ihr ſchläft,“ „ihr fängt an“ ſtatt: „ihr ſchlaft,“ „ihr fangt an.“ Auch im Gebrauch der Befehlsform macht er gar leicht Fehler, indem er „les!“ „iß!“ ſtatt „lies!“ „iß!“ gebietet.

Dem Einfluſſe des Däniſchen iſt es ferner zuzuſchreiben, daß in der nordſchleswigſchen Volksſprache die Neigung vorhanden iſt, das rückbezügliche Fürwort wegzulaſſen, indem man ſagt: „der Mann, ich kannte,“ ſtatt: „der Mann, den ich kannte.“ Für das unperſönliche Fürwort gebraucht der Nordſchleswiger wie der Däne und der Niederdeutſche „das,“ alſo: „das regnet,“ ſtatt: „es regnet.“

Selbſtverſtändlich bereiten ihm die regierenden Wörter große Schwierigkeit, aber nicht mehr als dem von Haus aus deutſch redenden, weshalb ich wohl nicht näher darauf einzugehen brauche. Nur darauf möchte ich hinweiſen, daß er leicht „ich fehle,“ „ich friere“ anſtatt „mir fehlt,“ „mich friert“ ſagt, und daß er vielfach eine falſche Präpoſition anwendet, z. B.: „denken auf“ ſtatt „denken an“ und ähnliches.

Andre Daniſmen ſind: Auslaſſung des pronomen reflexivum bei dem Verbum „ſich erinnern,“ z. B.: „erinnerſt du das wohl“? „O ja, ich erinnere das ſehr gut“; ferner der Gebrauch des „und ſo ja“ bei Erzählungen: „als ich abreiſte, ſo ging ich ja denn noch einmal zu ihm — und ſo gab er mir ja denn die Hand — und ſo ſagte er mir ja denn“ u. ſ. w.; ferner die beſondre Andeutung des Ortes oder der Richtung durch Hinzufügung der Ausdrücke „hinaus,“ „hinauf“ u. ſ. w. Der Nordſchleswiger ſagt z. B.: „Er ging in den Garten hinaus,“ „wir kletterten auf den Baum hinauf,“ „er fiel in den Graben hinunter“ u. ſ. w. Weitere Daniſmen ſind: „Es iſt mir“ (ich bin es), „leider deſſen“ (leider, dän. deswärre), „richtig genug gut“ (wirklich ſchön), „länger (weiter) gegen Norden,“ „ich glaube noch“ (keineswegs), „ich komme daran zu denken“ (es fällt mir ein). Eine ganz ſonderbare Redensart iſt folgende: „Das iſt nicht wert und fangen an“ (es lohnt ſich nicht der Mühe, anzufangen). Sie iſt durch eine falſche Überſetzung entſtanden. Im Nordſchleswigſchen lautet der Satz: de er int wär å begünn. Das å bedeutet nun ſowohl „zu“ als auch „und.“ Der Nordſchleswiger überſetzt es aber immer nur mit „und,“ wodurch dann eine Wendung entſteht, die weder nach der deutſchen noch nach der däniſchen Grammatik richtig gebildet iſt.

Durch Nachläſſigkeit in der Ausſprache kommen viele Silben nicht zur Geltung, ſo ſagt der Nordſchleswiger „preußſche,“ „Lehr“ anſtatt „preußiſche,“ „Lehrer“; ferner ſpricht er die Endungen „ſion“ und „tion“ wie „ſchon,“ alſo nicht „Miſſion“ und „Konfirmation,“ ſondern „Miſchon“ und „Konfirmaſchon.“

Digitized by Google

Es giebt Leute, die ein so hübsches Deutsch sprechen, daß man sie gar nicht für Nordschleswiger halten sollte; aber durch die Aussprache dieser Endungen verraten sie sich sofort.

Wenn beim Unterricht auf die angedeuteten Fehler und ähnliche mehr aufmerksam gemacht wird, wenn man sie fortwährend verbessert, so kann und wird es nicht lange mehr währen, bis in Nordschleswig ebenso gut deutsch gesprochen wird wie anderswo im deutschen Vaterlande.

Auf halber Höhe

Ein Kapitel zur deutschen Romanschriftstellerei

Der „Halbbruder des Dichters," als welchen Schiller dem Romanschriftsteller seinen Heimatschein in der Litteratur ausgestellt hat, ist bekanntlich ein unberechenbarer Gesell. Heute nimmt er den Anlauf, nicht nur den alten Thron des Epikers, sondern womöglich den des Lyrikers und Dramatikers dazu sich anzumaßen, morgen sinkt er tief unter den Artikelschreiber einer Zeitung herunter, die darauf hält, über Feste und Reisen lebendige Berichte zu bringen. Ein bunteres Bild, als die gegenwärtige deutsche Romanlitteratur darbietet, kann im wildesten Traume nicht erscheinen, und der geistreiche Mann, der die Welt für ein Tollhaus erklärte, hatte gewiß seine Einsicht weniger aus der Beobachtung der wirklichen Welt als aus dem Genuß einer Reihe von „Weltbildern" im Roman geschöpft. Zum guten Glück ist bei weitem der größte Teil dieser vom Unterhaltungsbedürfnis und noch mehr vom Seitenfüllungsbedürfnis unsrer zahllosen illustrirten Blätter erzeugte Reichtum der Erzählungslitteratur unter und außer der Kritik und verschwindet, wie er gekommen ist, freilich nicht ohne einen trüben Bodensatz im Geschmack der Leser und Leserinnen (letztere bilden die ungeheure Mehrzahl) zu hinterlassen. Auch ist, seit König Leopold der Erste von Belgien gestorben ist, von dem die deutschen belletristischen Verleger anerkennend und staunend zu erzählen pflegten, daß er alle, ohne Ausnahme alle, neu erscheinenden Romane und Novellen wirklich lese, wohl niemand in der Lage, sich von dem ganzen Strome der erzählenden „Novitäten" überspülen zu lassen. Man kann es demnach nicht der Mühe wert erachten, gewisse unerquickliche Erscheinungen im einzelnen zu bekämpfen, man müßte vielmehr

Digitized by Google

nur darauf ausgehen, die Quellen der trüben Flut: die müßige, wahl- und geschmacklose Lesesucht, die armselige Lust an der abenteuerlichen Erregung zu verstopfen. Daß dies nicht leicht und im ganzen Umfange vielleicht nicht möglich ist, braucht hier nicht erörtert zu werden. In der uneublichen Anzahl von neuen Romanen giebt es inzwischen ganze Gruppen, denen gegenüber die Kritik sich nicht summarisch vernrteilend, nicht schlechthin gleichgiltig verhalten kann. Die unter den allgemeinen Bezeichnungen „feinere Romane," „talentvolle Erfindungen," „lebendige und unterhaltende Zeit- und Weltbilder" gehenden Romane, die bereitwillig von vornherein zugeben, daß sie keine dichterischen Schöpfungen, keine Kunstwerke sind, vermehren sich unablässig. Die „Technik des Romans" wird einer großen Anzahl von behenden Schriftstellern geläufig, und — was schlimmer ist — auch die poetisch angelegten Naturen verfallen bei der Hast der Vielschreiberei und der unablässigen Einwirkung äußerer treibender Umstände (das Bedürfnis der Zeitschriften steht hier wieder im Vordergrunde!) der bloßen unerfreulichen Gewandtheit.

Im allgemeinen ist bei Romanschriftstellern wie bei Lesern das Gefühl dafür geschwunden, welch einen Reichtum des Inhalts, welch eine Fülle von Welteindrücken, Lebenserinnerungen und lebendigen Empfindungen ein echter Roman enthalten soll und muß. Auch die genialste, phantasiereichste, unablässig der Beobachtung des Lebens hingegebne poetische Kraft vermag auf die Länge die rastlose Hast unablässiger Produktion in ein und derselben Form nicht zu ertragen. Georges Sand und Charles Dickens haben erfahren, daß es unmöglich ist, Jahr für Jahr ausgedehnte Romane, die Weltbilder sein und ganze Reihen wirklich angeschauter, wahrhaft belebter Gestalten enthalten sollen, hervorzubringen, ohne sich zu wiederholen, ohne dem Manierismus zu verfallen. Der Manierismus kann geistreich, glänzend, anziehend und fesselnd sein, die Wirkung reiner Natur und echter Kunst hinterläßt er dennoch nicht. Wie sollten nun geringere, vom eignen Schicksal und den Verhältnissen weit minder begünstigte Talente imstande sein, jahraus jahrein groß oder vielmehr breit angelegte Erfindungen und Handlungen mit wahrem, warmem und tiefem Leben zu erfüllen? Die neuere Romanschriftstellerei verrät zum guten Teile nicht einmal den Vorsatz hierzu, sie läuft auf ein ganz äußerliches Skizziren hinaus, in dem durch irgendwelche Licht- und Schattenwirkungen ein Effekt erstrebt, manchmal auch hervorgebracht wird. Das Klapperdürre, Marionettenhafte und Unbelebte namentlich der Menschendarstellung in diesen Romanen würde noch viel stärker in die Augen fallen, wenn sich die Anlehnung an vorhandne, ausgestaltete Figuren, an herkömmliche Typen der Romanlitteratur, geschnitzte Männerchen und Weiberchen, die ungefähr Menschengesichter haben, nicht als Not- und Hilfsmittel darstellte.

Zu gleicher Zeit liegen uns drei Romane vor, die zur Bekräftigung des Gesagten, zum Beleg der Art und Weise dienen, wonach auch talentvolle, mit

Digitized by Google

einer gewissen Sorgfalt arbeitende Schriftsteller doch nur auf halbe Höhe gelangen. Es sind keine Sudeleien, die der Kritik nicht wert wären, keine armseligen Nachahmungen, bei denen sich ein gebildeter Mensch schämen müßte, dergleichen Zeug auch nur zur „Zerstreuung“ gelesen zu haben, es sind Bücher, die die oberflächlich wohlmeinende Kritik mit gutem Recht als bessere Unterhaltungslitteratur, als erfreuliche Talentproben bezeichnen darf. Zu der eigentlichen Aufgabe eines künstlerisch gehaltvollen und wertvollen Romans aber stehen sie gleichwohl in einem schiefen Verhältnis, es sieht gelegentlich aus, als ob den Verfassern oder Verfasserinnen das wahre und freilich hohe Ziel auch solcher Romane, die keineswegs ein ganzes Weltbild, aber doch ein Stück eines Weltbildes in eigentümlicher Auffassung und Beleuchtung sein wollen, vorgeschwebt, als ob sie die Augen darnach emporgeschlagen, dann aber umso fester wieder zugemacht hätten. Ganz wie Leute, denen die Wanderung zu irgendeiner bedeutenden Höhe zu steil und zu bedenklich wird und die sich halben oder viertels Weges irgendwo niederlassen und auf die Gewißheit pochen, daß das Plätzchen, an dem sie kleben, auch nicht übel sei. Gewiß ists nicht übel, aber alle die Aussichten und Einsichten, um deretwillen man doch eigentlich gestiegen ist, gewährt es nicht, und so ist die Resignation vom Übel, mit der die Wandrer auf ein höheres Ziel verzichten. Der Romanschriftsteller darf — und schon das ist ein Zugeständnis an die Zersplitterung der modernen Welt — den Rahmen seiner Schöpfung eng oder weit spannen; innerhalb dieses Rahmens aber können, ja müssen wir fordern, daß er alles in poetische Wirklichkeit, in Fleisch und Blut verwandelt habe. Wir dürfen nirgends das Zeichen für die Sache gelten lassen, und in diesem Sinne sind die gedachten drei bessern Romane mehr Zeugnisse für die Genügsamkeit von Verfassern und Lesern, als Kunstwerke, an denen nach der Natur alles Menschenwerks etwas zu wünschen übrig bleibt.

Der bedeutendste Schriftsteller, der uns bei diesem Anlaß begegnet und den wir ungern auf halber Höhe sehen, ist August Niemann, dessen Roman Bei Hofe*) freilich in gewissen Einzelheiten das ungewöhnliche Talent des Schriftstellers wieder bekundet, aber, obschon gewandter, gleichmäßiger und sicherer vorgetragen als zum Beispiel „Bakchen und Thyrsosträger,“ doch an poetischer Eigenart, an anschaulicher Gestaltenzeichnung, an geistiger Bedeutung mit den Erstlingsromanen Niemanns nicht zu vergleichen ist. Die Geschichte einer der Wahrheit und dem Geiste zugewandten Prinzessin, die ihre jugendliche Herzensneigung einem naturforschenden Arzte schenkt und sich schließlich mit ihm vermählt, mag für das größere romanlesende Publikum eine besondre Anziehungskraft haben, auch wollen wir Niemann zugestehen, daß er

*) Bei Hofe. Roman von August Niemann. Zwei Bände. Dresden, Verlag von Ed. Pierson, 1889.

Digitized by Google

mit besserer Lebenskenntnis, größerer Einfachheit und Wärme verfährt, als sie Fräulein John-Marlitt oder Hans Wachenhusen bei solchem Anlaß entfaltet haben würden. Der Verfasser wird das freilich für kein Kompliment halten, und es soll auch keins sein. Denn gerade die Vorzüge des Romans, die wir am wenigsten in Abrede stellen, beweisen, daß Niemann nicht zu den Schriftstellern gehört, die auf halber Höhe stehen bleiben dürfen, weil sie nicht höher könnten. Aber die Leichtigkeit, mit der er produzirt, hat ihn in diesem Falle verleitet, wenigstens teilweise die leichtfertigen und unpoetischen Gewohnheiten der „beliebten Belletristen" zu teilen. Die Charakteristik des größern Teiles der Hofherren und Hofdamen des Romans ist nicht um deswillen verfehlt, weil diese Herrschaften innerlich vornehmer, gebildeter wären, als sie hier dargestellt werden (wobei sich der wahre Dichter doch die Ausnahmeerscheinungen und Ausnahmegestalten, die zwischen ihnen vorhanden sind, nur ungern entgehen lassen wird), sondern weil alle diese Charaktermängel, diese Neigungen und Wandlungen zum Schlimmen, diese roh selbstsüchtigen Bestrebungen und Ränke, mit denen Niemann die Hofgesellschaft seines Romans zeichnet, in der Wirklichkeit viel unbewußter, instinktiver, unartikulirter, viel mehr mit Selbsttäuschungen, geheim wirkenden Erziehungs- und Umgebungseinflüssen gemischt erscheinen, weil eine lebenswahre und wirksame Charakteristik solcher Gestalten in ganz andrer Weise, als dies in Niemanns Buche geschieht, die gewohnheitsmäßige innere Lüge und unglaubliche Abhängigkeit vom Gewohnten und Hergebrachten, welche das bewußte schlimme Handeln weit überwiegen, in die Darstellung hereinzuziehen hätte. Die Vorgänge, die Niemanns Roman erzählt, können wirklich und möglich sein, aber sie sind von andrer Atmosphäre umhaucht, von andern Lichtern umspielt. Auch sonst hat der Verfasser der „Grafen von Altenschwerdt" sich die Sache ein wenig zu bequem gemacht: der ideale Bankjudenbaron a la Moses Montefiore, seine strahlende und lebensdurstige junge Gemahlin und einige Episodenfiguren schmecken nach einer wunderlichen Mischung aus Clauren und Fanny Lewald. In Situationsschilderungen und überraschenden Wendungen, die dabei fein und begründet sind, offenbart auch „Bei Hofe," daß Niemann höher zielen und treffen kann, als es hier geschehen ist. Geschrieben ist der Roman gut, und es wäre eigentlich unnötig, das zu erwähnen, aber die schludrige und dabei anmaßende Mißhandlung der deutschen Sprache und des deutschen Stils in so vielen Moderomanen zwingt die Kritik, auch derlei Zeugnisse auszustellen.

Anspruchsloser und poetisch noch weit weniger ausgiebig als Niemanns „Bei Hofe" zeigt sich ein Roman, der jedenfalls aus weiblicher Feder stammt: Ein Sohn von A. von der Elbe.*) Auch hier begegnet uns die eigen-

*) Ein Sohn. Roman von A. von der Elbe. Zwei Bände. Freiburg im Breisgau, Adolf Kiepert, 1889.

Digitized by Google

artige Mischung von wirklicher Erfindung und Gestaltung, die dem Leben und Erlebnis, und der unerquicklichen Spannung und Abenteuerlust, die der litterarischen Überlieferung und den Gewohnheiten der Romanschriftstellerei entstammt. Einen nicht geringen Anteil an der ganzen schiefen Entwicklung, die diese Art Schriftstellerei genommen hat, hat die Unkenntnis so vieler schriftstellernden Frauen von der Gemütsverfassung und Bildungsrichtung eines großen Teiles der Männerwelt; die Unwahrheit beginnt erst mit der Charakteristik und der versuchten psychologischen Motivirung gewisser Handlungen und Bestrebungen, die der Art, wie dergleichen herkömmlich besprochen wird, viel besser entsprechen als der lebendigen Wirklichkeit.

Das Prachtstück eines Romans auf halber Höhe ist jedoch Im tiefen Forst von L. Haidheim.*) Wenn wir in diesem Buche eine ganze Reihe lobenswürdiger Eigenschaften finden, die andern Tagesromanen fehlen, sind sie leider anderseits gepaart mit all den schlimmen Gewohnheiten, durch die der Roman zum verachteten Spielzeug müßiger Stunden geworden ist. Der Verfasser (oder heißt es auch hier die Verfasserin?) bewährt die seltene Fähigkeit sich andauernd und gleichmäßig mit seiner Erfindung und den Gestalten seiner Phantasie zu beschäftigen, er häuft nicht bloß Abenteuer auf Abenteuer, sondern er sieht voraus, legt Überraschungen und Katastrophen lange zuvor an, führt die allerdings äußerlichen und oberflächlichen Gestalten durch und versetzt die anteilnehmenden Leser lebendig in die Mauern und Umgebungen der alten herzoglichen Oberforstmeisterei und des Jagdschlosses, in die er seine spannende Erfindung verlegt hat. Die Art der Schilderung, die behagliche breite Ausmalung gewisser Situationen gemahnen etwa an die Romane der Henriette von Paalzow seligen Andenkens, nur daß diese unendlich mehr Geist, Weltblick und frische Mannichfaltigkeit aufwiesen. Die Erfindung des Romans ist genau das, was in den illustrirten Zeitschriften „spannend" heißt, Wahres und Unwahres, Wirkliches und Unmögliches, das erstere in spärlichen, das letztere in reichlichen Dosen durch einander gemischt. Die schöne junge Stiefmutter des eigentlichen Helden, die in der verfallnen Mühle mit ihrer anmutigen Tochter wie lebendig begrabne Baronin und ehemalige große Sängerin Lota, der brave Hans Wackerstein, der sich für den Ehebruch eines andern von seinem besten Freunde lahm und beinahe blind schießen läßt, die holde, ahnungsvolle Regine, die meisterhaft deklamirt (am liebsten Gedichte von Ernst Scherenberg und Emil Rittershaus, woraus man fälschlich auf Wuppertaler Ursprung des Romans schließen könnte), die häßlich geistvolle Malva Robiano, die häßliche und sehr edle, nebenbei schwerreiche Karoline Krenth auf Marhorst, endlich der Held selbst, der junge Ernst von Twerna, es sind

*) Im tiefen Forst. Roman von L. Haidheim. Zweite Auflage. Drei Bände. Freiburg im Breisgau, Adolf Kiepert, 1889.

Digitized by Google

Romanfiguren vom reinsten Wasser, Menschengestalten, die in einem Augenblick wirklich, im nächsten vollkommen unmöglich erscheinen, Menschen, mit denen man weder atmen, noch denen man auf den Grund der Seele sehen kann und die doch bei alledem nicht leichtfertig und fadelhaft, sondern mit einer gewissen Liebe, ja Vorliebe gezeichnet sind. Die Anläufe, uns in lebendige Zustände und Begebenheiten zu versetzen, sind in diesem Romane zahlreich, aber auch Haidheim schöpft nicht unmittelbar aus dem Born des Lebens, sondern aus allerhand Eimern, die andre vor ihm gefüllt haben. Bei alledem überraschen gewisse Züge, so der erste Verkehr zwischen dem Oberforstmeister von Twerna und seinem heimgekehrten Sohne, so der Brief, den der verlumpte und schon beinahe aufgegebne Graf Borsbeck bei der Aussicht auf eine reiche Heirat von seinem „oben gebliebnen" Bruder erhält, so viele kleine Episoden, in denen ein Gefühl für das Echte und eine sinnlich poetische Kraft zu walten scheinen, die zu gut sind, um sich mit abgebrauchten Bildern und Phrasen zu begnügen und alle alten Vorsatzstücke aus Ifflands Jägern und hundert Förstergeschichten zu einer neuen Dekoration zusammenzuschieben. Auch bei Haidheims „Im tiefen Forst" spielt die verhängnisvolle Genügsamkeit, die wunder was gethan zu haben glaubt, wenn sie fließend erzählt, ihre Rolle.

Wir zweifeln gar nicht, daß ähnliche Romane, wie die angezeigten noch viel mehr erscheinen, als uns bekannt wird, und daß sie alle, wie die beschönigende Reklame sagt, ihren nächsten Zweck erfüllen. Aber wir sind allerdings, nach Proben wie die vorangezeigten, der Meinung, daß der nächste Zweck ein zu wohlfeiler sei, und daß selbst unter dem Vorwande von Unterhaltungslitteratur nichts Lebloses, Halbes, innerlich Unfertiges, bloß Gewandtes hervorgebracht werden sollte. Eine naive, in ihren Gegenstand verliebte Beschränktheit kann nur dann poetische Wirkung hervorbringen, wenn sie die Beschränktheit der Kraft, der lebendigen Anschauung, der vollen Künstlerfreude an der einzelnen Erscheinung ist. Und die Absicht, größeres Leben darzustellen, kann wiederum nur dann gelten, wenn sie mit der Fähigkeit gepaart auftritt, die größere Anlage auch durchzuführen und die reichere Erfindung wirklich zu beleben. Der gute Schriftsteller mag gezwungen, nach Maßgabe seiner Kraft, eine oder ein paar Stufen von der letzten Höhe zurückbleiben; wenn er aber freiwillig nur der halben Höhe zustrebt, werden wir ihn nicht lange zu den guten Schriftstellern rechnen können.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Gewissensfreiheit in Rußland. Die russische Geschichte bietet seit Peter dem Großen abwechselnd das Schauspiel des Strebens nach Aufnahme westlicher Bildung und des Abstoßens derselben unter stärkster Hervorhebung des Altrussentums. Augenblicklich steht Rußland unter dem Zeichen der letztern Richtung, und dies haben namentlich die Deutschen in den Ostseeprovinzen zu büßen, die in politischer, sprachlicher und kirchlicher Hinsicht den ärgsten Bedrückungen ausgesetzt sind. Es ist ein trauriges Bild, das sich uns da entrollt, umso trauriger, als uns jede Möglichkeit fehlt, zu helfen. Aber es ist doch unsre Pflicht, diesen Kampf und seine Ursachen gründlich kennen zu lernen; denn dies lehrt uns am besten, wohin das heutige Rußland steuert. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel dazu bietet uns eine kürzlich erschienene Schrift von Hermann Dalton: Offenes Sendschreiben an den Oberprokureur des russischen Synods Herrn Wirklichen Geheimrat Konstantin Popedonoszeff. (Leipzig, Duncker & Humblot, 1889.) Niemand ist wohl so befähigt wie Dalton, die genaueste Schilderung der einschlagenden Verhältnisse zu geben, da er seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Petersburg als Geistlicher thätig ist und vermöge seines Verkehrs mit den hervorragendsten Kreisen der russischen Hauptstadt die russischen Zustände gründlich kennt, wie er dies schon in verschiednen wertvollen Schriften gezeigt hat; er ist aber auch um deswillen besonders berufen, eine Darstellung des jetzigen Kampfes zu geben, weil dieser Kampf sich gegen die baltischen Lutheraner richtet, Dalton aber der reformirten Kirche angehört und Deutscher von Geburt ist, also nicht unmittelbar in den Kampf verwickelt ist.

Die Veranlassung zu Daltons Schrift ergab sich daraus, daß infolge der den Bewohnern der Ostseeprovinzen gegenüber beliebten Maßnahmen die Vertreter der evangelischen Allianz in der Schweiz an den Kaiser von Rußland ein Gesuch um Gewährung von Gewissensfreiheit für Rußland gerichtet hatten, auf das im Auftrage des Kaisers der Oberprokureur des Synods, Wirklicher Geheimrat Konstantin Popedonoszeff, eine höchst merkwürdige und überraschende Erwiderung veröffentlichte. Dieser Erwiderung tritt nun Dalton entgegen.

Wir ersehen aus der Schrift vor allem, daß der Kampf gegen die Ostseeprovinzen als ein Kampf gegen die westliche Bildung aufzufassen ist, zu dessen Führung alle Mittel für gerecht erachtet werden, und in dem allmählich jeder Halt verloren gegangen ist. Entflammt hat diesen Kampf der für sein russisches Vaterland gewaltig, wenn auch oft sehr einseitig begeisterte Kattow, kurz nachdem es ihm 1864 geglückt war, den tiefgesunkenen Mut seiner Volksgenossen gegen die aufständischen Polen erfolgreich aufzurufen. Es waren damals bereits Streitigkeiten ausgebrochen zwischen den Altrussen unter Golowin und den Deutschen in Livland, die für ihre kirchlichen und politischen Sonderrechte eintraten; Kaiser Alexander II. hatte infolge einer ihm vorgelegten Denkschrift des Fürsten Paul Lieven den Grafen Bobrinsky, der zwei Jahre darauf Minister wurde, als Vertrauensmann nach Livland geschickt. Dessen Bericht verurteilte die altrussische Propaganda und stellte sich auf Seiten der angegriffenen Provinz. Man wußte, daß Alexander II. die Angelegenheit endgiltig entscheiden wolle, und sah bei seinem Gerechtigkeitsgefühl

Digitized by Google

voraus, daß er nicht nach den Wünschen der Altrussen entscheiden werde; deshalb mußte ein Hauptstreich geführt werden, der denn auch Katkow nur zu gut gelang. Katkow zog eine zwei Monate vorher bei der Eröffnung des livländischen Landtages zu Riga von dem damaligen von allen Kreisen, auch von der Regierung hochgeachteten Generalsuperintendenten Bischof Walter gehaltene und mit Erlaubnis der kaiserlichen Zensur durch den Druck verbreitete Predigt hervor, gab den Inhalt derselben geschickt entstellt wieder und verkündete dem entsetzten Rußland ebenso unwahr wie unverblümt, daß die deutschen Ostseeprovinzen sich Rußland gegenüber in gleicher Verschuldung wie Polen befänden. Damit entzündete er ein Feuer, wie er es wohl selbst nicht erwartet hatte, da er ausdrücklich schrieb: „Rußland wird ohne Zweifel stets den deutschen Sitten und der deutschen Kultur in diesen Ländern seine möglichste Unterstützung verleihen. Gott möge uns davor bewahren, daß wir z. B. das dort auf der allen zivilisirten Völkern gemeinsamen Grundlage beruhende pädagogische System durch irgend welche vandalische Einbrüche zerstörten, daß wir z. B. die dortigen Gymnasien auf die traurigen Stufen unsrer Bildungsanstalten herunterbrächten. Möge der Unterricht sowohl in den Gymnasien als auf der Universität in deutscher Sprache erteilt werden. Ein Protest gegen diese Ordnung wäre von unsrer Seite ein wirklich falscher Nationalstolz, von dem wir, Gott sei dank, frei sind." Diese Worte sind längst vergessen, wer weiß, ob Katkow, wenn er noch lebte, sie selbst aufrecht erhalten würde. Das wider die Bewohner der Ostseeprovinzen eingeschlagene Verfahren widerspricht zwar den bestimmten Lehren der russischen Kirche, dem zu besonders starker Duldsamkeit gegenüber Andersgläubigen angelegten russischen Volkscharakter und den Erlassen aller Beherrscher Rußlands seit Peter dem Großen. Allein die allmächtig herrschende altrussische Partei setzt sich über alle Vorurteile hinweg und setzt ihren Kampf gegen die Kultur des Westens fort. Die Vernichtung dieser Kultur und nicht die Ausbreitung der orthodoxen Kirche ist der Hauptzweck. Deshalb geschieht auch nichts dagegen, daß nach der Unterdrückung der evangelischen Mission unter den Tataren im Wolgagebiete die Muhammedaner eine Propaganda eröffnet haben, infolge deren sich der Islam dort unaufhaltsam ausbreitet; die Zensur duldet, daß dort zahlreiche, zum Teil sogar in der Universitätsdruckerei zu Kasan hergestellte Schriften verbreitet werden, die den Kampf gegen die Ungläubigen und deren Unterwerfung unter den Padischah, d. h. den Sultan zu Konstantinopel, predigen. In den Ostseeprovinzen aber darf ungestraft von russischen Popen das lutherische Bekenntnis öffentlich als „Hundeglauben" bezeichnet werden, als Lohn für den Übertritt zur Orthodoxie wird den Leuten Straflosigkeit wegen begangener Verbrechen, Gewinn von Rechtsstreitigkeiten, Erwerb von großen Gütern zugesichert. Diese Güter werden freilich hinterher als im Himmel liegend bezeichnet, und wenn beide Parteien, um den Rechtsstreit zu gewinnen, übergetreten sind, muß sich doch mindestens eine Partei enttäuscht fühlen. Dem russischen Geistlichen, der mehr als hundert Lutheraner zur orthodoxen Kirche bekehrt hat, wird der Annenorden dritter Klasse verliehen, eine Auszeichnung, auf die nach den Ordensstatuten diejenigen ein Recht haben, „die nicht weniger als hundert Nichtchristen oder Anhänger verderblicher Sekten zur herrschenden Kirche übergeführt haben." Damit ist die lutherische Kirche, der drei russische Großfürstinnen angehören, als eine verderbliche Sekte, gleich den Skopzen, gebrandmarkt. Schriften, die eine solche Propaganda bekämpfen, werden durch die Zensur von der Veröffentlichung ausgeschlossen, ein Schicksal, das sogar einmal einen Auszug von Liedern aus dem Kirchengesangbuch betroffen hat. Aber wehe dem lutherischen Geistlichen, der auch nur in den Verdacht kommt, ein

Digitized by Google

Glied der russischen Kirche, selbst auf dessen ausdrücklichen Wunsch, in die lutherische Kirchengemeinschaft aufnehmen zu wollen; selbst die Konfirmanden werden als Zeugen aufgeboten, um aus irgend einer von ihnen mißverstandenen oder falsch wiedergegebenen Äußerung eine Waffe gegen den Geistlichen zu schmieden. In welche Gewissensbedrängnisse hierdurch evangelische Geistliche gelangen können, dafür giebt das Tagebuch eines solchen in erschütternder Weise Belege; ein andrer ist vor wenigen Monaten darüber zeitweise in geistige Umnachtung verfallen.

Und welche Kultur zerstört der Russe in den Ostseeprovinzen! Livland hat nach amtlichen statistischen Quellen von 1861 bis 1880 aus eignen Mitteln 651 Gemeindeschulhäuser und 43 Parochialschulhäuser erbaut; 1868 brachte das Ländchen für Schulzwecke 124538 Rubel, 1883 408989 Rubel freiwillig auf; in nicht wenigen Kirchspielen besuchten 90 bis 100 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Schulen. In Estland besuchten von den schulpflichtigen Kindern im Alter von zehn bis siebzehn Jahren 81,83 Prozent die Schulen. Auf den Kopf der Bevölkerung verteilt, wurden dort für Schulzwecke jährlich 32 Kopeken verwandt, im übrigen Rußland 7. Eine Gemeindeschule kommt in Estland auf 546 Einwohner, in Livland auf 711, im muhammedanisch-tatarischen Gebiet auf 780, im christlich-lateinischen auf 2800, im übrigen Rußland, außer Finnland, auf 3216, in Deutschland auf 780.

Freilich, wie kann das Vorgehen der Russen gegen die Ostseeprovinzen anders sein, wenn man bedenkt, von welchen Gesichtspunkten die maßgebenden Personen ausgehen! Da erklärt der an der Spitze der russischen Kirche stehende Oberprokureur des Synods vor dem staunenden Europa der evangelischen Allianz, Rußland sei das einzige Land, wo wirklich Gewissensfreiheit herrsche, Rußland sei von der Vorsehung berufen, Europa als Bollwerk gegen den Ansturm der östlichen Völker, der Tataren und Mongolen, der ganzen muselmännischen Welt zu dienen; er läßt das römische und evangelische Bekenntnis zu gleicher Zeit in Rußland auftauchen, das Luthertum in Gestalt der alten deutschen Ordensritter Rußland den Zugang zum Baltischen Meer verwehren, er behauptet, daß unter den Lutheranern der Ostsee eine wahre Sehnsucht nach dem Eintritt in die russisch-orthodoxe Kirche herrsche. Daß solche Behauptungen nicht aus Unwissenheit aufgestellt sein können, dafür bürgt die hohe Bildung und Lebensstellung Pobedonoszeffs; sie können nur in dem Sinne gemeint sein, in welchem einst Graf Benkendorf, der Chef der geheimen Polizei, einem Verteidiger unliebsamer Wahrheiten gegenüber sagte: Le passé de la Russie était admirable, son présent est plus que magnifique; quant à son avenir, il est au delà de tout ce que l'imagination la plus hardie se peut figurer; voilà, mon cher, le point de vue sous lequel l'histoire russe doit être conçue et écrite. Es beruht alles auf absichtlicher Täuschung, auch des Kaisers, und deshalb ertönt überall der Ruf: „Wenn dies nur der Kaiser wüßte, gewiß er würde Wandel schaffen und der argen Bedrängnis Halt gebieten.“ Ein solches Verfahren kann zwar den Vergewaltigten vernichten, aber es muß zu denselben Folgen für Rußland führen, wie sie das gleiche Verfahren gegen die Protestanten für Frankreich oder für Polen nach sich zog.

Daß Daltons Schrift in dem schweren Kampfe unsern Brüdern Nutzen schaffen werde, wagt wohl niemand zu glauben. Aber ein gewaltiges Zeugnis ist sie, verstärkt durch die klassisch schöne Sprache und die ruhige und milde Gesinnung, die dem Angegriffenen selbst wünscht, daß es ihm erspart sein möge, die Folgen seiner Handlungsweise erleben zu müssen. Möge der Schrift die weiteste Verbreitung zu teil werden!

Digitized by Google

Litteratur

Charakterbilder aus der französischen Revolution. Von Arthur Kleinschmidt. Mit acht Porträts. Wien, Pest, Leipzig, Hartlebens Verlag, 1889

Eine Gelegenheitsschrift, insofern als sie in dem Augenblicke erscheint, wo die Franzosen die Revolution feiern, die sie vor hundert Jahren in Szene setzten. Die Charakterbilder aber, die der Verfasser (beiläufig außerordentlicher Professor in Heidelberg) uns vorführt — es sind Montesquieu, der Verfasser des „Geistes der Gesetze" und der „Persischen Briefe," der zuerst die Unhaltbarkeit des alten Regierungssystems nachwies und die Wege zu einer Verbesserung desselben angab, ein Überblick über die Revolution, ihr Wesen und ihren Gang, König Ludwig und seine Gemahlin in besonders ausführlicher Darstellung, Mirabeau, Necker, Danton, der Dauphin und die Herzogin von Angoulême —, sind nicht fingerfertig und obenhin für den Tag gezeichnet, sondern die Ergebnisse guter allgemeiner Geschichtskenntnis, fleißigen Studiums des besondern Gegenstandes und verständiger politischer Anschauung und Gesinnung. Zwar läßt sich bei der Auswahl der gezeichneten Personen manches hinweg- und einiges hinzuwünschen, wie wir denn z. B. statt der beiden letzten Kapitel lieber eine Charakteristik Robespierres und eines und des andern Führers der Girondisten sähen, auch bringt das Buch nicht viel bei, was wir nicht schon aus Sybel und Taine wüßten. Indes läßt sich die Schrift immerhin als ein erfreulicher Beitrag zur Litteratur der betreffenden Epoche bezeichnen und empfehlen, der Licht und Schatten gerecht verteilt, während der Parteigeist in der Sache auch heute noch viel lügt, schminkt und verschweigt. Die beigegebenen Porträts entsprechen dem Werte des Textes, da ihnen größtenteils gute Originalgemälde oder Kupferstiche nach solchen zu Grunde liegen.

Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von K. Heinemann. Mit zwei Bildnissen. Leipzig, Verlag des Litterarischen Jahresberichts, 1889

Die erste Ausgabe dieser Briefe, die vor vier Jahren als erste Schrift der Goethegesellschaft erschien, ist ganz vergriffen, und es stellte sich das Bedürfnis nach einer neuen Auflage ein. Diese zu besorgen erklärte aber der Vorsitzende der Goethegesellschaft für eine Sache des Buchhandels, und auf diese Anregung hin ist die vorliegende neue Ausgabe von K. Heinemann besorgt worden. Man darf ihr einige Vorzüge vor der Burckhardtschen nachrühmen. Die Anmerkungen zu den Briefen waren bei Burckhardt ziemlich sparsam. Heinemann geht an keiner Anspielung, an keiner Erinnerung an Gelesenes in den Briefen der Frau Rat vorüber, ohne sie zu erläutern, und zuweilen mit überraschender Belesenheit. Erst dadurch gewinnt man ein volles Verständnis dieser ebenso rührenden wie urwüchsigen Herzensergüsse der prächtigen Mutter Goethes. Aber Heinemann thut noch mehr, er ergänzt die trotz aller Unmittelbarkeit doch durch das Gefühl der Schreiberin, daß sie an eine hohe Fürstin schreibe, etwas beengte Mitteilsamkeit durch Parallelstellen aus Briefen der Frau Aja an andre Personen, z. B. an den von ihr sehr geliebten Schauspieler Großmann, Stellen von höchstem Seelenadel, und damit weiß

Digitized by Google

Heinemann den Ausschnitt aus dem Charakter der Frau Rat, den ihre Briefe an die Herzogin doch wohl nur bilden, kunstvoll abzurunden; man sieht die ganze kluge, ursprüngliche, geniale Frau vor sich stehen. Endlich hat Heinemann zum bessern Verständnis auch die erhaltnen Briefe an Goethes Mutter an passenden Stellen eingeschaltet und in einer kurzen Einleitung ein Bild dieser „Frohnatur" entworfen.

Die Einleitung könnte vielleicht noch eine kleine Ergänzung vertragen; die Charakteristik der Frau Aja geht doch nicht auf in dem Hinweis darauf, daß sie das Urbild von Götzens Ehegemahl Elisabeth und von Hermanns Mutter in des Dichters idyllischem Epos ist. Eine Eigentümlichkeit, die Goethe niemals für seine nach diesem Modell geschaffnen dichterischen Gestalten verwertet hat und auch nicht verwerten konnte, weil sie gar nicht im persönlichen Verkehr, sondern nur in der schriftlichen Mitteilung zu Tage trat, ist z. B. die, daß die Frau Rat so gern und so häufig von sich selbst in der dritten Person spricht, sie setzt anstatt des „ich" häufig „Frau Aja." Mit dieser Neigung sich selbst zu vergegenständlichen ist ihre Selbstironie zusammenzuhalten, die sich z. B. in dem fünfundvierzigsten Briefe (2. März 1784) so köstlich äußert. Die Herzogin hat ihr ihr Bildnis (offenbar als Medaillon) geschickt, und Frau Rat schreibt darüber: „Ich vermag nichts als Dank zu stammlen — die Gefühle meines inniggerührten Hertzens bin ich nicht im stande auszudrücken — nur das kann sagen, daß kein Ordens Band so lang die Welt steht, mit mehr Freude, Stoltz und tiefem Gefühl unverdienter Gnade ist umgethan worden als das so treffende Bild meiner Vortrefflichen und Gnädigen Fürstin Amalia. Nie soll bey allen festlichen Gelegenheiten ein anderer Schmuck mich zieren — schon Zweymahl habe ich mir diese Wonne gemacht — Ihro Durchlaucht müßten doch lächlen, wen Sie sähen wie Frau Aja sich in die Brust wirft — daher rauscht in einem weißen seidnen Kleid — das mir ewig Theure Bild an einem breiten schwartzen Band auf der Brust — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine gantze Selbstzufriedenheit aus den Augen leßen kan — und nun das gucken, das fragen ohne Ende, wer die schöne Dame seye — Nun das Dickthun derjenigen die die Gnade haben Ihro Durchlaucht zu kennen — wo immer eins stärcker als das andre schreit — Bey Gott! das ist die Hertzogin Amalia, wie aus dem Spiegel gestohlen! Ihro Durchlaucht! würden lächlen (:noch einmahl seye es gesagt:) und empfinden, wie so gantz glücklich Sie mich gemacht haben." Solcher Prachtstellen giebt es in den Briefen freilich nicht viele, aber diese poetische Gestaltungskraft mit dem geistvoll freien Lächeln über sich selbst macht das Innerste der Individualität Frau Ajas aus, das der Dichter, weil es nicht mehr naiv ist, nicht verwertete. Überhaupt ist Frau Rat eine gar nicht so naive Person, sie hat auch viel über sich selbst gegrübelt. Nur wer die Qual des „Anatomirens" der Empfindungen, wie sie sich ausdrückt, selbst erlebt hat, vermag dieses Grübeln so wie sie zu tadeln und zu hassen.

Daß Heinemann nicht in die feinsten Einzelheiten dieser Individualität eingegangen ist, soll ihm nicht entfernt zum Vorwurfe gemacht werden; wir wissen aus Erfahrung, daß Einleitungen zu ähnlichen Ausgaben, die deren Gehalt ganz zu erschöpfen suchen, nicht immer erfreulich sind: die gebundne Marschroute für die Auffassung ist dem feinern Leser unangenehm.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die großserbische Idee

2

Fürsten wir nach der Sprache urteilen, so gehörten außer den Bewohnern des Königreichs Serbien, das eine Bevölkerung von etwas mehr als anderthalb Millionen hat, wenigstens noch vier und eine halbe Million Menschen zu einem Staate, der alle Serben in sich vereinigte; denn auch die ungarischen Raizen, die Kroaten und Dalmatiner, die Montenegriner, die große Mehrzahl der Bosnier und Herzegowiner und weite Kreise in Macedonien und Altserbien sprechen serbisch. Die Sprache entscheidet nun in solchen Fragen allerdings nicht, wenigstens nicht allein. Gleichwohl rechnet die großserbische Idee mit ihr und beweist nach ihr den Umfang des Reiches, das ihr für die Zukunft vorschwebt. Die Ausführung dieser Idee wird aber von den sich dafür interessirenden Parteien sehr verschieden gedacht, von den Führern und Mitgliedern der Omladina z. B. wesentlich anders als von der serbischen Regierung und von den nicht zu jenem Verschwörerbunde zählenden ungarischen Serben, und wieder sehr anders von den russischen Slawophilen, zu denen wir jetzt bis zu einem gewissen Grade auch den Zar Alexander rechnen müssen. Die Regierung in Belgrad hat nur insofern etwas für die großserbische Idee gethan, als sie unter Fürst Michail und später in den ersten Jahren Milans durch Gründung von Schulen einigermaßen für die macedonischen und altserbischen Stammesbrüder sorgte. Die Omladina möchte gewaltsam ein großserbisches Reich mit radikalen Einrichtungen, am liebsten eine Republik gründen, die zunächst Bosnien und die Herzegowina, dann alles, was in Österreich-Ungarn das Serbische seine Muttersprache nennt, umfassen soll. Wie Rußland sich zu der Sache gestellt hat und jetzt dazu stellt, wollen wir etwas ausführlicher zeigen.

Digitized by Google

So lange die Bulgaren geeigneter als die Serben erschienen, der russischen Politik auf der Balkanhalbinsel Vorspanndienste zu leisten, d. h. bis zu der allmählichen Abwendung des Battenbergers von Rußland, die mit dessen vollständigem Abfall und der Ausführung des englischen Planes einer Vereinigung Bulgariens und Ostrumeliens zu einem Staate endigen sollte, der statt eines Gehilfen mit andern Staaten der Balkanhalbinsel verbündet ein Hindernis bei einem zukünftigen Vordringen Rußlands gegen Konstantinopel zu sein bestimmt war, also bis gegen die Mitte dieses Jahrzehnts erfuhren die Serben von russischer Seite keinerlei Aufmunterung, ihr Gebiet auf Kosten der Pforte auszudehnen, im Gegenteil, man unterstützte die Bulgaren bei der Vorbereitung einer Erhebung der slawischen Macedonier zum Zwecke des Anschlusses derselben an Bulgarien und schmälerte dadurch das Gebiet, das die großserbische Idee im Auge hatte. Als Bulgarien dann dem russischen Interesse den Rücken kehrte, hätte man wohl in Belgrad großserbische Absichten gegen die undankbaren Freunde von ehedem geweckt und gefördert, aber König Milan hatte sich inzwischen der österreichisch-ungarischen Politik angeschlossen, und diese hatte Bosnien und die Herzegowina besetzt, der Form nach für den Sultan, in Wirklichkeit aber für sich, und so mußte man in Petersburg die großserbische Idee in andrer Weise zu verwerten bedacht sein, d. h. gegen Milan und die mit ihm in Serbien regierende Partei und in zweiter Linie gegen das abtrünnig gewordne und nicht mehr zu russischen Eroberungszwecken verwendbare Bulgarien, in dritter Reihe auch gegen Österreich-Ungarn, den Hauptnebenbuhler in den Balkanländern, das durch jene Idee mit dem Verluste seiner serbischen Unterthanen in Südungarn, Kroatien und Dalmatien, desgleichen in den neuen Provinzen Bosnien und Herzegowina bedroht wurde. Man konnte dabei russischerseits auf einen Prätendenten auf den Thron Serbiens und dessen Anhänger, sowie auf den Gebieter der Montenegriner rechnen, der nichts weniger als abgeneigt war, sich den Titel eines Königs aller Serben gefallen zu lassen, und den so feste Bande der Dankbarkeit an das Interesse Rußlands fesselten, daß von ihm nicht leicht ein Abfall von der ihm natürlich für die letzten Akte des Spieles zugedachten Vasallenschaft zu befürchten stand. Man braucht nicht zu erstaunen, daß Rußland einem Montenegriner und daß es dem kleinsten der Fürsten auf der Balkanhalbinsel die Krone Großserbiens zugedacht haben soll. Denn aus der Zeta, wie im Mittelalter das heutige Montenegro oder die Tschernagora hieß, ging im dreizehnten Jahrhundert der Gründer des Geschlechtes der Nemanjiden hervor, die alle Serben in dem Großzupanate oder Kaiserreiche Serbien vereinigten und beherrschten. Auch hat Rußland schon im Präliminarfrieden von San Stefano angedeutet, daß es das kleine Fürstentum der Tschernagorzen sehr hoch stelle. Die beiden ersten Artikel des betreffenden Aktenstückes nämlich hatten es mit den Gebietserweiterungen zu thun, die dieser Winkel Landes und diese Hand voll Menschen erfahren sollten, als wenn der große Krieg, der viele Millionen von Rubeln

Digitized by Google

und Ströme von Blut gekostet hatte, in erster Linie für den Fürsten Nikita und sein Zwergreich geführt worden wäre. Der erste Artikel jenes bekanntlich später in Berlin stark abgeänderten Vertrags wurde mit den Worten eingeleitet: Afin de mettre un terme aux conflits perpétuels entre la Turquie et le Montenégro la frontière, qui separe les deux pays, sera rectifiée. Allerdings hatte Gortschakoff vor dem Kriege, im Frühjahr 1876, in Berlin ausgesprochen, die Entscheidung über Krieg und Frieden hänge in den Balkanländern von „den Kleinen" ab. Aber daß der Kleinste dieser Kleinen in San Stefano oben angestellt wurde, hing, wie ein Rückblick auf dessen Geschichte zeigen wird, mit ganz andern Dingen zusammen, und das fand auf dem Berliner Kongreß gebührende Beachtung. Vergleichen wir nach der Kiepertschen Karte die Landverteilung, wie sie von Ignatieff, dem Häuptlinge der Slawophilen, in San Stefano beliebt wurde, mit der, die man auf dem Kongreß vereinbarte, so erhalten wir folgendes Ergebnis: das Montenegro des Präliminarvertrags umfaßte eine Fläche von zwanzig deutschen Meilen in der Länge und achtzehn Meilen in der Breite, also von dreihundertundsechzig Quadratmeilen. Aus dem Kongreß aber ging das Land Nikitas mit einer Längenausdehnung von achtzehn und einer Breite von sechzehn Meilen, also mit einer Größe von zweihundertachtundachtzig Quadratmeilen hervor. In San Stefano war es ferner an seiner breitesten Stelle bis auf einen Abstand von fünf und an seiner schmalsten bis auf einen solchen von zwei Meilen nach Serbien hin ausgedehnt worden. In Berlin wurde der Abstand, der nach jener Bemessung zu unaufhörlichen Grenzstreitigkeiten zwischen Serbien und Montenegro geführt hätte, auf sieben Meilen erweitert, und das betreffende Zwischenland wurde dem österreichischen Okkupationskreise zugewiesen. Für künftige Grenzstreitigkeiten zwischen der Pforte und Montenegro war in San Stefano ein Schiedsrichterspruch Rußlands und Österreichs vorgesehen; im übrigen gingen die Absichten der Russen dort dahin, daß Montenegro am Adriatischen Meere einen ausreichenden Strich Küste und eigne Schiffahrt haben sollte. Der Berliner Kongreß zog hier einen dicken Strich durch. Der neunundzwanzigste Artikel des schließlichen Friedensvertrags bestimmt, daß Montenegro weder Kriegsschiffe noch eine Kriegsflagge haben soll, daß der Hafen von Antivari sowie die Gewässer Montenegros den Kriegsfahrzeugen aller Nationen verschlossen bleiben sollen, daß es zwischen dem Meere und dem See von Skutari keinerlei Befestigungen geben darf, und daß die See- und Gesundheitspolizei in diesen Gewässern von österreichischen Küstenwachtschiffen auszuüben ist.

In der neuesten Zeit haben drei Ereignisse den Fürsten der Schwarzen Berge wieder stark in den Vordergrund gerückt und ihm eine Bedeutung gegeben, die er an sich nicht beanspruchen könnte: der Trinkspruch, den Kaiser Alexander am 30. Mai dieses Jahres in Peterhof ausbrachte, und worin er den Fürsten Nikita den einzigen aufrichtigen und treuen Freund Rußlands

Digitized by Google

nannte, zweitens die Verlobung der Tochter desselben, Militza, mit einem Vetter des Zaren, dem Großfürsten Peter Nikolajewitsch, die tags darauf stattfand und der jetzt die Vermählung des Paares gefolgt ist, endlich die Vermählung des „Cousins" des Zaren, des Herzogs von Leuchtenberg, mit einer andern Tochter des Fürsten von Montenegro. Der Toast klang im Hinblick auf die Kleinheit Montenegros im ersten Augenblick wehmütig, fast verzweifelnd, auch ein wenig komisch — nur dieser Zwerg neben dem Riesen! Die Vermählungen konnten manchem etwas bedenklich vorkommen, zunächst weil das Haus Njegusch, dem Nikita und seine Töchter, die Bräute, angehören, an den europäischen Fürstenhöfen nicht für recht ebenbürtig angesehen wird, sodann weil Zorka, die ältere Tochter, die Schwester der jetzigen Gemahlin eines Prinzen des kaiserlich russischen Hauses, die Frau des serbischen Thronprätendenten ist, der vom Zaren eine Pension bezieht.

Werfen wir nun einen Blick auf die ältere Geschichte Montenegros. Montenegro gehörte ursprünglich wie seine ganze Nachbarschaft zum oströmischen Reiche, riß sich aber 1040 unter Stefan Vogislav, nachdem es ein Heer des Kaisers vernichtet hatte, von ihm los und behauptete dann, indem es ein zweites Heer der Byzantiner geschlagen und aufgerieben hatte, nicht nur seine Unabhängigkeit, sondern half auch 1043 den Serben sich von den Griechen befreien. Es war dann ein Lehnsland des großen Serbenreiches. Als dieses 1389 in der Schlacht auf dem Amselfelde durch die Türken seinen Untergang fand, flüchteten einige Stämme desselben nach den damals mit Wald bedeckten Höhen und Schluchten der Schwarzen Berge und gründeten eine kleine Gemeinde, die sich im weitern Verlaufe, von der Natur ihrer felsigen Einöde begünstigt, aller Angriffe der sonst siegreichen Türken erwehrte. Nachdem ihr Fürst Balschitsch gestorben war, wählten sie 1421 den tapfern Stefan Tschernojewitsch zu ihrem Woiwoden, der, wie später sein Sohn Iwan, mit wechselndem Glück den Kampf mit den Türken fortsetzte, aber dabei immer die Unabhängigkeit des Landes, wenn auch oft nur in den hochgelegenen Kreisen, behauptete. 1515 fand eine Regierungsveränderung statt, indem einer seiner Nachfolger, Georg Tschernojewitsch, nach dem Wunsche seiner Gemahlin, einer Venetianerin, zu Gunsten des obersten geistlichen Würdenträgers, des Metropoliten Vavil, auf die Regierung verzichtete, die nun lange Zeit von Geistlichen, welche den Titel Wladika annahmen, geführt wurde. Doch hatten diese Geistlichen, von denen jeder, da sie kinderlos waren, unter seinen Verwandten seinen Nachfolger zu wählen hatte, einen Woiwoden als „Gubernator" neben sich, der die Verwaltungsgeschäfte besorgte, auch waren die einzelnen Stämme des Volkes beinahe ganz unabhängig, sodaß sie einander sogar befehdeten, was den Türken zu gute kam, zu deren Glauben manche räudige Schafe unter der Herde der Wladiken übergingen. Nun war im Jahre 1699 von dem damaligen Wladika dessen Neffe Danilo Petrowitsch aus dem Stamme Njegusch zu seinem Nachfolger ernannt worden, und dieser wurde 1702 eingeladen, nach einem Orte

Digitized by Google

im türkischen Albanien zu kommen, um eine dort neuerbaute christliche Kirche einzuweihen. Der Pascha von Skutari aber, der die Tschernagorzen als widerspenstige Unterthanen der Pforte betrachtete, ließ ihn überfallen und gefangennehmen und hatte alles Ernstes die Absicht, ihn pfählen zu lassen. Gegen ein Lösegeld von 3600 Dukaten gab er ihn zwar frei, doch nicht ehe er ihm den Schimpf angethan hatte, daß er den Fürsten und Bischof den Pfahl, auf den er hatte gespießt werden sollen, vor dem versammelten Volke von Skutari nach der Stelle zu tragen zwang, wo ihm zu sterben bestimmt gewesen war. Danilo rief, nach seinem Kloster in Cettinje, der Residenz der Wladiken, heimgekehrt, zornschnaubend sein Volk auf, die gegen ihn verübte Verräterei und die ihm angethane Schande zu rächen und zugleich das unter ihm wuchernde muhammedanische Unkraut zu vertilgen, indem er es für die Pflicht jedes rechtschaffnen Tschernagorzen erklärte, seine Verwandten, die den Islam angenommen hätten, zur Auswanderung zu nötigen oder, wenn sie sich weigerten, sie totzuschlagen. Die Betreffenden zogen auch ab, und am Weihnachtsfeste 1702 wohnte kein Muslim mehr in den Schwarzen Bergen. Desto heftiger entbrannten von jetzt an die Kämpfe zwischen beiden Parteien, und es wurden hüben und drüben nicht wenige Ohren, Nasen und Köpfe abgeschnitten, auch drangen die Türken einmal bis nach Cettinje vor und zerstörten das dortige Kloster. Bisher hatte Österreich durch die weltlichen Gubernatoren, die den geistlichen Fürsten oft als gefährliche Mitbewerber um die Macht zur Seite standen, vielfach auf Montenegro Einfluß geübt. Jetzt trat auch das stamm- und glaubensverwandte Rußland zu dem kleinen Bergvolke in Beziehungen, die bald recht inniger Natur wurden. Als Peter der Große 1711 die Pforte mit Krieg überzog, rief er den Wladika auf, ihn als Bundesgenosse zu unterstützen, erkannte öffentlich die Tschernagora als unabhängiges Gemeinwesen an und nannte sich den Beschützer des Fürsten und Volkes derselben. Die letztern leisteten ihm dafür nach Kräften Dienste mit den Waffen. Einige Jahre darauf reiste Danilo nach Petersburg, von wo er nebst andern Geschenken 10000 Rubel zum Wiederaufbau des zerstörten Klosters und die Zusicherung von 500 Rubeln jährlich zu dauernder Erhaltung desselben nach Hause brachte. 1767 trat eine Episode ein, die zeigte, wie das Interesse der Montenegriner an den Geschicken Rußlands bis dahin gewachsen war. Es erschien der Kroate Stefan Mali, der sich für den (bekanntlich von den Orlows ermordeten) Zaren Peter III. ausgab und, als er Anhänger gefunden hatte, die verschiednen Parteien zu vereinigen wußte und nun das Land mit Erfolg gegen die türkischen Paschas verteidigte, bis er 1774 ermordet wurde. Als Josef II. und Katharina II. 1788 beim Ausbruche ihres Krieges mit der Pforte die Montenegriner aufforderten, mit zu kämpfen, ergriffen diese die Waffen und hielten bis 1791 einen großen Teil der türkischen Streitkräfte fest, wofür sie aber beim Friedensschluß nicht belohnt wurden. Nun folgten einige Jahre der Ruhe, die der Wladika Peter I. zu Reformen

Digitized by Google

benutzte, indem er die Befugnis des obersten Gerichtshofs erweiterte, 1795 eine Art Militärrecht und 1796 ein Grund- und Staatsgesetzbuch erließ, das die bisher in Montenegro herkömmlichen Gesetze und Rechtsgewohnheiten zusammenstellte. Nach außen zeigten sich die Tschernagorzen auch weiterhin sehr bereit, Rußland bei seinen Kriegen mit der Türkei und mit Frankreich zu unterstützen. So 1805 bis 1807 und so 1810 bis 1814, wo Peter die Bocca eroberte und Cattaro einnahm. Sein Nachfolger war der in Petersburg erzogene Peter II., der von 1830 an regierte und sich wieder als Reformator Verdienste erwarb. Er schaffte das Gubernatorenamt ab, schuf eine regelmäßige Regierung in Gestalt eines Senats von zwölf Mitgliedern, brachte das Gesetzbuch seines Vorgängers, das bisher bloß schätzbares Material gewesen war, zur Geltung und führte eine Klassensteuer ein. Wiederholte Kämpfe mit den Türken, die 1840 begannen, endigten meist siegreich für die Montenegriner, die aber ihre Eroberungen in der Ebne, wo fast allein fruchtbares Land sich vorfand, nicht zu behaupten vermochten. Eine schwere Schädigung erlitt das Land, das sich zum Teil vom Fischfange auf dem See von Skutari ernährte, infolge der Wegnahme der dortigen Insel Vradina durch die Albanesen, die nun die Fischer bei ihren Geschäften hinderten und störten. Nach dem Tode Peters II. (1851) trat dessen Neffe Danilo I. Petrowitsch-Njeguſch die Regierung an, der sein Land aus einem geistlichen Staate wieder in einen weltlichen verwandelte. Er verzichtete auf seine Metropolitenwürde und reiste nach Wien und Petersburg, um Anerkennung des Fürstentitels zu erwirken, den er sich beizulegen wünschte. In Wien konnte er dabei keine Schwierigkeiten erwarten, wohl aber in Petersburg. Hier schien man ein Interesse daran zu haben, daß das Oberhaupt der Montenegriner ein Geistlicher bleibe, der sich seine Weihen in Rußland holen mußte, wo der Zar autokratisch wie über den Staat so auch über die Kirche verfügte. Aber Rußland bedurfte dieses Priestertums nicht mehr, die Fürsten der Tschernagorzen waren schon längst (seit 1795) durch eine Leibrente von 40000 Rubeln jährlich an das russische Interesse gebunden, die sie durch Unwillfährigkeit verscherzt hätten. Gleichwohl ließ es später Danilo an Willfährigkeit fehlen. Napoleon III. wußte sich bei ihm, dessen Ehrgeiz lieber mit zwei als mit einem Gönner rechnete, durch seinen Konsul Hecquard Einfluß zu verschaffen und ihn zu bestimmen, sich am Krimkriege nicht zu beteiligen. Danilo untersagte seinen Unterthanen infolge dessen alle Einfälle in das Gebiet der Pforte. Er kam aber nicht dazu, seine Belohnung für dieses Verhalten beim Friedensschluß oder später in Empfang zu nehmen. Am 11. August 1860 wurde er in Cattaro von einem Montenegriner, der aus Privatgründen an ihm Rache üben wollte, erschossen. Er hatte, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Kopfe gehabt, ein Südslawenreich mit Montenegro als Mittelpunkt und sich als König, und er hatte sich in der letzten Zeit umsomehr an der Seine

Digitized by Google

eine Stütze zur Verwirklichung dieses Planes gesucht, als Rußland ihn auf dem Pariser Kongreß verleugnet hatte. Es gab dort auf Veranlassung Österreichs die Erklärung zu Protokoll, es unterhalte mit Montenegro keine andre Verbindungen als solche, die sich aus der Sympathie des Landes für Rußland und aus dessen den Tschernagorzen wohlwollend zugeneigten Absichten ergäben. Seit Danilos Tode hat sein Neffe Nikita (Nikolaus) den Thron inne. Er ist in Paris erzogen, aber eifrig russisch gesinnt, obwohl er als kluger Diplomat auch ein leidliches Verhältnis zu Österreich-Ungarn zu wahren bis auf weiteres entschlossen zu sein scheint. Im Kriege hat er nicht viel Glück gehabt. Er nahm 1862 Partei für die von der Pforte abgefallene Herzegowina, aber die Türken schlugen ihn bei Ostrog und Rjeka und besetzten seine Hauptstadt, und er mußte in einen Frieden willigen, der einige wichtige Punkte im Innern Montenegros türkischen Garnisonen einräumte. Nur Rücksicht auf Europa, insbesondre auf Rußland, verhinderte damals den Sultan, sich diesen Pfahl aus dem Fleische zu ziehen. Nachdem Zurückziehung einiger Garnisonen bewilligt und 1864 die Grenze gegen die Türkei neu regulirt worden war, sollte der Fürst, der immer mit neuen Forderungen kam, auch den Hafenplatz Spitza bekommen, doch wurde das durch Österreich verhindert, wofür sich Nikita bald darauf durch heimliche Unterstützung des Aufstandes der Bocchesen rächte. In ähnlicher Weise verhielt sich der Fürst zu der Empörung, die 1875 in der Herzegowina ausbrach, indem er hoffte, diese werde sich über alle Slawen des türkischen Reiches verbreiten, und am 1. Juli 1876 griff er gleichzeitig mit Serbien die Pforte an, indem er mit 15000 Mann gegen Novesinje vorrückte. Zwar wurde er von Muchtar Pascha zum Rückzuge genötigt, doch gelang es ihm, diesem bei einem Rückzugsgefechte eine Niederlage beizubringen und die kleine Festung Medun einzunehmen. Montenegro wäre aber bei dieser Gelegenheit ohne Zweifel wie Serbien von den Türken schließlich erdrückt worden, wenn sich nicht Rußland eingemischt und Serbien durch unmittelbaren Einspruch, Montenegro mittelbar gerettet hätte. Wie der moskowitische Gönner der Tschernagorzen sich seitdem zu ihnen und ihrem ehrgeizigen Fürsten verhalten hat, ist schon berichtet worden, und es bleibt nur noch übrig, zu sagen, wie viel Montenegro den Russen als Macht thatsächlich wert sein kann, und anzudeuten, ob es ihm noch große Wichtigkeit beilegen wird, seitdem sich die Dinge in Serbien geändert haben.

Das 1878 wesentlich vergrößerte Fürstentum hat etwa 360000 Einwohner und ungefähr 600000 Gulden Einkünfte, die die Gebäude- und Viehsteuer, das Salzmonopol und die Zölle, vier Prozent vom Werte der eingeführten Waren, liefern. Militärisch ist das Land in sechs Infanteriebrigaden und eine Artilleriebrigade eingeteilt. Ein stehendes Heer giebt es nicht, im Kriegsfalle wird jeder Montenegriner vom fünfzehnten bis zum fünfzigsten Jahre zum Waffendienste herangezogen. Es sollen von diesen Jahrgängen 36000 Mann, 25000 erster Klasse und 11000 Reservemannschaften, vorhanden sein. Nun

Digitized by Google

sind die Tschernagorzen zwar ein kräftiger, tapferer und ausdauernder Menschenschlag, der die Waffen wohl zu handhaben versteht, aber es muß sich erst noch zeigen, ob sie außerhalb ihrer heimatlichen Berge regulären Truppen gegenüber mit Nutzen zu verwenden sind, vorläufig ist das stark zu bezweifeln.

Der Umschwung, der in diesem Jahre in Serbien stattgefunden hat, ist trotz aller Versicherungen, die ihn ableugnen oder als unbedeutend darstellen möchten, offenbar sehr bedrohlich für Österreich-Ungarn. Er sieht wie ein Wetterleuchten am Horizont aus, das einen von den Fortschritten der nebenbuhlerischen Macht enthüllt, die nach ihren Mißerfolgen am Balkan sich einige Zeit der Entsagung befleißigen zu wollen schien, aber neuerdings diese Haltung wieder mit der frühern vertauscht hat und zu der Maulwurfsarbeit zurückgekehrt ist, die mit ebensoviel Geschick als Geduld, rastloser Thätigkeit und stets offner Hand in dem Lande am Eisernen Thor wie an der ganzen untern Donau für russische Interessen wühlte und die vorhandnen Sympathien für das Zarenreich förderte und erweiterte. Nachdem Zar Alexander seine persönliche Politik vor zwei Jahren als zweckwidrig aufgegeben hatte, nahm die russische Diplomatie in aller Stille ihre vorbereitende Thätigkeit in den Balkanländern wieder auf, und vor einigen Monaten sprang in Belgrad eine ihrer Minen. Das wie König Milan österreichisch gesinnte konservative Ministerium mußte Männern der radikalen Partei, die es mit den Russen hält, Platz machen, der König dankte zu Gunsten seines Sohnes ab, der noch ein Kind und vollständig in den Händen des schlauen Ristitsch, des neuen Premiers, ist. Mit Recht ist die Überraschung, die die russische Politik der österreichischen bereitete, mit der Überraschung verglichen worden, mit der die Franzosen den Italienern über die Hoffnungen, die diese in Tunis hegten, im Jahre 1881 in verdrießlicher Weise die Augen öffneten. Wie damals der Ministerpräsident Cairoli den Beteuerungen der französischen Regierung nicht bloß vor deren Einschreiten gegen den Bei Glauben schenkte, sondern auch nach deren ersten Schritten die Versicherung für wahr hielt, man werde sich bloß so lange im Lande aufhalten, bis die räuberischen Grenzstämme der Krumirs gezüchtigt seien, so thaten die Wiener Offiziösen auch nach dem serbischen Thronwechsel und der Einsetzung des Regenten Ristitsch, als ob alles beim alten bleiben würde. Das ist im besten Falle ein Irrtum, wahrscheinlicher aber eine Täuschung des Publikums, die sich nach der Wiedereinsetzung des 1880 von Milan abgesetzten, als Anhänger der Petersburger Politik aller Welt bekannten Metropoliten Michael sofort in ihr Nichts auflöste. Mit Fug und Recht sagen die russischen Slawophilen, die sonst nicht selten ebenfalls sich selbst und andre täuschen und ebensogern erfinden als übertreiben, Michael wiege dreimal so viel als Ristitsch, und wenn Ristitsch und seine Partei bis jetzt gerade noch nichts verfügt haben, was eine Feindseligkeit gegen Österreich einschlösse, so haben sie dies eben noch nicht wagen zu können geglaubt. Wenn einmal in Petersburg der Plan gereift

Digitized by Google

sein wird, die großserbische Idee gegen Bulgarien als Einschüchterungs- oder Zwangsmittel anzuwenden, wird man die Belgrader Regierung bald genug ihre wahre Natur und Denkart herauskehren sehen. Sie muß sich ja schon willfährig zeigen, weil es auch für sie ein Einschüchterungs- und Zwangsmittel giebt — Montenegro und die dortigen Prätendenten.

Psychometrie

Von Carl Jentsch

In dem Aufsatz „Psychophysiologie“*) im 29. Hefte der Grenzboten habe ich versucht, die Behauptung Herzens zu widerlegen, die Annahme einer besondern „psychischen Kraft,“ einer von der Materie verschiednen Seele, sei unvereinbar mit dem Gesetze von der Erhaltung der Kraft. Dabei ist mir ein Irrtum zugestoßen. Ich sagte: „Nicht jede Bewegung ist aus einer andern gleich großen Bewegung entstanden, das lehrt schon die Vergleichung der gewaltigen Muskelspannung beim Steinwurf mit der viel kleinern Molekularbewegung des Gehirns, die den Willen zum Werfen begleitet.“ Diesem Einwande war Herzen zwar im voraus begegnet durch Hinweis auf den Funken, der mittels eines Pulverfasses eine Fregatte in die Luft sprengt. Ich selbst hatte sofort an die Explosionsstoffe gedacht, mir aber erwiedert, daß die Nervenmasse eben kein solcher Stoff sei. Nachträglich sehe ich jedoch aus Wundts „Physiologischer Psychologie“ (3. Aufl. von 1887, Bd. 1), daß und wie die chemische Zusammensetzung in der Nervenmasse einen Vorrat von Arbeit aufhäuft, der sie zu bedeutenden Leistungen befähigt. Während aber bei den Reflexbewegungen, d. h. bei denen, die ohne Vermittlung des Bewußtseins unmittelbar durch einen äußern Reiz hervorgerufen werden, der Empfindungsnerv selbst es ist, der im motorischen Nerven die zur Bewegung des Muskels erforderliche ruhende Arbeit auslöst, tritt bei den willkürlichen Bewegungen die auch nach Wundt unkörperliche Seelenkraft auslösend dazwischen. Demnach ist meine Annahme falsch, daß die

*) Es sind darin, weil die Korrektur des Verfassers zu spät eintraf, einige Druckfehler stehen geblieben. S. 112, Z. 4 von oben muß es heißen eindrängt statt eindringt; S. 120, Z. 15 von unten unkörperlichen statt körperlichen; S. 114, Z. 11 von oben fehlt still hinter hält sie nirgends.

Digitized by Google

in der materiellen Welt vorhandne Kraft oder Arbeitsgröße durch die neu eintretenden Seelen einen Zuwachs erfahre. Die Einwirkung der letztern beschränkt sich darauf, daß sie schon vorhandne, aber ruhende (latente) Arbeit auslösen und den wirkenden Kräften Maß und Richtung vorschreiben. Wir haben uns demnach die Einwirkung des Geistes auf die Gehirnthätigkeit ähnlich zu denken wie die der bauenden und stauenden Menschenhand auf einen Flußlauf. Die Wasserkraft wird dabei nicht vergrößert, sondern nur gezwungen, diejenige Menge von Arbeit hier und jetzt zu leisten, die sich ohne Wehr auf eine längere Strecke, ohne Sammelbecken auf eine längere Zeit verteilt hätte. Die Abnutzung des Gehirns, die ich als Fortsetzung der durch Reizung eines Empfindungsnerven in Bewegung gesetzten Kette von Leistungen bezeichnet hatte, stellt nur den kleinern Teil der an jener Stelle eintretenden Wirkungen dar; der größere Teil besteht in jener Überleitung auf die Bewegungsnerven, die, wie gesagt, vom bewußten Willen geregelt wird.

In allen übrigen Stücken aber darf ich Wundt für mich gegen Herzen anführen. In dem genannten Werke, das wohl allgemein als die hervorragendste Erscheinung auf dem in Rede stehenden Gebiete anerkannt wird, tritt Wundt bei jeder Gelegenheit dem Materialismus entschieden entgegen. Aufs strengste unterscheidet er die körperliche Grundlage des Seelenlebens von diesem selbst, z. B. die physiologischen Bedingungen der psychischen Synthese, d. h. des Verschmelzens verschiedner Empfindungen im Bewußtsein; die gegenseitige Beziehung zwischen Leib und Seele drückt er in dem Satze aus: „Die Synthese der Empfindungen wie die Assoziation der Vorstellungen sehen wir nun überall an bestimmte Verhältnisse der physischen Organisation gebunden.“ Er unterscheidet die physischen und die psychischen Dispositionen, die Bereitschaft einerseits des Gehirns, anderseits der Seele zur Übernahme gewisser Verrichtungen, und meint, daß wir zwar die erstern, niemals aber die letztern näher kennen zu lernen hoffen dürfen. Er findet, daß die physischen Dispositionen nicht allein Bedingungen, sondern auch gewissermaßen Bilder der geistigen sind, aber er läßt nicht beide in eins zusammenfallen.

Nicht einmal das Gedächtnis, nach der Empfindung die niedrigste unter den geistigen Thätigkeiten, läßt er als bloße Gehirnfunktion gelten. Den Willen bezeichnet er als eine nicht weiter erklärbare Thatsache des Bewußtseins und zeigt zwar, wie der Wille sich aus oder an körperlichen Bewegungen entwickelt, begeht aber nicht die — wie Herbart sich ausdrücken würde — Geschmacklosigkeit, den Willen oder irgend eine geistige Thätigkeit für eine Körperbewegung zu halten. Er erachtet die Psychologie für berechtigt, den körperlichen Elementen ein inneres Sein zuzuschreiben, das bei der Entstehung der Lebenserscheinungen in der psychischen Seite derselben seine Entwicklung findet. „Bei dieser letzten Voraussetzung, fügt er hinzu, darf aber niemals vergessen werden, daß jenes latente Leben der leblosen Materie weder, wie es von dem Hylozoismus

Digitized by Google

geschieht, mit dem aktuellen Leben und Bewußtsein verwechselt, noch, wie es von dem Materialismus geschieht, als eine Funktion der Materie betrachtet werden darf. Der erstere fehlt, weil er die Lebenserscheinungen da voraussetzt, wo nicht sie selbst uns gegeben sind, sondern nur die allgemeine Grundlage, welche sie möglich macht; der letztere irrt, weil er eine einseitige Abhängigkeit annimmt, wo nur eine Beziehung gleichzeitiger, unter einander aber völlig unvergleichbarer Vorgänge stattfindet." Wie wenig Wundt daran denkt, die Psychologie in Physiologie aufzulösen, geht u. a. aus dem Satze hervor: „Sind doch jene Geistesvermögen [die nach Ansicht einiger Physiologen an einzelne Hirnteile gebunden sein sollen] Begriffe, mit denen wir außerordentlich verwickelte Komplexe elementarer Funktionen bezeichnen, wobei überdies nur die sinnlichen Grundlagen dieser Thätigkeiten, die den Empfindungen parallel gehenden nervösen Erregungsvorgänge, einer physiologischen Analyse zugänglich sind, während alles, was die eigentliche Leistung der Intelligenz ausmacht, durchaus nur ein Gegenstand psychologischer Untersuchung sein kann." Er widmet (II, 533 flg.) dem Materialismus eine besondre Widerlegung und zeigt, daß die Seele, weit entfernt davon, ein Erzeugnis des Leibes zu sein, vielmehr sich ihren Leib schafft. Obwohl er die Ansicht Lotzes von der Einfachheit (Monadennatur) der Seele nicht teilt, kommt er doch gleich diesem zu dem Endergebnis, daß „das geistige Sein die Wirklichkeit der Dinge ist." So findet er denn auch, daß gerade die Psychologie sich dem Charakter einer reinen Erfahrungswissenschaft immer mehr nähern könne, da sie es ja mit „unmittelbar gegebnen Thatsachen der innern Erfahrung" zu thun hat, „während sich die Physik in gewissem Sinne [durch die Benutzung solcher metaphysischen Hypothesen, wie die Atomlehre und die Annahme der Molekularbewegungen welche sind] immer weiter von einer solchen entfernt."

Unter tausend gebildeten Laien giebt es vielleicht kaum einen, der Werke wie das von Wundt durchstudierte. Dagegen blättern wohl hundert in solchen Broschüren wie in der von Herzen und schöpfen daraus die erhebende Überzeugung, daß sie sich mit ihrer materialistischen Lebensansicht auf der Höhe der Zeit befänden und zugleich feststünden auf dem unerschütterlichen Grunde exakter Wissenschaft. Es erscheint daher als Pflicht, den engen Kreis, auf den die Wirksamkeit der Meister beschränkt zu bleiben pflegt, durch populäre Darstellungen zu durchbrechen, um dem verderblichen Unfuge der Schüler einigermaßen zu steuern.

Ich erwähnte schon, daß die durch Versuche nachgewiesene Zeitdauer der Seelenvorgänge den Materialisten als ein weiterer und durchschlagender Beweis für die körperliche Natur der Seele gilt. Diese psychometrischen Versuche scheinen ein förmlicher Sport der Psychophysiologen oder Psychophysiker geworden zu sein. Voriges Jahr beantragten Professor Lipps und der Privatdozent Dr. Götz Martius in Bonn, man möge ihnen Räume für „experimentell-

Digitized by Google

psychologische Arbeiten" zur Verfügung stellen. Um die dagegen erhobnen Bedenken zu zerstreuen, hielt Dr. Götz Martius in dem dortigen akademischen Philosophischen Verein einen Vortrag über Ziel, Methode und Ergebnisse dieser Versuche. Drei Gebiete, führte er aus, habe die Experimentalpsychologie bisher durchforscht: Empfindungen, Wahrnehmungen und Zeitverhältnisse des Vorstellungsverlaufs. Wir lassen die ersten beiden Klassen, denen, nebenbei gesagt, noch die Bewegungsantriebe und der Zusammenhang dieser drei Thätigkeiten beizufügen wären, beiseite und beschränken uns für heute auf die Zeitmessung. Zunächst wird die Zeit ermittelt, die ein Mensch braucht, um auf einen einfachen Sinneseindruck zu reagiren. Die hierzu benutzte Person hat durch einen Druck mit der Hand anzugeben, in welchem Augenblicke sie einen vom Experimentator erzeugten Ton hört oder einen vorgezeigten Gegenstand erkennt. Die verlaufne Zeit wird an einer Uhr abgelesen, deren Zeiger durch einen elektromagnetischen Strom im Augenblicke der Tonerzeugung in Bewegung gesetzt und durch den erwähnten Druck der Hand zum Stillstehen gebracht wird. Man hat gefunden, daß die abgelaufne Zeit durchschnittlich etwas mehr als den fünften Teil einer Sekunde beträgt. Beim Hautreiz erfolgt die Antwort am schnellsten; bei Schallwahrnehmungen wird etwas mehr Zeit erfordert; beim Sehen geht es am langsamsten, natürlich! weil da die Erscheinung nicht bloß wahrgenommen, sondern erkannt werden soll, demnach eine kurze Überlegung gefordert wird. Man weiß denn auch schon ohne wissenschaftliches Experiment, daß zum Erkennen eines Wortes mehr Zeit gehört als zu dem eines Buchstabens. Hätten die Versuchenden recht lange und ungewöhnliche Worte gewählt, so würden sie gefunden haben, daß deren Erkennen bedeutend mehr Zeit erfordert als eine Fünftelsekunde. Diese Fünftelsekunde nun enthält nach Martius drei Zeitabschnitte: die Zeit der Fortpflanzung des Sinnesreizes ins Gehirn (der zentripetalen Bewegungsreihe), die Zeit der Wahrnehmung des Eindrucks im Bewußtsein und des Bewegungsentschlusses (des zentralen Vorganges) und die Zeit der Fortpflanzung des Bewegungsantriebes vom Gehirn bis in die Hand (der zentrifugalen Bewegung). Wundt zerlegt genauer den zentralen Vorgang und demnach auch die dafür erforderliche Zeit in drei Teile: Perzeption (Eintritt in das Blickfeld des Bewußtseins), Apperzeption (Eintritt in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit) und Willenserregung; er hebt aber die Schwierigkeit und geringe Zuverlässigkeit solcher Versuche gebührend hervor und bezeichnet ganze Klassen derselben als wertlos.

Aber wenn auch ihre Zuverlässigkeit über jeden Zweifel erhaben wäre, so würde doch durch sie nichts weniger erwiesen sein als die Materialität, die körperliche Natur der Seele. Leuguet doch kein Geistgläubiger, daß die an den irdischen Leib gebundne Seele zu jeder ihrer Verrichtungen des Gehirns bedarf, daß also jedes Bewußtwerden und jeder Willensentschluß von einer Erregung des Gehirns begleitet ist, die als körperliche Bewegung natürlicherweise einen

Digitized by Google

gewissen Zeitraum erfordert. Der sonstige Ertrag dieser Versuche, von denen so viel Aufhebens gemacht wird, für Wissenschaft und Leben ist ganz armselig. Er beschränkt sich darauf, daß man den ohnehin bekannten Unterschied in der Schnelligkeit der Auffassung und Bewegung bei einzelnen Menschen auf die Tausendstelsekunde angeben kann, womit mehr die statistische Neugier als irgend ein wissenschaftliches oder praktisches Bedürfnis befriedigt wird. Was Herzen dabei zu seinem Staunen wahrgenommen hat, wissen aufmerksame Väter und erfahrene Schulmeister schon längst. Herzen ward durch die Langsamkeit überrascht, mit der Kinder reagirten, während er sich doch sagen mußte, daß selbst zu den allereinfachsten Verrichtungen, wenn sie glatt von statten gehen sollen, einige Übung gehört, und daß diese Übung dem Kinde fehlt. Er hat ferner festgestellt, daß jüngere Mädchen schneller reagiren als gleichalterige Knaben. „Während jedoch bei letztern die Reaktion sich regelmäßig bis zur Adoleszenz beschleunigt, ist dies bei erstern weniger schnell der Fall und macht bei einer geringern Schnelligkeit Halt als beim männlichen Geschlechte, um sich derart während des ganzen Lebens zu verhalten. Von vornherein hätte man zudem(?) kaum glauben können, daß die Frauen langsamer reagiren als die Männer." Vor etwa fünfundzwanzig Jahren sagte ich einmal zu einer Mädchenlehrerin: „Sie habens gut; Mädchen sind geweckter und lernen besser als Knaben." „Nur bis zum zwölften Jahre, antwortete sie, von da ab kehrt sich das Verhältnis um." Es ist aber doch klar, daß das Gutlernen zur einen Hälfte von der Schnelligkeit der Auffassung und des Vorstellungsverlaufs abhängt. Am meisten ward Herzen überrascht, als drei japanische Jongleurs, deren Gewandtheit alle Welt in Erstaunen setzte, bei der Prüfung sich durch ihre Langsamkeit auszeichneten. Ein Psycholog Herbartscher Schule würde darin nichts Verwunderliches gefunden haben. Jede Seelen- wie jede Körperthätigkeit will eben besonders geübt sein. Nur in sehr beschränktem Maße kommt die Übung einer einzelnen den übrigen zu gute, und wird gar eine derselben zur Virtuosität gesteigert, so geschieht das fast immer auf Kosten aller oder doch einiger andern. Bei dieser Gelegenheit sei mir die für Kundige überflüssige Bemerkung gestattet, daß Herbart zwar die Schnelligkeit und Langsamkeit des Vorstellungsverlaufs, demnach die Entscheidung darüber, ob der einzelne Mensch ein Schwachkopf, ein Talent oder ein Genie wird, von der Beschaffenheit seines körperlichen Organismus, vor allem seines Gehirns abhängen läßt, daß aber die Herbartsche Seelenarithmetik mit der modernen Psychometrie nichts zu schaffen hat.

Da Herzen nun einmal auf buchhändlerischem Wege in die Gesellschaft du Prels geraten ist, so hätte er sich immerhin mit diesem seinem angeblichen Bruder in Darwin ein wenig verständigen können, weil sich du Prel ebenfalls viel mit dem Tempo der Bewußtseinsvorgänge beschäftigt hat. Du Prel legt gleich allen Mystikern großes Gewicht auf Träume und widmet einen eignen Abschnitt seiner „Philosophie der Mystik" einer besondern Klasse von Träumen,

Digitized by Google

zu deren Charakteristik ich mit einem eignen Erlebnis aufwarten kann. Als Gymnasiast wohnte ich in einem Konvikt, dessen Pfleglinge jeden Morgen mit einer in der Hand geschüttelten kleinen Glocke geweckt wurden. Wird ein solches Glöckchen in Bewegung gesetzt, so pflegt der Klöppel erst einigemal unregelmäßig anzuschlagen, ehe das eigentliche Läuten zu stande kommt. Eines Morgens nun träumte mir, ich stünde an einem Kirchturm und zöge an dem herabhängenden Glockenstrange. Durch den Klang der Glocke erschreckt, fliehe ich in dem Gedanken: was werden die Leute sagen, wenn zu so ungewöhnlicher Zeit und ohne Anlaß geläutet wird! Aber ich fühle mich mit unwiderstehlicher Gewalt wieder hingezogen und läute zum zweitenmale. In diesem Augenblicke erwache ich beim Klange der Weckglocke. Es war mir sofort klar, daß der ganze Traum eine Wirkung des zweimaligen Anschlagens des Klöppels gewesen war, daß demnach das Verursachte (die Erscheinung des Kirchturms) der Ursache (der Schallwahrnehmung) scheinbar vorhergegangen war; die scheinbare Umkehr der Zeitfolge erklärte ich mir aus der außerordentlichen Schnelligkeit des Vorstellungsverlaufs. Du Prel weiß Fälle zu erzählen, wo sich das vom Sinnesreiz verursachte, aber dem Sinnesreiz scheinbar vorhergehende Traumgebilde zu einem ganzen Drama ausspann. Wie er diese Vorkommnisse verwertet, ersieht man aus folgenden Sätzen: „Wenn aus der Erfahrung nachgewiesen werden könnte, daß in gewissen Zuständen bewußte Empfindungen ohne jene verzögernden Momente [die Funktionen des Nervensystems] zu stande kommen, so wäre damit bewiesen, daß solche Bewußtseinsakte nicht mehr an das materielle Substrat der Nerven gebunden sind, aus dem das beschränkende Zeitmaß entspringt. Und wenn etwa innerhalb eines minimalen Zeitteilchens eine so lange Reihe von Vorstellungen in uns abläuft, daß hierzu im normalen Zustande Stunden nötig wären, so folgt daraus unwiderleglich (?), daß diese Art von Bewußtsein unabhängig ist von dem materiellen Nervenapparate, der ja, wie das experimentell bewiesen ist, in seinen Funktionen an ein viel beschränkteres [richtiger längeres, größeres, gröberes] Zeitmaß gebunden ist.“ Diese Folgerung, die allerdings, wenn sie richtig wäre, den Materialismus in einer für jedermann verständlichen Weise ganz unmittelbar und tötlich treffen würde, halte ich keineswegs für unwiderleglich. Seitdem das Mikroskop uns überzeugt hat, daß in der Welt viele Wesen von meßbarer Größe leben, die für unser gewöhnliches Augenmaß zu klein sind, müssen wir voraussetzen, daß auch Bewegungen vorgehen, die ihrer Schnelligkeit wegen weder wahrgenommen noch für gewöhnlich in Gedanken begleitet werden können. Die Physiker und namentlich die Optiker haben denn auch von dieser Voraussetzung reichlichen Gebrauch gemacht. Vollzöge ein sichtbarer Stab so viele Schwingungen in der Sekunde, wie nach den Berechnungen der Optiker ein Lichtwellen fortpflanzendes Ätherteilchen, so würde er uns stillzustehen scheinen, weil eine Bewegung, die keine Billiontelsekunde in Anspruch nimmt, von uns nicht

Digitized by Google

wahrgenommen wird. Aber wie das Mikroskop unser Raummaß verkürzt, so können wir wahrscheinlich auch durch Abänderung der gewöhnlichen Bedingungen des Vorstellungsverlaufs zur Anwendung eines kleinern Zeitmaßes befähigt werden, indem unsre Gehirnthätigeit ein beschleunigtes Tempo annimmt. Phantasievolle Feuilletonisten haben uns bereits dargestellt, wie im Bewußtsein der Eintagsfliege unsre vierundzwanzig Stunden sich zu Jahren ausdehnen, und sinnreiche alte Sagen erzählen von frommen Männern, die, ins Jenseits entrückt, dort in Paradiesesswonne einen Tag verlebten, der hundert Erdenjahre galt. Daß die Aufmerksamkeit des wachen Zustandes verzögernd, hemmend einwirkt, davon hat sich auch Herzen bei einem seiner Experimente überzeugt. Ein Mann reagirte weit schneller als sonst, als er einmal zerstreut war und, an seine Aufgabe gar nicht denkend, ohne Bewußtsein in Form einer Reflexbewegung den gewohnten Druck mit der Hand vollzog. Schon daraus entnehmen wir, daß im Traume, also ohne Aufsicht der Vernunft, die Vorstellungen sich schneller bewegen müssen als im wachen Zustande, dabei natürlicherweise ungeordnet, gleich einem Schwarm wilder Jungen, die bunt durch einander springen, sobald der Schulmeister den Rücken kehrt. Wird demnach durch solche Träume auch noch nicht bewiesen, daß der irdische Geist ohne Gehirn zu denken vermag, so zeigen sie doch die Dürftigkeit der Psychometrie in grellster Beleuchtung. Nur wo und wann die vom Experimentator geordneten Bedingungen sich zusammenfinden, treffen die ermittelten Zahlen zu; könnte die elektrische Uhr auch nur einen Menschen durch alle die verschiednen Zustände hindurch begleiten, in die ihn der unendlich reiche Wechsel des wachen und des Traumlebens versetzt, sie würde für ein und dieselbe Art von Verrichtungen innerhalb von vierundzwanzig Stunden wohl hundert verschiedene Zeiten anzeigen.

Noch auffälliger erscheint diese Dürftigkeit, wenn man bedenkt, daß es nur eine einzige Klasse geistiger Verrichtungen ist, auf deren Beobachtung diese neue Kunst sich beschränkt. Wie unendlich viel mannichfaltiger und reicher ist das Beobachtungsfeld, das die Schule dem Lehrer, das Krankenbett dem Arzte, die Gesellschaft dem Weltmanne darbietet! Zu beobachten, wie verschiedne Zeit verschiedne Schüler zum Verstehen eines vorgesprochnen oder gelesenen Satzes, zum Auffassen und Lösen eines Rechenexempels, zum sprachlichen Ausdruck eines Gedankens, zum Notenlesen, zum Spielen eines schnellgehenden Musikstückes branchen, welche geistige Thätigkeiten durch körperliche Störungen am ehesten und am meisten gehemmt und verlangsamt werden, wie der eine jeden Angriff schlagfertig mit einer treffenden Antwort abwehrt, der andre über einen Witz erst lacht, nachdem die andern ihn schon vergessen haben, wie der eine stundenlang fließend aus dem Stegreif sprechen, aber nicht drei Verse aus seinem Lieblingsdichter ohne Anstoß hersagen kann, der andre Staunenswertes im „Auswendiglernen“ leistet, aber in einem selbstausgedachten Trinkspruche

Digitized by Google

von zwanzig Worten stecken bleibt, zu beobachten, ob und wie das alles mit der Leibesbeschaffenheit (Schärfe und Feinheit der Sinneswerkzeuge, Schädelform, Temperament) zusammenhängt, das fördert die Kenntnis des Seelen- und Leibeslebens ganz anders, auch wenn die Schnelligkeitsunterschiede nicht an der Uhr gemessen werden. Dr. Götz Martius gesteht denn auch ein, daß Versuche, die sich z. B. auf das Gedächtnis bezogen, uns „nicht viel mehr" zu sagen wissen, „als die gewöhnliche Erfahrung im täglichen Leben uns schon zu lehren pflegt." „Nicht viel mehr" dürfte schon zu viel gesagt sein.

Ich achte die Bemühungen der Psychometer und der übrigen Psychophysiologen keineswegs gering. Zwar werden ihre Ergebnisse niemals den Arzt befähigen, einem Blödsinnigen zur Vollkraft des geistigen Lebens zu verhelfen oder ein entschwundenes Gedächtnis wieder herzustellen, auch wenn es möglich sein sollte, den Zusammenhang zwischen Hirnteilen und Geistesthätigkeiten mit lückenloser Vollständigkeit nachzuweisen, was ans Gründen, die Wundt entwickelt, undenkbar ist. Die Heilkunst könnte von dieser Einsicht keinen Gebrauch machen, weil sie weder ein zu klein geratenes Hirn zu vergrößern, noch durch örtliche Eingriffe die beginnende Zerstörung eines einzelnen Teiles aufzuhalten vermöchte. Aber in der Erziehung, in der Behandlung der Untergebnen, selbst im geselligen Verkehr kann mancher unheilvolle Mißgriff abgewendet werden, wenn die leiblichen Grundlagen des geistigen Verhaltens gebührend berücksichtigt werden. Durch die Förderung dieser Rücksicht hat sich Herbart große Verdienste um die geplagte Schuljugend erworben, und unsre heutigen Psychophysiologen würden sich in gleichem Sinne Dank verdienen, wenn sie mit einiger Genauigkeit anzugeben vermöchten, wie weit eigentlich der Einfluß der körperlichen Beschaffenheit ins Seelenleben hineinreicht. Denn daß sich die Körperbeschaffenheit mit der Seelenbeschaffenheit decke, ist auch nach Wundt nicht wahr, und die „gebornen Verbrecherschädel" halte ich aus mehr als einem Grunde (u. a. weil es eine streng abzugrenzende Verbrecherklasse gar nicht giebt) geradezu für Ausgeburten eines Blechschädels. Als ein „Grenzgebiet," aus dem sich „Ausblicke nach dies- und jenseits öffnen," bezeichnet auch Wundt die Gegenstände seiner physiologischen Psychologie. Genauere Grenzbestimmung wird also die Hauptaufgabe dieser Wissenschaft sein. Aber wie weit sind wir trotz aller erfreulichen und wertvollen Entdeckungen unsrer Zeit noch von der Genauigkeit entfernt! Einige Beispiele mögen andeuten, was etwa zu leisten wäre.

Am deutlichsten tritt die sinnliche Grundlage des geistigen Lebens in der Ästhetik hervor; die Freude am Schönen wurzelt in Lustgefühlen. Manche Sinneswahrnehmungen erzeugen angenehme, andre unangenehme Empfindungen. Sind die erstern so schwach, daß sie uns ohne besondre Aufmerksamkeit darauf nicht zum Bewußtsein kommen, so bilden sie zusammen jenes behagliche Gemeingefühl, dessen sich der gesunde Mensch in einer seiner Gesundheit zuträglichen

Digitized by Google

Lage und Umgebung erfreut. Wir können uns die Sache so vorstellen, daß dann das Tempo der Wärmeschwingungen der ihn umgebenden Luft dem der Wärmeschwingungen seiner Empfindungsnerven, Tempo und Richtung der Schwingungen der duftenden Luftteilchen dem Zustande seines Riechnerven u. s. w. genau entspricht. Merkbar angenehm werden die Eindrücke, sobald sie einen Nerven in lebhaftere Schwingungen versetzen, die jenen chemischen Prozeß fördern, der das Wachstum und die Erhaltung des Nerven ausmacht. Werden die Schwingungen lebhafter, als ihm zuträglich ist, so verwandelt sich die Lust in Schmerz; ein zu starker Kitzel thut weh. Die schmerzerregenden Schwingungen können auch verursacht werden, ohne daß jene andern, lusterregenden vorangegangen sind. Eine allzu lebhafte Erregung führt zur chemischen Zersetzung, und die molekulare (unsichtbare) Auseinanderreißung der Nervenatome steigert sich wohl zur sichtbaren Zerreißung von Haut- und Fleischmassen oder wird von einer solchen begleitet, wie wir das an den Wirkungen scharfer Gewürze auf Zunge und Gaumen, der Hitze und Kälte auf alle andern Körperteile sehen. Vielleicht kommt es nicht bloß auf die gerade angemessene oder zu große oder zu geringe Schnelligkeit der Schwingungen an, sondern auch auf ihren Rhythmus und darauf, ob ihre Richtung bei der Lage der Nerventeilchen für diese bequem ist.

An sich enthalten die angenehmen Empfindungen der drei niedern Sinnesorgane noch kein ästhetisches Element, aber durch Gedankenverbindung treten auch sie schon dem Schönen nahe. Beim Anblick einer schönen Gestalt fühlen wir uns wohl versucht, die anmutigen Linien ihres Umrisses mit der Hand zu verfolgen und so auch mit dem niedrigsten der Sinne zu genießen. Blumenduft erzeugt die Vorstellung der Blume selbst und das ästhetische Wohlgefallen an ihr. Die „Blume“ des Rheinweins ruft eine Fülle landschaftlicher und geschichtlicher Bilder hervor, die bei der durch den Weingeist erzeugten angenehmen Erregung des Nervensystems sich leicht zum Liede verweben.

Erst die höhern Sinne sind es, die uns den Genuß des Schönen vermitteln, doch den Anfang ihrer hierauf gerichteten Thätigkeit dürfen wir nicht anders denken, wie den Vorgang bei den Lustempfindungen des Geschmacks, des Geruchs und des Hautgefühls. Ein flammendes Rot, das den ganzen Gesichtskreis ausfüllt, thut unserm Auge wehe, während die grüne Wiese und der blaue Himmel, jedes einzeln für sich, ihm Wohlbehagen schaffen. Aber das gesteigerte Wohlgefallen, das der Zusammenklang beider, die Wölbung des blauen Himmels über die grüne Wiese, erregt, verkündet schon den Eintritt eines geistigen Elements: es wird ein angemessenes Verhältnis wahrgenommen. Und im angemessenen Verhältnis zu den übrigen Farben, an der richtigen Stelle und im richtigen Umfange, wirkt auch das brennendste Rot, das stechendste Gelb noch angenehm. Rein geistiger Natur ist jedoch dieses Urteil über angemessene Farbenverhältnisse noch keineswegs, denn es beruht eben

Digitized by Google

darauf, daß eine gewisse Zusammenstellung von Farben dem Auge wohl, eine andre wehe thut. Schwächer als durch die Farbe, fühlt sich die Sinnlichkeit durch die Form berührt. Sehr schwach ist das leibliche Mißbehagen, das wir bei dem Anblick eines unregelmäßigen Vielecks empfinden, aber vorhanden ist es. Wenn das Auge einen vieleckigen Umriß verfolgt, so erzeugt das Durchlaufen der ersten beiden Linien die Neigung, den begonnenen Lauf in derselben Weise fortzusetzen, z. B. nach einer zwei Fuß langen Strecke in einem Winkel von sechzig Grad umzubiegen und dann einen Fuß weit zu laufen. Muß es aber jedesmal unter einem andern Winkel umbiegen und jedesmal eine andre Strecke durchlaufen, so empfindet es unangenehme Stöße, schwächer zwar, aber doch ähnlich denen, die der Körper des Tanzenden erleidet, wenn der Klavierspieler nicht Takt hält. Eine regelmäßige Figur hingegen wirkt angenehm, indem sie dem Auge gestattet, seinen Umlauf in dem Rhythmus zu vollenden, in den es sich eingerichtet hat. Zur Würde eines ästhetischen Urteils wird dieses Urteil über eine angenehme Sinneswahrnehmung durch die Erkenntnis erhoben, daß die Regelmäßigkeit auf einem gesetzmäßigen Zahlenverhältnis beruht. Ähnlich verhält es sich mit der Schönheit der Symmetrie und der Bogenlinie. So weit also reicht die sinnliche Grundlage ganz bestimmt. Wenn wir dagegen entzückt sind von der Herzensgüte, die aus einem edeln Antlitz spricht, oder wenn uns der Anblick schöner Gestalten den Glauben an ein Jenseits erweckt, von dessen ewigen und unzerstörbaren Gütern die irdischen Erscheinungen vergängliche Gleichnisse sind, so haben diese beiden Seelenvorgänge mit Tempo, Rhythmus und Richtung der Nervenschwingungen ganz gewiß nichts mehr zu thun; wenn wir von dem Umstande absehen, daß sie allerdings so wenig wie andre Gedanken eines irdischen Menschen ohne Gehirn zustande kommen können, dürfen wir sie als rein geistige Vorgänge bezeichnen. Zwischen jenem unzweifelhaft körperlichen und diesem unzweifelhaft geistigen Gebiet liegt nun aber noch ein drittes, dessen Zugehörigkeit zweifelhaft erscheint. Der eine ist unempfindlich gegen jene Schönheit, die sich in Farbe und Gestalt offenbart, der andre, höchst empfänglich, dürstet darnach. Wurzelt dieser Unterschied in der verschiednen Leibesbeschaffenheit? Und in welcher Weise? Wie weit vermag die Erziehung einer in dieser Hinsicht mangelhaften Natur nachzuhelfen?

Wie einzelne Töne und ganze Klangmassen sinnlich angenehm zu wirken vermögen, ist bei der genauen Kenntnis der Schwingungszahlen und der Verhältnisse zwischen ihnen, die von der Akustik ermittelt worden sind, leicht einzusehen. Auch das musikalische Gehör, d. h. die Fähigkeit, die Töne genau zu unterscheiden, läßt sich erklären. Einzelne Teile des innern Ohrs, mögen es nun, wie Helmholtz anfänglich vermutete, die Bogen und Härchen des Cortischen Organs, oder wie er später mit Hensen meinte, die einzelnen Abschnitte der Grundmembran der Schnecke sein, sind auf je einen Ton abge-

Digitized by Google

stimmt, und es ist klar, daß Mängel und Fehler dieser mikroskopischen Klaviatur die Unterscheidung der Tonhöhe beeinträchtigen können, ohne daß die Hörweite vermindert wird. Die musikalische Anlage sodann, d. h. die Fähigkeit, Instrumente zu spielen, wird durch eine gute Verbindung der Gehörsregion im Gehirn mit jenen Nerven, die den Fingern Bewegungsantriebe erteilen, hinlänglich erklärt. Anderseits: wenn jemand aus Beethovens neunter Symphonie das Ringen eines edeln Geistes heraushört, der dem Ziele nahe kommt, ohne es völlig zu erreichen, so hat das mit irgend welchen Einrichtungen des Gehörorgans und des Gehirns offenbar nichts mehr zu schaffen. Dazwischen erhebt sich die Frage: wie kommt es, daß auch Personen mit untadligem musikalischem Gehör gleichgiltig gegen Musik und unempfänglich gegen deren in sittlicher Beziehung gar nicht zu unterschätzende Einwirkungen sind?

Denken wir uns endlich einen Politiker, der einem einflußreichen Staatsmanne wirklich bloß aus Überzeugung Opposition macht, daher in einem Falle, wo jenem Unrecht geschieht, ihn öffentlich verteidigt. Von den Hörern oder Lesern sagen die einen: wie edel! Die andern fragen: wie viel tausend Thaler bringt ihm das ein? Das Verstehen der gesprochnen oder gelesenen Worte beruht ohne Zweifel bei allen Hörern und Lesern gleicherweise darauf, daß ihr Gehör-, Gesichts- und Hirnmechanismus sich in Ordnung befindet. Aber jene Verschiedenheit der Urteile ist weder aus einer verschiednen Lagerung der Hirnmoleküle zu erklären noch aus verschiedner Leitung zwischen ihnen, sondern nur aus einer Charakterverschiedenheit, der nichts Leibliches mehr anhaftet. Zwischen dem Charakter und den das Wortverständnis vermittelnden Hirnteilen liegt aber allerdings noch etwas, das, wenn nicht den Charakter, so doch das Urteil beeinflußt: das Temperament. Der Melancholiker wird zu ungünstigen, der Sanguiniker zu günstigen Urteilen hinneigen. Daß dieser Einfluß noch kein Zwang ist, lehrt die Erfahrung: auch der Stimmungspessimist kann ein edler Charakter sein und gerecht urteilen, auch der heitere Bruder Leicht sehr ungerecht werden. Aber es wäre offenbar von großer Wichtigkeit für die Erzieher, möglichst genau zu erfahren, wie weit dieser körperliche Einfluß reicht, ob und mit welchen Mitteln er zu beherrschen, zu lenken, zu schwächen sei.

Um nochmals auf die Psychometrie zurückzukommen, so will ich noch erwähnen, daß Schiff in der Temperaturerhöhung bei Bewußtseinsvorgängen, die er im Hirn lebender Tiere nachgewiesen hat, ein Mittel gefunden zu haben glaubt, die Zeitdauer des Zentralvorgangs (Wahrnehmung und Willensentschluß) von der des zuleitenden und bewegungerzeugenden reinlich abzusondern. Herzen giebt die Ausführungen Schiffs wieder. Daß jede Thätigkeit des Hirns dessen Temperatur erhöht, und daß die Zeitdauer der Temperaturerhöhung mit der des Bewußtseinsvorgangs zusammenfällt, würden wir Schiff aufs Wort glauben auch ohne jene Versuche, die er mit wunderbarem Scharfsinn ersonnen

Digitized by Google

und mit staunenswerter Geschicklichkeit an seinen unglückseligen Hunden ausgeführt hat. Die Wahrheit, um deren Feststellung es uns hier zu thun ist, wird auch durch diese Messungen nicht gefährdet, und wenn dieser Aufwand von Geist keinen andern Zweck verfolgte, als den Geist nun endlich einmal für immer umzubringen, dann thut es uns nicht weniger leid um den vergebens aufgewandten Geist wie um die erfolglos gemarterten Opfer der wissenschaftlichen Hundeschinderei. Auch dieser neuen „wütenden Jagd“ gilt das Wort Schillers:

Alles will jetzt den Menschen von innen, von außen ergründen;
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der wütenden Jagd?
Dich zu fangen, ziehen sie aus mit Netzen und Stangen;
Aber mit Geistestritt schreitest du mitten hindurch.

Zur Geschichte der litterarischen Kritik

Die deutsche Litteraturgeschichte scheint schon deshalb — und deshalb wohl auch besonders im Auslande — zu so reicher Bearbeitung anzuregen, weil sie wie keine andre der Welt im Mittelpunkte aller Litteraturen steht und darum schon durch sich selbst eine weite und oft sehr ins einzelne gehende Übersicht über alle andern ermöglicht. Die Deutschen sind von Natur mehr aufs Erkennen und Deuten angelegt, und so hat sogar ihre schöne Litteratur etwas von der Sammelwut und Grübelei angenommen, die ihrer Wissenschaft und praktischen Thätigkeit unter gelegentlichen unfruchtbaren Auswüchsen doch immer wieder den entscheidenden Einfluß in der Kulturarbeit verschafft haben. Wer sich das beste zu eigen machen will, muß alles geprüft haben oder will wenigstens nach dem Maße menschlicher Kräfte alles geprüft haben. Deutschland wird schon durch seine geographische Lage zu solcher in die Runde schauenden prüfenden Thätigkeit eingeladen, aber die Natur seiner Bewohner überbietet noch bei weitem die äußere Anregung. Wenn es dem deutschen Wagner, der „viel weiß,“ auch nicht gelingen will, „alles zu wissen,“ so darf er doch das Bewußtsein hegen, daß, so viel an ihm liegt, er nicht die Schuld daran trägt. Und wenn auf dem Gebiete der Kunst die Ansichten über die Kunst „an sich,“ wie sie ist und sein muß, noch immer weit auseinandergehen, so

Digitized by Google

liegt die Schuld daran nicht an Vernachlässigung der theoretischen Studien im deutschen Litteratur- und Kunstleben.

Die Haupttriebfeder hierbei war stets — und die Ansätze hierzu lassen sich schon im frühen Mittelalter erkennen — jene eigentümliche Teilnahme für das Wesen und Treiben der Gesamtheit des Menschengeschlechts, also gerade für Sitten und Denkungsart andrer, ein an sich menschlich schöner und theoretisch höchst fruchtbarer Charakterzug, der aber bekanntlich praktisch sehr oft ausartete, wie man nun einmal hier auf Erden die Fehler seiner Tugenden hat. Und wie Anlage und Bestimmung beim einzelnen Menschen in einander übergehen, sodaß man nicht weiß, welche der entscheidende Bildner seines Lebens war, so ist es auch hier in der Geschichte eines Volkes schwer zu sagen, ob sein ursprünglicher Charakter, ob seine äußern Umstände, sein Geschick in ihr das Ursächliche darstellt. Wie das deutsche Reich als hartumstrittener Mittelpunkt einer unruhigen Welt gegensätzlicher Nationen heranwuchs, oft der Tummelplatz ihrer Kriegsheere, so ist das deutsche Leben dem Zusammenfluß entgegengesetzter Strömungen aller Art und jeder Richtung von jeher ausgesetzt, die deutsche Gesellschaft meist ein Stelldichein fremder Moden, die deutsche Litteratur ein offner Sprechsaal für alle nur möglichen Völkergegensätze und Meinungsverschiedenheiten in Kunst-, Welt- und Lebensanschauung gewesen. Schon die Notwendigkeit, sich in diesem Wirrwarr zurechtzufinden, noch mehr aber das Bedürfnis, sich vor dem Andrange des Fremden in seiner Selbständigkeit zu behaupten, die eigne Art dem selbstgewissen und selbstgefälligen Auslande gegenüber gehörig abzuwägen (wenn auch vorläufig meist nur in dem Streben, sich ihm anzugleichen), alles dies mußte schließlich zu jenem durchgehenden Überwiegen des gelehrt kritischen Sinnes über den freischöpferischen führen, der der deutschen Litteratur nachgerade für immer seinen Stempel aufgedrückt hat. Schriftsteller und Publikum stehen auch hier in Wechselwirkung. Keines ist der ausschlaggebende Teil, denn die Schaffenden stehen mit der aufnehmenden Gesellschaft unter den gleichen bestimmenden Verhältnissen. Kein Wunder, daß bei uns die Universitäten die Stelle einnahmen, die das Theater und schöngeistige Vereine der ausländischen Dichtung boten, daß ein bestimmtes, besoldetes Fachpublikum den freien Anteil an der Litteratur schließlich immer mehr ersetzen mußte und daß, wie Gervinus bereits im ersten Drittel des Jahrhunderts feststellen konnte, auch der freie Schöpferhauch, der von unsrer großen Dichtergeneration Ende des vorigen ausging, nicht imstande gewesen ist, dieses eingewurzelte Verhältnis wesentlich zu verändern.

Die Geschichte der poetischen Theorie und Kritik muß daher in Deutschland nicht bloß für die Litteraturgeschichte, sondern auch für die Erkenntnis seiner geistigen Eigenart im allgemeinen, ferner als eine Art Allgemeinvertretung, als ein Magazin des litterarischen Lebens aller Völker besondre Bedeutung haben. Es ist das auch nie bezweifelt und oft genug besonders

Digitized by Google

hervorgehoben worden. Zu einer planmäßigen, methodischen, gesonderten Erforschung und Darstellung dieses Gebietes ist es aber in Deutschland — vielleicht gerade infolge der eher zu- als abnehmenden thätigen Teilnahme an theoretisch-litterarischen Dingen — lange nicht gekommen. Was den Geist praktisch und lebendig sich bethätigen läßt, regt am wenigsten zu seiner historischen Abschätzung und Würdigung an. Gleichwohl stellte sich die Notwendigkeit litterarhistorisch immer mehr heraus, und auch im Hinblick auf die lebendige Litteratur scheint es unter diesen Umständen sehr rätlich, durch unzweifelhafte Festsetzung geschichtlicher Werte dem übermäßigen Schwanken der Meinungen über ihre gegenwärtige Bestimmung ein wenig Einhalt zu thun. Litteraturgeschichte und Ästhetik haben sich denn auch in den letzten Jahren mit Entschiedenheit dem lange versäumten gemeinsamen Gebiete zugewendet und dabei nebenhin die Entdeckung machen können, daß dies zugleich für die im letzten Menschenalter von beiden Disziplinen beliebten Einseitigkeiten sehr zuträglich war. Der Litterarhistoriker konnte hier einsehen, wie eng und unzulänglich sich sehr oft die als neues Heil von ihm verkündete Beschränkung auf die philologische Aufgabe bei wichtigen, ja letztentscheidenden Forderungen seiner Wissenschaft erwies. Der Ästhetiker konnte am ehesten von dem selbstgefälligen Breittreten systematischer Abstraktionen zurückgebracht werden, wenn er an die meist sehr unscheinbaren, vielfach verzweigten und trüben „empirischen" Quellen erinnert wurde, aus denen die „absolute" Klarheit seiner großen Sätze und tönenden Wendungen zusammengeflossen war. Seit ich in einem Buche über die Renaissancepoetik in Deutschland mit einem ganz besonders unbeachteten und verachteten, aber darum nichtsdestoweniger grundlegenden Ausschnitt der hier in Rede stehenden Litteratur den Anfang gemacht habe, hat sich das Schlagwort „historische Poetik" nicht bloß alsbald der gelehrten und ungelehrten litterarischen Debatte bemächtigt und auf die philologische und ästhetische Facharbeit zusehends mehr Einfluß gewonnen, sondern auch bereits eine ansehnliche Reihe von Monographien angeregt, die die historische Verfolgung der theoretischen und kritischen Seite des litterarischen Lebens zum Zweck haben oder sie stark in den Vordergrund stellen. Vor uns liegt ein Werk, das durch Ausdehnung, Vorwurf und Gründlichkeit seiner Behandlung gleichermaßen zu einem Ausblick auf diese Bestrebungen der gegenwärtigen Litteraturforschung einladen kann; der Verfasser, Professor Braitmaier in Tübingen, hat ein Recht, hier in erster Reihe genannt zu werden. Denn zunächst ohne Beziehung zur Öffentlichkeit hat er schon seit einer Reihe von Jahren dieser unbeachteten Seite der Litteraturgeschichte seine Aufmerksamkeit zugewandt, nicht

*) Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Maler bis auf Lessing. Von Friedrich Braitmaier. Erster und zweiter Teil. Frauenfeld, Huber, 1888/89.

Digitized by Google

aus privater Vorliebe, sondern weil er in seiner Lehrthätigkeit die hier klaffende Lücke ganz besonders stark empfunden hatte. Als Philologe auf jenem gediegnen Untergrunde philosophischer Schulung und Bildung stehend, der in der Zeit ihrer Blüte die Gelehrsamkeit auszeichnet und den naive Bequemlichkeit wohl nun am längsten bei uns als entbehrlich bezeichnet haben wird, zugleich eifriger Sammler der einschlägigen Litteratur und ihr genauer, oft nur zu genauer Ausleger hat er mit seinem Werke einen starken Schritt vorwärts in dem Ausbau der geschilderten Forschungsreviere gethan und noch mehr Erwartungen erregt durch das, was er im Anschluß daran in Aussicht stellt. Denn während die vorliegende Probe der Studien, die ihm zur Lebensaufgabe geworden zu sein scheinen, einen kleineren, wenn auch höchst wichtigen Abschnitt in der Geschichte der poetischen Theorie bieten, zielt das Vorwort auf eine Gesamtdarstellung hin, wie sie in der That nur ein Gelehrter zu geben imstande ist, der sein Leben an die Bewältigung dieser Aufgabe setzt.

Braitmaiers Werk schließt sich nach der Vorrede an meine Poetik der Renaissance an. Die dazwischenliegende größere Arbeit Steins, die den Vorwurf noch einmal rein vom Standpunkte der Schuläſthetik aufzunehmen suchte, konnte nicht gut genügen, da die Hauptsache, das litterarische Leben, dabei notwendig zu kurz kam. Und wann ist gerade dies litterarische Tagesleben nach der theoretischen Seite in Deutschland, ja man könnte sagen in einem Kulturlande überhaupt jemals wichtiger und einschneidender gewesen als in dem Zeitraume, in dem Braitmaier den Faden der Untersuchung aufnimmt, in dem Zeitraume, der durch die kritische Thätigkeit der Leipziger, Schweizer und Berliner in unsrer Litteratur gekennzeichnet wird! Diese Zeit steht in ihrer Art einzig da in der Geschichte aller Litteraturen. Denn sie zeigt die abnorme, ganz eigentümliche Erscheinung, daß aus willkürlich gelehrten, abstrakten und rein kritischen Bestrebungen sich wirklich eine lebenskräftige, ja blühende produktive Litteratur ausbildet. Woran das gelehrte „Teutschland“ des vorausliegenden Zeitalters kläglich gescheitert war, das Geschlecht, das einen Lessing zu den seinigen zählte, konnte es durchsetzen. Und das Zeitalter scheint uns — leider — nicht allein merkwürdig durch seinen beispiellosen Erfolg. Es ist eben durch den Erfolg zugleich verhängnisvoll vorbildlich geworden für eine nunmehr epidemisch sich von Deutschland aus verbreitende Litteraturkrankheit, die litterarischen Schulen. In jener Zeit sind die eigentlichen Geburtsjahre jener allerorten in bestimmten Zeitabsätzen auftauchenden mehr oder minder starken und bedeutenden litterarischen Verbindungen zu suchen, die auf außerpoetische Mächte, auf Gelehrsamkeit, litterarhistorische Gründe, ästhetische Lehre sich stützend, neue poetische Wirkungen durchsetzen zu müssen vorgeben. Es ist wirklich so; die kleinlichen Händel jener Leipziger und Züricher Professoren und Berliner Litteraten der Zopfzeit sind die Erzeuger der modernen litterarischen -aner und -isten aller Litteraturländer, der spezifischen Art und Weise ihres

Digitized by Google

Auftretens, der noch heute als unentbehrlich geltenden Hilfsmittel und Methode ihres Kampfes.

Diese charakteristische entschiedne Wendung aller Litteraturen zur Gelehrsamkeit war in der Renaissance, im Zeitalter der humanistischen Gelehrsamkeit erfolgt. Allein so vollgepfropft mit Gelehrsamkeit auch damals die poetischen Erzeugnisse waren, so wenig kann man sie doch (ebensowenig wie das noch abstraktere, metaphysische Wissenschaft verarbeitende poetische Mittelalter) schon als Vertreter einer gelehrten Litteratur bezeichnen in dem Sinne, wie unsre gegenwärtigen Litteraturen gelehrte Litteraturen genannt werden. Der Übergang vollzieht sich allerdings damals, aber sehr allmählich. Er besteht nicht in der Verwendung gelehrter Floskeln und Reminiscenzen. Deswegen kann eine Poesie, wie die Shakespeares zeigt, noch den reinsten Stempel historischer Unbewußtheit zeigen. Diese historische Unbewußtheit, die hier nicht als modern-philosophisches Schlagwort dienen, sondern das Nicht-von-sich-selber-wissen in historischer Hinsicht bezeichnen soll, ging in der Periode, die Braitmaiers Werk schildert, verloren. An ihre Stelle trat jene litterarhistorische Helle, jene Betrachtung der eignen Individualität, des eignen Werks und der eignen Zeit im Flusse der litterarhistorischen Bewegung aller Zeiten und Völker, die nunmehr kennzeichnend wird für das äußere Auftreten und bestimmend für die innere Ausbildung, Richtung und Absicht der Dichter. Gottscheds Zusammenfassung aller kritischen Vergangenheit, seine litterarhistorische Sammelwut bedeuten in diesem Sinne ganz anders die Inauguration einer gelehrten Litteratur als die naiven Lehrbücher der poetischen Technik und die dilettantische Sprachmeisterei der Renaissance. Wer hatte sich früher gefragt, ob er als Poet „neu" war? Jeder Schulmeister glaubte von Natur sein heiliges Recht zu haben, die alte Leier zu schlagen, wenn er sie nur kunstgerecht, wenn er sie nur Virgils nicht unwürdig, wenn er sie nur mit Aristoteles im Einklang schlug. Die Schweizer brachten dies ernüchternde, gefährlich herabstimmende Kriterium auf. Wer hätte geglaubt, daß es außerhalb der Kunst und der Poesie in der Nähe der Medizin und der Mathematik eine ganze in sich geschlossene Wissenschaft gebe, von der die Künste ihre Gesetze empfingen? Der deutsche Leibnizianer Baumgarten führte sie ein, und sie erwuchs binnen kurzem zu „deutscher Ästhetik." Welches Litteraturknöpfchen hatte sich früher in seiner Entfaltung beängstigt gefühlt durch die Rücksicht auf seine Eigenart? Die Berliner Journalisten forderten sie, sie setzten sie als erste Bedingung vor die Zulassung zum Parnaß. Man war nun wirklich auf dem Wege nach dem Lande, das die über „Antik und Modern" streitenden Franzosen, die psychologisch räsonnierenden Engländer mit der Seele gesucht hatten. Das gelehrte „Teutschland," das vordem litterarisch verachtete, hatte es schließlich entdeckt. Und die Entdeckung war litterarisch auch eine neue Welt. Aber sie war teuer erkauft mit dem völligen Verzicht, mit dem Opfer der alten.

Digitized by Google

Dieser entschiedne, bedeutsame Umschwung machte die in Rede stehende Litteraturzeit so wichtig und darum auch ein Eingehen auf die geringfügigsten Vorwürfe, an denen er sich abrollte, notwendig. Durch sich selbst wirkt sie nicht. Sie hat gar nichts litterarhistorisch Repräsentatives, weder im guten noch im schlechten Sinne, sie ist weder eine Verfalls- noch eine Blütezeit im Sinne der Litteraturgeschichten. Eine Verfallszeit war ihr vorausgegangen, die Blüte, zu der sie es in Goethe und Schiller brachte, ist ihrem Rufe nicht zu gute gekommen und steht in der allgemeinen Anschauung gesondert von ihr. Gleichwohl ist die durch Goethe und Schiller bezeichnete Blüte der eigentliche Triumph ihrer Prinzipien. Sie waren die ersten eigentlichen gelehrten Dichter in dem oben erörterten Sinne, und sie haben durch ihr wirksames Beispiel gezeigt, daß der Dichterberuf damit nicht verloren war. Es war kein Zufall, daß solche Dichter gerade aus Deutschland hervorgingen. So wirkten nun mit einemmale deutsche Dichter anregend, ja geradezu erzeugend nach England (Byron), nach Frankreich (Staël, Stendhal-Beyle, die Romantik), nach Italien (Manzoni), und lehrten durch ihr starkes poetisches Wollen die vielen niederdrückenden Elemente in der neuen litterarischen Anschauung überwinden. Diese Anschauungen waren im Kern, mehr oder minder undeutlich, mehr ein Bedürfnis nach Klärung, als Klarheit bringend, in all diesen Ländern zu gleicher Zeit erwacht. In Deutschland aber — in diesem Zeitraume nun nicht mehr in zweckloser Nachahmung — wurden sie vereinigt und zu positivem Abschluß gebracht. Hier trafen die Pope und Addison und Burke und Home, die Dubos und Batteux, die Conti und Muratori zusammen, und in den gelehrten Winkelblättern deutscher Litteraturparteien wurde ihre oft sehr zweifelhafte belletristische Weisheit (Batteux!) mit heiligem Ernst und schulmäßiger Gründlichkeit hin- und hergeworfen, erörtert, kommentirt, zusammen- und gegenübergestellt, bestritten, verbessert und — überwunden. Die fremde Kost wurde diesmal nicht bloß unverdaut wieder abgegeben, diesmal paßte sie gerade für den deutschen Magen. Die gelehrten Bedenken der Fremden, aus dem dunkeln Gefühl des Absterbens der alten Geisteswelt stammend, erzeugten im Gelehrtenlande die richtigen, ihr zugehörigen Herolde der neuen Zeit: Lessing und Winckelmann.

Es ist also stets der Hinblick auf das Kommende, der Anteil an dem Keimleben großer Entfaltungen, der im Verein mit der einschneidenden historischen Stellung die ins einzelne gehende Beschäftigung mit unserm Gegenstande lohnt. Wie manches (und wie mancher!) in jener Litteratur erscheint nun als notwendig eintretende Vorausnahme, was zu seiner Zeit als zufällig, launisch oder fruchtlos erschien. Selbst der alte Gottsched mit seinen Zeitschriften, seiner Clique, seinem Katheder! Braitmaier erneuert den alten Kampf gegen ihn: man scheint ihm offenbar gegenwärtig in der „Rehabilitirung" des würdigen Herrn mitunter etwas zuweit zu gehen. Aber gleichviel, ob er nun geschadet oder ob er genützt hat, ob er zwei Gesichter hat, die nicht

Digitized by Google

nach vorwärts, oder eins, das bloß nach rückwärts schaut, dies Geplänkel der litterarhistorischen Meinung einmal beiseite gelassen: in dem ganzen Manne mit seinem litterarischen Gebaren, mit seiner doch ein klein wenig sogar Goethe vorausnehmenden methodischen Geschäftigkeit, vor allem mit seiner eigensten neuzeitlichen Schöpfung, seiner eng persönlichen, musterhaft disziplinirten Schule steckt doch schon ein gutes Stück neuer, ganz neuer Zeit. Und nicht bloß in dem Manne, auch in der Frau, der ersten jener modernen Diotimen, die ihrem Sokrates unentbehrlich, wo nicht überlegen sind, dem ersten Exemplare jener free women, auf die Stuart Mills Frauenrechte Anwendung fänden, wenn sie nicht einzelne, sondern die Gattung darstellten, jener litterarischen Frau, die mit einemmale ein so ganz andres, so zu sagen selbstverständlicheres, wenn auch leider nicht glücklicheres Gesicht zeigt, als ihre gelehrten und poetischen Vorgängerinnen in der Zeit des Humanismus, im Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten. Da ist Gottscheds Schüler, der junge, früh abgeschiedne Elias Schlegel. Er setzt im litterarischen Leben — nach seinen Richtungen betrachtet — eigentlich Wernicke fort, den freien aus der Stuben- und Schulluft in die Weite der großen Welt hinaustretenden Norddeutschen. Und doch wie ganz anders, wie viel entschiedner wendet sich sein litterarisches Gesicht nach vorwärts! Fein, lebhaft, beweglich, im anerzognen Schulton und Schulwitz antretend mit dem eifrigsten Bestreben, aus ihm herauszukommen und in den internationalen Wettkampf einzutreten, daher produktiv und kritisch zugleich, wie solche Naturen sein müssen, stellt er in seiner Persönlichkeit, in seinem zeitlich begrenzten Wirken einen verjüngten Lessing, eine naive Hinweisung auf sein bewußtes Auftreten dar. Die Schweizer, den Norddeutschen feindlich gegenüberstehend, wohl mehr aus geheim gefühltem Gegensatz der Rasse, des Temperaments als aus klar erkannter Meinungsverschiedenheit, zeigen alle Keime des spätern energischen Antiberlinismus, auch wohl noch des „Antivossianismus" der Romantik. Thut sich in Gottsched die geschäftige Breite des modernen Litteraturlebens auf, so beginnt in Bodmer und seinem gelehrten Freunde Breitinger seine historische Weite, Weite im Sinne von Vielgeteiltheit genommen. Sie greifen zu den Alten zurück, unbefriedigt von den Perücken, die die Akademie ihnen aufgesetzt hatte, wenn sie auch Winckelmann und Herder kaum erst ahnen. Sie erschließen die heimatliche Litteraturgeschichte, sie stellen in Opitz bereits einen Altmeister der deutschen Dichtung auf, Bodmer erneuert ohne Dank wie gebannt durch ein neues kommendes Interesse die alten Minnesinger, die schon Opitz und seine Freunde vergebens emporzubringen versucht hatten. Er schwelgt in der Bibel und in der Idylle patriarchalischer Völkerjugend, freilich noch nicht ein Herder, aber doch ein Förderer Klopstocks. Haller, zu den Schweizern zählend durch Geburt und freiern Flug des Geistes und von ihnen stark in Anspruch genommen, ist der erste ernste Gelehrtendichter der Deutschen, der erste, der nicht bloß Verse machte, sondern der erste,

Digitized by Google

der Weltruf und vornehme Stellung mit dem Dichterberufe, nicht bloß dem Dichternamen einte. So nimmt er Goethe voraus, dem der stolze Name wohl nicht bloß gelegentlich polemisch, sondern mehr noch förderlich oft genug den Weg kreuzte. Endlich die Berliner: Abbt, der tiefsinnige, so ganz schon eigne Wege wandelnde; Nicolai, das buchhändlerische Schriftstellerzentrum, das allen offenstehende oppositionelle Rezensionstribunal, der allzeit rührige, überall schürende, aufrührende, wenn auch selber beschränkte, die Litteratur um ihres bloßen Fortbestehens halber betreibende Begründer der breiten „Bildungslitteratur“; ganz auffallend, ein völlig neuer Typus, Mendelssohn, der arme, mißbildete, wissenshungrige Jude, der vom vernachlässigten Autodidakten sich zum feinsten Kunstrichter, zum elegantesten Schriftsteller aufschwingt. Ihm ist Braitmaiers zweiter Band fast ausschließlich gewidmet. Schon in seinen Anfängen weist er die Vorzüge des jungen Dilettanten vor dem unwissenschaftlichen Gerede Baumgartens des „Schulphilosophen“ nach. Seine Vorzüge als Ästhetiker sind überall umfassendste Berücksichtigung der künstlerischen Erscheinungsarten auch auf den außerpoetischen Gebieten, in der Musik und der bildenden Kunst, was ihn zu hervorragendem Anteil an seines Freundes Lessing Laokoon befähigte, ferner tiefe Versenkung in das innere Triebwerk künstlerischen Schaffens hauptsächlich nach der ethischen Seite, wobei die Anschauung freilich oft zu kurz kommt. Als Kritiker in den berühmten „Litteraturbriefen“ tritt in Braitmaiers Darstellung Mendelssohn völlig in den Vordergrund vor den übrigen Mitarbeitern. Sein Verdienst ist die unermüdliche, nachhaltige Ausrodung des überwuchernden Gestrüpps, das, wie immer in Deutschland, so auch damals den Ansatz freier kräftiger Triebe zu ersticken drohte. Aber nicht bloß hierin tritt er als Kritiker gleichberechtigt neben Lessing. Auch Form und Art seiner Kritik ist die wohlthuende notwendige Ergänzung zu der schärfern, herbern, aber darum oft weniger billigen Polemik seines Freundes. „Die Zeitgenossen haben die Lessingische Kritik nicht so unbedingt höher gestellt, als heutzutage allgemein geschieht, freilich oft, weil man die betreffenden Arbeiten sich nicht mehr anzusehen bemüht. Herder z. B. fühlte sich von der herben Strenge Lessings abgestoßen, während ihm die kritische Art des geistesverwandten Mendelssohn durchaus zusagte und zwar hat Herder so geurteilt, ehe er die Namen der jeweiligen Verfasser der Litteraturbriefe kannte.“ Wie Herder, in mannichfacher Hinsicht als Ästhetiker und Kritiker genötigt, sich von Lessing zu emanzipiren, an Mendelssohn anknüpfen konnte, so war er wiederum bestimmt, dessen Schwächen auszugleichen. Ihm vor allen ist jene merkwürdige Beseelung in der ernüchterten Gesamtanschauung der Poesie zu danken, die es möglich machte, zugleich mit der klarsten wissenschaftlichen Beherrschung ihrer Vergangenheit doch noch eine produktive Gegenwart von dem Glanze der Goethe-Schillerschen Zeit heraufzuführen.

Digitized by Google

Aus diesem Grunde ist es dem angezeigten Werke eigentlich notwendig, den positiven Abschluß der geschilderten kritischen Periode in sich zu befassen. Es wäre schade, wenn die beiden Bände in dieser Hinsicht ein Torso blieben. Namentlich die Wechselwirkung in der Gegenüberstellung von Lessing und Herder macht dies trotz der reichen Litteratur namentlich über Lessing immer noch zu einer dankbaren Aufgabe, deren Ausführung die vielen angesponnenen Fäden innerhalb des Rahmens von Braitmaiers Werk geradezu herausfordern. Sollte sich ihr der Verfasser unterziehen, so ist er überdies, zumal durch die Behandlung Herders, noch mehr vorbereitet und angeregt zur Lösung einer Hauptaufgabe, zu der er bei seinem Aufgehen in diesem Studienkreise berufen ist: zur Darstellung der allgemeinen Geschichte der litterarischen Kritik. Er müßte dann freilich einen gewissen bequemen Hang zu analytischen Inhaltsberichten der einzelnen Werke, dem die Spezialaufgabe bei seiner hierfür nur zu gewandten Feder Vorschub leistete, völlig unterdrücken. Denn dieser große allgemeine Vorwurf würde die möglichste Zusammenpressung, die deutlichste Herausarbeitung des Gemeinsamen und die übersichtlichste Gruppirung der Spiel- und Unterarten auf diesem wichtigen und überreichen Felde der geistigen Thätigkeit erfordern. Dann aber könnte der Verfasser nicht bloß der heimischen Litteratur- und Gelehrtengeschichte, sondern der internationalen Wissenschaft ein Werk liefern, das an Fruchtbarkeit und Belehrung, an theoretischem Nutzen und praktischer Unentbehrlichkeit die Bearbeitung jedes noch so bedeutenden Stoffes ausstechen könnte.

K. B.

Ludwig Pfaus Gedichte

Das höchste Lob, das man einem Dichter, ja einem Künstler überhaupt zollen kann, ist unstreitig das, daß er mit dem Talent, welches ihm zugemessen gewesen ist, das möglichst Gute in seiner Kunst erreicht hat. Dieses Lob ist darum so wertvoll, weil es nicht bloß ästhetischen, sondern auch sittlichen Wert hat. Es setzt sehr viele Tugenden voraus, Tugenden, die man nicht häufig findet. Es sagt zunächst, daß der Künstler eine reiche und klare Einsicht in die Aufgabe und in das Wesen seiner Kunst besitzt und demgemäß seine Begabung verwendet hat; diese Erkenntnis ist ebenso selten, als es wenige Künstler giebt, die nicht bloß instinktiv schaffen, nicht bloß unbewußt ihr Talent

Digitized by Google

walten lassen. Diese Erkenntnis ist aber wertvoll. Das Lob sagt aber auch, daß der Künstler sich über den Umfang und die Grenzen seiner Begabung im Klaren gewesen ist und sein Streben in strenger Selbsterziehung darauf gerichtet hat, seine Ziele in Einklang mit seiner Fähigkeit zu setzen, nicht aber das Bild einer zu hoch strebenden Unfähigkeit zu bieten. Dieser klare Sinn für Einheit in der Aufgabe und in der Durchführung ist wieder wertvoll. Er verrät uns auch den harmonischen Gesamtcharakter des Künstlers, dessen ganze Persönlichkeit darum eine sympathische Erscheinung wird. Es besteht kein Bruch zwischen dem, was sie künstlerisch schafft und dem, was sie in Wirklichkeit ist. Vollends in der Lyrik ist eine solche harmonische Persönlichkeit von ganz besonderm Werte. Ihre Gedichte werden in der That zum Ausdruck einer einheitlichen geistigen Natur, zum Spiegelbild eines Charakters, es verletzt uns keine Unwahrheit, keine Zerrissenheit, kein ohnmächtiges Streben, der Dichter weiß, was er will, er findet das Maß in sich selber, er giebt sich frisch, unbefangen, vielleicht sogar etwas rücksichtslos; „so bin ich," scheint er zu sagen, „nehmt mich, wie ich eben bin!" Nur starke Naturen haben den Mut zu dieser ruhigen Offenheit, und alle Stärke gefällt, um so mehr, wenn sie durch Schönheit geadelt ist, mögen im einzelnen auch der Geschmack des Lesers und des Dichters aus einander gehen.

Hiermit glauben wir das Wesen der lyrischen Gedichte von Ludwig Pfau, die jetzt in einem stattlichen Bande von vierhundertundfünfzig Seiten, wohl abschließend gesammelt (vierte, durchgesehene und vermehrte Auflage, Stuttgart, Bonz, 1889), vorliegen, zutreffend bezeichnet zu haben. Aus einander zu halten, wie viel Pfau an dichterischer Originalbegabung mitgebracht und wie viel seine große künstlerische Bildung zu dem Charakter seiner Lyrik beigetragen hat, wie er uns jetzt in seiner Vollendung erscheint, dürfte nur schwer möglich sein. Und doch ist es mehr als ein nebelhaftes Gefühlsurteil, wenn wir es aussprechen, daß die künstlerische Bildung, das nämlich, was Pfau gelernt hat, mehr ausmacht, als was er ursprünglich mitgebracht hat. Seine Begabung scheint von Hause aus stärker nach der sprachlichen Richtung der Kunst, als in der schöpferischen Kraft der Phantasie gewesen zu sein. Vergleicht man den Reichtum an metrischen Formen, den seine Gedichte aufweisen, die große Sorgfalt, die auf ihre Sprachschönheit verwendet ist (einzelne anfechtbare Kühnheiten wollen wir später erwähnen), die überall durchblickende genaue Kenntnis des Volksliedes und der großen Lyriker, mit dem verhältnismäßigen Mangel an ganz neuen Bildern oder mit dem Unvermögen, trotz alles klar erkennbaren Strebens nach Sinnlichkeit und Bildlichkeit, ganz im beseelten Bilde aufzugehen, hin und wieder rein symbolisch zu dichten, das Leblose zu beseelen, ohne es mit dem erklärenden „wie" an den Gedanken zu binden, oder liest man die Balladen, die im Ganzen hübsch sind, und doch weitaus weniger Handlung als Betrachtung mit mehr oder weniger Gemüt oder Witz bringen,

Digitized by Google

liest man die kaum gelungnen Versuche, mädchenhafte Naivität im Volkston darzustellen, oder die wenigen Gedichte, die Landschaftsbilder malerisch als Stimmung festzuhalten suchen, so wird man zugestehen, daß die ursprüngliche dichterische Begabung Pfaus nicht groß, vielmehr ziemlich beschränkt ist. Er ist nicht vorwiegend Phantasiemensch, sondern eine denkende Natur, er kann nicht unmittelbar aus der Anschauung sprechen, sondern beginnt auch seine Gedichte meist reflektirend; „Naturlaute" wie bei Th. Storm wird man nirgends finden. Aber trotz alledem, was hat Pfaus Kunstverständnis, sein tiefes Studium der Lyrik nicht alles geschaffen! Die Sprache ist so männlich edel, wie kaum eine zweite unsrer modernen Lyriker; selten mangelt es ihr an Bildern. Sie ist gleich künstlerisch gestaltet im Volkston, wie im Hexameter, im Sonett, in der Terzine; in der Wahl des Versmaßes vergreift sich Pfau niemals. Über den Stanzen der Elegie auf den in Amerika verstorbnen Vater des Dichters lagert es wie ein Hauch Goethischer Schönheit. Und daneben stehen köstliche Knittelverse im Stile Hans Sachsens gewählt für die Sinngedichte, Blankverse (in dem kleinen, gedankenschweren Drama „Kampf ums Ideal") von geradezu klassischer Schönheit. In den „Sonetten eines Flüchtlings," politischen Invektiven, spricht sich die Leidenschaft des Dichters in wuchtigen Worten aus; hier schwelgt er nur so in packenden Bildern. Sogar im Hymnus hat sich Pfau versucht („Gesang der Wasser"), aber über die äußern Mittel häufiger Reime ist er doch nicht hinausgekommen; den Ton des von der Begeisterung berauschten Dichters, dessen Logik in der Phantasie, im Schauen untergehen soll, hat er nicht mehr treffen können.

Die Charakteristik des Formenkünstlers Pfau ist aber mit diesen Beobachtungen noch nicht erschöpft. Zu seiner Freude am schönen Klang der Sprache gehört es auch, daß er mit einiger Vorliebe Lieder mit Refrain dichtet oder den Rundgesang des Studentenliedes oder die onomatopoetischen Laute des Volksliedes aufnimmt, zumal in den Balladen („Ridibum!" ist schon in Anthologien verbreitet), wo er einmal sogar das Raimundsche „Brüderlein fein" neu verwertet (in der vierten des Cyklus „Der Untergang der Stadt Is"). Sein ästhetisches Bekenntnis spricht er in folgenden geistreichen Spottversen auf die „Kritikaster" aus:

Da hast du was und freust dich dran,
Meinst du, damit seis abgethan?
Paß auf! du bist noch nicht am Schluß,
Mußt hören erst den Kritikus.
Der kommt dir ungebeten ins Haus,
Mißt deine Freud mit dem Ellmaß aus,
Wiegt auf der Goldwag haar (?) und scharf,
Wie sehr dein Herz bewundern darf;
Oder rechnet dir gar mathematisch vor,
Wasmaßen du ein rechter Thor,

Digitized by Google

Dich zu ergötzen an solchem Schund,
Daß du erschrickst im Herzensgrund
Und dir fürnimmst mit teurem Schwur,
Mit seiner hohen Erlaubnis nur
Inskünftig wieder erbaut zu sein.
So macht er dich gebildet sein,
Daß du mit Zweifel nur und Grauen
Das Schöne wagst noch anzuschauen.
Das nenn' ich einen christlichen Wandel!
Nur eines irrt mich bei dem Handel,
Nur eines kann ich nicht unterscheiden —
Wer der größte Narr ist von euch beiden.

(Uns stört nur das „größte" anstatt des richtigen „größre" am Schluß und oben das „haar.") Der positive Gedanke dieses Spottgedichtes ist der: in der Kunst kommt es vor allem auf die volle Nachempfindung des Gebotenen an, die der nüchtern analysirende Ästhetiker nicht verderben darf. Schau und genieße! Diese Anschauung tritt in allen Formen bei Pfau auf; er haßt die Philosophen, die die reiche Fülle der Erscheinungswelt unter den einen Hut des Begriffes bringen wollen, ohne den echt künstlerischen Sinn für die Individualität; er haßt die Philister,

Die Unendlichs mit Ellen messen,
So sie die Brille nicht vergessen,
Wenn Bastillen stürzen sollen,
Mit dem Stocke stützen wollen,
Wenn man einen Kraftgedanken
Ihnen schenkt, wie Trunkne wanken,
Vor der Wahrheit hellem Scheinen
Hinterm Sonnenschirme greinen,
Wo Begeistrungsflammen brennen,
Mit der Feuerspritze rennen;
Die mit ihrer Dummheit prahlen —
Aber bar bezahlen.

Darum schließt er sein anmutsvolles Vorwort, worin er das Gleichnis durchführt: die Lieder sind die Kinder des Dichters, zutraulich und mitteilsam gegen den Vater, aber scheu flüchtig vor dem fremden Gast, dem Leser, mit der für alle Lyrik berechtigten Forderung:

Nur wer fühlenden Sinnes dir naht und kindlichen Herzens,
Kann deine Schönheit verstehn, göttliches Kindergeschlecht!
Und wir Lieder, wir Kinder des Lichts in dunkeln Gewändern,
Zeigen dem Liebenden nur unsre verborgene Welt.
Für den Fremdling sind wir ein müßiges Volk, dem Geweihten
Plaudern wir traulichen Tons unsre Geheimnisse aus:
Er, der allein Unaussprechliches schaut im bescheidenen Zeichen,
Hört im empfundenen Wort, was ihm die Sprache verschweigt.

Digitized by Google

Wie hier in äſthetiſcher Richtung die Empfindung höher als das Wort geſtellt wird, ſo behält ſie ihren höhern Wert in Pfaus Augen auch in jeder menſchlichen Beziehung. So läßt er im ſechſten der Mädchenlieder das Mädchen ſagen:

Wie ich dich liebe,
Soll ich dir ſagen?
Wie ich dich liebe,
Kannſt du mich fragen?

Weil ich dich liebe,
Kann ichs nicht ſagen;
Kann ich nur ſtumm die
Seligkeit tragen.

O du mein alles,
Das ich nicht laſſe!
Einzger Gedanke,
Den ich noch faſſe!

Schau mir ins Auge,
Laß dich umfaſſen —
Wirſt mir die Antwort,
Liebſter, erlaſſen.

Wie das im Herzen
Wonniglich wühlet,
Das kann nur ſagen,
Wer es nicht fühlet.

Beiläufig kann dieſes Gedicht als Beleg für die Bemerkung dienen, daß Pfau den Ton der reinen Naivität nicht beherrſcht; ſo geſcheit ſpricht das wortloſe Gefühl, ſich ſelbſt erklärend, doch nicht; man fühlt, daß ihr der Dichter ſoufflirt.

Gefühl alſo iſt alles; weil es die Quelle der Dichtung iſt, ſteht es noch höher als dieſe. Darum beſchließt Pfau den erſten Cyklus von Liebesgedichten, der alle Stufen eines kämpfereichen Liebesverhältniſſes berührt, charakteriſtiſch mit folgendem Gedicht „Dichtung und Wahrheit“:

Jetzt, deucht (!) mir (!), iſt es ausgeſungen,
Seitdem dich ganz mein Arm umflicht;
Die Lippen, die im Kuß verſchlungen,
Die haben Zeit zum Singen nicht.

Was ſoll ich von der Liebe ſingen,
Wenn Aug dem Aug ſo deutlich ſpricht?
Was ſoll das Lied mir? das hat Schwingen,
Und ich will in die Ferne nicht.

Du blühſt ja in lebendger Schöne
An meiner Bruſt ſo wahr und ſchlicht:
Und fänd' ich auch die reinſten Töne,
Ich fügte doch kein ſolch Gedicht.

Nichts brauchts, als dir die Hand zu geben
Und dir zu ſchaun ins Angeſicht —
Seit das Gedicht uns ward zum Leben,
Wird uns das Leben zum Gedicht.

Pfau achtet aber nicht bloß die Gefühle andrer, ſondern ſucht auch ſelbſt das Gefühl auf, er iſt ein Feind der Beſchaulichkeit, er iſt eine kampfesfrohe Natur. Er ruft ſich und andern zu:

Digitized by Google

Auf mit der Brust! und seis dem Jammer!
Empor den Blick! und seis zur Sonne!
Raum giebt es in der engsten Kammer
Für eine Welt von Glück und Schmerz.
Wer aus des Daseins tiefstem Bronne (!)
Nicht Freud geschöpft und Leid getrunken,
Bis daß er weinend hingesunken —
Der fühlt dich nicht, o Menschenherz!

Nur in dem Wechselkampf der Tage
Kann eines Lebens Ernte reifen;
Drum nur hinein in Lust und Plage!
Hinaus aufs Meer, das Sturm verheißt!
Hier gilt es mutig zuzugreifen:
Wer mit dem Schicksal nicht gerungen,
Nicht durch die Nacht zum Licht gedrungen —
Der kennt dich nicht, o Menschengeist!

Kämpfen, und sei es wie die Blume durch die Mauer sich ans Licht durchzudringen, das allein ist Leben. Kommt einmal eine trübe Stimmung, ein verzweifelter Augenblick, die Sehnsucht nach dem Tode, wie sie jedes Mannesherz ein- oder das andremal erlebt, so weiß sich Pfau immer kräftig aufzuraffen, niemals läßt er sich in der Sentimentalität oder im Kleinmut untergehen, immer weiß er sich Trost zuzusprechen, wie in folgendem schönen Gedichte:

Sprach das Herz: Du weißer Wald!
Deck mich zu mit deinem Schnee,
Daß ich liege starr und kalt:
Ohne Leben — ohne Weh!

Sprach der Wald: Du thöricht Herz!
Dieses Leichentuch wird grün;
Beide schmelzen, Schnee und Schmerz —
Warte, bis die Veilchen blühn.

Diesen Kampf mit der trüben Stimmung hat Pfau öfter dargestellt, immer innig und erhebend zugleich. Man liefts aus seinen Gedichten heraus, daß er von Jugend auf seine Persönlichkeit gegen alle fremden Gewalten in der eignen Familie oder der Zeit oder der Politik oder der zudringlichen Freundschaft, die in sie einzugreifen versuchten, frei zu behaupten bestrebt war. In dem schönen kleinen Schauspiel „Kampf ums Ideal" erkennen wir den Kampf des Dichters gegen den beschränkten Geist des auf das Althergebrachte stolzen kleinbürgerlichen Hauses, aus dem er stammt. Der Vater — er wird als Gärtner bezeichnet — schüttelt unruhig den Kopf zu den hochfliegenden Plänen des Sohnes, der kein Erwerbsmann werden will, sondern ein Gelehrter und Poet. Die Berechtigung des Einzelnen, dem Drange seiner Natur zu folgen, verteidigt Pfau hier in glänzender, geistvoller Weise. Auch die Geliebte, die von den Verwandten eingeschüchtert wird, weiß er zu trösten in all seinem

Digitized by Google

eignen Leid. In den „Terzinen“ kehrt dieses Motiv wieder. Einem Freunde sagt er spitzig:

Mein lieber Freund, du halfest mir,
Das ist recht schön, ich danke dir.
Doch willst du nun in meine Sachen
Dich mengen und das Schicksal machen,
Mich meistern gar und mich ermahnen,
Wo ich will gehn auf meinen Bahnen —
Dafür bedankt sich doch mein Dank;
Laß ab von mir, sonst giebt es Zank.
Ich spinne gern am eignen Rocken,
Verdau gern selber meine Brocken
Und finde, daß die Tyrannei
Der Freundschaft die allerschlimmste sei.

So stellt sich Pfau in seinen Gedichten als ein Charakter im besten Sinne dar. Nicht die Willkür ist sein Sinn, sondern die Unabhängigkeit, jene Freiheit, die sich dem als wertvoll erkannten Gesetz aus eignem Entschluß unterwirft, alle die Mächte aber, die Unterwerfung fordern, die der Dichter aber nicht als gute Mächte anerkennen kann, bekämpft, und zwar mit der ganzen Leidenschaft eines kräftigen Temperaments. Unwillkürlich erinnert man sich an den Geist jener Zeit, wo Pfau (geb. 1821) Jüngling gewesen ist und demnach die sein ganzes Denken bestimmenden Eindrücke des öffentlichen Lebens erhalten hat. Das Jahr 1848 hat er schon als reifer Mensch mitgemacht. Auch er hat für die Freiheit und Einheit Deutschlands mitgekämpft, auch sein leidenschaftliches Gefühl wurde durch das Mißlingen der geplanten Einigung schmerzlich ergriffen, und das Leben als politischer Flüchtling in der Fremde hat seine Leidenschaft nur umso glühender gemacht, je stiller und verborgner sie brennen mußte. Diese Zustände spiegelt die umfängliche Abteilung der Zeitgedichte, die sämtlich und absichtlich mit der Jahreszahl ihrer Entstehung überschrieben sind und in die nächste Zeit vor und nach 1848 fallen. Es sind leidenschaftliche Gedichte, die nur noch geschichtlichen Wert haben. Besonders scharf hat es Pfau auf die Könige abgesehen, die er sogar in seiner Balladenpoesie mit grimmigem Haß beehrt. Er erklärt sich ausdrücklich für einen Republikaner, wie in religiösen Fragen nachdrücklich für einen „Heiden“; „das freie Denken ist das höchste Beten,“ sagt er einmal. An Stachelversen gegen die Pfaffen fehlt es ebensowenig wie gegen seine persönlichen Feinde, die Könige. Aber siegreich über all seine politische Opposition erhebt sich rührend die Vaterlandsliebe. Heimgekehrt singt er 1847:

O Heimat, Heimat! — Rätselwort!
Klangst mir im Herzen fort und fort;
Ich sah die alten Fesseln winken
Und eilte in der Heimat Port.

Digitized by Google

Wie hast du so mit dunkler Macht
Mein freiheitdurstig Herz umsponnen?
Mir rauschten in des Urwalds Nacht
Der Ströme unentweihte Bronnen.
Der Schöpfung, wie ein träumend Kind,
Lag ich am Mutterbusen lind,
Und habe doch an dich gesonnen, (!)
Indes in Palmen sang der Wind.

Mag auch durch Wälder todesstill
Der Sturmchoral der Freiheit sausen —
Ach! wer sie recht besitzen will,
Der muß als Mensch bei Menschen hausen.
Der hat die Freiheit nie gekannt,
Der sie nicht sucht im Vaterland,
Und der in des Jahrhunderts Brausen
Nicht um sie rang mit eigner Hand.

Pfaus politische Poesie ist weniger national als republikanisch mit lebhafter Parteinahme für die Armut gegen den gesetzgebenden Reichtum. In solchen Bildern wie „Die letzte Kuh," „Das alte Bettelweib," „Des Bettlers Lied," „Der Leineweber," „Der Proletar," „Der Auswanderer," die sämtlich aus dem Jahre 1847—1848 stammen, berührt er sich mit Lyrikern, die um zwei, drei Jahrzehnte jünger sind als er. Was er Freiheit nennt, heißt jetzt soziale Frage.

In großen Umrissen hätten wir somit das Bild des Charakters und Künstlers Pfau entworfen. Politisch mag er seine eignen Wege wandeln; der hohe Ernst seiner Kunstübung fordert unsre Wertschätzung. Wir kennen nicht viele lyrische Sammlungen, die einen solchen Reichtum von Motiven aufwiesen. Der Liebe hat Pfau die mannichfaltigsten Seiten abgewonnen; neben der reinsten, ernsten Liebe, die sich fürs ganze Leben binden will, begegnen wir Tönen flüchtigern Verkehrs; aus dem Volkslied ist die Figur des wandernden Gesellen oder des Soldaten, dem die Mädchen nachweinen, herübergenommen. Das spröde Mädchen wird arg verspottet; Jungfer Zimperlich, der keiner recht ist, muß den dürren Tod mit ihrem verblühten Kranze krönen. Auch für die helle Freude an der Sinnlichkeit findet Pfau öfter kräftige Töne; das Königstöchterlein, das sich dem niedriger gebornen Buhlen ergiebt, ist sein poetischer Liebling. An Abwechslung fehlt es dem Bande also nicht: ein Charakter und ein reicher, feiner, lebhafter Geist spricht sich darin nach jeder Richtung aus.

Schließlich wollen wir noch einige seltsame Wendungen verzeichnen, die uns mitten in der sorgfältig geschliffenen Sprache der übrigen Gedichte umso mehr ins Ohr gefallen sind. Im siebenten der Flüchtlingssonette, das gegen die „schnöden Zwitter, die ihr im Dienst von Land und König steht," gerichtet ist, führt Pfau ein neues Wort in die deutsche Lyrik ein. Diese „Priester und Leviter" wollen dem stumm um Hilfe flehenden Volke in seinem Elende nicht helfen. „Da naht, als Mensch, der Freiheit Samariter,

Digitized by Google

Der gießt den Armen Balsam in die Wunden
Und stärket ihn mit Wein und Spezereien —
Ihr Pharisäer waret schnell verschwunden.

Jetzt aber kommt ihr und beginnt zu schreien,
Daß jene Hände, die so treu verbunden
Den Hingestreckten, nicht ganz koscher seien."

Heine hat „Kadisch singen" und so manches andre jüdische Wort eingeführt; Pfau bringt „koscher" in die Lyrik, wie G. Keller „schofel" gebracht hat. Obgleich wir sehr wohl einen Kraftausdruck in diesem geharnischten Sonett am Platze finden und auch den Zusammenhang dieses „koscher" mit den Priestern und Leviten erkennen, denen es der Dichter in den Mund legt, so halten wir das Wort doch für roh und geschmacklos. Im „Kampf ums Ideal" läßt Pfau den ärgerlichen Vater gar mit dem Verse abgehen:

Der Edelsinn steht leider unter pari.

Dieses Wort aus der Börse paßt schlechterdings nicht in den Ton der frühern Reden des Vaters hinein. In den schönen Stanzen an „Minna" findet sich eine häßliche Wortform bloß aus Reimnot:

Nur mir, in stummer Zwiesprach der Gefühle,
Hat deines Busens goldner Schatz gewunken.*)

Im vierten Flüchtlingssonett steht:

So sprach der Herr: Der Ofen meines Zornes
Ist schon geschürt, er glüht gleich einer Essen;
Euch alle wird der Rache Feuer fressen,
Die ihr verschwelgt die Füllen meines Bornes;

geradezu grammatisch falsch; ebenso in dem Sonett „Beruhigung":

Ich fühle, ein gewaltger Pulsschlag dringet
Durch all die Leben, die im Schoß dir glühen.

Mit Absicht schreibt Pfau die alte Form „ergrief ein Verlangen" (S. 253), ohne durch Reim oder Rhythmus dazu gezwungen zu sein; über das Verschwinden derselben hat sich Vischer in seiner Abhandlung „Die Wanderung des Buchstaben R durch Deutschland" beklagt. Das alles sind Kleinigkeiten, auf die uns aber Pfau selbst aufmerksam zu sein gelehrt hat.

Wien Moritz Necker

*) Übrigens auch bei Keller zu finden.

Digitized by Google

Die alexandrinische Kunst

Auf dem Gebiete der Altertumswissenschaft, so weit sie unter dem Namen der Archäologie ihre Forschungen der bildenden Kunst zuwendet, ist in den letzten Jahrzehnten ein Fortschritt besonders nach einer Richtung hin immer deutlicher bemerkbar geworden: es ist die zunehmende Erkenntnis der Eigentümlichkeiten örtlicher Kunstübung. Die großen Abschnitte, in die früher die Betrachtung der alten Kunst eingezwängt wurde, sind schon jetzt zu eng geworden. Es genügt nicht mehr, von einer Zeit des Archaismus, der Blüte und der Nachblüte zu sprechen und innerhalb eines jeden Abschnittes wieder zwischen attischer und peloponnesischer Kunst zu scheiden, zu denen an zweiter Stelle in der ältern Zeit etwa noch Ägina und einige Inseln des ägeischen Meeres, in der hellenistischen Zeit Pergamon und Rhodos treten. Vielmehr sind neben Athen und Argos oder Sikyon eine ganze Reihe Städte zu nennen, deren Einfluß auf die beiden künstlerischen Hauptstädte Griechenlands zu gewissen Zeiten ebenso stark gewesen ist, wie die Einwirkung dieser Städte zu andern Zeiten auf andre Orte; und zwischen den einzelnen örtlichen Künstlerkreisen haben Unterschiede bestanden, wie sie in unsrer Zeit und in der Kunst der Renaissance nicht stärker gewesen sein können.

Derartige Gegensätze innerhalb der griechischen Kunst sind allerdings schon früher bemerkt, aber, solange die schriftlichen Nachrichten der Alten unsre Hauptquelle bilden mußten, doch mehr geahnt, als wirklich erkannt worden. Denn unsre Schriftquellen sind zwar nicht stumm; aber sie sprechen doch gewöhnlich recht undeutlich, und ihre kurzen, oft einseitigen, sogar mißverstandnen Urteile genügen nicht, aus ihnen allein ein treues Bild der ebenso reichen, wie mannichfaltigen Kunstthätigkeit Griechenlands zu gewinnen. Erst die Fülle von Denkmälern, die in unsrer Zeit durch glückliche Funde und Ausgrabungen der wissenschaftlichen Betrachtung zugeführt worden sind, und planmäßige Zusammenstellungen des Alten und Neuen haben für ganze Zeitabschnitte wesentlich Neues und, wie angenommen werden darf, auch Sicheres gelehrt. Es genügt, Pergamon zu nennen, um darauf hinzuweisen, wie unsre Kenntnis örtlich beschränkter Kunstübung in den letzten Jahren erweitert und vertieft worden ist.

Digitized by Google

Und gleich Pergamon tritt jetzt noch eine zweite Stadt in ihrer künstlerischen Eigenart deutlicher hervor: Alexandria.

Was wir von den alten Schriftstellern über die alexandrinische Kunst erfahren, ist wenig: die Namen einiger Baumeister, mehrerer Maler, keines einzigen bedeutenden Bildhauers. Dazu kommt die Schilderung eines großen Festzuges, die Beschreibung eines Prachtzeltes und eines Riesenschiffes. Das ist so ziemlich alles; nichts in unsern Schriftquellen deutet darauf hin, daß die Kunst in Alexandria von der Kunstübung in andern Städten besonders verschieden oder gar auf die weitere Entwicklung der Kunst von großem Einfluß gewesen sei. Wenn wir jetzt eine bessere Kenntnis der alexandrinischen Kunst besitzen, so danken wir dies nicht den Nachrichten der Alten, sondern den Forschungen dreier Gelehrten, die auf Grund der erhaltenen Denkmäler das Besondre dieser Kunst und ihre folgenreiche Einwirkung auf die Römer für alle drei Kunstgattungen nachgewiesen haben: W. Helbig für die Malerei, A. Mau für die häusliche Baukunst, Th. Schreiber für die Bildnerei.

Die alexandrinische Kunst ist durchaus eigentümlich, reich, wie es das Leben am Hofe der Ptolemäer war, voll heiterer Sinnlichkeit, die nicht selten die Schranken der Zucht durchbricht, aber bei aller Üppigkeit voll Sehnsucht nach dem Landleben und seinen unschuldigen Genüssen.

Die Prachtliebe dieser Kunst führte zur Aufnahme und Ausbildung der reichern korinthischen Ordnung und zur Verwendung des Marmors auch in der häuslichen Baukunst. Ihr genügte nicht mehr der einfache Bewurf der Wände; sie verlangte Marmor auch für die Wohnungen, nicht in Quadern, wie die Kunst im eigentlichen Griechenland zu bauen pflegte, sondern in dünngeschnittenen Platten, mit denen man den geringern Stoff des Rohbaues verschälte, nicht aus weißem Stein, der in der Blütezeit der griechischen Kunst fast ausschließlich Verwendung fand, sondern aus farbigen Steinarten, an denen Ägypten ja reicher ist als andre Länder. Und mit dieser bunten Pracht vereinigten sich die heitern Formen der korinthischen Ordnung und die sinnliche Schönheit einer Malerei, deren Inhalt mehr und mehr auf Liebe und Genuß hinwies. Zu den tragischen Gestalten der attischen Tragödie traten immer zahlreicher die Darstellungen von Liebschaften der Götter und Heroen; die alexandrinischen Dichter besangen sie, die alexandrinischen Maler stellten sie bildlich dar. Der Kreis des Bakchos und der Aphrodite verdrängte die ernstern Gestalten des Zeus und der Athene. Das üppige Leben der großen und reichen Handelsstadt bemächtigte sich auch der bildenden Kunst.

Aber Liebe und Wein machten doch nicht ihren einzigen Inhalt aus. Wie das Leben am Hofe der Ptolemäer sich in starken Gegensätzen bewegte, so auch die bildende Kunst. Als Vertreter des eigentümlichen alexandrinischen Wesens kann der zweite Ptolemäos Philadelphos gelten. Er besaß eine hohe Bildung und alle Vorzüge seinen, geselligen Verkehrs, die seinem Bilde eine gewisse

Digitized by Google

Ähnlichkeit mit dem des Roi Soleil geben. Sein Hof war eine Stätte der Gelehrten, Dichter, Künstler und Staatsmänner, er wohnte den Vorträgen der Dichter bei, er sammelte Gemälde und geschnittne Steine. Mit den Gelehrten prüfte er seltne Handschriften für seine Bibliothek, und seine Staatskunst vollendete das von seinem Vater begründete Gebäude des griechisch-ägyptischen Staates. Aber inmitten seiner Pläne und Entwürfe, seiner Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst trieb ihn ein Verlangen nach sinnlichem Genuß, dem seine Genußfähigkeit bei einem schwächlichen und kränklichen Körper durchaus nicht gewachsen war. Die Folge war, wie bei allen edel angelegten Menschen, ein Gefühl der Leere, des Unbefriedigtseins. Als der König sich einst nach längerm Krankenlager erhob, erblickte er — so wird erzählt — einige arme Leute aus dem Volke, die ihr ärmliches Mahl sorglos und zufrieden verzehrten. Er betrachtete sie eine Weile und rief dann aus: „Ach, ich Armer! Warum bin ich nicht einer von ihnen!“ Die Sehnsucht, die in diese Worte ausbrach, hat ihren Ursprung offenbar in dem Ekel vor dem Genuß, in dem Verlangen nach einem einfachern Leben, zu dem der Geist zuweilen willig, das Fleisch doch immer wieder zu schwach ist. In Zeiten hoher Bildung und einer übermäßigen Entwicklung aller Lebensbedingungen stellen sich dergleichen Stimmungen leicht ein und bemächtigen sich weiter Kreise der Gesellschaft. Einer ähnlichen geistigen Strömung entsprang im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Schäferpoesie. Und eine wirkliche geistige Strömung, nicht etwa nur die Gesinnung eines Einzelnen, war diese Sehnsucht nach einem verlornen und nicht wiederzuerlangenden Leben der Reinheit und Unschuld auch in Alexandria. Sie war nicht dem König allein eigen, sie spricht zu uns auch aus den Idyllen des Theokrit, und in der bildenden Kunst hat sie eine ganz neue Gattung von Denkmälern geschaffen, Reliefs mit landschaftlichem Beiwerk und Hintergrund, die Reliefs mit Darstellungen aus der Heroensage, die kleinern mit reizenden Entwürfen aus dem ländlichen Leben; sie zeigen uns Gruppen von Tieren auf der Weide oder in der Wildnis, Bilder aus dem Leben des Landmanns, des Jägers, des Hirten, des Fischers, im Hintergrunde Bäume oder Felsen mit Gras und Gebüsch, unter den Bäumen einen Quell, einen Altar oder ein kleines ländliches Heiligtum, in den Zweigen Vögel, am Stamm Eidechsen und andres Getier, alles von großer Schönheit und einer Innigkeit des Empfindens, die sie den Naturschilderungen des Theokrit ebenbürtig macht.

„Reliefbilder“ hat Th. Schreiber diese Reliefs genannt, die in zahlreichen Beispielen nicht nur in den italienischen Sammlungen erhalten sind. Sie waren dazu bestimmt, in die mit Marmorplatten verkleideten Wände der Prachtsäle eingelassen zu werden. Sie traten also an die Stelle von Wandbildern, mit denen man in schlichtern Räumen die einfach übertünchten Wände zu schmücken gewöhnt war. Dieser ihrer Bestimmung entspricht es, daß sie gewissermaßen mit dem Gemälde zu wetteifern suchen. Sie übernahmen von

Digitized by Google

der Schwesterkunst den landschaftlichen Hintergrund und die Perspektive, wohl auch eine mäßige Farbenwirkung; denn inmitten der bunten Marmorwände, in den nach südlicher Sitte nur wenig dem Tageslicht zugänglichen Innenräumen konnte die weiße Fläche des häufig im zartesten Flachrelief bearbeiteten Marmors wohl schwerlich unbemalt bleiben. Aber trotz dieser starken Beimischung des Malerischen überschreiten sie doch nur selten die Grenzen, die der Arbeit in Stein gezogen sind. Sie erscheinen zugleich malerisch und plastisch empfunden. Das feine künstlerische Gefühl, dies Göttergeschenk des griechischen Volkes, hat auch noch die alexandrinischen Meister vor Verirrungen bewahrt, wie wir sie an den Triumphal-Reliefs der spätern römischen Kaiserzeit und aus neuerer Zeit z. B. am Maximiliansgrab in Innsbruck sehen. Und in der maßvollen Durchführung, in der Vorzüglichkeit, in der diesen Reliefbildern die Verschmelzung des Landschaftlichen und des Figürlichen gelungen ist, liegt ihre Bedeutung auch für unsre Kunst, die wohl eine ähnliche Neigung, aber noch nicht das gleiche Geschick zeigt, malerische Reliefs zu entwerfen.

Die Vermutung, daß diese Gattung von Denkmälern auf die alexandrinische Kunst zurückzuführen sei, hat Th. Schreiber schon im Jahre 1880 in der Archäologischen Zeitung und 1885 in der Lützowschen Zeitschrift für bildende Kunst ausgesprochen. Den Nachweis führt eine besondre Schrift, die im Jahre 1888 gedruckt worden ist: „Die Wiener Brunnenreliefs aus dem Palazzo Grimani.“ (Mit drei Heliogravüren und zwanzig Abbildungen im Text. Leipzig, E. A. Seemann.) Gewissermaßen die Summe seiner Beschäftigung mit dieser Denkmälergattung zieht aber Schreiber in einem Prachtwerk, dessen erste Lieferung vor wenigen Wochen ausgegeben worden ist: Die hellenistischen Reliefs, mit Unterstützung des königlich sächsischen Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts und der philologisch-historischen Klasse der königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften herausgegeben und erläutert von Th. Schreiber. (Leipzig, W. Engelmann.)

Auf zehn großen Tafeln bringt diese erste Lieferung die beiden Brunnenreliefs aus dem Palazzo Grimani mit Darstellungen einer säugenden Löwin und eines Bildes von der Bergweide und die acht berühmten Reliefs des Palazzo Spada: Bellerophon mit dem Pegasos, der verwundete Adonis, Amphion und Zethos, Diomedes und Odysseus beim Palladionraube, der Tod des Opheltes, Pasiphae und Daidalos, Paris und Eros, Paris und Oinone. Die Ausführung der Lichtdrucke ist vorzüglich, so schön, wie sie bisher, in Deutschland wenigstens, bei derartigen Werken noch nie gesehen worden ist. Die sorgfältigste Überwachung der photographischen Aufnahme durch den Verfasser und die geschickteste technische Ausführung haben sich hier vereinigt und — es darf ohne Übertreibung ausgesprochen werden — etwas Meisterhaftes, Unübertreffliches geleistet. Es ist eine Freude, diese Tafeln zu betrachten.

Digitized by Google

Man schlage nur die erste Tafel auf und vergleiche die Blätter des Baums, das Fell der Löwin, den Altar mit den Früchten im Hintergrunde! Diese Genauigkeit in der Wiedergabe des Einzelnen, auch des Kleinsten, ja der zartesten Meißelstriche ist bisher unbekannt gewesen. Vortrefflich ist auch die Art und Weise, wie die Ergänzungen der Originale auf einem Deckblatt veranschaulicht werden; man wird dies Verfahren wohl fortan für alle ähnlichen Prachtwerke annehmen.

Wir wünschen den hellenistischen Reliefs eine weite Verbreitung, nicht nur in öffentlichen Bibliotheken, sondern auch in den Büchersammlungen reicher Liebhaber. Die Namen des Verfassers und des Verlegers bürgen dafür, daß die Vorzüglichkeit der Ausführung sich gleich bleiben und das Wort nicht hinter dem Bilde zurückstehen wird.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nochmals die Anthropologie. Es ist höchst dankenswert und zeitgemäß, daß im vorletzten Hefte der Grenzboten der Verfasser des Aufsatzes „Anthropologie" es einmal unternommen hat, den blauen Dunst von Weisheit und Wissenschaftlichkeit, mit dem sich Herr Virchow zu umgeben weiß, etwas zu zerstreuen. Die sogenannten „Versammlungen der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" sind in der That nur noch Zusammenkünfte der Partei Virchow. Während dieser Herr seinem Redeschwall ein paar Stunden lang freien Lauf läßt, kommen nur noch seine Schleppträger und Günstlinge, allenfalls noch eine sogenannte „Berühmtheit," mit der man den Bund zu gegenseitiger Verherrlichung geschlossen hatte, ausgiebig zu Worte, den andern, das weiß jeder Eingeweihte, wird zur Vertretung oder Begründung ihrer Ansichten kaum mehr als eine Viertelstunde bewilligt. Wehe aber dem Unglücklichen, der es wagt, in dieser kurzen Spanne Zeit eine eigne Ansicht zu äußern! Es werden ihm in Ermangelung wissenschaftlicher Gründe, die bei aller Redegewandtheit doch nicht immer gleich zur Hand sind, einfach Grobheiten und Beschimpfungen an den Kopf geworfen, die dann von einer Schar gefügiger Zeitungsberichterstatter in den Tagesblättern verbreitet werden, verbunden mit den üblichen Lobeserhebungen des Herrn Virchow, der „immer die richtigen Worte zu finden weiß." Ein solches Treiben ist nicht nur ganz und gar unwissenschaftlich, es ist auch unwürdig und gewissenlos. Unabhängig denkende Männer, die dadurch angewidert werden und keine Freude an ärgerlichen Auftritten haben, sind daher den Virchowschen Versammlungen immer mehr fern geblieben. Dem entsprechend waren denn auch ihre Ergebnisse in den letzten Jahren, obgleich in den Zeitungen als höchste Weisheit gefeiert, sehr dürftig. Das bedeutendste, was auf Virchows Anregung in letzter Zeit durchgeführt worden ist, war die Schulkinderuntersuchung.

Digitized by Google

Freilich die deutliche Sprache, die die Ergebnisse derselben reden, hat Virchow nicht verstanden. Die unabhängige Forschung ist inzwischen ihren stillen, aber sichern Weg gegangen. Man darf deshalb Virchow und die Anthropologie nicht in einen Topf werfen. Die Anthropologie hat hohe Aufgaben und kann in erster Reihe mitwirken, das Dunkel der Vorzeit aufzuhellen und dadurch zum Verständnis der Weltgeschichte bis zu den heutigen Tagen beizutragen. Freilich müßte dann erst der Bann, der jetzt ihre freie Entwicklung hemmt, gebrochen sein.

Zur Frauenfrage sind uns fast gleichzeitig zwei beachtenswerte Beiträge zugegangen, Nummer 1 aus der Feder eines Mannes, Nummer 2 aus der Feder einer Frau. Wir bringen sie im nachfolgenden beide zum Abdruck.

1) Von der Herausgeberin der Monatsschrift „Frauenberuf," Frau J. Kettler, ist kürzlich ein Schriftchen erschienen, das den vielversprechenden Titel führt: „Was wird aus unsern Töchtern?" (Weimar, Frauenberufverlag, 1889). Die Verfasserin kommt mit ihren Betrachtungen zu dem Ergebnis, daß wir das Leben unsrer Töchter auf das Unsicherste gründen, was es in der Welt giebt: auf den Zufall. Nur sechzig Prozent unsrer Mädchen verheiraten sich und werden dadurch mehr oder weniger versorgt; die übrigen vierzig Prozent sind gezwungen, sich selbst ihren Unterhalt zu verschaffen. Das sei ihnen aber nur möglich, wenn sie als Lehrerin, Erzieherin, Gesellschafterin Stellung nähmen oder sich zum größten Teile auf Arbeitsgebiete stürzten, auf denen sie den niedern Klassen eine für diese verderbliche Konkurrenz machten. Die Erwerbsfähigkeit und das Recht auf Arbeit müsse für die Frauen der gebildeten Stände erweitert werden; und da findet denn die Verfasserin keinen andern Ausweg als die Freiheit des akademischen Studiums und die Erreichung der damit verbundnen Rechte auch für das weibliche Geschlecht und zwar in dem vollen Umfange, wie ihn der Frauenverein „Reform" mit den Worten ausgesprochen hat: „Der Frauenverein »Reform« beschränkt seinen Zweck ausschließlich darauf, für die Erschließung der auf wissenschaftlichen Studien beruhenden Berufe für das weibliche Geschlecht zu wirken, und zwar vertritt der Verein die Ansicht, daß die Frau gleich dem Manne zum Studium aller Wissenschaften Zutritt haben soll, nicht aber auf vereinzelte derselben (wie z. B. die Medizin oder das höhere Lehrfach) beschränkt werden darf."

Es bleibt dann in der That nur noch die eine Forderung übrig, daß unsre jungen Mädchen auch Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere werden können. Wir haben unsre Stellung zu dieser auf das akademische Studium auslaufenden Richtung der Frauenfrage schon früher ausgesprochen und die ganze so eifrig geförderte Strömung als eine für deutsche Verhältnisse unzweifelhafte Verirrung bezeichnet. Aber die Frauen wollen nicht einsehen, daß sie durch diese heiß erstrebte Zulassung zu den Fachwissenschaften und Staatsämtern wenig gewinnen, wohl aber alles verlieren würden, was die deutsche Nation bis jetzt an ihren Frauen schätzt und würdigt. Die Frage: was soll aus unsern Töchtern werden? ist eine sehr ernsthafte Frage und beschäftigt wohl mancher Eltern Herz; aber die Lösung, die der Frauenverein „Reform" mit der Forderung gefunden zu haben glaubt: „Zulassung des weiblichen Geschlechts zum Studium auf Universitäten und andern wissenschaftlichen Hochschulen," also auch auf Bau-, Berg- und Forstakademien wird selbst einem gequälten Vater zum mindesten abenteuerlich vorkommen. Wieviel von den vierzig Prozent ledig bleibenden Mädchen hält denn Frau Kettler zum fachwissenschaftlichen Studium für fähig? Nach ihrer überaus hohen Meinung von der

Digitized by Google

geistigen Leistungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts eigentlich alle. Wir meinen dagegen, es könnten nur ganz besonders beanlagte und zugerichtete Ausnahmen sein, und für Ausnahmen im weiblichen Geschlechte sollte man vom Staate keine Mädchengymnasien und Frauenuniversitäten verlangen. Frau Kettler hat eine ehrliche Begeisterung für ihr Geschlecht — das muß rückhaltlos anerkannt werden — allein sie schätzt, von einigen außergewöhnlichen Beispielen ausgehend, die Fähigkeiten unsrer Mädchen zu hoch. Man hat dem weiblichen Geschlechte vorgeworfen, es habe bis jetzt weder auf dem Gebiete der Kunst und der Poesie noch auf dem der Wissenschaft hervorragendes geleistet, und Frau Kettler fragt sehr bezeichnend: „Wie wird man eine Historienmalerin ohne genügende historische Kenntnisse? Wie wird man eine große dramatische Dichterin ohne genügende litterarische Kenntnisse? Wie wird man eine große Naturforscherin ohne genügende naturgeschichtliche Kenntnisse"? „Wir bitten um Antwort"! ruft sie pathetisch aus.

Wir gestehen ehrlich, daß wir auf diese seltsamen Fragen allerdings keine Antwort wissen, können aber beschwören, daß bis jetzt noch nie eine Frau strafrechtlich verfolgt worden ist, die sich geschichtliche, litterarische oder naturwissenschaftliche Kenntnisse hat aneignen wollen. Es ist ein alter Erfahrungsgrundsatz: wer auf einmal zu viel fordert, erreicht gar nichts. Wenn der Verein „Reform" nur das eine Ziel: weibliche Frauenärzte, erstreben wollte, so würden ihm sicher aus allen Lagern Anhänger und Mitkämpfer zuströmen; aber von der Regierung für die Frauen einen rechtlichen Mitbewerb auf allen Gebieten verlangen, auf denen eine akademische Vorbildung vorausgesetzt wird, ist eine unüberlegte Forderung. Allerdings fügt der Verein vorsichtig hinzu: soweit das heute auch praktisch durchführbar ist; als praktisch durchführbar aber erscheint ihm „naturgemäß" zunächst das, was bereits thatsächlich in andern Ländern durchgeführt worden ist. Da wären wir denn also wieder auf das Ausland, in die idealen amerikanischen Verhältnisse geraten. Unsre deutschen Frauen sollten wirklich erst in ihrem angestammten Reiche Neuerung und Besserung schaffen, bevor sie sich auf sozialpolitische Bestrebungen einlassen. Unser Familienleben, unsre wirtschaftlichen und geselligen Verhältnisse mit allen ungesunden Gewohnheiten und albernen Moden bieten ein großes Feld, auf dem noch unendlich viel geändert werden muß; wir leiden gerade in dieser Beziehung an vielen Gebrechen und Schäden, und das weibliche Geschlecht hat nicht zum geringsten Teile an den modernen Mißbräuchen und Verirrungen schuld.

Bezeichnend für die Anschauungen des Vereins „Reform" ist es, wenn es an einer Stelle der Flugschrift heißt: „Es ist ferner eine naive (!) Utopie (!), zu glauben, daß es möglich sei, unsre Generation (!) (oder die nachfolgende) wieder an jene Anspruchslosigkeit gewöhnen zu können, die zur Zeit unsrer Großväter die Gründung eines eignen Herdes so viel billiger, also leichter machte, als sie heute ist." Anspruchslosigkeit! da haben wir das befreiende Wort zur Lösung der ganzen Frauenfrage — und diese Eigenschaft sollte unsrer Jugend, besonders unsern Mädchen, nicht mehr beizubringen sein. Anspruchslosigkeit sollte ein veralteter Begriff, eine „naive Utopie" geworden sein? Ja, wenn unsre Frauen und Mütter so denken, dann haben wir Väter allerdings Veranlassung, uns die Zukunft unsrer Töchter recht trübe vorzustellen. Daher kommt ja gerade die ganze Unerquicklichkeit und Zerfahrenheit unsers gesellschaftlichen Lebens, daß die Mädchen im Elternhause an Ansprüche gewöhnt werden, die sie für ihre Person gar nicht berechtigt sind an das Leben zu stellen.

Das Ansehen, die Stellung, die sich Vater und Mutter erst nach jahrelangem Ringen und Entbehren erworben haben — wie es bei unsern höhern Beamten

Digitized by Google

und Offizieren fast immer der Fall ist —, lernt die Tochter als etwas selbstverständliches kennen, und die lieben Mütter bringen es nicht übers Herz, dem Töchterchen klar zu machen, daß es ebenfalls von unten anzufangen habe, wenn es ebenso hoch kommen wolle. Was die Frauen als „naive Utopie“ bezeichnen, das verlangen wir Männer gerade von unsern Töchtern: Anspruchslosigkeit in wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Beziehung, Bescheidenheit in ihrem Wesen und Wirken, Verständigkeit in ihrer Tracht und ihren Gewohnheiten. Wenn aber eine thörichte Mutter den zwölfjährigen Backfisch in eine Spitzenrobe steckt, ihn mit Goldschmuck und Korallen behängt und triumphirend mit lächerlicher Eitelkeit auf den „Knospenball“ führt, dann können wir schlechterdings nicht von dieser Knospe verlangen, daß sie dereinst eine tadellose Gattin und Mutter werde — oder sollte sich diese Knospe zum fachwissenschaftlichen Studium eignen? Glücklicherweise haben wir noch deutsche Mütter, die ihre Töchter zu erziehen verstehen — es wäre sonst um unser Vaterland sehr traurig bestellt.

So warm und eifrig auch von dem Frauenverein „Reform“ für die aufgestellten Ziele gekämpft wird, seine mühevolle Arbeit wird fruchtlos bleiben, so lange er seine Ziele nicht ändert und an seinen unausführbaren Forderungen weiterhin festhält.

* * *

2) Die Bewegung in der „Frauenfrage“ nimmt unverkennbar immer größere Ausdehnung an, eine Thatsache, die dem wirklich vorliegenden Notstande gegenüber nur mit großer Befriedigung zu erfüllen vermag. Aber wir vermissen oft in dieser Bewegung die nötige Sammlung und Mäßigung, die allein dem Kampfe für eine gute Sache Erfolg sichert. Eine große Anzahl der Vorkämpferinnen, erregt durch die eignen und der Mitschwestern Leiden, unerfahren, ungeübt, gefährden ihr Werk durch unparlamentarische Behandlung mehr, als sie ihm nützen, sie setzen diese so ernste Sache dem Fluche der Lächerlichkeit aus. Es werden die gewiß erschütternden Notstände geschildert, man erhitzt sich für eingebildete Frauenrechte, man wirft die Frage auf, ob die Frau geistig ebenso befähigt als der Mann, und wenn dieses der Fall, nicht geradezu berechtigt sei, sich in denselben Gebieten wie er auszubilden, nützlich zu machen, und man übersieht in blindem Eifer die grundverschiedenartige Begabung beider, die so ersichtlich zu gegenseitiger Ergänzung geschaffen ist; man regt sich auf bis zum Siedepunkte und vergißt häufig, daß in verständigen, zweckmäßigen Vorschlägen zur Besserung des unhaltbaren Zustandes allein der Schwerpunkt der ganzen Frage liegt. Doch um der Ausschreitungen und der Ungeschicktheit einzelner willen über die „Frauenfrage“ zu spötteln, ist kurzsichtig; sie kann über Nacht zur Tagesfrage werden, ihre hohe Bedeutung für alles, was Volkswohl heißt, läßt sich nicht wegspötteln.

Eine große Anzahl von Frauen ist darauf angewiesen, unter den bestehenden Verhältnissen sich ihr Brot selbst zu erwerben; es sind das nicht allein Unverheiratete; auch Witwen, die den Ernährer verloren haben und für sich und ihre Kinder allein sorgen müssen, fällt diese Aufgabe zu und ist für sie noch ungleich schwerer, und selbst die Ehefrauen der mittlern und untern Stände müssen, wenn sie auch nicht alleinige Versorgerinnen der Ihrigen sind, doch Erwerb suchen, um zu den Kosten des Hauswesens etwas beizutragen. Ehedem war das anders, der Mann erwarb allein, die Frau sorgte für das Hauswesen, die Kinder; ihre Thätigkeit umfaßte nur das Haus, das ihre Welt war, und das waren schönere Zeiten für die Frau, in der alle echt weiblichen Eigenschaften zu vollkommenster, herr-

Digitized by Google

lichster Entwicklung gelangen konnten. Einen Teil der Größe und Kraft unsres Volkes danken wir wohl diesen Ahnfrauen, denn unberechenbar groß ist der Einfluß der Frauen auf das Geschick der Nationen als Gattinnen, Mütter und Hüterinnen des Familienlebens. Frauen, wie sie Tacitus in Deutschland fand, halten manches zusammen, was heute aus Rand und Band zu gehen droht.

Aber eine Rückbildung unsrer Verhältnisse ist nicht denkbar, und neben den Übelständen, die sich allmählich entwickelt haben, hat sich so viel Großes, Schönes, Erhabenes gebildet, daß niemand wünschen kann, die bestehende Ordnung umzugestalten. Aber an eine Ausgleichung ist zu denken, die als höchster Triumph des Fortschrittes unsrer Nation die hohen Güter, die im Laufe der Jahrhunderte gezeitigt worden sind, auch denen zugänglich macht, die sie erwerben halfen, die sich aber heute mit Recht die „Enterbten" nennen können: den Frauen; das ist die Auferstehung aus sozialer Not, die Lösung der großen Frage, an der so viel gerätselt wird. Die Armut der auf Erwerb angewiesenen Frauen erzeugt ein kraftloses, elendes Geschlecht, alle Mittel und Mittelchen, Ferienkolonien, Kinderspitäler u. s. w. sind machtlos dagegen; noch einige Geschlechter weiter, und wir werden den herben Verlust, den wir an Kraft und Gesundheit des Volkes erlitten haben, schwer empfinden. Ein Thor ist, wer den Ast absägt, auf dem er sitzt.

Wir sind durchaus gegen die Verwendung von Frauen in Berufsarten, die bisher nur für Männer waren und für die es durchaus nicht an männlichen Kräften mangelt; so viel es unsre veränderten Verhältnisse irgend gestatten, muß die Arbeit der Frau, ihr Erwerb im Hause besorgt werden. Es ist eine gefährliche Strömung, in der die Frauenfrage treibt, es erscheint uns, wie wenn jemand, um nicht zu frieren, den Ofen mit dem Gebälke seines Hauses heizte. Heißt es nicht, wenn auch in bester Absicht, der Emanzipation, deren äußerste Ausläufer die weiblichen Prediger Amerikas, die Nihilistinnen Rußlands mit den notwendigen Folgen gesunkenen Sittenlebens sind, Brücken bauen? Wie häufig werden Leichtsinn und schlimmere Dinge die Unabhängigkeit, die für eine Frau die Verleihung eines Amtes mit sich bringt, aufs traurigste und gewissenloseste ausbeuten! Es giebt einzelne Vertreter des männlichen Geschlechtes, die durchaus nicht abgeneigt sind, die Lasten und Mühen des Erwerbes auf die Schultern des Weibes zu laden; wenn wir diesen Weg einschlagen, so können wir in zwanzig oder dreißig Jahren vielleicht in der Lage sein, nützliche Betrachtungen über die Erwerbsfähigkeit solcher Männer anzustellen.

In Frankreich hat man Gelegenheit, ähnliche Verhältnisse zu beobachten, dort ist in vielen Fällen die Frau das Haupt des Hauses, die Erhalterin der Familie, aber „Mutter," „Hausfrau" ist sie nicht, und das verkehrte Verhältnis der Familie hat dem Volke wenig Segen gebracht. Wir rütteln an der Volkskraft, wenn wir die Frau, auch die unverheiratete, dem Hause entfremden; die Frau gehört nur in das Familienleben; erhalten wir dem Hause, der Familie die Mutter, dann erhalten wir unserm Volke die Söhne, die Männer, seine Kraft und Macht. Alles Experimentiren mit der „Erwerbsfähigkeit" der Frauen in Berufsarten, die nur für Männer sind, wird sich schwer rächen und ist ein Raub am deutschen Herde; unanpaßbar dem Charakter einer deutschen Frau erscheint ein weiblicher Arzt, Telegraphist u. s. w., jede solche „Existenz" ist eine taube, wertlose Blüte am Baume der Nation. Kurz hinweisen wollen wir noch auf die große Anzahl von Zufälligkeiten, erhöhter Reizbarkeit u. s. w., denen das Weib unterworfen ist und die gegen die Verwaltung derartiger Ämter durch Frauen sprechen. Darum laßt den Männern, was der Männer ist, aber gebt den Frauen, was der Frauen ist!

Digitized by Google

Was die Frauen zu fordern berechtigt sind, ist zunächst Gleichstellung der Löhne für Frauenarbeit mit der Männerarbeit. Dieser Übergang aber, der von größter Bedeutung für unsre Verhältnisse ist, wird nur ermöglicht werden, wenn der Staat die Frauen schützt; durch keinen Streik, keine Versammlung, keine Lamentationen wird dieses Ziel erreicht werden. Der Staat verschafft den Gefangnen Arbeit, er macht sich in diesem Falle die Mühe, mit den Arbeitgebern zu akkordiren, Rohmaterial einzukaufen, auszugeben, Löhne einzukassiren; wie viel mehr muß er eintreten für die freie Arbeit einer Klasse nahezu wehrloser Menschen, die so hart von der allmählichen Umgestaltung unsrer wirtschaftlichen Verhältnisse betroffen sind und die so wesentlichen Anteil an der guten oder schlechten Fortentwicklung alles Bestehenden haben! Wir wollen hier nur die traurigen sittlichen und gesellschaftlichen Zustände streifen, die Folgen der anerkannt zu niedrigen Lohnsätze, die selbst bei bescheidensten Ansprüchen kein Auskommen gewähren; neben dem Laster sehen wir die Magdalenenstifte, die die Privatthätigkeit mit großen Opfern erbaut, eine lebendige Illustration der Inkonsequenz und Haltlosigkeit der gegenwärtigen Zustände; jede Frau mit Selbstbewußtsein und weiblichem Gefühl wird trachten, aus der Niedrigkeit und Verkommenheit des Bestehenden dem reinen, edeln Geist altgermanischen Ehe- und Familienlebens wieder zur Erhebung zu verhelfen.

Die Errichtung von arbeitgebenden Stationen würde die Lohnsätze der Frauen sofort regeln, sie frei machen von jedem Druck, jeder Willkür gewissenloser Arbeitgeber. Vieles, was der Staat selbst gebraucht für das Heer, seine Anstalten u. s. w., würde unmittelbar vom Arbeitgeber den Frauen in Arbeit gegeben werden, ohne daß der größte Teil des Gewinnes, wie bis jetzt, die Lieferanten bereichert; schlecht zahlende Arbeitgeber würden, da sich keine Arbeiterin an sie wenden würde, gezwungen sein, ihre Aufträge durch die arbeitgebenden Stationen ausführen zu lassen, gut zahlende würden vor die Wahl gestellt sein, ob sie unmittelbar Aufträge oder durch die Vermittlung arbeitgebender Stationen geben wollten, jedenfalls wäre der Lohnsatz bestimmt geregelt, und keine Willkür könnte ihn umgestalten. Man hat, um der Willkür zu begegnen und bessere Lohnsätze für die Frauen zu erzielen, in verschiednen Städten Verkaufsstellen für weibliche Handarbeiten errichtet; aber diese können, so gut sie gemeint sind, nur von sehr geringem oder von gar keinem Nutzen sein. Zunächst ist der Übelstand, daß die Frau das Material zu der zu liefernden Arbeit selbst zu beschaffen, bare Auslagen zu machen hat, dann liegt ihre Arbeit wochenlang bis zum Verkaufe, oft genug erhält sie sie als unverkäuflich zurück. Ferner danken diese Verkaufsstellen ihr Entstehen der Privatwohlthätigkeit, die rechtschaffne freie Arbeit einer tüchtigen Frau will aber keine Wohlthat, kein Mitleid, sie will ihren angemessenen Lohn; an der Spitze dieser Unternehmungen stehen gewöhnlich „gut situirte Damen," oft genug unverheiratete, die viel freie Zeit haben, die aber niemals mit dem Kampf ums Dasein bekannt geworden sind, denen es an praktischen Erfahrungen völlig fehlt; dagegen neigen sie dazu, innerhalb ihrer Schöpfungen zu individualisiren, Neigung und Abneigung zu schaffen; man hört nicht selten von Frauen, „die es nicht verdienen," man läßt diese die Abhängigkeit genau so drückend fühlen, als es ein harter Arbeitgeber thut; man begünstigt und läßt fallen, je nachdem man sich „sympathisch" oder „antipathisch" berührt fühlt, und vergißt, wie unstatthaft eine solche Beurteilung ist, wie jede, schlecht oder gut, ihren Lebensunterhalt zu erwerben berechtigt ist. Ob schlecht, ob gut, der Mensch will leben; setzt man Zweifel in seine Moral, so ist nichts geeigneter, ihn auf bessere Bahnen zu leiten, als lohnende Arbeit und deren Folge, geordnete Verhältnisse. Die arbeitgebenden Stationen, wie wir sie im Auge haben, haben sich mit nichts

Digitized by Google

zu beschäftigen, als mit dem Geben und Bezahlen der Arbeit. Man mache den Versuch, die arbeitgebenden Stationen durch tüchtige, gut bezahlte Frauen verwalten zu lassen, viele werden angemessene Versorgung dabei finden und für die Versorgung andrer wirken. Wir sind weit entfernt, diesen Plan für fertig zu halten, aber wir halten ihn der Ausgestaltung wert, und die Praxis wird dazu die wertvollsten Beiträge liefern.

Eine weitere berechtigte Forderung der Frauen ist die, den Handarbeitsunterricht und seine Ergebnisse in den Schulen nicht durch einen Schulinspektor, der unmöglich darüber urteilen kann, sondern durch geeignete weibliche Kräfte überwachen zu lassen. Von wie großer Bedeutung eine tüchtige umfassende Ausbildung in weiblichen Handarbeiten für alle Frauen, arm und reich, vornehm und gering, für das Familienleben und damit für das Volkswohl ist, darüber sind wir uns wohl alle klar, und doch wird diesem Punkte die Beachtung, die er verlangt, nicht zugewendet; näher auf ihn einzugehen, behalten wir uns für ein ander mal vor, hier betonen wir nur die Forderung, daß Frauen prüfen und überwachen, was durchaus in den Bereich ihrer Thätigkeit gehört.

Was ein Volk erhebt und was ein Volk herunter bringt, das hat man seit lange gewußt; eines Volkes Größe und Kraft liegt in seinem geheiligten Familienleben. Wo dieses sinkt, sinkt auch das Volk langsam, aber sicher; die Liebe zum heimischen Herde, zur Familie, auf der sich die Liebe zum Vaterlande aufbaut, das war die Unüberwindlichkeit mächtiger Völker. Das Weib aber, die Mutter, ist die Sonne des Hauses, die Hüterin des Familienlebens, des heimischen Herdes. Die Regierung schafft sich einen mächtigen Verbündeten in der Arbeit für das Wohl des Volkes, für seine Gesundheit, Zufriedenheit, Sittlichkeit und Frömmigkeit, wenn sie die Rechte der Frauen schützt. Dem arg darnieder liegenden Familienleben unsrer Tage wird frisches Blut zugeführt, wenn der Frau angemessener Verdienst ermöglicht wird. Ein einfaches wohlgeordnetes Hauswesen schafft geistige und körperliche Gesundheit, alle Fragen innerer Mission, die Sonntagsfrage u. s. w. treffen hier zusammen, ohne die Grundlage guten Familienlebens werden die goldensten Worte in die Luft gepredigt.

Litteratur

Über Kunst, Künstler und Kunstwerke. Von Veit Valentin. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt (Rütten und Loening), 1889

Veit Valentin ist den Lesern der Grenzboten nicht fremd, denn die Jahrgänge 1884, 1885 und 1886 haben Aufsätze von ihm gebracht. Seine Beiträge zur Ergänzungsfrage der Aphrodite von Melos und seine Mitarbeiterschaft an Dohmes Kunst und Künstlern sind bekannt. Die in diesem Werke enthaltenen Charakteristiken von Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit und Führich gehören zu dem besten, was Valentin geschrieben hat. Dieselbe Gabe, von kleinern Abschnitten der neuern Kunst und

Digitized by Google

einzelnen Künstlern, ihrem Lebensgange, ihrer künstlerischen Entwicklung und Thätigkeit ein klares und ansprechendes Bild zu entwerfen, tritt auch in dem vorliegenden Buche hervor. Es umfaßt in drei schon in der Aufschrift angedeuteten Hauptteilen folgende Aufsätze: 1. Über Kunst: Tracht und Mode; Kunst, Symbolik und Allegorie; Lebende Bilder; Ein Grundproblem des Kunstgewerbes; Die Tragik in Werken hellenischer Plastik. 2. Über Künstler: Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert; Philipp Veit; Adrian Ludwig Richter; Moritz von Schwind. 3. Über Kunstwerke: Die Venus von Milo; Raffaels Transfiguration; Cornelius und das Weltgericht; Paul Wallots Reichstagsgebäude. Ein Anhang wendet sich gegen neuere Ergänzungsversuche der melischen Aphrodite.

Wie das Vorwort bemerkt, sind einige von diesen Aufsätzen ältern Ursprungs, aber sorgfältig überarbeitet. Ein Hinweis auf die Zeitschriften, in denen sie zuerst abgedruckt worden sind, fehlt, mehrere finden sich in den ersten zwei von den oben aufgeführten Jahrgängen der Grenzboten und in der Lützowschen Zeitschrift für bildende Kunst in den Jahrgängen 1875, 1880 und 1883; bei einigen andern, die ebenfalls ältern Ursprungs zu sein scheinen, können wir die Stelle des ersten Abdrucks nicht nennen. Unter den Abbildungen sind neu zwei Lichtdrucke nach Schwindschen Handzeichnungen und der Faksimilefarbendruck eines dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M. gehörigen Entwurfes zu einer Preisverteilung in dem Cöntgenschen Zeicheninstitute (von der Hand Cöntgens selbst). Wie diese Tafel unter den Abbildungen die wertvollste ist, so wird auch der zugehörige Text unter dem vielen Guten, das das Buch bringt, dem Leser am besten gefallen. Die großen Hoffnungen, mit denen man die Begründung der Frankfurter Akademie vornahm, ihre geringen Erfolge trotz aller marktschreierischen und hochtrabenden Preisverteilungen unter Pauken- und Trompetenschall, die eigentümlichen Ansichten jener Zeit über die wahre Kunst, die — wie der Frankfurter Schöffe von Uffenbach gelegentlich meint — „der lernenden Jugend Sitzfleisch machet," ferner der Niedergang der Akademie, ihre Umwandlung in ein „Zeichnungsinstitut," dessen Leiter nach Cöntgens Tode Reges und Grambs waren, bis es endlich durch die Städelsche Stiftung und unter Philipp Veits Leitung wieder zur Akademie wurde — das alles ist vortrefflich dargelegt und steht mit dem folgenden, gleich wertvollen Aufsatz über Philipp Veit in enger Verbindung. Im dritten Hauptteil ist der Aufsatz über Raffaels Transfiguration hervorzuheben, im ersten der über Kunst, Symbolik und Allegorie. Die übrigen Aufsätze bieten manches Geringere, sind aber ebenfalls lesens- und beachtenswert.

Zu bedauern ist es, daß Valentin auch in diesem Buche seiner „Sphinx," der Aphrodite von Melos, naht. Was er gegen die Ergänzungsversuche andrer vorbringt, ist ja zum größten Teile recht und in Ordnung; aber sein eigner Ergänzungsvorschlag ist kaum besser, als der schlimmste unter den bisherigen. Es wäre wirklich zu wünschen, daß derartige Sphinxgestalten in der Kunstschriftstellerei auch darin der mythischen Sphinx ähnlich wären, daß sie jedem, der ihr Rätsel nicht gleich beim erstenmale zu lösen vermag, es unmöglich machten, noch ein zweites, drittes und viertes mal an ihren Felsen hinanzutreten!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Friedrichsruhe

Alle Besitzungen des Reichskanzlers liegen an Eisenbahnen: Varzin, Berlin am fernsten, an einem Zweige des Schienenweges, der Stettin mit Danzig verbindet, die beiden Schönhausenschen Güter, die nächste Besitzung, an der Bahn Berlin-Stendal, endlich der Sachsenwald mit seinem Mittelpunkte Friedrichsruhe an der Eisenbahn, die von der Reichshauptstadt nach Hamburg führt. Setzen wir uns auf dem Lehrter Bahnhofe in das Kupee eines Schnellzugs, so kommen wir nach Verlauf von etwa vier und einer halben Stunde in Friedrichsruhe an. Führen wir vorbei, so wären wir in etwa 30 Minuten in Bergedorf und wieder nach 30 Minuten in Hamburg. Die letzten größern Stationen vor Friedrichsruhe sind Hagenow und Büchen, bei denen der Zug in ehemals lauenburgisches Gebiet hineinfährt. Hinter Schwarzenbeck tritt der Wald, der schon vorher auf der nahen Ebne und den links in der Ferne sich hinziehenden Höhen, alten Elbdünen, sichtbar geworden ist, allmählich näher an die Bahn heran, dann schließt er sich, zuweilen durch eine Wiese unterbrochen, zu beiden Seiten dicht an sie an, sodaß wir zwischen seinen Wipfeln wie durch eine tiefe einsame Gasse fahren: wir durchschneiden den Sachsenwald. Rechts windet sich zwischen schilfigen Ufern ein Flüßchen durch das Grasland der Einbuchtungen des großen Forstes, die Aue, die der an Holsteins Grenze sich hinschlängelnden größern Bille zuströmt. Mitunter eine kleine Haltestelle, wo ein Weg die Bahn kreuzt, manchmal ein Rudel Rehe, die, von der Lokomotive beim gemütlichen Äsen aufgescheucht, mit hastigem Sprunge sich nach dem Dickicht flüchten. Dann ein Durchstich mit hohen Böschungen. Weiterhin, oben zur Rechten, die Häuser und Schuppen, der Rauch und das Geräusch einer Dampfsägemühle des Fürsten, die seinen Holzreichtum für industrielle

Digitized by Google

Zwecke, u. a. für Bergwerke, verarbeitet. Noch eine halbe Minute Fahrt, und der Zug hält vor dem stattlichen Stationsgebäude bei Friedrichsruhe, bei dem, wenn wir eingeladen sind, ein Wagen des Kanzlers zu unsrer Abholung nach dem Herrenhause des Örtchens bereit steht; doch hat man nur etwa dreihundert Schritte dahin zu gehen.

Das Haus und das danebenstehende Gebäude für Stall und Remise liegen rechts von der Bahn am Saume eines kleinen Parks und sind an der Bahn entlang und an der die Bahn schneidenden Landstraße von einer roten Ziegelmauer eingeschlossen, während an der dritten Seite die ziemlich tiefe Aue hinfließt und Unberufenen den Zutritt wehrt, die vierte von dichten Hecken eingefaßt und geschützt ist. Nahe Nachbarn hat der Fürst nicht. Der nächste ist der Beamte in dem kleinen hübschen Posthause, das auf die Eisenbahn hinabsieht. Etwas ferner wohnt an der Straße, die die Bahn kreuzt, der Wirt des „Landhauses," einer Gastwirtschaft mit Ausspannung, der im vorigen Spätherbste abbrannte, jetzt aber wieder aufgebaut hat, noch entfernter der Oberförster, der seine Dienstwohnung auf der andern Seite, weiter flußabwärts hat. Der Hauptteil des Dörfchens Friedrichsruhe liegt einen Büchsenschuß vom Herrenhause auf dem rechten Ufer der Aue, wo sich auch einige kleine Villen und ein Pensionat für Sommerfrischler befinden. Eine Häusergruppe, die noch dazu gehört, steht weit abseits von allem am Waldsaume links über der Eisenbahn. Eine Kirche besitzt der weitzerstreute Ort nicht. Bauern oder sonstige Eigentümer landwirtschaftlicher Stellen giebt es auch nicht. Ganz Friedrichsruhe wird kaum viel mehr als hundert ständig hier lebende Einwohner haben. Diese bestehen vorzüglich aus Forst-, Eisenbahn- und Postbeamten und deren Familien, Arbeitern der Sägemühle, Tagelöhnern und Knechten. Dazu kommen ein Schmied, ein Schneider und ein Müller, endlich der Wirt und die Dienstleute des „Landhauses." Der vornehmste unter ihnen ist der Oberförster, dem zugleich die Geschäfte eines Bevollmächtigten des Fürsten für die Herrschaft Schwarzenbeck, eines Ortsvorstandes und eines Standesbeamten obliegen. Nur die Eisenbahn bringt täglich Leben in das Landschaftsbild, das rings in engem Rahmen von Waldeinsamkeit umgeben ist, durch die man fast nach allen Richtungen mindestens eine reichliche Stunde hindurch muß, ehe man andre Ansiedelungen von Menschen erreicht, und die Empfindung davon giebt ihm besonders gegen Abend eine eigne melancholische Stimmung, die es an sich keineswegs hat, wie denn der prächtige Wald namentlich im Herbst, wo er mit seinem vielartigen Laube in zwanzig Farben brennt, Leben und Wechsel genug darbietet.

Friedrichsruhe ist eine verhältnismäßig neue Gründung und keineswegs, wie man glauben möchte, nach einem der vielen Friedriche benannt, die abwechselnd mit Christianen in den letzten Jahrhunderten Könige von Dänemark und im jetzigen auch Herzöge von Lauenburg waren. Noch in der ersten Hälfte des vorigen

Digitized by Google

Jahrhunderts gab es in dieser Gegend des Sachsenwaldes nur das Dorf Aumühle, zu dem neun Reihestellen eine Schule und eine Kornmühle gehörten, auch eine Papiermühle, die im Jahre 1758 in eine Eisenhütte verwandelt wurde und später in den Besitz des Hamburgers Daniel Wuppermann überging. Sie muß ziemlich bedeutend gewesen sein, denn es arbeiteten hier 1763 7 Meister, 10 Gesellen, 3 Tagelöhner und 2 Kohlenbrenner, die in dem benachbarten Walde das Brennmaterial für die Fabrik herstellten. Später kam dazu noch ein Kupferhammer, der die Stangenmühle genannt wurde und einem andern Hamburger namens Krohn in Erbpacht gehörte. Als die Eisenhütte 1812 einging (sie stand am Einflusse der Osenbeke in die Aue), trat an ihre Stelle eine Tuchfabrik, die bis in die neueste Zeit fortbestanden hat und durchschnittlich 20 Arbeiter beschäftigte. Bei dem Kupferhammer nun und auf dem Grund und Boden, wo vordem ein Försterhaus gestanden hatte, erbaute sich im Jahre 1763 der Graf Friedrich Karl August zur Lippe, Sternberg und Schwabenberg, „des brandenburgischen roten Adlerordens Ritter," auf einem von der Landesherrschaft erpachteten Stück Landes einen Wohnsitz, dem er nach sich den Namen Friedrichsruhe beilegte, und wo er, ein eifriger Liebhaber der hier sehr ergiebigen Jagd, hauste, bis er, sechsundsiebzig Jahre alt, 1781 zu seinen Vätern versammelt wurde. Sein Grab mit der in Marmor gehauenen Inschrift, die seine Erben anbringen ließen, war noch vor einiger Zeit in der Kirche des benachbarten Brunstorf zu sehen, das Haus Friedrichsruhe aber, unter dem wir uns keinen monumentalen Bau vorstellen dürfen, ist spurlos verschwunden, und nur der Name blieb an der Nachbarschaft haften, in der sich nach Eingehen des hier bis 1745 befindlich gewesenen landesherrlichen Vorwerks Nienhof, von dessen Ländereien auch der Graf zur Lippe fünfundachtzig Morgen gepachtet hatte, verschiedne kleine Pächter angesiedelt hatten, und in der neben ihnen das Wirtshaus entstand, das jetzt den Namen Landhaus oder Landkrug führt. Als Friedrichsruhe eine Station der Eisenbahn bekam und dadurch für die Hamburger ein beliebter Ort für Sonntagsausflüge und Sommerfrischen geworden war, erbaute ein gewisser Specht aus dem Nachbarstädtchen Bergedorf, der früher Bedienter eines Kaufmanns in Hamburg gewesen war, wenige Schritte vom Landhaus ein Logirhaus in einer Art von Schweizerstil, das den Namen Frascati erhielt. Die darin betriebne Gastwirtschaft ging vor einiger Zeit ein, und das Gebäude wurde vom Reichskanzler, als König Wilhelm, damals noch unbeschränkter Herzog von Lauenburg, ihm die Domäne des Sachsenwaldes als Geschenk überwiesen hatte, käuflich erworben und durch An- und Umbau in sein jetziges nicht gerade sehr stattliches, aber behagliches und freundliches, auch bis zu einem gewissen Grade vornehmes Heim für Sommerferien umgestaltet.

Der Sachsenwald, der jetzt nahe an 8000 Hektaren oder ungefähr 30000 Morgen groß ist und diejenige Strecke Land an der Unterelbe umfaßt,

Digitized by Google

die zwischen den Orten Wohltorf, Kröppelshagen, Dassendorf, Brunstorf, Schwarzenbeck, Havekost, Möhnsen, Kasseburg, Kuddewörde und der Bille liegt, gehörte in den ältesten Zeiten dem Erzbischof von Bremen, der ihn 1228 dem Herzog Albrecht zu Sachsen für dessen Ansprüche an Ditmarschen und die Grafschaft Stade zu Lehen gab. In dem Vergleich, den die Städte Hamburg und Lübeck 1420 mit den Herzögen von Sachsen-Lauenburg zu Perleberg über die Abtretung des Amtes Bergedorf schlossen, wurde die Hälfte des Waldes unter Vorbehalt der Jagd mit abgetreten. Das Recht auf die Jagd dehnten die Herzöge aber dann so weit aus, daß sie die Städte vom Mitbesitze des Waldes ausschlossen. Ein von diesen deshalb beim Reichskammergerichte angestrengter Prozeß dauerte bis 1684, d. h. einhundertfünfunddreißig Jahre, wurde aber zuletzt zu Gunsten der beiden Hanserepubliken entschieden. Doch ist das Urteil niemals ausgeführt worden, der Wald ist vielmehr immer ungeschmälert beim Herzogtum Lauenburg geblieben und mit diesem als Domäne erst an Hannover, dann an die Königsherzöge in Kopenhagen, zuletzt an Preußen und in den Besitz des Reichskanzlers gelangt, was bald nach Beendigung des Krieges mit Frankreich geschah. Er besteht aus sehr verschiednen Baumarten, Nadel- und Laubholz, Buchen, von denen er mehrere sehr schöne Bestände mit Stämmen wie Tempelsäulen aufzuweisen hat, Eichen, Birken, Eschen, Kiefern und Fichten, auch kommen einige Torfmoore vor, und ein Teil ist in ein Gehege verwandelt, worin sich Edelwild und Sauen befinden. In andern Teilen ist die Jagd verpachtet. Was den Ertrag des Waldes an Holz betrifft, so wechselt dieser mit den Preisen des Holzes, das teils als Brennmaterial, teils an eine Pulvermühle, die ein Württemberger am Elbufer des hiesigen fürstlichen Landbesitzes errichtet hat, verkauft, teils in der Sägemühle verarbeitet wird. 1877 sagte uns Oberförster Lange, der mit sieben Förstern die Verwaltung und Pflege des Sachsenwaldes besorgt, wenn sich die damals sehr niedrigen Preise besserten, getraue er sich hier jährlich für mehr als dreimalhunderttausend Mark Holz zu schlagen. In den letzten zwölf Jahren aber soll er ungefähr für ebenso viele Thaler Holz gewonnen haben. Die beiden Flüsse der Gegend von Friedrichsruhe liefern gute Fische, die Bille hat auch Forellen. Feld- und Viehwirtschaft wird hier nur auf den kleinen Gütern Silk und Schönau betrieben, die am westlichen Saume des Waldes liegen und vor etwa fünfzehn Jahren samt etlichen Bauernstellen vom Fürsten hinzugekauft worden sind.

Wir betreten nun durch die kleine Pforte in der roten Umfassungsmauer den Vorraum des Hauses, worin der Kanzler in den letzten Sommern wohnte. An der Pforte steht als Thürhüter ein freundlicher Herr in Zivilanzug — einer von den Schutzleuten, die von Berlin abgeschickt sind, um für die Sicherheit des Fürsten Sorge zu tragen, und deren Hauptquartier das nahe Landhaus ist. Der Vorraum ist zum Teil mit hübschem Strauchwerk bepflanzt, und

Digitized by Google

zwischen dem Wohnhause und der Remise steht eine mächtige Tanne. Einige Schritte weiter glänzt durch Gezweig unten der Spiegel der Aue, die hier einen kleinen Wasserfall bildet, und an der zwischen stattlichen Buchen ein Parkweg am Ufer hinführt, bis der Fluß sich zu einem Teiche erweitert, aus dessen Umkränzung von Gesträuch und Baumkronen sich jenseits ein schlankes, weißes, viereckiges Türmchen erhebt.

Das Wohnhaus des Kanzlers ist ein zweistöckiges, gelblich getünchtes Gebäude, das aus zwei Teilen, dem alten Spechtschen und dem neuen Baue besteht. Beide stoßen im rechten Winkel aufeinander und haben die Treppe gemeinsam. Der alte Bau hat in seinem obern Teile die Form des Logirhauses im wesentlichen beibehalten, wie er denn hier noch heute dem Hausherrn zur Beherbergung seiner Gäste dient, ein langer, halbdunkler Gang, von dem rechts und links Thüren in Stuben von verschiedner Größe und mehr oder minder eleganter Ausstattung führen. Im Parterre befinden sich eine Anzahl Familienzimmer, in denen u. a. die schöne Gehäuseuhr und der große eichne Schrank mit Schreibmaterial: Papier aller Größen und Sorten, Briefumschlägen, Federn und Federhaltern, Bleistiften u. dergl. stehen, die deutsche Fabrikanten dem Fürsten vor einiger Zeit als Zeichen ihrer Verehrung übersandten. Ferner öffnet sich hier, die Fenster der Parkseite zugekehrt, der ziemlich große Saal, worin gespeist wird. Unter den Räumen des Erdgeschosses zieht sich die Küche des Hauses hin. Der neue Bau enthält unten die Gemächer des Kanzlers, zunächst, ein paar Stufen über der Hausflur, ein Vorzimmer, aus dem es links in ein kleines, als Büreau für Expedienten benutztes Stübchen geht, während man rechts durch ein zweites Vorzimmer in das sehr geräumige Arbeitszimmer und hinter diesem in das Schlafgemach kommt. Im ersten Stock wohnt die Fürstin, und gelegentlich hat ihre Tochter, die Gräfin Rantzau, mit ihren drei kleinen Söhnen hier einige Stuben inne. Selbst die Gänge sind mit Berliner Öfen versehen, und die letztern sind, wo sie in den Stuben angebracht sind, so eingerichtet, daß man darin das Feuer wie im Kamin flackern sieht; denn der Fürst ist ein Freund der Wärme und sichtbarer lebendiger Ofenglut. Der Gesundheit halber bedarf er solcher Auswärmung seiner Wohnungen nicht. Wenigstens war sein körperliches Befinden in den letzten drei Jahren, besonders 1888, wo wir fünf Wochen sein Gast waren, unvergleichlich viel besser als früher, namentlich besser als im Herbst 1883, wo der Verfasser dieser Zeilen auch einige Tage bei ihm verweilte, und wo der Fürst nach Anweisung seines Arztes sich mancherlei bei Tische versagen mußte und nicht nur das früher eifrig gesuchte Jagdvergnügen, sondern auch länger dauernde Spaziergänge im Freien und namentlich das Ausreiten aufgegeben hatte. Jetzt braucht er sich, soviel uns bekannt ist, in keiner dieser Beziehungen mehr Zwang anzuthun, sich bei Tafel an Gerichten wenig oder nichts mehr zu versagen und sich auch im Genuß dessen, was sein Keller bietet, keine Beschränkungen mehr aufzuerlegen, wie in der

Digitized by Google

bösen Zeit vorher, wo ihm neben einem hartnäckigen verstimmenden Magenleiden auch schmerzhafteste Neuralgie und Schlaflosigkeit eine Zeit lang fast ohne Unterlaß schlimme Tage und Nächte bereiteten und ihm auch in seinen Urlaub und in seine Sommerfrische folgten. Das Magenleiden scheint gänzlich gehoben zu sein, der quälende Gesichtsschmerz tritt mindestens viel seltner als früher auf, und der Schlaf flieht sein Bett nicht mehr so beharrlich wie damals, wo er ihm oft erst mit dem Morgengrauen die Augen schloß. Die alljährlich sich wiederholenden Reisen zur Trinkkur in Kissingen und nach dem Gasteiner Bade sind nicht mehr nötig. Der Kanzler macht häufig Ausflüge zu Fuß, wobei „sein Pensum fünftausend Schritte sind"; auch der Sattel wird wieder bestiegen, und zwar zu Ritten, die stundenlang dauern. Auf die schlimmen Tage sind gute und heitere gefolgt, eine Verjüngung, für die wir dem Himmel und dem Doktor Schwenninger von Herzen danken, und von der wir wünschen und hoffen wollen, daß sie ihm noch für viele Jahre beschieden sein möge.

Wenn der Kanzler in die Ferien geht, so geschieht es, um sich in grüner Einsamkeit zu erholen, sich wieder einmal als Landedelmann zu fühlen und täglich die Waldesstille aufzusuchen, wo „man nur den Specht hört." Ganz gelingt ihm freilich diese Isolirung nie, weder in Friedrichsruhe noch in Varzin. Die Welt folgt ihm auf den Eisenbahnschienen und Telegraphendrähten nach; denn sie bedarf seiner, auch wenn er ihrer nicht bedarf. Sie kommt zu ihm in Briefkouverts und Aktenbündeln und in Gestalt von Besuchen, heimischen und fremden Ministern, Botschaftern, Gesandten und Räten, die alle mehr oder minder wichtige Fragen und Berichte mitbringen. Es giebt also zu jeder Zeit Geschäfte und Arbeit, nicht so viel, namentlich nicht eine solche Last kleinen Gemüses wie in Berlin, aber immerhin mehr als genug. Zu ihrer Erledigung werden als Gehilfen der oberste Expedient der Reichskanzlei, Geheimrat von Rottenburg, und ein Sekretär mitgenommen, die oft reichlich zu thun haben. Und was das große Reich nicht von Arbeitskraft beansprucht, verlangt mit seinen Bedürfnissen, seinen Schöpfungen, seinen Sorgen das kleine Reich der fürstlichen Besitzungen und hier zunächst dessen Provinz im Amte Schwarzenbeck, wo Oberförster Lange mit Fleiß und Würde als erster Minister waltet. Die Pflichten des Großgutsbesitzers werden vom Fürsten mit Verständnis und Sorgfalt wahrgenommen, er läßt sich regelmäßig Bericht über die Verwaltung seines Wald- und Feldeigentums erstatten und sieht auf seinen Fahrten, Ritten und Gängen persönlich nach, wie es steht und wo es fehlt, wie weit es mit der oder jener Anlage oder Verbesserung ist, wie die Saaten aufgehen und gedeihen, wie den Kühen im Wickenfelde die neue Weide bekommt, und dergleichen mehr.

Die tägliche Ordnung im Leben des Reichskanzlers hat in Friedrichsruhe wie in Varzin etwa folgenden Gang. Früh Arbeit am Schreibtische, dann bei gutem Wetter ein Gang oder Ritt, wohl auch ein Ausflug zu Wagen in

Digitized by Google

die Nachbarschaft, wo meist gute, auch chausseeartige Wege sind. Hierauf das zweite Frühstück mit der Familie, Rottenburg, dem Sekretär und den etwa eingetroffenen Gästen, das um zwei Uhr mittags beginnt und während dessen der Kanzler die Eingänge, die Post und Telegraph gebracht haben, liest und Rottenburg Weisungen darüber erteilt, wie sie zu erledigen sind. Dann verschwindet der Fürst wieder nach seinem Arbeitszimmer, bisweilen schließt sich daran ein zweiter Ausflug, allein oder mit einem Gaste. Um sieben Uhr folgt das Diner, worauf im Nebenzimmer der Kaffee eingenommen wird und die Gäste eine Cigarre rauchen, während der Fürst sich auf ein kleines Sofa hinter dem Tische mit den Lampen zurückzieht und zu einer der drei langen Pfeifen greift, die hier für ihn bereit stehen, und deren Porzellanköpfe mit Varinas gefüllt sind. An der Unterhaltung der übrigen, die meist flüsternd geführt wird, nimmt er keinen oder nur geringen Anteil, er liest Zeitungen, darunter die größern Hamburger Blätter. Nach einer Stunde entfernt er sich. Zum Thee, der um zehn Uhr getrunken wird, erscheint er nicht, wohl weil er zeitig zur Ruhe geht.

Möge es ihm vergönnt sein, noch manchen Sommer in Friedrichsruhe zu verweilen, befriedigt, nicht verfolgt von Sorgen um sein Werk, glücklich und heiter unter dem blauen Himmel in der Politik, den er geschaffen hat, frisch und munter wie heute — ein alter Herr, aber, wie die Engländer sagen: a green old age!

Die deutsche Arbeitergesetzgebung

Von Ronald Keßler

7. Einflüsse auf die Volkswirtschaft

Durch die deutsche Arbeitergesetzgebung und die aus ihr entspringenden Gedanken wird die Volkswirtschaftslehre bedeutend beeinflußt werden. Der Begriff der Arbeit, des Unternehmergewinns, auch der des Kapitals kann nicht derselbe bleiben wie bisher, wenn man die Folgerungen aus der Arbeitergesetzgebung zieht. Man ist freilich gewohnt, diesen Begriffen der Wissenschaft und überhaupt den Lehren der Volkswirtschaft eine zeitlich unbegrenzte Giltigkeit zuzuschreiben, sie für ewig zu halten und zuweilen wohl über vergangne Zeitalter

Digitized by Google

hochmütig zu lächeln, die die gleichen Thatsachen anders auffaßten als wir heute. Aber die Wissenschaft sollte bescheidner werden, nachdem sie die Gebilde der deutschen Arbeitergesetzgebung hat entstehen sehen, ohne daß sie es vermocht hat, sie vorahnend aus ihren Begriffen und Lehren geistig zu gestalten, ehe sie leiblich ins Leben traten. Alle jene Begriffe und Lehren sind fortwährenden grundsätzlichen Änderungen unterworfen. Denn jeder solche Begriff oder Gedanke für sich allein ist nichts als ein Schatten; erst sein Verhältnis und sein Zusammenhang mit andern Gedanken ist etwas, was der Betrachtung würdig ist. Wenn daher dem ererbten Schatze der Weisheit in der Volkswirtschaft neue Lehren, entsprungen aus neuen Thatsachen, hinzutreten, so verwandelt sich die gesamte bis dahin herrschende Wissenschaft, weil der Zusammenhang zwischen der Gesamtheit ihrer Lehren ein vielseitigerer, andrer wird. So wird auch die lebendige Arbeitergesetzgebung in das Volksleben eingreifen, überallhin; freilich am stärksten in den zunächst benachbarten Gebieten.

Am nächsten liegt die Ansicht, es müsse der Wohlstand der Arbeiterbevölkerung durch die Arbeitergesetzgebung unmittelbar eine Steigerung erfahren, indem nämlich die Versicherungsbeiträge, insoweit sie vom Arbeitgeber zu tragen sind, eine Erhöhung des Lohnes darstellten und doch zuletzt dem Arbeiter zu gute kämen. Wir können diese Auffassung, die kürzlich auch von einem unsrer berühmtesten Nationalökonomen, Adolf Wagner, in der Kreuzzeitung vertreten wurde, nicht teilen. Es ist allerdings zuzugeben, daß die Arbeitergesetzgebung in künftiger, nicht zu naheliegender Zeit wahrscheinlich zu einer Lohnsteigerung und dadurch zu einer Erhöhung des Wohlstandes der Arbeiter führen wird, nämlich dadurch, daß sie die Mittel dazu bietet, die schroffen Unterschiede zwischen der Bildung, der Arbeitsfähigkeit und damit auch der Höhe des Arbeitsentgeltes auf Seiten des Arbeiters und auf Seiten des Arbeitgebers zu verringern. Eine unmittelbare Lohnerhöhung aber sind die Versicherungsbeiträge, die von den Arbeitgebern zu leisten sind, nicht; das ist schon deswegen unmöglich, weil die Gesetzgebung auch nicht zum geringsten Teile über die Höhe des Lohnes mit Erfolg Vorschriften zu geben imstande ist, da sie es nicht erzwingen kann, daß eine Arbeitsleistung diesen oder jenen wirtschaftlichen Wert habe. Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß ja schon vor der Arbeitergesetzgebung auf eine allerdings unwürdige und sehr unvollkommne Weise für die kranken, siechen, verunglückten oder altersschwachen Arbeiter im Notfalle gesorgt wurde, nämlich durch die Armenpflege, und daß es doch eine ganz schiefe Auffassung wäre, zu sagen, daß die Steuern zur Aufbringung der Armenlast ehemals einen Teil des Lohnes der Arbeiterbevölkerung gebildet hätten. Ebensowenig kann man annehmen, daß die Versicherungsbeiträge der Arbeitgeber den Lohn der Arbeiter thatsächlich erhöhten. Ihre Bedeutung liegt nicht in der Höhe der Leistung, sondern darin, daß sie unter allen Umständen stets gleichmäßig gezahlt wird, und daß sie den Arbeiter gegen

Digitized by Google

seine Unglücksfälle sicherstellt. Wollte man das Mehr herausrechnen, das auf den einzelnen Arbeiter und seinen Lohn auf einen Tag durch jene Beiträge fällt, so würde das nur wenige Pfennige ausmachen, so wenig, daß wohl kaum je ein Lohnstreit deswegen in einem Betriebe hätte entstehen können, ob der Lohn um so viel höher oder geringer sein solle.

Aber alles das schließt freilich noch nicht aus, daß dennoch und zwar eben jene geringfügige Steigerung des Lohnes durch die Versicherungsbeiträge eingetreten sei. Daß dies aber wirklich nicht, oder wenigstens in der Hauptsache nicht, durch jene Ursachen geschehen ist, erkennt man unzweifelhaft aus folgendem. Die Versicherungsbeiträge müssen, ebenso wie Lohn und Unternehmergewinn, aus dem Ertrage der gemeinsamen Arbeit, dem Betriebsertrage, gedeckt werden. Als daher die Versicherungsbeiträge eingeführt wurden und von dem Reinertrage des Betriebes vorweg abzuziehen waren, verringerte sich der Rest des Reinertrages, aus dem der Unternehmergewinn und der Arbeitslohn abgeteilt werden, um den entsprechenden Betrag. Es mußte also der Erfolg eintreten, daß sich das bis dahin bestehende Anteilverhältnis des Unternehmergewinns und des Arbeitslohnes am Reinertrage entweder zu Ungunsten des Unternehmergewinnes oder zu Ungunsten des Arbeitslohnes verschob oder daß beide je zur Hälfte oder zu sonst einem Zahlenverhältnis sich jene Versicherungsbeiträge abziehen lassen mußten. Wir nehmen an, daß bei weitem in den meisten Fällen dieser Abzug auf Seiten des Arbeitslohnes stattgefunden hat. Freilich sind uns keine Fälle bekannt geworden, daß zur Zeit der Einführung der Arbeiterversicherung irgend eine Verringerung der Lohnsätze eben wegen dieser Einführung vorgekommen wäre; das liegt aber vielleicht nur daran, daß diese Einführung während einer Zeit der wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung, während einer Zeit des Steigens der Erträge sehr vieler Unternehmungen stattfand, also das, was hiervon dem Arbeitslohne zu gute gekommen wäre, auf die Versicherungsbeiträge gleichsam verrechnet wurde. Der Arbeitslohn ist also um die Versicherungsbeiträge zwar nicht, wie es scheint, gesunken, wohl aber ist er, was auf dasselbe hinauskommt, um ihretwegen nicht so stark gestiegen, wie er es sonst gethan hätte, wenn die Versicherungsbeiträge nicht zu zahlen gewesen wären. Wir sind der Meinung, daß die Vorgänge sich so abgespielt haben, obwohl wir es mit Zahlen nicht belegen können; wir sind deswegen dieser Meinung, weil das Verhältnis des Unternehmergewinns zum Arbeitslohn in dem einzelnen Betriebe nicht als eine Zufälligkeit angesehen werden kann, auch, von Ausnahmefällen abgesehen, nicht als ein Ergebnis der liebenswürdigen oder übeln Laune des Arbeitsherrn; vielmehr entspricht dies Verhältnis dem Werte der beiderseitigen Arbeitsleistungen, nämlich des Betriebsherrn und der höhern Werkbeamten einerseits und der Hilfsarbeiter anderseits. Weil nun in diesem Wertverhältnis durch die Arbeiterversicherung keine sofortige Änderung eintreten konnte, und weil die Versicherungsbeiträge ausschließlich

Digitized by Google

den Hilfsarbeitern zu gute kommen, so mußte sich um den Betrag derselben der Arbeitsentgelt der letztern, nämlich der Arbeitslohn, verringern, oder doch, bei steigenden Betriebserträgen, das Anteilverhältnis von Unternehmergewinn und Arbeitslohn am Betriebsertrage zu Ungunsten des letztern verschieben; und auf das Verhältnis dieser Anteile kommt es allein an, nicht auf die absolute Höhe des Arbeitslohnes in Mark und Geldstücken ausgedrückt. Es ist doch auch selbstverständlich und in keiner Weise verwerflich, daß der Arbeitsherr, nachdem er Versicherungsbeiträge zu zahlen hat, sich die Dinge so zurechtlegt und berechnet: So und so viel muß vorweg für Versicherungsbeiträge gezahlt werden; so und so viel will ich für mich Gewinn machen, wenn ich den Betrieb überhaupt noch fortführen will und kann; also bleibt noch so und so viel für den Arbeitslohn übrig. Daß diese durchaus berechtigte Berechnungsweise in Verbindung mit der Zahlung der Versicherungsbeiträge zu einer Verringerung des Arbeitslohnes führen muß, wenn sich nicht die Güte der Arbeitsleistung steigert, ist ganz selbstverständlich. Wenn sich einmal wieder eine Zeit sinkender Geschäftserträge einstellt, wird sich das ohne Zweifel in dem absoluten Sinken des Arbeitslohnes auch äußerlich bemerkbar machen. Nur insofern, als die Arbeitergesetzgebung und ihr vornehmster Teil, die Arbeiterversicherung, allmählich, aber erst ganz allmählich dazu führen wird, die Bildungsstufe der deutschen Hilfsarbeiter im Verhältnis zu der der deutschen Arbeitsherren zu erhöhen, also auch die Güte der Arbeitsleistung der Hilfsarbeiter zu steigern, nur insofern ist es richtig, wenn man behauptet, die Arbeiterversicherung und ihre äußere Erscheinung, die Versicherungsbeiträge, führten eine Steigerung des Arbeitslohnes herbei.

Gegenüber diesen Erwägungen kann man sich nicht darauf berufen, daß die Versicherungsgesetze ja eine Verrechnung der von den Arbeitgebern zu tragenden Versicherungsbeiträge auf den Arbeitslohn verbieten, also auch, was dasselbe sein würde, eine Verringerung des Arbeitslohnes mit Rücksicht auf jene Beiträge. Was die Versicherungsgesetze verbieten und allein verbieten können, das ist die Herabsetzung des bereits vereinbarten und vertragsmäßig versprochnen Arbeitslohnes unter Anrechnung jener vom Arbeitsherrn zu leistenden Versicherungsbeiträge. Die Versicherungsgesetze verbieten aber nicht und können es mit Erfolg gar nicht verbieten, daß der Arbeitsherr bei Eingehung neuer oder bei Verlängerung alter Arbeitsverträge den Lohn schon von vornherein geringer ansetzt und daß er sich hierbei von dem Beweggrunde leiten läßt, daß er Versicherungsbeiträge zu zahlen hat; ja es wird nicht einmal der davon betroffne Arbeiter die Berechtigung dieses Beweggrundes bestreiten können, wenn er Einsicht genug besitzt. Wenn dabei der Arbeitsherr solche Lohnsätze aufstellte, daß sie sich mit den von ihm zu zahlenden Versicherungsbeiträgen zu einer runden Summe ergänzten, wenn er also beispielsweise einen Tageslohnsatz von 1 Mark 51 Pfennigen bewilligte, wo er täglich 9 Pfennige Ver-

Digitized by Google

sicherungsbeiträge für den Arbeiter zu zahlen hat, so würde er leicht den Schein erwecken, als ob er gesetzwidrig dennoch eine Verrechnung der Versicherungsbeiträge auf den Lohn vornähme; er wird also, schon um diesen Schein zu meiden, in dem erwähnten Falle einen Lohnsatz von 1 Mark 50 Pfennigen bewilligen. Es kann also sogar der Fall eintreten, und wir sind überzeugt, daß er nicht selten eingetreten ist, daß durch die Versicherungsbeiträge sich der Arbeitslohn noch über den Betrag derselben hinaus verringert hat oder — was sonst geschehen sein würde — sich nicht entsprechend erhöht hat. Denn darin beruht gar nicht die Bedeutung der von den Arbeitgebern zu leistenden und auf den Arbeitslohn nicht verrechenbaren Versicherungsbeiträge, daß man damit den Arbeitern hätte ein Gnadengeschenk machen wollen, sondern darin, daß der Arbeitgeber entsprechend seiner Schutzpflicht zu handeln verpflichtet wurde, ohne daß der Hilfsarbeiter dabei mitzusorgen hatte. Es war einmal notwendig, die Abführung jener Versicherungsbeiträge unter allen Umständen zu fordern, gleichviel ob der Arbeiter wollte oder nicht; das war notwendig, weil der Arbeiter vermöge seiner Hilfsstellung in der Arbeitsgemeinschaft zur Beseitigung der schädlichen Wirkungen jener Ereignisse, um deretwillen die Versicherungsbeiträge erhoben werden, keine Vorsorge zu treffen pflegt. Wäre man hierbei stehen geblieben, so hätte man dahin gelangen können, die Beiträge unmittelbar von den Arbeitern einzutreiben oder doch eine unbeschränkte Verrechnung auf den Lohn zu gestatten, und auch so wäre der Segen für die Arbeiter daraus nicht ausgeblieben. Aber man ging mit Recht noch weiter und erklärte es zweitens für notwendig, daß der Arbeitsherr gewisse Arten und gewisse Teile jener Beiträge ganz unmittelbar selbst, ohne Verrechnung auf den Lohn, trage, entsprechend der Thatsache, daß der Arbeitsherr zu eben diesem Verhältnis vermöge seiner Stellung in der Arbeitsgemeinschaft die Schutzpflicht zu übernehmen habe. Der praktische Erfolg aber war, daß man damit die, z. B. bei den Unfallversicherungsbeiträgen, höchst schwierigen und ebenso kostspieligen Verrechnungen auf den Arbeitslohn von vornherein abschnitt.

Überall handelt es sich daher hier nicht um Geschenke, nicht um Ausgaben, die vorher gar nicht gemacht wurden, und die man nun willkürlich und gleichsam in einer Anwandlung von Menschenfreundlichkeit befiehlt, sondern diese Ausgaben sind nur von Stellen verschoben worden, wo sie ungerechtfertigt waren und deshalb drückten, an Stellen hin, wo die wahre Verpflichtung dazu ruht. Wir erwähnten schon, daß früher die öffentliche Armenpflege die Last tragen mußte, die heute in der Arbeiterversicherung den Arbeitsgemeinschaften selbst übertragen ist. Die Armenpflegekosten aber wurden vielleicht im einzelnen Falle von solchen Steuerpflichtigen aufgebracht, die von der nunmehr versiegten Arbeitskraft des verarmten Arbeiters durchaus niemals Dienste genossen hatten, während die eigentlich versorgungspflichtige Arbeitsgemeinschaft gar nichts dazu

Digitized by Google

beitrug. Das war ungerecht, und diese Ungerechtigkeit führte dann weiter dazu, daß die Leistung an den Arbeiter die Eigenschaft des beschämenden und entwürdigenden Almosens gewann, während er vermöge seines in Arbeit verbrachten Lebens auf ein Ruhegehalt den sittlichen Anspruch machen konnte. Diese Verschiebung der Last konnte durch die Arbeitergesetzgebung aber erst vorgenommen werden, als die Arbeitsgemeinschaften der deutschen Volkswirtschaft kräftig genug geworden waren, die Last auf eigne Schultern zu nehmen, und sich nicht mehr gleichsam von dem gesamten Volke ernähren zu lassen brauchten. Es ist daher kein Zufall, daß die Versicherungsgesetzgebung in eine Zeit fällt, wo die deutschen Arbeitsgemeinschaften nach einem zeitweiligen Niedergange sich durch innere Tüchtigkeit wieder emporzuarbeiten begannen und dies in steigenden Betriebserträgen äußerlich zu erkennen gaben. Erst im Laufe dieses Jahrhunderts hatten sich in der deutschen Volkswirtschaft Arbeitsgemeinschaften gebildet, die in ihren Beziehungen über den Rahmen der einzelnen Gemeinde, Landgemeinde oder Stadtgemeinde, in der sie sich befanden, hinausgingen, für die daher die auf dem Gemeindeleben beruhende Armenpflege nicht mehr ausreichte und zu einer ungerechten Verteilung der Last führte. So lange aber diese Arbeitsgemeinschaften noch in der Entstehung begriffen waren, konnte man nicht daran denken, ihnen sogleich die ganze Bürde aufzuladen; sie wurden während der Zeit ihrer Unmündigkeit von dem ganzen Volke erhalten, dem sie zu einer dauernden Erhöhung seines Wohlstandes verhalfen. Als man dann nach ihrer Erstarkung an die Umlegung jener Lasten ging, da erkannte man die in der Armenpflege liegende Entwürdigung der Persönlichkeit auch in den Fällen, wo sie so schreiende Mißstände wie dort bisher nicht zur Folge gehabt hatte, nämlich bei den landwirtschaftlichen Arbeitern, dem Gesinde und den Handwerksgehilfen, führte auch für diese die Versicherung ein und beschränkte dadurch in hohem Maße die Obliegenheiten der Armenpflege; man veränderte ihren Begriff und muß jetzt daran gehen, in entsprechender Weise ihre Behörden und Einrichtungen zu ändern. Die jetzt neu entstehenden Arbeitsgemeinschaften finden die Einrichtungen der Versicherungsgesetzgebung in ihrer reichen Ausbildung vor, ein allgemeines Hindernis, das der Entstehung neuer Arbeitsgemeinschaften im Wege stünde, bildet die Versicherungslast, wie sie jetzt verteilt ist, nicht. Wo dies ausnahmsweise dennoch der Fall sein sollte, wird man noch Einrichtungen schaffen müssen, durch die auch jetzt noch junge Betriebsarten während der Zeit ihrer Unmündigkeit auf Kosten der Gesamtheit erhalten werden. Untersucht man also die Wirkungen der Arbeiterversicherung auf den Wohlstand der Arbeiter, so muß man diesen stets vergleichen mit dem der Arbeitgeber. Das Steigen oder Fallen des Lohnes, in Mark und Geldstücken ausgedrückt, kann niemals einen sichern Schluß auf die Sachlage gestatten. Denn diese Auf- und Abbewegungen können möglicherweise auch verursacht sein durch das allgemeine Steigen oder Sinken des Geldwertes, und diese Bewegungen des Geld-

Digitized by Google

wertes erhalten ebenfalls wie so viele andre Vorgänge der Volkswirtschaft durch die Arbeitergesetzgebung eine neue Beleuchtung.

Wenn ein Gegenstand der Außenwelt zum Vorteil der Gesittung verwendet werden kann, so nennt man ihn ein Gut. Dasjenige Gut, welches zu diesem Zwecke brauchbarer ist als ein andres, hat den höhern Wert. Ist das Gut nur in beschränkter Menge vorhanden, so unterscheidet man von dem Werte die Schätzung (Preis). Die Schätzung eines Gutes kann immer nur durch ein andres ebenfalls schätzbares Gut stattfinden; z. B. kann man das Korn durch den Wein, den Wein durch das Vieh und endlich das Vieh wiederum durch das Korn abschätzen. Stets führt daher eine Schätzung, wenn auch vielleicht auf längerem Wege, als in dem Beispiel hier, auf sich selbst zurück. Zwingt man sich aber einmal trotzdem zu der Einbildung, daß irgend ein Gut ganz für sich allein, ohne Vergleichung mit einem andern Gute, eine Schätzung in sich trage, so würde man dieses Gut für geeignet halten müssen, daran alle andern Güter vergleichend abzuschätzen, es als Geld zu benutzen. In Wirklichkeit kann diese Eigenschaft einem Gute immer nur annäherungsweise zukommen, wenn es nämlich voraussichtlich auf absehbare Zeit immer in gleicher Stärke brauchbar bleiben und die von ihm vorhandene und zu erwartende Menge sich wahrscheinlich in gleichem Verhältnis zu dem steigenden oder fallenden Bedarf halten wird. Ein solches Gut, das sich dem Gedankenbilde der Unveränderlichkeit und Selbstschätzung annähert, ist geeignet, als Geld zu dienen. Mehrere Güterarten oder Stoffe neben einander gleichzeitig als Geld zu gebrauchen ist nur dann möglich, wenn und so lange auch das Schätzungsverhältnis dieser beiden oder mehrerer Güterarten unter einander ein derartig annähernd festes und voraussichtlich unabänderliches ist, wie dies eben bei der einen Güterart für sich beschrieben wurde. Sobald eine Güterart durch die Macht der Gewohnheit oder der Umstände oder durch zwingende obrigkeitliche Anordnung die Eigenschaft als Geld erworben hat, so liegt es ihr von dann an ob, nicht nur als Schätzungsmittel für jedes einzelne andre Gut, sondern auch als solches für alle andern Güter zusammen, als Einheit gedacht, zu dienen. Als Schätzungsmittel für ein einzelnes andres Gut kann auch jedes andre nicht geldartige, in der Schätzung schwankende Gut dienen; Schätzungsmittel für alle andern Güter zusammen ist aber nur das Geld. Diese Eigenschaft gewinnt es neu hinzu vor allen andern Gütern, wenn und sobald es zum Gelde erhoben wird; von nun an ist dieser Stoff gleich dem Werte aller übrigen Güter zusammengenommen. Es sinkt also die Schätzung aller übrigen Güter, und die Schätzung des Geldes steigt, sobald zu den bisher im Dienste der Gesittung verwerteten Güterarten eine neue Güterart hinzutritt, entdeckt, erfunden wird; denn von da an muß die vorhandene Geldmenge auch diese neuen Güter in sich vertreten und ist also um den Wert dieser in der Schätzung gestiegen, während die bisherigen nicht geldartigen Güterarten nunmehr nur

Digitized by Google

noch durch den übrig bleibenden Bruchteil der gesamten vorhandnen Geldmenge vertreten werden, also in ihrer Schätzung gesunken sind. Umgekehrt steigt die Schätzung aller übrigen Güter außer dem Gelde dann, wenn längere Zeit hindurch keine neue Güterart erfunden, entdeckt, erzeugt wird; denn die größere Festigkeit, die in einem solchen ruhigen Zeitraume die Schätzung jeder Güterart gewinnt, macht die Anwendung des Geldes in entsprechendem Maße überflüssig, läßt es in seiner Schätzung sinken und also im Verhältnis zu ihm die Schätzung aller übrigen Güter steigen.

Diese Eigenschaft der zum Gelde erhobenen Güterart, durch sich allein alle übrigen Güter insgesamt zu vertreten, ist bisher in der Volkswirtschaftslehre zu wenig beachtet worden. Dies ist der Grund, warum das Steigen des ortsüblichen Tagelohnes gewöhnlicher Arbeiter oder überhaupt das Steigen des Arbeitslohnes in Geld ausgedrückt sehr häufig zu verkehrten Schlüssen über den Einfluß dieses Vorganges auf den Wohlstand der Arbeiter führt. Das Steigen des Arbeitslohnes kann möglicherweise nur eine Folge des zeitweiligen allgemeinen Sinkens der Schätzung des Geldes sein und braucht keineswegs auch eine Erhöhung des Wohlstandes zu bedeuten. Ob diese eingetreten ist, kann man nur beurteilen, wenn man den Gewinnanteil des Arbeiters vergleicht mit den Gewinnanteilen, die gleichzeitig in der betreffenden Arbeitsgemeinschaft als Grundrente, als Kapitalzins, als Unternehmergewinn ausgezahlt werden. Nur das Verhältnis, der Vergleich zwischen diesen mehreren Gewinnanteilen ist zu betrachten. Die deutsche Arbeitergesetzgebung aber muß zur Folge haben, daß sich der Gewinnanteil der Arbeit und der Unternehmerthätigkeit in den Betrieben verbessert gegenüber den Gewinnanteilen, die in der Grundrente und dem Kapitalzins zum Ausdruck kommen.

Grundrente nennt man denjenigen Teil des Betriebsertrages, der durch zufällige, von dem Willen der Mitarbeiter unabhängige Umstände hervorgerufen wird. Solche Umstände sind bei einem Landgute der fruchtbare Boden, die günstige Lage in der Nähe einer wohlhabenden Stadt, welche stets frische landwirtschaftliche Erzeugnisse braucht. Bei einer gewerblichen Unternehmung ist es z. B. die günstig gelegene Wasserkraft oder ebenfalls die vorteilhafte Lage für den Absatz der Erzeugnisse. Die heutige Volkswirtschaftslehre wendet diesen Begriff meist nur für den Gewinn aus Landgütern in einem nicht allzu dünn bevölkerten Lande an, der sich daraus herleitet, daß die Nahrungsmittel mittelbar oder unmittelbar nur durch landwirtschaftliche Nutzung des Bodens gewonnen werden können, also in einem hinreichend dicht bevölkerten Lande fast jedes Grundstück die von dem Willen des darauf arbeitenden unabhängige, schon für sich wertvolle und besondre Fähigkeit der Nahrungserzeugung und Absatzmöglichkeit dieser Erzeugnisse hat. Diese Eigenschaft hat dann das fruchtbarere Grundstück in höherm Grade, weiter aber auch, wie gezeigt wurde, nicht allein landwirtschaftliche Grundstücke, sondern auch beispielsweise ein Grundstück

Digitized by Google

mit Erzen oder Kohlen, deren die umwohnende Bevölkerung bedarf, endlich überhaupt jeder Betrieb insoweit, als er durch seine Lage oder sonstige zufällige Umstände einen Gewinn zu machen imstande ist. Ganz nahe verwandt der Grundrente, mit zuweilen gar nicht genau bestimmbarer Grenze, ist der Kapitalzins. Das ist der Gewinn, der gleich wie die Grundrente aus dauernden Einrichtungen, Umständen entsteht, die aber nicht wie dort zufällige, vom Willen des Arbeitenden unabhängige sind, sondern von ihm absichtlich zum Zwecke des Gewinnes durch Arbeit vergangner Zeiten hergestellt wurden. Bei einem Landgute sind es die Ackergeräte, die Gebäude, bei einem Bergwerke die Hebevorrichtungen, Wasserabflüsse, Schuppen, bei einer Fabrik die Maschinen. Beiden, Grundrente und Kapitalzins, steht nun der Arbeitslohn und Unternehmergewinn gegenüber, das ist der Teil des Betriebsgewinnes, der der augenblicklichen Arbeitsleistung des Menschen, der geistigen oder der leiblichen, bei dieser oder jener wirtschaftlichen Thätigkeit entspricht.

Es ist nun ohne weiteres ersichtlich, daß bei keiner wirtschaftlichen Thätigkeit und ihrem Erfolge, dem Gewinn, die Grundrente, der Kapitalzins, der Unternehmergewinn oder der Arbeitslohn fehlen können, sondern daß es sich immer nur darum handeln kann, ob der eine oder der andre Bestandteil überwiegt. Und weiter lehrt schon eine oberflächliche Betrachtung, daß bei gering entwickelter Volkswirtschaft, bei halbwilden Völkerschaften die Bedeutung der Grundrente die des Kapitalzinses bedeutend überwiegt, während umgekehrt der Einfluß oder der Anteil der Grundrente an den Gesamterträgnissen der Gesamtwirtschaft eines Volkes umsomehr im Verhältnis zum Kapitalzins zurücktritt, als die Gesittung des Volkes steigt, die Macht seiner Mitglieder über die Außenwelt, über die Bewegung des toten Stoffes durch Entdeckungen, Erfindungen, zweckmäßige gegenseitige Hilfe wächst. Endlich aber müssen beide, Kapitalzins wie Grundrente, in ihrer Bedeutung gegenüber Arbeitslohn und Unternehmergewinn jedesmal dann verlieren, wenn dafür gesorgt wird, daß die Volkswirtschaft nicht gleichsam einschlummert, nicht nur die Früchte früherer ererbter Arbeitsgewinne und zufälliger günstiger Umstände zieht, sondern die augenblicklichen Kraftleistungen an der Erschaffung der Werte stets den wichtigern Anteil haben. Diesen günstigen Erfolg für Arbeitslohn und Unternehmergewinn herbeizuführen, ist die deutsche Arbeitergesetzgebung in hohem Maße geeignet. Denn indem die Arbeiterversicherung dem größten Teil aller Arbeitenden im Volke einen Schutz gegen Vernichtung, gegen Armut und Elend gewährt, ermöglicht sie für diese ihre Schutzbefohlenen erst eine zuversichtliche Schaffensfreude und eine Steigerung ihrer Arbeitsfähigkeit über maschinenähnliche Fertigkeiten hinaus. Sie hat die Grundlagen geschaffen für eine fortwährende Veredelung der Arbeitstüchtigkeit und verleiht dieser somit das Übergewicht über Grundrente und Kapitalzins, während bisher in schroffen Gegensätzen bald die Volkswirtschaft in eine gewisse Erstarrung versank, wo dann die zufälligen

Digitized by Google

Inhaber ererbter Grundrenten träge dahinlebten, bald rohe körperliche Kraftleistungen die ererbten Errungenschaften völlig zu zerstören suchten.

Die Ziele der Volkswirtschaft erscheinen in einem ganz andern Lichte, sie scheinen ganz andre geworden zu sein, nachdem die Arbeitergesetzgebung eingeführt ist. Die Volkswirtschaftslehre legte bisher der Steigerung des Wohlstandes, und zwar desjenigen Wohlstandes, der in der Anhäufung von Reichtümern, von Kapitalbesitz und Grundrentenbesitz zum Ausdruck kommt, ein zu großes Gewicht bei. Sie sieht allzusehr auf die leblosen Sachen und Werte, die hervorgebracht sind und fertig daliegen, und übersieht den lebendigen Zusammenhang, der zwischen der Volkswirtschaft und der Pflichtenlehre besteht. Gerade diesen Zusammenhang erkennt man in der deutschen Arbeitergesetzgebung. Man kann nunmehr unter „Volkswirtschaft" nicht mehr die Erzeugung, den Umlauf und den Verbrauch der Güter verstehen, sondern muß sie vielmehr erklären als die Bewegung des Stoffes, insofern diese unmittelbar der Pflichterfüllung in Sitte, Recht und Glauben dient. Die Erhöhung des durchschnittlichen Volkswohlstandes und das Streben des Einzelnen, unter den Mitlebenden einen höhern Wohlstand, Reichtum zu erwerben, ist kein Selbstzweck, kein Ziel, das um seiner selbst willen bestehen kann. Und doch muß dies demjenigen, der die Volkswirtschaftslehre von ihren bisher maßgebenden Vertretern anhört, so scheinen, als ob es so wäre; nicht deswegen, weil diese maßgebenden Vertreter durchweg jene Meinung hätten, sondern deswegen, weil auch die, die sie etwa nicht teilen, die Volkswirtschaftslehre nicht in dem ihr unentbehrlichen Zusammenhange mit der Pflichtenlehre behandeln. Ein Steigen des Wohlstandes ist gleichbedeutend mit einer Veredelung der Pflichten; ersteres ist nur der äußerliche, gleichsam leibliche Ausdruck für den mehr geistigen Inhalt des letztern. Reichtum, d. h. überragender Wohlstand unter einer größern Anzahl Mitlebender, ist gleichbedeutend mit höhern Pflichten gegenüber diesen Mitlebenden, insbesondre mit der Pflicht, diese in ähnlicher Weise zu schützen und zu fördern, wie es der Arbeitsherr gegenüber seinen Arbeitern vermöge der Schutzpflicht thut. Freilich ein Gericht und eine Bestrafung jemandes, der diese höhern Pflichten trotz des höhern Wohlstandes vernachlässigt, ist nicht möglich; ebensowenig wie Schiedsgerichte zwischen allen Arbeitern und allen Arbeitsherren über die Höhe des Lohnes möglich sind. Sondern der Urteilsspruch wird abgegeben durch die Achtung oder die Mißachtung, die der Pflichtgetreue oder der Pflichtvergessene in der Gesellschaft genießt. Das sind zwar nur Worte, und ein Zwang kann nicht geübt werden, aber es wird dennoch nicht nur bei Worten bleiben, sondern die Lehren der deutschen Arbeitergesetzgebung werden sich hier auch ohne Zwang fruchtbar und wirksam erweisen, nur dadurch, daß ihre Lehre ausgesprochen wird. Denn das Wort ist mächtig und hat sich die Welt erobert.

Es ist gewiß, daß sich auf diesem Wege auch Verbesserungen vollziehen werden bei der Frauenarbeit, der Kinderarbeit und den überlangen täglichen

Digitized by Google

Arbeitszeiten, die die Arbeitskraft erschöpfen, erniedrigen und dadurch einer höhern Entwicklung hinderlich sind. Man darf aber auch hier das Verhältnis nicht so ansehen, als ob die Arbeitgeber gewissermaßen nur aus einer hergebrachten übeln Sitte die Mitarbeit der Frauen und Kinder und die überlange Tagesarbeitszeit beibehielten, und als ob es nur von ihrer Gnade abhinge, dies zu ändern. Es ist auch irrig, wenn man meint, daß diese Übelstände erst durch die neuern Großgewerbebetriebe herbeigeführt worden seien; ist es doch allgemein bekannt, daß in der Landwirtschaft Frauen und Kinder stets mitarbeiten. Nur gewisse häßliche Erscheinungen sind gerade bei großgewerblichen Betrieben die Folge der Mitarbeit der Frauen und Kinder in engen und der Gesundheit nachteiligen Räumen. Immer wird das Verhältnis zwischen mehreren gleichzeitigen Einzelwirtschaften und deren Trägern, den Familien, bestehen bleiben, daß die eine einen größern Teil ihrer gesamten Arbeitskraft, nämlich die ganze Arbeitskraft der Hausfrau und die der Kinder bis über das mannbare Alter hinaus lediglich zur Erziehung der letztern und höchstens zu häuslicher Arbeit zu verwenden, während in der andern Familie die Frau immer und die Kinder schon von jüngern Jahren an mit erwerben müssen. Es wird ferner stets das Verhältnis zwischen den Arbeitsthätigkeiten mehrerer zu gleicher Zeit lebenden Personen bestehen, daß die eine von ihnen eine mehr gleichbleibende, eine niedrigere, also auch an Stunden längere Arbeitszeit hat als die andre von ihnen. Diese Ungleichheit, dieses ungleiche Verhältnis wird immer bestehen, dabei ist aber dennoch in der Art ein Fortschritt möglich, daß in ferner künftiger Zeit die alsdann in dieser Beziehung am schlechtesten gestellten Einzelwirtschaften, Familien, Arbeiter sich in einer bessern Lage befinden, als zur gegenwärtigen Zeit die hierin am meisten begünstigten. Freilich wird es auch alsdann wieder noch höher begünstigte geben, an die jetzt überhaupt niemand entfernt hinanreicht. Es ist das also nur eine Richtung, in der die Entwicklung vor sich gehen wird, nicht aber ein endgiltig erreichbarer Abschluß dieser Bestrebungen. Es kann und darf also weder von der Gesetzgebung noch von der aus ihr schöpfenden Lehre versucht werden, für alle eine gleiche Arbeitszeit einzuführen und Frauen- und Kinderarbeit ganz auszuschließen, sondern die einzigen Obliegenheiten, die die Gesetzgebung hier hat, sind, erstens die nach den derzeitigen wirtschaftlichen Verhältnissen unstreitig nicht mehr notwendigen, also, wenn sie doch vorkommen, mißbräuchlichen Ausnutzungen der Arbeitskraft der Frauen, Kinder oder Arbeiter zu verhindern, sodann aber, und das ist das wichtigere, allen Gelegenheit zu geben, daß sie ihre Arbeitskraft ausbilden und so die übermäßige Länge der Arbeitszeiten, die Frauen- und Kinderarbeit mehr als bisher entbehrlich machen. Ein endgiltiger Abschluß kann hier unter keinen Umständen jemals erreicht werden, sondern es ist alles erreicht, was erreicht werden kann, wenn jedem der Weg unter annähernd gleichen Bedingungen freisteht, sich selbst und andern zu

Digitized by Google

helfen. Das aber führt eben die Arbeiterversicherung herbei, indem sie der übergroßen Mehrzahl aller Arbeitenden einen Schutz gegen die drohendsten wirtschaftlichen Gefahren gewährt und sie dadurch in die Lage versetzt, mit Zuversicht die Verbesserung ihres Zustandes zu betreiben.

Daher ist die so häufig aufgestellte Behauptung unrichtig, die modernen wirtschaftlichen Zustände müßten eine unheilbare und durch keine Gesetzgebung aufzuhaltende Verschlechterung der gesundheitlichen körperlichen und geistigen Eigenschaften der arbeitenden Bevölkerung zur Folge haben und hätten sie schon zur Folge gehabt. Man gelangt zu diesem Irrtum dadurch, daß man den Vergleich zieht zwischen den Tüchtigsten vergangner Zeiten, deren Eigenschaften durch sagenhafte Zusätze noch edler erscheinen, mit den Geringsten der Gegenwart. Da fällt freilich der Vergleich, soweit unsre geschichtlichen Kenntnisse überhaupt zurückgehen, immer zu Ungunsten der Gegenwart aus. Vielleicht würden wir sie stolzer beurteilen können, wenn wir jene sagenhaften Ausschmückungen der Vergangenheit abzusondern vermöchten, und sicher würde dieser Fall eintreten, wenn wir die durchschnittlich erreichte Ausbildung des Geistes und Leibes der Volksmitglieder aus vergangnen Zeiten mit der Gegenwart verglichen. Sicherlich wohnt heute der Fabrikarbeiter besser und ist nicht nur geistig, sondern auch leiblich edler ausgebildet, als ehemals der Hörige und Leibeigne einer überwiegend der Landwirtschaft obliegenden Volkswirtschaft. Einst wird die Zeit kommen, wo der geringste Arbeiter edler sein wird als jetzt die hervorragendsten im Volke. Aber freilich wird es auch dann immer wieder noch edlere, überragende geben; und so wird die Entwicklung bis in das Unendliche fortgehen. Hierzu aber muß der darauf gerichteten Thätigkeit der Weg frei gehalten, und es muß verhütet werden, daß ein großer Bruchteil aller Volksmitglieder dadurch von vornherein davon abgeschnitten ist, daß täglich drohende und zuletzt erdrückende Gefahren keinen Mut zu solchem Vorgehen aufkommen lassen.

Die Nachahmung der deutschen Arbeiterversicherung durch die außerdeutschen Kulturstaaten wird nicht lange auf sich warten lassen. Bis dahin wird aber die deutsche Volkswirtschaft durch jene Einrichtungen sich in einer wesentlich günstigern Lage befinden und vielleicht noch in solchen Dingen einen Vorsprung gewinnen, worin es ihr bis jetzt noch nicht gelungen ist; denn die Lage des Lohnarbeiters ist jetzt in Deutschland bedeutend besser als anderswo. Eine gewisse Abschließung, wenigstens auf vorübergehende Zeit, wird dabei wohl nicht ausbleiben. Denn es ist sehr wahrscheinlich, daß diejenigen Lohnarbeiter, die einmal eine Anwartschaft auf Versorgung durch die Arbeiterversicherung erworben haben, nicht so leichten Herzens diese Vorteile durch dauernde Auswanderung aufgeben werden, als dies bisher geschehen ist. Diese Wirkung wird namentlich dann eintreten, wenn erst die Alters- und Invalidenversicherung eingerichtet und durchgeführt sein wird; denn vorläufig ist ja nur

Digitized by Google

den Bundesstaaten vom Reiche aufgegeben worden, die erforderlichen Einrichtungen zu schaffen. Dies zu erwartende Festhalten der einmal in Deutschland beschäftigten und in Versicherungsansprüche eingerückten Arbeiter wird jedoch wieder in demselben Maße nachlassen, als die außerdeutschen Kulturstaaten in der Arbeitergesetzgebung folgen. Ähnliche Verhältnisse kann man bei der abschließenden Wirkung der deutschen Einfuhrzölle, namentlich der landwirtschaftlichen, der Kornzölle, erwarten. Unter ihrem Schutze muß sich die deutsche Landwirtschaft so umgestalten, daß sie nach nicht zu ferner Zeit den ungehinderten Wettbewerb auch begünstigterer Länder ohne Schaden ertragen kann. Umgekehrt wird über kurz oder lang die Abschließung durch die Arbeitergesetzgebung dahin führen, daß das Ausland dem deutschen Beispiel auf diesem Gebiete folgt, um den Wettbewerb mit ihm ertragen zu können.

Zwei Kapitel über den Talmud

2. Inhalt und Proben

Der Talmud besteht, wie schon bemerkt, aus zwei Hälften, der Mischnah (wörtlich: Wiederholung, nämlich mit Ausdeutung und Anwendung des mosaischen Gesetzes) und der Gemara (chaldäisch das hebräische Amurah, wörtlich: Gesprochenes), dem Kommentar zur Mischnah, der etwa den achtzehnfachen Raum derselben einnimmt und sich ihr Satz für Satz anschließt. Die Mischnah und mit ihr die in sie eingeschobene Gemara zerfällt in 6 Sedarim (Ordnungen), jeder Seder in eine Anzahl Massichthoth (Abhandlungen), jede Massichtha in Perakim (Kapitel) und jeder Perek in Mischnoth (Verse oder Paragraphen). Die Gesamtzahl der Abhandlungen beträgt 70, die der Kapitel 525, die der Paragraphen 4187. Die Sedarim reihen sich folgendermaßen an einander.

1) Seder Serajim, der in 11 Abhandlungen zerfällt, 2) Seder Moëd, der 12 enthält, 3) Seder Naschim, 7, ferner 4) Seder Nesikin, 10, dann 5) Seder Kodaschim, 11, endlich 6) Seder Taharoth, 12 Abhandlungen enthaltend. Zu diesen 63 Abhandlungen der 6 Ordnungen treten noch 7 kleine. Unsre Quelle giebt einen ausführlichen Überblick über den Inhalt der einzelnen Abhandlungen. Wir müssen uns hier kürzer fassen und können im folgenden nur das wichtigste mitteilen. Berachoth, die erste Abhandlung des Seder Serajim,

Digitized by Google

beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie man beten und Gott loben soll, und mit Segenssprüchen über Bäume, Feldfrüchte, Weinstöcke und Brot. Peah, die zweite, handelt von dem Armenrecht an Äckern, Ölbäumen und Weinbergen, Demai, die dritte, von Zweifeln wegen der Zehnten, Kilajim, die vierte, von unerlaubten Vermischungen von Gewächsen, Tieren und Kleiderstoffen, wobei verboten wird, zweierlei Tiere durch Zusammenspannen oder Begattung zusammenzubringen und Zeug aus einer Mischung von Wolle und Flachs zu fertigen; die fünfte Abhandlung, Schebiith, bespricht das vom mosaischen Gesetz angeordnete Erlaßjahr, das Düngen und Einpferchen der Äcker, den Unterschied zwischen ihnen, die Früchte, deren Ausfuhr untersagt ist, u. dergl., die sechste, Therumah Gedolah, hat es mit der großen Hebe zu thun, die siebente, Maaser Rischon, mit der Verzehntungspflicht überhaupt, die achte, Maaser Scheni, mit dem Zehnten, der noch ausgesondert werden sollte, um in Jerusalem in heiliger Fröhlichkeit verzehrt zu werden, die neunte, Challah (Kuchen) genannt, mit dem Erstlinge des Teiges, der Gott geheiligt sein und den übrigen Teig heiligen sollte; die zehnte, Orlah, handelt davon, daß gewisse Bäume mit ihren Früchten drei Jahre lang von ihrer Pflanzung an für unbeschnitten gelten und die Früchte nicht gegessen werden sollen, die elfte endlich, Bikkurim, betrachtet die Erstlinge, die in Jerusalem darzubringen sind, und ihre Unterschiede.

Die zweite Ordnung des Talmud, Seder Mood, enthält zunächst sehr ausführliche Bestimmungen über die Feier des siebenten Wochentags, dann wird die Sabbathsruhe und ihre Ausdehnung, dann das Osterfest mit allem Zubehör, dem ungesäuerten Brote, dem Osterlamm u. dergl. besprochen, darauf die Abgabe zur Unterhaltung des Gottesdienstes, die die zum Feste erscheinenden Pilger entrichten müssen, hierauf der Versöhnungstag mit seinen Opfern und Zeremonien, dann das Laubhüttenfest und andre Feiertage, wobei u. a. die Frage entschieden wird, ob man ein Ei, das an einem dieser Tage gelegt ist, essen darf, was uns einen Begriff von der Peinlichkeit giebt, mit der alle diese Dinge erörtert und festgestellt werden. Andre Abhandlungen dieser Ordnung beschäftigen sich mit dem Neujahrsfeste, den Fasttagen und dem Purimfeste. Die dritte Ordnung, Seder Naschim, enthält Abhandlungen über das Eherecht, über die Leviratsehe, über Heiratsbriefe, Mitgiften, Erbteile, Ehebrecherinnen, Scheidungen, Scheidebriefe, Verlöbnisse, Gelübde, ferner Regeln über den Umgang beider Geschlechter, über die Hantirung, die ein Vater seinen Sohn lernen lassen soll, was alles wieder bis aufs kleinste festgestellt wird.

Enthalten schon diese Ordnungen sehr verschiedenartige Gegenstände, oft bunt durch einander gewürfelt, so ist dies bei der vierten, Seder Nesikim, die vorzüglich von Sachen des bürgerlichen und des Strafrechts handelt, noch weit mehr der Fall. Ein Überblick über die einzelnen Abhandlungen derselben wird dies zeigen. Die erste Abhandlung, Baba Kamma (erstes Thor), bespricht die vier Hauptgattungen von Schadenklagen und Entschädigungen, Schaden, den

Digitized by Google

Menschen verursachen, Schaden, den stößige Ochsen anrichten, nachlässiges Viehhüten, unvorsichtiges Anzünden von Feuer, Ersatz bei Verwundungen, bei Meineid, bei Diebstahl und Beraubung. Die zweite, Baba Mezia (mittleres Thor), beschäftigt sich mit Funden, Anvertrautem, Vermietungen, Käufen und dabei verübtem Betrug, Pfandnehmen, Wucher, mit den Rechten von Arbeitern und Pächtern, denen öffentlicher Plätze und mit Schäden, an denen zwei Personen beteiligt sind. Die dritte, Baba Bathra (das letzte Thor), handelt von der Teilung gemeinsamen Besitzes, von Servituten, von der Verjährung, von dem, was bei einem Kaufe mit verkauft wird, und wie ein Verkauf zurückgehen kann, ferner von Erbschaften und Vermögensteilungen, endlich von dem, was zur Giltigkeit eines Vertrages erforderlich ist. Die vierte Abhandlung, Sanhedrin, hat es zuvörderst mit den verschiednen Gerichtsbehörden, dann mit den Rechten des Hohenpriesters und des Königs zu thun. Dann wird von der Erwählung der Schiedsrichter, von den Erfordernissen zur Zeugenschaft, vom Zeugenverhör und von der Verkündigung des Urteils gehandelt. Weiterhin werden die Steinigung und andre Todesstrafen besprochen, z. B. die Verbrennung (bei der kein Scheiterhaufen angewendet, sondern dem Missethäter ein brennendes Stück Holz in den Hals gestoßen wurde) und die Hinrichtung mit dem Schwerte (die keine Enthauptung, sondern ein Zusammenhauen war). Dann verbreitet sich die Abhandlung darüber, wer an der zukünftigen Welt teilhaben wird, wobei die Gemara vom Messias berichtet, und zuletzt lesen wir von Missethätern, die erwürgt wurden, insbesondre von widerspenstigen Ältesten. Die nächste Abhandlung, Makkoth, beschäftigt sich mit der Prügelstrafe, die folgende, Schebuoth, mit den verschiednen Arten des Eides, mit der Gotteslästerung und dem Fluchen, die siebente, Edajoth (Zeugnisse), mit allerhand Behauptungen der Rabbinen über die Menschen der Sintflut, über Hiob, über die Ägypter, über Gog und Magog, und mit der Erwartung, daß der Prophet Elias wiederkommen und alle Streitigkeiten der Gelehrten schlichten werde. Die achte Abhandlung dieser Ordnung nennt sich Abodah Sarah (fremder Dienst) und betrachtet die Götzen der Heiden und das Verhältnis der Juden zu ihnen, wobei besprochen wird, wie der Fromme sich bei deren Festen betragen und was er nicht an sie verkaufen soll, daß er sich vor dem Genuß ihres Opferweines und überhaupt alles von ihnen berührten Weines zu hüten hat. Diese Abhandlung ist früher in der Christenheit sehr berüchtigt gewesen, da ihr Inhalt Christum mit einschließen und schmähen sollte, was jedoch auf Irrtum beruht. Die neunte Abhandlung, Pirke Aboth (Kapitel der Väter) genannt, ist eine Sammlung von Sittensprüchen jüdischer Rabbinen bis auf die Zeit herab, wo die Mischnah zusammengestellt wurde, und wird mit Recht viel gerühmt, da sie treffliche Proben von Lebensweisheit und echter Frömmigkeit enthält, und ihre Mitteilungen über die Leuchten der Gesetzeskunde von Simeon dem Gerechten bis auf Jehuda den Heiligen für die Geschichte von

Digitized by Google

Wert sind. Schade nur, daß es ihr an aller sachlichen und chronologischen Ordnung fehlt. Die letzte Abhandlung des vierten Seder, Horajoth (gelehrte Sachen), verbreitet sich über gerichtliche Entscheidungen, die meist vom Synedrium ergangen, aber irrig waren, weshalb das, was darnach geschehen war, von der Gemeinde durch ein Opfer gesühnt werden mußte. Daran schließen sich Betrachtungen über gesalbte Priester und uneingeweihte, über die Vorzüge des Hohenpriesters vor dem gewöhnlichen Priester, des männlichen Geschlechts vor dem weiblichen, überhaupt über die Rangordnung unter den Bekennern der jüdischen Religion, nach der ein Gelehrter (d. h. immer Gesetzkenner) über allen Ungelehrten stehen soll, weshalb noch heute unter den orthodoxen Juden Talmudkenntnis eifrig erstrebt und mehr als Reichtum auch von den sehr Wohlhabenden geehrt wird.

Über die beiden letzten Sedarim des Talmud können wir wieder kürzer berichten. Die fünfte Ordnung (Seder Kodaschim) hat die Brand-, Friedens-, Sühn- und Schuldopfer nach dem dritten Buche Mosis zum Gegenstande, dann wird von den Speisopfern, den Pfingst- und den Schaubroten gehandelt, worauf das Schächten des nicht zur Opferung bestimmten Viehes besprochen wird. Dann ist von der Heiligung der Erstgeburten, von der Art, wie man auf Grund von 3. Mos. 27, 2 ff. jemand bei Gott auslösen kann, und von dem Umtauschen des ihm geheiligten, von der Veruntreuung solcher Dinge die Rede. Eine fernere Abhandlung macht sich mit den Maßen des Tempels und seiner Mauern und Vorhöfe zu schaffen, und die letzte kommt auf die Tauben zu reden, welche Wöchnerinnen in ihm darzubringen verpflichtet waren. Die sechste Ordnung endlich (Seder Taharoth) bespricht die verschiednen Arten, wie man sich durch Gefäße und Geräte, durch Zelte, namentlich aber durch Berührung von Leichen verunreinigen kann; darauf wird der Aussatz, dann das aus der Asche einer roten Kuh und fließendem Wasser bereitete Mittel, mit dem man sich von solchen Verunreinigungen befreite, und mit größter Ausführlichkeit das Baden und die dazu benutzte Ansammlung von Wasser besprochen. Die letzten fünf Traktate erörtern anderweitige Verunreinigungen im mosaischen Sinne. Die angehängten sieben kleinen Abhandlungen betreffen folgende Themata: 1) die richtige Schreibweise der Rollen des Gesetzes, 2) Verordnungen, wie um Verstorbene zu trauern ist, 3) Bräuche, die bei Verheiratungen zu beobachten sind, 4) Anstandsregeln und Sittensprüche, 5) Vorschriften für Proselyten, 6) Behandlung der Samariter, endlich 7) ein Kapitel über die Zizith oder Schaufäden.

Nun einige Proben des Inhalts und der Form des Talmud. Die Mischnah der Abhandlung Berachoth schließt mit den Sätzen: „Man ist verpflichtet, Gott zu loben über dem Bösen wie über dem Guten; denn es heißt (5. Mose 6, 5): Du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben mit deinem ganzen Herzen, d. h. mit beiden Arten der Lust, mit der guten Lust und mit der

Digitized by Google

bösen Lust, mit deiner ganzen Seele, d. h. wenn er auch deine Seele von dir nimmt, mit allem deinem Vermögen, d. h. mit allem deinem Reichtum, oder nach einer andern Erklärung: bei jedem Maße, womit er dir misset, es sei Gutes oder Trübsal, sollst du ihm danken mehr und mehr. Niemand bezeige sich leichtfertig mit Geberden oder Worten gegenüber dem Tempelthore, das gegen Morgen ist; denn dieses blickt nach dem Allerheiligsten hin. Niemand gehe auf den Tempelberg mit einem Stabe, mit Schuhen, mit einem Geldgürtel oder mit staubigen Füßen. Man bediene sich desselben auch nicht zu einem Durchgange, um den Weg zu verkürzen, viel weniger noch darf man dort ausspeien. Vor Zeiten sagten die, welche im Heiligtume auf einen Lobspruch antworteten: gelobet sei der Gott Israels von Ewigkeit! Als aber die Minnim (Sadduzäer) aufkamen, welche sagten: es giebt nur eine Zeit, hat man verordnet, zu sagen: von Ewigkeit zu Ewigkeit! Man hat auch verordnet, daß, wenn einer den andern grüßte, solches mit Meldung des göttlichen Namens geschehe, nach dem Beispiele des Boas, der den Schnittern zurief: Jehova mit euch! und sie antworteten: Jehova segne dich! So sprach auch der Engel des Herrn zu Gideon: Jehova mit dir, du streitbarer Held! Will jemand sich darnach richten, der gedenke an Sprichwörter 23, 22: Verachte deine Mutter nicht, wenn sie alt ist. So heißt es auch Psalm 119, 126: Es ist Zeit, zu thun. Jehova, sie haben dein Gesetz aufgehoben. Rabbi Nathan erklärt das so: Sie haben dein Gesetz aufgehoben, weil es Zeit ist, Jehova zu thun."*) Zu diesem letzten Verse der Abhandlung Berachoth fügen wir eine Stelle aus der darauffolgenden Gemara hinzu. Sie lautet: „Du sollst lieben den Ewigen, deinen Gott. Das ist die Überlieferung. Rabbi Elieser sagt nun: Wenn es heißt: mit deiner ganzen Seele, warum heißt es auch: mit deinem ganzen Vermögen? Und wenn es heißt: mit deinem ganzen Vermögen, warum heißt es auch: mit deiner ganzen Seele? Fürwahr, weil es Menschen giebt, denen ihr Leib lieber ist als ihr Geld, darum heißt es auch: mit deiner ganzen Seele, und weil es Menschen giebt, denen ihr Geld lieber ist als ihr Leib, darum heißt es auch: mit deinem ganzen Vermögen. Rabbi Akiba sagt: mit deiner ganzen Seele, sogar wenn man dir deine Seele nimmt. Die Rabbiner erzählen, daß einmal die griechische Regierung [es war die römische und zwar zur Zeit des Pseudomessias Bar Kochba] Israel untersagt habe, sich mit der Thora zu beschäftigen. Da kam Papus, der Sohn Jehudas und fand den Rabbi Akiba, daß er bald hier, bald da Versammlungen veranstaltete und sich hier mit der Thora beschäftigte. So sprach er zu ihm: Akiba, fürchtest du dich nicht vor der Regierung? Dieser erwiderte ihm: Ich will dir ein Gleichnis mitteilen. Womit ist die Sache zu vergleichen? Mit einem Fuchse. Dieser ging am

*) D. h. da Gott sonst das Segnen in seinem Namen geboten habe, dürfe man die Mischnah, die dessen Gebrauch verbiete, hier nicht beachten.

Digitized by Google

Ufer eines Flusses hin und sah Fische, die sich von Stelle zu Stelle sammelten. Da sprach er zu ihnen: Warum fliehet ihr? sie antworteten: Vor den Netzen, die die Menschen über uns bringen. Er sagte zu ihnen: Wenn ihr wollt, so kommt aufs Trockne, und wir wollen wohnen, ich und ihr zusammen, wie meine Väter mit euern Vätern gewohnt haben. Sie erwiderten ihm: Bist du es, den man den Listigsten unter den Tieren nennt? Aber du bist in Wahrheit kein Schlaukopf, sondern ein Narr; denn wenn wir uns am Orte unsers Lebens fürchten müssen, wie viel mehr müßte dies geschehen an einem Orte, der unser Tod wäre? So auch wir. Denn wenn es sich jetzt, wo wir uns mit dem Gesetze Gottes beschäftigen, von dem geschrieben stehet: er ist dein Leben und die Verlängerung deiner Tage, in der Art verhält, wie viel mehr würde es sich so verhalten, wenn wir hingingen und uns von seinem Gesetze entfernten. Nun berichten die Rabbinen, daß nur wenige Tage nachher Rabbi Akiba ergriffen und im Hause der Gefesselten in Ketten gelegt worden sei. Auch Papus wurde ergriffen und neben ihm angekettet. Da sprach Akiba zu ihm: Papus, wer hat dich hierhergebracht? Dieser antwortete: Heil dir, Rabbi Akiba, der du wegen der Worte der Thora ergriffen wurdest, und wehe über mich, Papus, der ich wegen verwerflicher Dinge ergriffen wurde. In der Stunde nun, da sie Rabbi Akiba zum Tode führten, war es gerade die Zeit, das Schema zu sprechen,*) und als sie ihm sein Fleisch mit eisernen Hecheln zerrissen, nahm er auf sich das Joch des Himmelreiches. Seine Schüler riefen ihm zu: Du bist unser Lehrer bis hierher. Und er antwortete: Mein Leben lang habe ich mich betrübt wegen der Stelle: Gott lieben mit meiner ganzen Seele. Ich dachte: wann wird sich das mit mir begeben, daß ich es erfülle? Und da es sich jetzt mit mir begiebt, sollte ich es nicht erfüllen? Und so hielt er beim Aussprechen des Schema bei dem letzten Worte „einer" so lange an, bis darüber seine Seele von ihm ging. Da erscholl ein Bath Kol (wörtlich: Tochter der Stimme, dann Wiederhall): Heil dir, Rabbi Akiba, daß deine Seele von dir ging, als du das Wort „einer" aussprachst! Die Engel des Dienstes vor dem Heiligen sprachen: Ist dieses das Gesetz und dieses sein Lohn von den Sterblichen? Ja, von deiner Hand, o Ewiger? denn es steht geschrieben: Ihr Teil ist im Leben. Da erscholl ein zweites Bath Kol: Heil dir, Rabbi Akiba; denn du bist bestimmt, in der zukünftigen Welt zu leben."

Nun noch eine Anzahl von den Sittensprüchen und Regeln der Lebensweisheit, die wir Goldkörnern gleich zwischen den trocknen Titteleien und Haarspaltereien des Talmud finden, und in denen wir zuweilen einer Ethik begegnen, die man für Alleinbesitz des Christentums ansehen möchte. „Wer ein volles

*) Das Glaubensbekenntnis, das täglich zu bestimmter Stunde hergesagt werden mußte: „Höre, Israel, Jehova, unser Gott, ist nur einer."

Digitized by Google

Opfer darbringt, dessen Lohn wird der eines vollen Opfers sein, und wer ein Brandopfer darbringt, dessen Lohn ist der für ein Brandopfer, wer aber Gott und den Menschen Demut darbringt, der wird einen Lohn empfangen, als ob er alle Opfer der Welt dargebracht hätte. — Wir lesen in der Schrift: Mose machte eine eherne Schlange und setzte sie auf eine Stange, und es begab sich, daß, wenn jemand eine Schlange gebissen hatte und er zu der ehernen Schlange aufschaute, er am Leben blieb. Meinst du etwa, eine Schlange von Erz mache tot oder lebendig? Nein, vielmehr soll dir dies andeuten, daß Israel, solange es zu seinem Vater im Himmel aufblickt, leben wird, und daß es untergehen wird, wenn dies nicht mehr geschieht. — Thue Buße einen Tag vor deinem Tode. Es war einmal ein König, der alle seine Diener zu einem großen Gastmahle einlud, die Stunde aber nicht angab. Da gingen nun die einen heim und zogen ihre Feierkleider an und stellten sich vor das Thor des Schlosses. Die andern aber sagten: Es ist Zeit genug dazu, der König wird uns vorher darüber Bescheid geben. Der König entbot sie jedoch plötzlich, und nun wurden die Klugen, die sich in ihren besten Gewändern vorstellten, gut aufgenommen, die Thörichten aber in ihren Alltagskleidern wurden schmählich abgewiesen. Gehe du also heute in dich, du könntest schon morgen abberufen werden. — Selbst dem gerechtesten wird im Himmel kein so hoher Platz zu teil werden wie dem aufrichtig bereuenden. — Der Lohn der guten Werke gleicht den Datteln, die spät reif werden, aber süß schmecken. — Wenn euer Gott ein Freund der Armen ist, fragte ein Heide, warum hilft er ihnen denn nicht? Die Fürsorge für sie, antwortete ihm ein Weiser, ist uns überlassen, damit wir dadurch uns Verdienste erwerben und Vergebung unsrer Sünden erlangen können. — Das Haus, das sich dem Armen nicht aufthut, öffnet sich dem Arzte. — Wer im verborgnen Almosen giebt, ist größer als Mose. — Selbst die Vögel in der Luft verraten den Geizhals. — Die Ehre deines Nachbars sei dir so wert wie deine eigne, laß dich lieber in einen glühenden Ofen werfen, als daß du jemand öffentlich Schimpf anthust. — Verleumdung ist Mord. — Wer nicht verfolgt, die ihn verfolgen, wer eine Kränkung still hinnimmt, wer aus Liebe gutes thut, wer in Trübsal getrost ist — das sind Freunde Gottes, und von denen heißt es in der Schrift: Sie werden leuchten gleich der Sonne in ihrer Stärke. — Es giebt drei Kronen: die des Gesetzes, die der Priesterschaft und die des Königtums; die Krone eines guten Namens aber ist größer als sie alle. — Vier sind, die nicht in das Paradies eingehen werden: der Spötter, der Lügner, der Heuchler und der Verleumder. — Wohne nicht neben einem frommen Narren. — Die Sonne wird schon allein untergehen, ohne deinen Beistand. — Eine Myrte bleibt selbst in der Wüste eine Myrte. — Hüte dich, zu sagen: ich bin ein Priester, ich bin edeln Geblütes, diese Arbeit ziemt sich für meine Würde nicht. — Nicht die Stelle ehrt den Mann, sondern der Mann die Stelle. — Wer täglich seine Besitzungen in

Digitized by Google

Augenschein nimmt, findet jedesmal eine kleine Münze. — Wer der Größe nachläuft, den flieht sie, wer sie flieht, dem folgt sie. — Wer seinen Zorn überwindet, dem werden seine Sünden vergeben werden. — Wie kannst du der Sünde entrinnen? denke an drei Dinge: woher du gekommen bist, wohin du gehst und wem du von allen deinen Handlungen Rechenschaft abzulegen haben wirst: dem König der Könige, dem Allerheiligen — Preis ihm! — Begehe eine Sünde zweimal, und sie wird dir erlaubt vorkommen. — Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Mensch sich schämen kann. Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, der sich vor sich selber, und dem, der sich nur vor andern schämt. — Zerknirschung des Herzens ist besser als viele Geißelungen. — Wer um des Geldes willen heiratet, für den werden seine Kinder ein Fluch sein. — Wer die Liebe seiner Jugend verläßt, über den weint der Altar Gottes. — Steige eine Stufe hinab, wenn du dir eine Frau wählst, und eine hinauf, wenn du einen Freund wählst. — Ist dein Weib klein, so bücke dich nieder zu ihr und flüstre ihr ins Ohr. — Wer unverheiratet lebt, der lebt ohne Freude, ohne Trost, ohne Segen. — Liebe dein Weib wie dich selbst und ehre sie mehr als dich selbst. — Wer seine Frau vor sich sterben sehen hat, der ist gleichsam bei der Zerstörung des Heiligtums [Tempels] selbst zugegen gewesen; um ihn wird die Welt dunkel. — Der Tag ist kurz, und der Arbeit viel, doch die Werkleute sind träge, ob auch der Bauherr dränge. Es ist nicht deine Aufgabe, das Werk zu vollenden, doch darfst du dich ihm nicht entziehen. Hast du viel geleistet, so wird auch dein Lohn groß sein; denn der Meister deiner Arbeit ist gewissenhaft in der Auslöhnung seiner Leute. Doch wisse, daß der wahre Lohn nicht von dieser Welt ist.

Den Schluß dieses Abschnittes mag das Wort bilden, das der Talmud indirekt über sich selbst ausspricht: „Die Thora ist [nämlich durch die weitschichtigen Auslegungen der Mischnah und Gemara] ein weites Meer geworden, aber es wird zusammen fließen zu dem einen: du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, und deinen Nächsten wie dich selbst."

Als Anhang mögen noch ein paar wunderliche Meinungen und Geschichtchen folgen, die der Haggadah des Talmud entnommen sind. Die Abhandlung Avoda berichtet über den Tod der Menschen: „Man erzählt vom Todesengel, daß er voll Augen sei und zu der Zeit, wo der Kranke am Sterben liege, zu dessen Häupten stehe und ein entblößtes Schwert in der Hand halte, an dessen Spitze ein Tropfen Galle hänge. Wenn der Kranke seiner nun gewahr werde, so erzittre er und öffne den Mund, und dann lasse der Todesengel ihm den Tropfen auf die Zunge fallen, davon er sterbend ein bleiches Gesicht bekomme." Nach der Abhandlung Makkoth hat aber der Todesengel, der beiläufig Sammael heißt, über einen Menschen, der sich mit dem Studium des Gesetzes beschäftigt, keine Gewalt, d. h. doch wohl, so lange er sich damit beschäftigt. Ergötzlich zu lesen ist im Traktat Ketuvoth die Behandlung des Todesengels durch einen

Digitized by Google

der Weisen Israels. „Als der Rabbi Jehoscha sterben sollte, sprach Gott zu dem Todesboten: Gehe hin und thue ihm seinen Willen. Als der nun bei ihm erschienen war, befahl ihm der Rabbi: Zeige mir meinen Platz [im Paradiese]. Der Engel erwiderte: Wohlan, so komm. Darauf versetzte der Rabbi: Gieb mir dein Schwert, du könntest mir sonst auf dem Wege einen Schrecken einjagen. Und er gab es ihm. Nachdem er aber dahin gekommen war, hob er ihn auf die Mauer des Paradieses und zeigte ihm [nämlich den Platz des Rabbi darin]. Er aber [Jehoscha] sprang und fiel auf diese [die äußere] Seite, und der Engel erhaschte den Saum seines Rockes. Da sagte der Rabbi Jehoscha: Ich schwöre, daß ich nicht gehen will. Darauf sagte der heilige hochgelobte Gott: Wenn er einen Eid geschworen hat und von ihm Auflösung desselben verlangt wird, so soll er wieder zurückkehren, wo nicht, so soll er nicht umkehren. Nun sprach der Todesengel zum Rabbi Jehoscha: Gieb mir mein Schwert wieder, und als er es ihm verweigerte, kam eine Stimme vom Himmel und sprach: Gieb es ihm, denn er bedarf seiner für die andern Geschöpfe. Hierauf aber rief Elias [im Paradiese]: Macht Raum für den Sohn Levis! macht Raum für den Sohn Levis!"

In der Abhandlung Gittin wird erzählt: „Als Titus den Tempel zu Jerusalem zerstört hatte, lästerte er auf der Meerfahrt nach Hause, von einem Sturme überfallen, der Gott der Juden scheine nur auf der See stark zu sein, er möge doch einmal auf dem Trocknen zu ihm kommen und mit ihm kämpfen. Da rief eine Stimme vom Himmel: O du ruchloser Mensch, ich habe eine kleine Kreatur, die Mücke, die mit dir kriegen soll. Als er nun ans Land stieg, flog ihm eine Mücke in die Nase, die dann sieben Jahre lang Löcher in sein Gehirn machte. Nachdem aber seine Hirnschale geöffnet worden war, fand man die Mücke, die so groß wie eine junge Taube war und zwei Pfund wog; ihr Rüssel war von Kupfer, und ihre Krallen waren von Eisen."

Im talmudischen Traktate Chollin ist zu lesen: „Der Kaiser zu Rom [Rom ist nach dem Traktate Megilla dreihundert Meilen lang und ebenso breit, und seine kleinste Gasse hat eine Länge von sechzehn Meilen] sprach zum Rabbi Jehoscha, dem Sohne Channas: Euer Gott wird mit einem Löwen verglichen (Amos 3, 8), wobei es heißt: der Löwe brüllt, wer sollte sich da nicht fürchten? Worin besteht aber seine Gewalt? Ein Ritter bringt ja einen Löwen um. Da antwortete ihm der Rabbi: Er wird nicht mit einem solchen Löwen verglichen, sondern mit dem, der im Walde Ilai wohnt. Hierauf sagte der Kaiser: Ich verlange, daß du mich den sehen lässest. Der Rabbi antwortete: Den kannst du nicht zu sehen bekommen. Der Kaiser aber sprach: Gewiß begehre ich ihn zu sehen. Da bat der Rabbi Jehoscha um Barmherzigkeit [bei Gott], und siehe, der Löwe wurde aus seinem Orte losgelassen. Als er nun noch vierhundert Meilen entfernt war, brüllte er einmal, und siehe, alle schwangern Weiber hatten Frühgeburten, und die Mauern Roms fielen zusammen. Als

Digitized by Google

er dann noch hundert Meilen weit weg war, brüllte er wieder, und siehe, den Leuten fielen die Zähne davon aus, und der Kaiser stürzte von seinem Stuhle auf den Erdboden. Da sprach er zum Rabbi: Ich bitte dich, rufe Gott um Barmherzigkeit an, daß er ihn wieder an seinen Ort bringe. Da rief der Rabbi zum Herrn um Barmherzigkeit, und Gott brachte den Löwen wieder an seinen Ort."

In einigen Abhandlungen des Talmud werden riesenhafte Geschöpfe von ganz ungeheuern Maßen erwähnt. Der Traktat Bechoroth führt z. B. den Bar Juchne an, der auch der „wilde Hahn" genannt wird und der so groß ist, daß einmal eins seiner Eier, aus dem Neste fallend und bergab kollernd, dreihundert Cederbäume niederbrach und mit seinem Inhalte sechzig Dörfer überschwemmte. Im Traktate Baba Bathra hat der Rabba, des Channa Enkel, einen Frosch gesehen, so groß wie das Dorf Akra mit seinen sechzig Häusern. „Da kam [heißt es weiter] eine Schlange und verschlang den Frosch, und darauf flog ein Rabe herzu, der die Schlange verschluckte und sich dann in die Luft erhob, um sich auf einen Baumast zu setzen. Rate, wie dick der Ast gewesen sein muß." Derselbe Rabbi spricht an dem angeführten Orte als Augenzeuge von einem gewaltigen Fische, der, von der See tot ans Land geworfen, mehrere Ortschaften zerstört habe. „Sechzig Städte aßen von ihm, sechzig andre pökelten Fleisch von ihm ein und füllten dreihundert Fässer mit Thran, den sie aus einem seiner Augäpfel gewonnen hatten. Als wir nach zwölf Monaten nach der Gegend zurückkehrten, sahen wir, wie man seine Gebeine zersägte, um davon die Städte wieder aufzubauen, die er zerstört hatte." In derselben Abhandlung des Talmud erzählt der Rabbi Safra: „Als wir einmal auf einem Schiffe fuhren, bemerkten wir einen Fisch, der seinen Kopf aus dem Meere erhob und Hörner hatte, auf denen geschrieben stand: Ich bin eins von den kleinen Geschöpfen, [nur] dreihundert Meilen lang, die in den Rachen des Leviathans gehen." Der Leviathan ist im Buche Hiob unstreitig das Krokodil, im Talmud dagegen ein schlangenartiges Ungetüm, von dessen Gattung Gott ursprünglich zwei Exemplare, ein männliches und ein weibliches, geschaffen hatte. „Hätten sie Junge erzeugt, so würden sie die Welt zu Grunde gerichtet haben. Was that da der heilige, hochgelobte Gott? Er hat das Männchen verschnitten, das Weibchen aber geschächtet und eingesalzen für die Zukunft."

Digitized by Google

Der neue trojaniſche Krieg

Die ſelbſtherrliche Art, in der Profeſſor Virchow auf dem Anthropologenkongreß zu Wien ein Sendſchreiben des Hauptmanns Ernſt Boetticher in Angelegenheit der Ausgrabungen von Hiſſarlik abfertigte, hat bei allen Unparteiiſchen peinliches Aufſehen erregt. Sollte es ſeine Abſicht geweſen ſein, den Gegenſtand dadurch, daß er ihn von der Tagesordnung jener Verſammlung ſtrich, überhaupt zu beſeitigen, ſo dürfte er das ungeeignetſte Mittel ergriffen haben. Denn natürlich wird man begierig, zu erfahren, worin denn die Taktloſigkeit beſtehe, durch die Boetticher eine derartige Behandlung verſchuldet habe. Iſt ſie in ſeinem „Offenen Sendſchreiben“ an den Kongreß enthalten, oder in der mit dieſem eingereichten Schrift: La Troie de Schliemann une nécropole à incinération à la manière assyro-babylonienne (Louvain, 1889)? Daß er in dem erſtern gewiſſe Behauptungen Schliemanns und ſeiner Anhänger für falſch erklärt und auf Widerſprüche in den Angaben und Deutungen in den verſchiednen Büchern Schliemanns hinweiſt, kann nicht gemeint ſein, da er in jedem Falle den Beweis antritt. Streitig iſt die ganze Sache noch, und zwar nicht allein zwiſchen Schliemann und Genoſſen einerſeits und Boetticher anderſeits; Boetticher kann irren, aber er ſetzt nicht einfach Behauptung gegen Behauptung, und es wäre doch etwas ganz neues in der wiſſenſchaftlichen Welt, wenn jeder Verſuch einer andern als der zuerſt gegebenen Auslegung als „taktlos“ zum Schweigen gebracht werden ſollte. Sehen wir aber von dieſen Punkten ab, ſo bleibt nur noch eine Stelle in dem Sendſchreiben verdächtig, nämlich folgende: „Die Sache ſteht ſchon längſt ſo, daß die allgemein gehaltenen Redensarten nicht mehr am Platze ſind.“ Wollte etwa Profeſſor Virchow nur zeigen, daß nach ſeiner Anſicht jene Friſt noch nicht abgelaufen ſei? Oder war es taktlos, mitzuteilen, daß Boetticher ſich genötigt geſehen hat, den Kampf in franzöſiſcher Sprache und in einer belgiſchen Zeitung fortzuführen, weil er in Deutſchland nicht mehr zum Worte kommen konnte?

Die Schrift La Troie de Schliemann wird durch ein Vorwort des Univerſitätsprofeſſors L. de Harlez in Löwen eingeleitet, das ſich zwar für die Unterſuchungen Böttichers ausſpricht, aber zugleich den Verdienſten Schliemanns in vollem Maße Gerechtigkeit widerfahren läßt. Der belgiſche Gelehrte gedenkt

Digitized by Google

der Aufregung, die sich der ganzen wissenschaftlichen Welt bei der Nachricht bemächtigte, daß Schliemann beabsichtige, nach Kleinasien zu gehen und „dort seine Zeit, seine Mühe und sein Vermögen der Aufdeckung der Überreste des Troja der Ilias und der Äneis zu weihen"; der „Spannung, mit der Europa dem Fortschritte der Arbeiten des hochherzigen und unermüdlichen Forschers folgte"; der Publikationen, in denen Schliemann über seine Funde Rechenschaft ablegte und seine Ansichten über deren Bedeutung vortrug; und er beschließt diese Übersicht mit den Worten: „Wie auch das Endurteil der Wissenschaft ausfallen möge, ob die ausgegrabnen Bauten Städte oder was sie sonst seien: das Verdienst des hochherzigen und begeisterten Gelehrten, dem man die Früchte seiner Arbeiten verdankt, wird dadurch in keiner Weise verringert, und eine Undankbarkeit, deren sich gewiß niemand schuldig machen wird, wäre es, die von ihm geleisteten Dienste wie seinen Anspruch auf Ruhm zu verkennen." Und nachdem er den Standpunkt Böttichers gekennzeichnet und die Gründe, die für diesen sprechen, dargelegt hat, spricht de Harlez endlich die Überzeugung aus, „daß nach der ersten Überraschung Männer von der wissenschaftlichen Bedeutung und dem vortrefflichen Charakter wie der berühmte Professor Virchow die ersten sein werden, die dem einen wie dem andern sein Recht werden lassen, und zugleich dem großen und edeln Erforscher Hissarliks und dem scharfsinnigen und uneigennützigen Gelehrten, der den wahren Charakter der antiken Nekropole erkannt hat, ihre dankbare Anerkennung widmen."

In diesem letzten Punkte scheint sich de Harlez allerdings getäuscht zu haben, aber daß er Schliemann irgendwie zu nahe getreten sei, wird wohl Professor Virchow nicht behaupten wollen.

Somit bleibt noch Böttichers Buch selbst. In alle Einzelheiten der 115 Großoktavseiten und 12 Tafeln umfassenden Abhandlung einzugehen, verbietet sich aus verschiednen Gründen. Heben wir die wesentlichsten Punkte hervor, die ihn bestimmen, zu leugnen, daß das verschiedne Mauerwerk, das bisher aufgedeckt worden ist, von der Stadt Troja herrühre, so erhalten wir folgendes. Schliemann giebt zu, weder von Häusern noch von der Mauer der Unterstadt, die er annimmt, Reste gefunden zu haben, sondern lediglich den geglätteten Fels, auf dem sie seiner Meinung nach gestanden hat. Die angebliche Akropolis liegt nach Böttticher zuunterst in dem künstlichen Hügel und in gleicher Höhe mit jener Unterstadt Schliemanns, sie hat überdies nur die Größe der Kaisermausoleen zu Rom. Einzelne Objekte seien in den verschiednen Publikationen ganz verschieden dargestellt. Was für Burgmauer, deren Thore und Türme ausgegeben wird, sei einfach eine Anlage von Kommunikationen im Innern und nach oben. Eine Doppelmauer, die von den zweiten Ansiedlern zur Verlängerung eines Thores niedergelegt worden sein soll, sei noch 1881 von Burnouf gesehen worden. Weder die Größenverhältnisse noch die Beschaffenheit der ohne Mörtel, ohne Lot und Winkel-

Digitized by Google

maß aufgeführten Mauern berechtige zur Annahme von Tempeln und Palästen. Nicht mehrere Städte für Lebende, sondern Geschosse einer Totenstadt bauten sich über einander auf. Diese könne zu Troja gehört haben. Die Ähnlichkeit der Anlage mit mehreren Nekropolen in der Nähe der Dardanellen und am Euphrat und Tigris springe in die Augen.

Unsers Dafürhaltens wird durch den Schriftenwechsel zwischen Schliemann und Boetticher allein schwerlich Klarheit in die Sache gebracht werden, beide stehen dieser nicht unbefangen genug gegenüber, und Boetticher ist offenbar nicht an Ort und Stelle gewesen, sondern urteilt nur nach den Publikationen, daher denn auch Dörpfeld die Aufforderung: „Widerlegen oder anerkennen!“ seinerseits beantwortet: „Selbst sehen und dann urteilen!“ Schliemann will die Reisekosten tragen, Boetticher hat unter dieser Bedingung die Herausforderung angenommen. Es ist ja möglich, daß Boetticher sich durch den Augenschein überzeugen läßt, fehlgeschossen zu haben, oder daß unparteiische Fachmänner ihm Unrecht geben. Aber auch dann würde man ihm sein Auftreten nicht zum Verbrechen machen dürfen. Wenn nur Philologen und Archäologen von Beruf in diesem Falle mitreden dürften, wären auch Schliemann und Virchow zum Schweigen verurteilt.

Unwillkürlich erinnert man sich so mancher frühern Fälle, wo Professoren die von Nichtprofessoren, von Empirikern, aufgestellten Theorien einfach für Hirngespinste, nicht der ernsthaften Besprechung wert erklärten, um ihnen später thatsächlich doch einen gewissen Wert zuzuerkennen. Galls Schädellehre war „Schwindel,“ und jetzt belehrt uns die Physiologie, daß allerdings gewisse Erhöhungen das Vorhandensein bestimmter Fähigkeiten verraten. Mit welcher Verachtung wurde von Hahnemann und Priesnitz gesprochen, und wo wäre heutzutage ein Arzt, der nicht gelegentlich bei Beiden Anleihen machte? Wie dachte man einst und wie denkt man jetzt über Magnetismus und Elektrizität? Als Justus Liebig sich dem Gipfelpunkt seines Ruhmes näherte, bekämpfte ein Praktiker, Sprengel, mit großer Lebhaftigkeit die ganze Agrikulturchemie Liebigs, zog als Namenloser gegen den berühmten Gelehrten den kürzern, und hat wahrscheinlich nicht mehr erlebt, daß Gelehrte und Ungelehrte sich zu seiner Anschauung bekannten. Nun rümpfen wieder Professoren die Nase über Falb und Servus, obgleich sich auch über ihre Häupter die von den unzünftigen Meteorologen vorausgesagten Wetterstürme ergießen. Niemand kann es den Gelehrten verargen, wenn sie neuen Theorien und Entdeckungen Mißtrauen entgegenbringen, strenge Kritik üben — möchten sie dies doch stets den neuen Heilmitteln gegenüber thun! Aber ungeprüft alles verwerfen, was gegen die bisherige Lehrmeinung verstößt und von Laien vorgebracht wird, Thatsachen leugnen, weil der wissenschaftliche Nachweis noch aussteht, das schädigt schließlich auch das Ansehen der Gelehrtenwelt.

Die Entdecker und Erfinder beeinträchtigen sehr häufig sich selbst durch Übertreibung, das ist allbekannt. Sie verlieben sich in ihren Gegenstand, ver-

Digitized by Google

allgemeinern, ſehen, was ſie ſehen wollen und führen auf ſchwankender Grundlage phantaſtiſche Syſteme auf. Solche Gebilde zu zerſtören, iſt Recht und Pflicht der Fachmänner, nur dürfen ſie nicht das Richtige, von dem die Schwärmer ausgingen, mit ausrotten wollen. Auch Schliemann trägt Scheuklappen, ohne die er niemals ſo Großes zuwege gebracht hätte; er hat wiederholt gefunden, was er finden wollte, und hat ſich von mancher vorgefaßten Meinung losſagen müſſen. Nun weigere man ſeinen Gegnern nicht das Recht zu forſchen, zu kritiſiren, zu irren und ſich berichtigen zu laſſen; auch ihnen iſt es nicht minder um die Sache zu thun.

Neue Erzählungen

Zweite Reihe

Auch ein neuer Band der geſammelten Werke von Maximilian Schmidt: Der Leonhardsritt, Lebensbild aus dem bairiſchen Hochlande zur Zeit des deutſch-franzöſiſchen Krieges 1870—1871 (Leipzig, Liebeskind, 1889) iſt in dieſem Jahre erſchienen, und zwar ein beſſeres Buch als die ihm unmittelbar vorhergegangnen Bücher Schmidts. Nicht deswegen, weil Schmidt eine neue Entwicklung genommen hätte, er iſt derſelbe geblieben, und auch dieſes neue „Lebensbild“ iſt mit den alten Farben und mit den alten Motiven geſchaffen. Aber die Kompoſition der Erzählung iſt ſchöner, ſorgfältiger als im „Liſerl“ oder im „Muſikanten,“ und die wenig geſchmackvollen Exkurſe in die altbekannte Orts- und Sittengeſchichte Oberbaierns ſind vermieden, die vaterländiſchen Erinnerungen nur hie und da eingeſtreut worden.

Schmidt iſt kein Dichter vom Schlage der Gotthelf, Reuter oder Anzengruber: die urwüchſige Kraft dieſer ſchöpferiſchen Dichter fehlt ihm, und ſein Humor — ohne den der Dorfgeſchichtenſchreiber gar nicht beſtehen kann — iſt auf kleine Schwänke bäueriſchen Stiles oder auf einen ſcherzhaften Dialog beſchränkt. Schmidt iſt ſentimental, er glaubt ſeinen Bauern ſchmeicheln zu müſſen, ſie erſcheinen bei ihm im farbenprächtigen Sonntagsgewand, und dieſes iſt meiſt echter als ihre veredelte Seele. Es will uns z. B. gar nicht bäueriſch erſcheinen, wenn eine Bauerndirne litterariſche Kenntniſſe aufweiſt, wie die Mirdei in dieſem „Leonhardsritt,“ die ihren ſtarrköpfigen Vater durch den

Digitized by Google

Vortrag eines Gedichtes „umkriegen“ will. An Stellen, die ein ganz städtisches Empfinden verraten und doch bäuerlicher Ausdruck sein sollen, wie z. B. das weltschmerzliche Denken Lindls — einer Figur, die den Wurzelsepps, Steinklopferhanns und ähnlichen „Einsams“ von Anzengruber nachempfunden ist —, fehlt es auch nicht. Aus der ganzen Tonart dieser neuen Erzählung von Maximilian Schmidt ist aber zweierlei herauszuhören: erstens daß der Dichter den bekannten Gegensatz zwischen Baiern und Preußen in lobenswerter nationaler Gesinnung teils tadeln, teils verwischen will, und er thut das sehr taktvoll, sehr geschickt, mit vorzüglicher Kenntnis eines naiven Publikums, das er sich schließlich wohl als Leser seiner Erzählung denken mag. Es wäre in der That zu wünschen, daß seine Schriften Lesestoff desselben Volkes werden, das er schildert. Das zweite erkennbare Streben des Dichters dürfte von weniger idealen Motiven geleitet sein, es ist in der lauwarmen Gesinnung unsrer Familienjournale zu suchen, die sich immer mehr einzubürgern scheint. Nur keine Tragik! ist ihre Losung, nur keine Mannskost, nur nichts, was die Gemüter kräftig ergreifen kann. Unsre Abonnentinnen wollen sich unterhalten, aber nicht erschüttern lassen. Diese Gesinnung ist als Rückschlag gegen die Roheiten der Naturalisten wohl zu erklären, aber nicht zu loben, weil sie die Erzähler zur charakterlosen Kunst drängt, zur sentimentalen Schonung philisterhafter Ruhe, weibischer Nervenschwäche. In Frankreich vertritt Georges Ohnet zuweilen diesen Familienblattstandpunkt; er will aber, wie es scheint, auch bei uns Schule machen. Schmidt hat seine Erzählung vermutlich ernster führen wollen, als sie jetzt sich darstellt; an einzelnen Stellen merkt man geradezu das Abschwenken von dem tragischen Wege. Schließlich löst er aber alles in allgemeinem Wohlgefallen auf. Drei Hochzeitspaare stehen am Ende freudenstrahlend vor uns. Alles trieft von Edelmut und Herzensgüte. Wir gestehen aber gern zu, daß Schmidts bäuerliches Publikum seine Freude an dieser Herrlichkeit haben wird.

Den guten Titel „Leonhardsritt“ hat die Erzählung von einer Szene, die den geringsten Teil von ihr einnimmt. In der Gegend um den Schliersee herum wird der heilige Leonhard als Schutzpatron des Viehs, zumal der Pferde, die dort fleißig gezüchtet werden, hoch verehrt. Jährlich am 6. November wallfahrten die Bauern auf ihren schönsten Pferden zu seinem Kirchlein, so zahlreich, daß sich selbst ein großer Jahrmarkt für die zwölf Stunden entwickeln kann. Die Kapelle ist von eisernen Ketten, die für jedes gerettete Roß gespendet wurden, ganz umklammert. Es geht nun die Sage, daß sich an diesem fröhlichen Orte ein liebestoller Bursch von Pferden habe zerreißen lassen, als gerade seine treulose Geliebte sich in der Kapelle mit einem andern habe trauen lassen wollen. Daher die Erinnerung an den „Leonhardsritt.“ Schmidts „Wurzelsepp,“ der Lindl Nürnberger, droht der von ihm geliebten Lisei, es jenem Tollkopf nachzumachen, wenn sie nicht die Seinige werden will. Lisei

Digitized by Google

trauert um ihren in Frankreich gefallnen Franzl, aber um Lindls greuliche Drohung zu verhüten, erklärt sie sich dem Lindl und wird sein Weib. Ohnehin ist ja das Trauerjahr schon um.

Aber diese Geschichte ist nur eine Nebenhandlung im „Leonhardsritt." In der Mitte steht die wohlbekannte Figur des starrköpfigen Hofbauern, der die Verbindung seiner Kinder mit Ärmern nicht gestatten will. Immer dieselbe Leier! Diesmal aber spielt sie eine anmutige und heitere Tonart. Mitten in der Liebelei zwischen Mirdei und Lenzl (dem armen Senn, der als Waise bei dem reichen Vater Mirdeis, dem Leitzacher, auferzogen worden ist) bricht der Krieg mit Frankreich aus. Lenzl ist Peterls, des Hofbauern einzigen Sohnes, Stellvertreter beim Militär und muß in den Krieg. Da der Leitzacher in patriotischer Begeisterung erklärt hat, das eiserne Kreuz sei mehr wert als ein Sack voll Edelgestein, so muß sich Lenzl ein solches verdienen, um die Mirdei trotz der Sennerarmut zu „kriegen." Obgleich er nun bloß ein „Sanitäter" ist, gelingt ihm doch eine brave That, er rettet mit jenem Wildling Lindl einem preußischen Husarenrittmeister das Leben, gerade als ihn französische Hyänen ins Feuer werfen wollen. Der Erzähler versteht es vortrefflich, dieses Motiv auszubeuten, durch Verzögerung der Handlung den Leser zu spannen. Lenzl wird nicht gleich belohnt, sondern der geheilte preußische Rittmeister muß nach dem Kriege sich gedrängt fühlen, seine bairischen Lebensretter in ihrer Heimat aufzusuchen. Da wird nun Gelegenheit geboten, zu sehen, wie „gemütlich" doch so ein scheel angesehener Preuße sein kann, und schließlich verschafft der Rittmeister, eingeweiht in alle Herzensgeheimnisse, dem Lenzl das eiserne Kreuz als nachträgliche Belohnung jener tapfern That. Dem Leitzacher wird hierauf auf einem Schubkarren ein schwerer Sack ins Zimmer geschoben: jener Sack voll Edelgestein, den Lenzl bringen muß, um die Mirdei zu bekommen. Aus dem Sack steigt aber der Bursch mit dem eisernen Kreuz auf der Brust heraus, und der harte Vater muß nun seiner Tochter den Willen thun. Es wird aber schon dafür gesorgt, daß er anderweitig eine Freude erlebt. Der Peterl (die humoristische Figur der Erzählung) heiratet schließlich doch jene Urschi, die ihm der Vater bestimmt hat, und so kann sich sein Ideal verwirklichen: zwei große aneinander grenzende Bauernhöfe vereinigen sich zu einem Besitztum.

Berücksichtigt man die gesunde nationale Tendenz und ihren kunstvoll verhüllten Ausdruck, so kann man die muntere Erzählung Schmidts nur loben. Sie dürfte zu dem besten zu zählen sein, was er überhaupt geschrieben hat.

Adam Müller-Guttenbrunn, der sich durch zwei glückliche Flugschriften („Die Lektüre des Volkes" und „Wien war eine Theaterstadt"), sowie als freimütiger Kritiker einen guten Namen gemacht, ist nun auch unter die Novellisten gegangen, mehr nach der Mode, als dem innern Drange folgend. Denn sein ursprünglicher Trieb war auf das Theater gerichtet, die Laufbahn des dramatischen Dichters war sein Jugendtraum, der am meisten von Laube

Digitized by Google

genährt wurde. Aber die Bühne hat ihm keine Lorbeern geschenkt. Vor mehreren Jahren schon fühlte sich Müller gezwungen, ein nicht angenommenes Schauspiel, welches die Ehefrage behandelte, „Frau Dornröschen," als Roman zu veröffentlichen, und mancher dramatische Stoff ist auch in seinem Novellenbuch: Gescheiterte Liebe (Leipzig, Friedrich) erkennbar. Die Motive Müllers haben eine merkwürdige Familienähnlichkeit unter einander. Frau Dornröschen ist ein Weib zwischen zwei Männern, von denen der eine ein nüchterner Geschäftsmann, ein „Philister," der andre ein künstlerisch begabter Weltmann ist. In der ersten Novelle „Das Kind seiner Frau" steht wieder ein Weib zwischen zwei Männern; diesmal sind es Brüder, die sich um das Weib streiten. „Die Frau Hofrätin" ist ein Weib zwischen zwei Männern; „Riekelchen Wundt" bringt dieselbe Geschichte. „Gräfin Judith" stellt zur Abwechslung einen Mann zwischen zwei ihn liebende Frauen; „Das Christkind" variirt dieselbe Geschichte. Nur „Mutter und Sohn" bringt das Thema „Der Väter Sünde, der Kinder Fluch" in einer neuen Wendung, aber auch nicht ohne das Lieblingsmotiv des Mannes zwischen zwei Frauen zu wiederholen, und „Ein Seemärchen" bringt eine andre hübsche, wenn auch nicht allzu phantastische Liebesgeschichte, wie sie wohl mancher junge Mann sich träumen mag. Man kann also nicht behaupten, daß Müllers Phantasie sehr erfinderisch wäre. Man kann aber auch die Form dieser Erzählungen nicht loben (obwohl ein Kritiker sich zu dem Lobe verstiegen hat, daß sie im Stile Heinrichs von Kleist geschrieben wären!). Müller erzählt nüchtern, ohne Bildlichkeit, ohne die Kraft anschaulicher Charakteristik, er stellt meistens nicht dar, er referirt nur. In „Frau Dornröschen" hat er dargestellt, aber es ist ein unerquickliches Mittelding von epischer und dramatischer Form dabei entstanden. Er hat nämlich das fertige Schauspiel, wie er selbst in der Vorrede sagt, mit vollständiger Herübernahme des Dialogs und der auf Beifallklatschen berechneten Aktschlüsse in eine Erzählung umgewandelt. Nur der geistreiche Dialog macht diese Form genießbar. So schlicht Müllers Prosa persönlich anmutet, so wenig natürlich lenkt er zuweilen seine Handlungen. Daß „Frau Dornröschen" als Schauspiel unbrauchbar war, ist sehr begreiflich, und Müller irrte, als er glaubte, das Buch selbst werde gegen die in der Vorrede mitgeteilten Ablehnungsschreiben von Wilbrandt und Maurice sprechen. Nichts ist unerträglicher als Komödie in der Komödie; nur ein sehr starkes Talent darf sich solche verzwickte Formen erlauben. Darum ist „Frau Dornröschen" als Schauspiel gescheitert, aber auch Fehler gegen die Folgerichtigkeit in der Charakteristik verzeiht der Leser nicht. Müllers idealer Mann widerspricht sich selbst, thut etwas für sein Wesen ganz unmögliches, und indem er aus der Rolle fällt, befremdet und langweilt er uns. „Gräfin Judith" ist auch ein gescheitertes Drama. Judith hat ihre Nebenbuhlerin in den Verdacht gebracht, das eigne Kind gemordet zu haben. Schon ist die letzte Nacht der zum Tode verurteilten Unschuld herangenaht.

Digitized by Google

Da erwacht endlich das Gewissen Judiths. Sie beichtet dem geistlichen Bruder ihrer Nebenbuhlerin und läßt sich von einem greisen Pfarrer endlich in den Richthof schleppen, um ihr eignes Haupt für das der Unschuldigen dem Henker zu bieten — eine gepfefferte Geschichte! Müllers Männer sind meist charakterlos, schwach oder dumm. Seine Fähigkeit, zu charakterisiren, ist eben gering. Im „Dornröschen“ sind ihm nur die Nebengestalten, die bekannte Lustspieltypen sind, gelungen: der unweltläufige, aber treuherzige Kandidat der Theologie, der biedere, aber derbe Mann der Arbeit, der sich seines Reichtums freut, der vorlaute, aber altkluge Backfisch u. dergl. m. In „Gräfin Judith“ steht ein Motiv dem andern im Wege; wozu noch das „Pfarrer von Kirchfeld“-Motiv in diese ohnehin verwickelte Liebestragödie? In der klaren Sonderung und richtigen Gruppirung der dichterischen Motive äußert sich vor allem der künstlerische Geist. Der schuldigste Mensch in der ganzen Verwicklung, der charakterlose Grafensohn, um den sich die Frauen streiten, geht ganz ohne Sühne aus. Kurz, wir können den tüchtigen und charaktervollen Journalisten Müller nicht als Dichter anerkennen, obwohl wir gern zugestehen, daß er eine einfache Geschichte hübsch erzählen kann. In Geschichten wie dem Seemärchen, das ein Abenteuer frisch und warm mitteilt, ist Müllers Prosa auf ihrem eigentlichen Gebiete.

Der Marlitt hat man bekanntlich den Vorwurf versteckter Sinnlichkeit gemacht; ihre Romanhandlungen drehten sich meist um die spannungsvoll erregte Frage: wann werden sich dieser Mann und dieses Weib endlich besitzen! Die Marlitt ist tot, andre Meisterinnen trachten sie in der Gartenlaube nach Möglichkeit zu ersetzen, aber bekanntlich nicht mit dem gleichen Glück. Endlich sind wir in der glücklichen Lage, auf eine weibliche Feder hinweisen zu können, welche die Marlitt noch übertrumpft und die Kunst, die Sinnlichkeit salbungsvoll zu spannen, noch kräftiger und offner beherrscht, als es jemals die freundliche Einsiedlerin im Thüringerwalde hätte erreichen können. Diese Meisterin ist Franziska von Kapff-Essenther, und das Musterwerk, das sie geschaffen hat, heißt pathetisch genug: Auf einsamer Höhe (Roman in vier Büchern. Jena, Costenoble, 1889).

Auf einsamer Höhe steht das herrliche und doch so seltsame Ehepaar Imelda und Odilo, die Gräfin und der Graf vom Walde. Eine merkwürdige Ehe zwischen diesen beiden Kraftmenschen! Imelda, ein illegitimes Kind ihres hocharistokratischen Geschlechtes, ist „aus Mitleid“ von Odilo geheiratet worden. Er ist der letzte Sprößling seines Geschlechtes, ihr Vetter, doch in der Fremde und in der Armut aufgewachsen. Um die Familie zu erhalten und das geliebte Enkelkind Imelda zu versorgen, hat ihr Großvater den Odilo zur Ehe mit ihr überredet, obgleich dieser schon in „freier Ehe“ mit einem schönen Wäschermädchen lebte. Odilo aber ist ein großer Mann! Er hat eine Furche senkrecht mitten auf der Stirn und gleicht ganz dem Christus auf

Digitized by Google

Munkacsys Gemälde „Christus vor Pilatus.“ Weil er so groß ist, hat er die ungeliebte Imelda nur der äußern Form nach geheiratet, hat sie aber in der ersten Nacht allein gelassen und ist von ihr hinweg zur Geliebten geeilt. Gräfin Imelda ist ihm in der regnerischen Dunkelheit eine Stunde lang nachgelaufen und hat durchs Fenster seine Zärtlichkeit mit dem schönen Mädchen aus dem Volke beobachtet. Obwohl Odilo stets kalt, ablehnend, ja zuweilen recht grob gegen sie ist, liebt ihn Imelda dennoch sterblich. Ohne Stütze, ohne Halt wirft sie sich, um mit den Phrasen der Kapff zu reden, in den Strudel der Gesellschaft. Was sie hier trifft, ist nichts als Gemeinheit. Von allen Seiten wird sie, die alleinstehende, reiche, schöne, flotte, kecke, junge Gräfin, von den Männern mit Liebesanträgen bestürmt. Der Reihe nach versucht sie es mit vier Liebhabern, um zu erkennen, daß sie nur den einen, den unzugänglichen, den hohen, den erhabenen, den idealen Odilo wahrhaft liebe. Ach, wenn sie nur eine Nacht „seine Brust zum Kissen machen könnte!“ Lange Zeit hat sie sogar ihre physische Unschuld bewahrt, aber in einer niederträchtigen Nacht geht auch diese drauf. Unsre Spannung ist aufs äußerste gestiegen. Da endlich nähert sich der erhabne Odilo mit der tiefen, senkrechten Stirnfalte der gräflichen Dirne, sie ist endlich wirklich so glücklich, an seiner Seite zu ruhen. In der Frühe aber überlegt sie, während Odilo ruhig weiterschläft, alle ihre Streiche und sticht sich in aller Stille mausetot, mitten durchs Herz. „Als Odilo erwachte, schien die Morgensonne lustig durch das offenstehende Fenster. Es war eine Leiche, die an seinem Herzen lag.“ Ende.

Ist das nicht großartig? Vierhundert Seiten lang die Erwartung auf eine Vollziehung des Eherechtes zu spannen? Was ist die Marlitt dagegen für eine Stümperin gewesen! Frau von Kapff ist das geniale Weib, das die „konventionellen Lügen“ der Menschheit ganz abstreift, die Liebe ist ihr nichts als der dämonische Geschlechtstrieb, sie haßt nichts mehr als die veralteten Idealisten, und was diese mit dem Worte Roheit zu benennen pflegten, das bewundert dieser weibliche Materialist. Und doch, Frau von Kapff eine Materialistin zu nennen, wäre auch zuviel, denn von einer solchen erwartet man doch immerhin eine einheitliche Bildung und Anschauung. Die besitzt Frau von Kapff aber nicht. Sie wirft nur mit aufgefangnen großen Worten von Schopenhauer und Byron um sich, gebärdet sich als Sittenrichterin, indem sie Motive der Ossip Schubin auffängt und mit dem Strome der Naturalisten schwimmt. In Wahrheit ist sie selbst die größte Sünderin, denn unter dem heuchlerischen Scheine sittlicher Gesinnung besorgt sie das Geschäft, sinnlich spannende Romane zu schreiben. Wenn wenigstens eine künstlerische Form ihre Darstellung adelte, wenn diese Spannung wenigstens durch anmutig sich verschlingende Seitenpfade hervorgerufen würde! Aber nein, mit verzweifelter Eintönigkeit läßt sie ihre Heldin einen Liebhaber nach dem andern versuchen, um schließlich sie selbst fallen zu lassen.

Digitized by Google

Dieser Roman der Frau von Kapff ist charakteristisch für die Verrohung, die der Naturalismus in den Gemütern bewirkt. In idealistischen Zeiten haben schreibselige Damen von der Federgewandtheit der Frau von Kapff überströmend sentimental geschrieben. Ohne ausreichende Bildung, ohne festen Charakter fingen sie die Schlagworte ihrer Zeit auf und machten ihr verworrenes Gebräu daraus. Die Thränenseligkeit von damals will uns aber erträglicher scheinen als dieser Realismus, der nicht die leiseste Spur von Realität zeigt, sondern die Wirklichkeit nur entstellt und beschimpft.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die bedingte Verurteilung. Wie sehr die Bestrebungen, auch im deutschen Strafverfahren die bedingte Verurteilung einzuführen, die Gemüter des Volkes aufregen, dafür kann folgender Aufsatz zum Zeugnis dienen, der uns aus der Feder einer Frau (!) zugegangen ist.

In der zweiten Augustwoche hat in Brüssel die „Internationale kriminalistische Vereinigung" getagt, und von allen Rednern wurde erklärt, „daß die bedingte Verurteilung des belgischen Rechts uneingeschränkte Zustimmung verdiene. Nach dem belgischen Gesetz vom 31. Mai 1888 kann der Richter, wenn es sich um kleinere, von bisher unbestraften Personen begangene Vergehen handelt, im Urteil bestimmen, daß die erkannte Strafe erst dann zur Vollziehung gelangen soll, wenn der Verurteilte innerhalb einer bestimmten Frist eine neue strafbare Handlung begeht. Auf diese Weise kann dem Gelegenheitsverbrecher, bei dem gegründete Aussicht auf Besserung vorhanden ist, die Schmach einer kurzen Einsperrung erspart werden, deren entsittlichende Wirkung gar manchen Verurteilten dauernd dem Verbrechen in die Arme getrieben hat." (Bericht der Post.)

Die Herren Redner stimmen also darin überein, daß die Verbrecher noch milder behandelt werden sollen, als es schon geschieht. Wer ein „kleineres Vergehen" begangen hat, braucht sich nur eine bestimmte Zeit in acht zu nehmen um ganz straflos zu bleiben. Hoffentlich soll wenigstens nur einmal bei jedem Anfänger im Verbrechen diese großmütige Probe gemacht werden. Oder soll es gar allmählich dahin kommen, daß jemand aller zwei oder drei Jahre gewissermaßen frei stehlen darf? Unsre deutschen Richter würden natürlich so selten die Hoffnung auf Besserung für ungegründet halten (und in Wahrheit ist sie das ja auch zum Glück wohl selten), daß jedermann ein kleineres Vergehen ungestraft begehen könnte.

Ein Schuldiger ist ohne Zweifel wirklich beklagenswert, aber ob es nicht sehr gefährlich wäre, diesen Satz noch mehr, als es ohnehin schon geschieht, ins öffentliche Recht einzuführen und immer mehr auf schwere Unkosten der ehrlichen Leute den Verbrecher auch vor Gericht vorzugsweise als Gegenstand des Mitleids statt des Unwillens anzusehen? Hat die kurze Freiheitsstrafe einen ent-

Digitized by Google

sittlichenden Einfluß, so wirkt gewiß eine Art von Erlaubnis, einmal ungestraft zu stehlen oder dergleichen, nicht weniger entsittlichend. Denn sehr wahrscheinlich würde die Einführung der „bedingten Verurteilung" die Folge haben, daß mancher, den jetzt die Furcht vor der im Fall der Entdeckung sichern Strafe von Begehung eines kleinen Vergehens, von dem ersten, gefährlichsten Schritt zurückhält, künftig weniger bedenklich sein würde. Die Schmach einer „bedingten Verurteilung" ist für den Schuldigen genau dieselbe, als die der wirklichen Vollziehung des Urteils. Oder sollte unserm Volke durch seine Gesetzgeber beigebracht werden, daß es nur auf den Schein, nicht auf das Wesen ankomme, daß nur die Strafe eine Schmach sei, nicht das Verdienen der Strafe? Das Gefängnis als eine Schmach zu empfinden, hat nur der unglücklicherweise unschuldig dazu verurteilte ein Recht, der andre hat sich selbst beschimpft. Aber die unangenehmste Folge seines Verbrechens würde durch dieses Gesetz dem Verbrecher abgenommen; er würde sich dessen geradezu freuen. Früher glaubten viele, die Rechtspflege wolle den Schutz des Rechts und des Gerechten, d. h. des guten Bürgers, jetzt nimmt sie sich beinahe zuerst des Schuldigen an, wie Fiskos Taube. Ob das zum Vorteil des Volkes und zur Kräftigung des bei manchem ohnehin schon schwachen innern Haltes ist? Die Einsenderin, kein Jurist, kein Gelehrter, sondern „Volk," kennt genau das Gefühl, das erlittenes, nicht gesühntes Unrecht hervorruft — nicht jedes Unrecht kann vor den Strafrichter gebracht werden — sie würde, wenn die „bedingte Verurteilung" bei uns gesetzlich werden sollte, gar nicht überrascht sein und es einem Manne nicht sehr verdenken, wenn er, in seinem Recht gekränkt und von den Gerichten nicht geschützt, zur Selbsthilfe griffe wie einst Kohlhaas.

Die gesetzliche Rechtsprechung wirkt ganz sicherlich auf das Gewissen des Volkes ein, das ist nicht bloß Sache der Juristen und Gelehrten, sondern geht jeden nahe an, der unser Volk liebt, auch soll sie uns allen, vorzüglich den Schwachen, Leib und Leben, Hab und Gut sichern, und darum wagt eine Unberufene zu sagen, daß viele der jetzigen Urteile und Ansichten der Herren Juristen für den Unbefangenen wahrhaft erschreckend wegen ihrer Milde sind. Friedrich der Große verfügte am 9. März 1786: „Hiernächst ist auch die dem E. in Ostfriesland zuerkannte Strafe dem Verbrechen gar nicht angemessen. Der Kerl hat seinen Bruder ermordet und dafür wird er zur sechsjährigen Festungsstrafe condemniret! Sie sind wohl nicht gescheit, dergleichen Urteil zu sprechen, denn derjenige, der einen andern ums Leben bringt, muß notwendig wieder am Leben bestraft werden, und will ich wissen, wer die Richter sind, die diese Urteile gemacht haben. Denn dergleichen grobe Verbrechen müssen schlechterdings schärfer bestraft werden, oder der Teufel wird sie alle auf die Köpfe fahren. Was soll daraus werden, wenn man mit solchen groben Verbrechern und Mördern so glimpflich verfahren will? Nein! Da gehört durchaus sich eine härtere Strafe, die auf das Volk Eindruck macht." Wenn jetzt ein Mensch, der kein Mensch ist, sich an Frauen oder Kindern vergreift, sie doppelt mordet, und er wird dann zu nicht einmal lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt, so ist das nach dem natürlichen Gefühl keine Sühne für ein so schreckliches und so gemeines Verbrechen. Die Herren Juristen versetzen sich immer in den Gemütszustand des Verbrechers; es wäre besser, wenn sie sich die Todesangst und Todesqual des Opfers vorstellten. „Wenn Gnade Mörder schont, verübt sie Mord." Was aber nicht einmal Gnade soll, das soll Gerechtigkeit noch weniger, und beide müssen ihr Amt nicht tauschen. In diesen Tagen hat in Berlin ein roher Raufbold am Tage nach seiner Entlassung aus dem Gefängnisse, wo er wegen einer Körperverletzung eine Strafzeit zugebracht hat, verbüßt kann man kaum sagen, wieder einen andern

Digitized by Google

lebensgefährlich verwundet. Bei den jetzigen Einrichtungen der Gefängnisse trifft das wirkliche Übel bei dieser Unthat fast allein den Gestochenen. Wäre dem Thäter durch Hunger im Gefängnis eine wirkliche Unannehmlichkeit zugefügt worden, so hätte er sich vielleicht besonnen, ehe er zustach. Seine „Ehre“ griffe ja der Hunger nicht an, denn daß die, wie eigentümlich sie immer bei einem solchen Menschen sein mag, geschont werde, ist gewiß gut.

Nach dem einfachen Laiengefühl sind die Gerichte des Landes dazu da, daß sie im großen und kleinen das Recht schützen, dadurch das Gewissen unsers Volkes, eins seiner wertvollsten Besitztümer, schärfen, nicht durch allzu große Milde abstumpfen, dem Gekränkten, dem Selbsthilfe verboten ist, Genugthuung verschaffen und den Verbrecher strafen. Der Verbrecher verdient in den meisten Fällen das mindeste Wohlwollen und kann erst zuletzt in Betracht kommen. Das erste mitleidige Gefühl sollte billigerweise in den meisten Fällen dem Verletzten, nicht dem Übertreter gelten, und jeder schon im Interesse der Ordnung, für ihn, wie für sich selbst in gleichem Fall, auf einen wirklichen Schutz seines Rechts dringen. Schwerlich ist den Herren Juristen etwas, das an Wiedervergeltung erinnert, „objektiv“ genug gedacht, aber die Objektivität kann auch zu weit gehen. Das Recht soll von seinen bestellten Hütern nicht im Stiche gelassen werden. Wer sich unbedingt gegen das Recht vergeht, den muß die Gerechtigkeit unbedingt verurteilen.

Gerechtigkeit
Heißt der kunstreiche Bau des Weltgewölbes,
Wo alles eines, eines alles hält,
Wo mit dem einen alles stürzt und fällt.

Pädagogisches. Die Verhandlungen im Abgeordnetenhause (6. März) über die höhern Bildungsanstalten haben überall lebhaftes Interesse erregt, da ja gerade in den letzten Jahren über eine zeitgemäße Reform der Gymnasien und der höhern Schulen überhaupt lebhafte Erörterungen geführt worden und die verschiedensten Petitionen an die Staatsregierung gelangt sind, die alle darauf abzielten, namentlich die Gymnasien einer zeitgemäßen Reform zu unterziehen und besonders die Lehrstunden für die alten Sprachen zu beschränken, um für deutsche Litteratur, Geographie, Geschichte, Mathematik und neuere Sprachen mehr Zeit zu gewinnen; denn diese Fächer stünden in näherer Beziehung zum praktischen Leben, brächten mehr Nutzen als das Erlernen der toten, alten Sprachen. Von dem Grundsatze des Philosophen Aristoteles, der da sagt: Überall das Nützliche zu suchen ist das Zeichen eines unfreien Mannes, wollen die meisten Gymnasialreformer nichts wissen.

Es ist nun keine Frage, daß bei dem gegenwärtigen Zustande unsrer Gymnasien und unsrer Universitäten sich die deutsche Wissenschaft auf allen Gebieten in sehr erfreulicher, von dem Auslande glänzend anerkannter Weise entwickelt hat. Bei dieser Sachlage ist es aber gewiß geboten, sehr vorsichtig zu Werke zu gehen. Man versteht, daß Th. Mommsen dem Herausgeber des Kalenders für die höhern Lehranstalten Preußens für das Schuljahr 1888/90, Dr. Jonas, schreiben konnte: „Auf Ihre Frage, warum ich die Heidelberger Erklärung unterschrieben habe, könnte ich Ihnen antworten, daß ich weder Pädagog noch Weltverbesserer bin und darum keinen Beruf empfinde, über einen so wichtigen und so schwierigen Gegenstand die Ansichten zu motiviren, die sich zu bilden und nach denen zu handeln freilich kein Professor und kein Vater, ich könnte sagen kein Angehöriger der gebildeten Kreise unterlassen kann.“ Auch was sonst in dem Briefe Mommsens zu lesen ist, verdient Beherzigung; „meines Erachtens, sagt Mommsen, ruht alle geistige Bildung auf der

Digitized by Google

Sprachkenntnis, und zwar auf einer solchen, die sich nicht auf die Muttersprache beschränkt. Wer fremde Sprachen nicht kennt, sagt Goethe, weiß nichts von der eignen, und er hat Recht wie gewöhnlich. Daß der Mensch spricht, macht ihn zum Menschen, daß er zwei Sprachen spricht, zum gebildeten Menschen.“ Ja es wird nach unsrer Ansicht nicht genug betont, daß das Gymnasium namentlich in den obern Klassen auch die Aufgabe hat, den Sinn der Schüler für tieferes sprachliches Verständnis zu wecken, darauf hinzuweisen, wie dies oder jenes Wort zu dieser oder jener Bedeutung gekommen ist. Woher kommt das Wort Litteratur, wie kommt in dem Verse des Horaz: Omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci das Wort punctum zu der Bedeutung „Beifall,“ oder wie ist das Wort rivalis zu erklären, was heißt Katechismus, was Pandekten? u. s. w. Wie in der Muttersprache der sprachliche Sinn gepflegt werden kann, hat Rud. Hildebrand in seinem gar nicht genug zu empfehlenden Buche: „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ in trefflichster Weise dargethan. Auch bei dem Erlernen des Englischen, des Französischen und des Italienischen ist es von Wichtigkeit, den Zusammenhang mit der Sprache Roms zu betonen.

Es soll hier nur angedeutet werden, daß auch rein sprachliche Betrachtung für jeden nicht unbefähigten Schüler Interesse bietet, wenn auch von wesentlicherer Bedeutung die Ideen sind, die uns durch die Sprachen der Hellenen und Römer vermittelt worden. Wir sind nun einmal, wie W. Wackernagel (Abhandlungen Bd. 2, S. 122) sagt, ein Volk von Nachkommen, sind mit all unserm höhern Wissen, sind selbst mit unserm Glauben immer nur Nachfolger der alten Welt; auch die es feindlich gestimmt nicht wollen, atmen nächst dem Geiste des Christentums von dem unsterblichen Geiste altklassischer Bildung, und gelänge es einem, aus der Lebensluft, die den innern Menschen umgiebt, diese zwei Elemente auszuscheiden, es würde nicht viel übrig bleiben, um noch ein geistiges Leben damit zu fristen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, wie unsre großen Geister, die der deutschen Litteratur ihr Gepräge ausgedrückt haben, über den Einfluß und die Bedeutung des Altertums dachten, wie Winckelmann, Lessing, Goethe, Schiller, Herder, Wieland, W. v. Humboldt, B. G. Niebuhr, Ranke und andre für die Entwicklung unsers Kulturlebens wichtige Männer die Griechen und Römer hochstellten, und man wird nur mit großer Vorsicht an eine Änderung derjenigen Anstalten gehn, die bis jetzt die Grundlagen unsrer höhern Bildung geboten haben.

Man wird aber auch als unparteiischer Beurteiler der thatsächlichen Zustände sein Auge nicht dagegen verschließen können, daß fort und fort an der Verbesserung des höhern Unterrichts gearbeitet worden ist, und daß Veränderungen aller Art in dem Betriebe des Unterrichts durchgeführt worden sind. Insbesondre kann man der preußischen Unterrichtsverwaltung zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie immer bemüht gewesen ist, an Altgewordenes die zeitgemäß bessernde Hand anzulegen. Man betrachte nur, was der um preußisches Unterrichtswesen so hochverdiente Staatsminister Freiherr von Zedlitz gethan hat, der neulich mit vollem Recht ein Vorgänger Wilhelms v. Humboldt und Süverns genannt wurde. Zedlitz hat zuerst den von Joh. Math. Gesner und Joh. Aug. Ernesti aufgestellten Idealen einer durch die Schulen zu erzielenden allgemeinen Bildung im Gegensatz zu einer Berufsvorschulung die Wege geöffnet: durch Gründung eines pädagogischen und philologischen Seminars suchte er für zweckmäßige Ausbildung der Gymnasiallehrer zu sorgen. Joh. Math. Gesner ist eigentlich der Vater der Zedlitzschen Bildungsideale gewesen. Zedlitz war es, der 1783 Fr. A. Wolf nach Halle berief, von dem ein

Digitized by Google

Umschwung in der Art der Behandlung der alten Schriftsteller ausgegangen und begründet worden ist. Wolfs Freund, W. v. Humboldt, suchte von maßgebender Stelle aus die neuen Bildungsideale in das Schul- und Universitätsleben überzuführen. Der Nachfolger Humboldts, der Minister von Altenstein, hielt ebenfalls die klassische Bildung hoch, und sein vortragender Rat Johannes Schulze ist unermüdlich für die Hebung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten thätig gewesen. War er doch ebenfalls wie Hegel der Ansicht, „daß das Studium der Alten für die Gymnasialjugend das angenehmste und seiner Substanz nach das wahrhafteste sei.“ Auch die Kultusminister, denen nach Altenstein die Sorge für die Gymnasien und Universitäten oblag, sind unablässig thätig gewesen, zeitgemäße Verbesserungen durch ihre Räte herbeizuführen. Wir wissen alle, welche Verdienste sich Dr. L. Wiese und Dr. H. Bonitz um die Gymnasien erworben haben. Unser gegenwärtiger Kultusminister, Herr von Goßler, hat durch die Einführung der neuen Lehrpläne vom 31. März 1882 ebenfalls bewiesen, daß er zeitgemäßen Reformen des Gymnasialunterrichts nicht abgeneigt ist. Überall, auch in den letzten Landtagsverhandlungen, hat er mit eingehendem Sachverständnis über die so verschiedenartigen Reformvorschläge gesprochen und zur Vorsicht in dieser für das Kulturleben unsers Volkes so wichtigen Frage gemahnt. Das Ministerium des Kultus ist immer darauf bedacht gewesen, zeitgemäßen Forderungen entgegenzukommen. Bereits in den Jahren 1837, 1856 und 1882 sind Veränderungen im Betriebe des Unterrichts angeordnet und durchgeführt worden. Von Wichtigkeit ist es auch gewesen, daß seit Jahrzehnten fast in allen Provinzen Preußens Direktorenkonferenzen stattfinden, in denen Beratungen über die zweckmäßige, pädagogisch fruchtbare Behandlung aller einzelnen Unterrichtszweige abgehalten wurden. Die einzelnen zur Verhandlung gestellten Fragen wurden in den verschiednen Lehrerkollegien eingehenden Besprechungen unterzogen und auf Grund derselben Berichte an das Schulkollegium eingesandt, die den Referaten der Direktoren zu Grunde lagen. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß für den Betrieb des Unterrichts diese Verhandlungen von großem Einflusse für die Bildung pädagogischer Methode von Wichtigkeit gewesen sind. Zu preußischen Provinzialschulräten hat man außerdem immer nur solche Männer gewählt, die neben guter, zum Teil vorzüglicher philologischer Bildung auch pädagogisch tüchtig geschult waren, ich nenne nur Schaub, Wendt, Heiland, Mützel, Schrader, Wehrmann u. s. w. Das im Jahre 1868 zuerst, jetzt in fünfter Auflage erschienene, auf reicher und feinsinniger Beobachtung und Erfahrung ruhende Werk des Geheimen Regierungsrats W. Schrader: „Erziehungs- und Unterrichtslehre“ ist vielen strebsamen Lehrern ein trefflicher pädagogischer Führer geworden. Auch die pädagogischen Zeitschriften: die in Berlin erscheinende Zeitschrift für Gymnasialwesen, die Fleckeisenschen Jahrbücher, die österreichische Gymnasialzeitschrift, die Blätter für bairisches Gymnasialwesen u. s. w. haben immer darauf hingewiesen, wie am zweckmäßigsten die einzelnen Zweige des Unterrichts zu behandeln seien, und in neuester Zeit haben die von Dr. Otto Frick herausgegebenen „Lehrproben“ ganz besonders sich das Verdienst erworben, darzuthun, wie fruchtbar und anregend jede Lehrstunde gemacht werden kann.

Mit der Hervorhebung dieser Thatsachen soll durchaus nicht gesagt sein, daß alles auf den höhern Lehranstalten vollkommen und nicht verbesserungsbedürftig sei, nein, die Heidelberger Erklärung hat dies mit vollem Rechte betont und keineswegs die Vorstellung von der Vollkommenheit der jetzigen Gymnasialeinrichtungen oder gar des Unterrichtsbetriebes gehegt. Aber anerkannt muß doch werden, daß Be-

Digitized by Google

hörden und Lehrer bemüht gewesen sind, die bessernde Hand an die hervorgetretenen Mängel zu legen. Es giebt kein Land, wo nicht nach diesen oder jenen Richtungen Verbesserungen auf dem Gebiete des Unterrichts eingetreten wären, dem Vorgange Preußens ist man in Sachsen, Baden, in den thüringischen Staaten u. s. w. gefolgt und wird wohl auch fernern zeitgemäßen Verbesserungen nirgends sein Ohr verschließen. Es werden den Kultusministerien der einzelnen Staaten auch bald die Mittel dargeboten werden, an den einzelnen Universitäten Einrichtungen zu treffen, die auf eine bessere pädagogische Vorbildung der Kandidaten des höhern Schulamts abzielen. In den Verhandlungen über die höhern Lehranstalten in dem Hause der Abgeordneten war es auffallend, daß ein Mann wie Virchow erklärte, er schwärme weder für Realschulen noch für Gymnasien. Der Nachfolger Virchows in Würzburg, August Förster, hat dem Schreiber dieser Zeilen wiederholt erklärt, wie er an jedem Tage nach anstrengender Arbeit abends die Alten mit Genuß lese. Auch der auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft rühmlichst genannte Professor Dr. Ziemssen in München versichert in einer Abhandlung: „Der Kampf gegen die Gymnasien und die Heidelberger Erklärung" in dem baierischen ärztlichen Vereinsblatt, Jahrgang 1889 Nr. 200, wieder abgedruckt in den Blättern für baierische Gymnasien, 1889, Heft 1, daß er die Gymnasial- und nicht die Realschulabiturienten für geeignet halte, sich der medizinischen Wissenschaft zu widmen. Wir würden, da ja, wie Virchow mit Recht sagt, der Staat für die spätere Anstellung der Mediziner keine Bürgschaft übernimmt, von unserm Standpunkte nichts gegen die Zulassung der Realschulabiturienten zum Studium der Medizin einzuwenden haben; es würde sich aber doch bald zeigen, daß die auf den Realschulen erlangte Vorbildung der Gymnasialvorbildung gegenüber zurücksteht, zumal wenn es sich das Gymnasium angelegen sein läßt, durch geeignete Unterrichtsmittel, wie sie jetzt in Menge vorliegen, die Anschauungskreise der Schüler zu bilden und zu erweitern.*) Seien wir also vorsichtig in radikaler Änderung von Anstalten, aus denen so viele in der Theorie und Praxis tüchtige Männer hervorgegangen sind, halten wir uns gegenwärtig, daß wir dem Humanismus die Reformation, dem Humanismus den Aufschwung unsers ganzen Kulturlebens zu danken haben, daß wir schließlich, wenn wir die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Altertums bei seite werfen, unsre eigne Vergangenheit nicht mehr gründlich verstehen würden.

Ich schließe diese kurzen Bemerkungen mit einer Ausführung des großen dänischen Philologen N. Madwig (Kleine philologische Schriften. Leipzig, 1875). „Die wahre Bedeutung des Studiums der alten Sprachen, sagt Madwig, liegt darin, daß sie, selbst zwei große Fakta der alten Kultur, die Bedingung jeder autoptischen Betrachtung der alten Welt und Kultur an sich und in ihrer Verbindung mit uns sind, und daß diese autoptische Betrachtung ein überaus wichtiges und notwendiges Element in der vollen Aneignung neuerer Kultur mit freiem Bewußtsein über sie und freier Bewegung in ihr ist. Aber die Notwendigkeit dieses Elements läßt sich weder mit dem Satze begründen, das Altertum sei eine ethisch bessere und größere Zeit, noch mit der Anpreisung der alten Litteraturwerke als der unerreichten und unerreichbaren Muster der Darstellung und der Kunst; denn über beide Behauptungen, die oft ohne alle wirkliche Kenntnis und Prüfung mit merkwürdigem Vergessen der Schattenseiten und Mängel deklamatorisch ausgeführt werden, läßt sich ins Unendliche streiten; laufen sie doch auf eine mit der

*) Man vergleiche den Aufsatz von O. Frick, „Bemerkungen über die Art und Kunst des Sehens" (Lehrproben, 1887, 13. Heft, Seite 1 bis 25).

Digitized by Google

Anschauung der griechischen und römischen Zeit des Verfalls verwandte trostlose Betrachtung aus. Das ganze Gewicht liegt einfach in der historischen Stellung und dem, was daraus folgt. Die alte Kultur ist eine primitive, aus den ersten relativ voraussetzungslosen Keimen (denn absolut voraussetzungslos ist ja nichts) hervorgegangene, und zugleich die, die von uns durch große Umwälzungen und Gegensätze getrennt, zum Teil auf andre Völker übertragen, doch die umfassende, überall sichtbare, gemeinschaftliche Grundlage der neuern, komplizirten, überall auf unendliche Voraussetzungen hinweisenden Kultur in Vorstellungen, Einrichtungen, Wissenschaft und Kunst ausmacht (die römische Kultur primitiv in den Formen des bürgerlichen und Staatslebens, in andern Richtungen Fortsetzung und Überlieferung der griechischen). Um sich der Befangenheit in der uns eben umgebenden Gestaltung des Lebens und der Vorstellung zu entziehen, um sich zur Betrachtung unsrer Kultur als eines gewordnen Ganzen und der Wege dieses Werdens zu erheben, um die Anschauung der Einheit und Kontinuität des menschlichen Kulturlebens zu erreichen, um den Geist, der überall künstlichen Gestalten und sonderbar mit einander verschlungenen, nicht selten aus bunten Bruchstücken des Überlieferten zusammengesetzten Vorstellungen begegnet, sich an den ersten und einfachsten Formen orientiren und erquicken zu lassen, findet man das wesentlichste Mittel in der von Jugend an gewonnenen, wenn auch beschränkten Bekanntschaft mit jener primitiven Kultur, jenem einfachern Leben und Vorstellungskreise. Aber diese Bekanntschaft muß eine autoptische, selbstgewonnene, nicht auf Erzählung Andrer beruhende Anschauung umfassen, und diese erhält man nur, wenn man die Stimme der Alten selbst vernimmt und ihre Vorstellungen in ihrer eigentümlichen Begrenzung an bestimmte Wörter geknüpft empfängt. Diese Wörter, diese Sätze werden dann die Merkmale und Fäden, durch die wir die kontinuirliche Fortpflanzung und Bewegung, die allmähliche Modifikation und gänzliche Umformung der Vorstellungen verfolgen und uns des Zusammenhangs der Kultur immer aufs neue auf unendlich vielen Punkten bewußt werden können. In dieser Anschauung nehmen dann auch die alten Sprachen einen bedeutenden Platz als Objekt der Betrachtung ein, in ihrer allgemeinen Form als ein großes, allen zugängliches und gemeinschaftliches Zeugnis weit verbreiteter Völkerverwandtschaft und dabei Trennung, in ihrer speziellen Entwicklung als Trägerinnen und dabei Zeugen der geistigen Thätigkeit der Griechen und Römer, in ihrem Gegensatze zu den einfachern neuern Formen und in ihrem eignen Übergang zu neuern Sprachen als eine klare Belehrung über die Möglichkeit verschiednen Ausdrucks für denselben Inhalt, über die zugleich gebundne und freie Handhabung der mühevoll zu Wege gebrachten Schöpfung und über die Macht des Geistes sein in Unordnung geratnes Erzeugnis zu rekonstruiren und neuen Bedürfnissen anzubequemen. Als höchst wichtige, die Geschichte repräsentirende Glieder der allgemeinen Sprachkenntnis bedingen die alten Sprachen die Bedeutung dieser Kenntnis, als einen besondern Einblick in die Kulturökonomie der europäischen Menschheit gewährend. (Von der besondern Bedeutung des Lateins für die gründliche Erlernung der romanischen Sprachen ist es nicht nötig etwas hinzuzufügen.) So, aber nur so, verteidige ich bestimmt die Notwendigkeit des klassischen Schulunterrichts."

Halle G. Lothholz

Zur Hebung der Volkssittlichkeit oder, wie es von einer andern Seite her gesehen heißt, zur Verminderung der Kriminalität entwickeln kirchliche, menschenfreundliche und Juristenvereine eine eifrige und anerkennenswerte Thätigkeit. Ich

Digitized by Google

wünsche ihnen den besten Erfolg und glaube auch wohl, daß sie im einzelnen manches bessern mögen. Im großen und ganzen aber werden sie nichts ausrichten, wenn es ihnen nicht gelingt, die Verhältnisse zu ändern, aus denen die Verbrechen und Übertretungen größtenteils hervorgehen. Ein Blick auf die jetzt durch die Zeitungen laufenden Auszüge aus dem neuesten Bande der amtlichen Kriminalstatistik zeigt die größte Verschiedenheit nicht allein im Verhalten der Länder und Provinzen, sondern auch benachbarter Kreise ein und derselben Provinz. Es wäre thöricht, zu glauben, daß zwei benachbarte Kreise von verschiednen Menschenschlägen bewohnt würden, einem gutartigen und einem bösartigen. Mit den Erwachsenen verhält es sich nicht anders wie mit der Schuljugend. Wer sich unter der Schuljugend umsieht, wird die Wahrnehmung machen, daß zuweilen eine Schule oder auch eine einzelne Schulklasse in Verruf kommt. Da zieht eines schönen Tages ein neuer Lehrer ein; er hört es lächelnd an, wie man ihm bange macht, und nach einiger Zeit versichert er, daß die Jungen ganz brav und fleißig seien, und auch nicht anders geartet, als alle übrigen Jungen an allen andern Orten. Treten zu der Verschiedenheit der Lehrer noch andre erleichternde und erschwerende Umstände, so wird der scheinbare Unterschied der Schüler natürlich noch greller. Wenn in A ein tüchtiger Lehrer 30 Schüler aus wohlhabenden Familien in einer gut ausgestatteten Schule, und in B ein unfähiger Lehrer 120 halbverhungerte Kinder, die teilweise meilenweit auf unergründlichen Wegen bei Sturm, Regen und Schnee zu laufen haben, in einem Hundeloch unterrichtet, so nehmen sich jene und diese neben einander wie Engel und Teufel aus. Für die Erwachsenen gestaltet sich nun die Sache ein wenig verwickelter. Sie haben es nicht mit dem einen Herrn Lehrer, sondern mit einigen Dutzend Staats-, Gemeinde- und Kirchenbehörden, auch mit verschiednen Arbeitgebern zu thun; und neben diesen persönlichen Vertretern ihres Schicksals machen sich noch so manche unpersönliche geltend. Veranschaulichen wir uns die Wirksamkeit der ungünstigen Einflüsse an einem Falle, wo sie fehlen.

Nehmen wir einmal den Kreis —au vor, der nach Ausweis der Kriminalstatistik in der ganzen Provinz —en als der tugendhafteste glänzt. In der Zeit von 1860 bis 1864 hatte ich Gelegenheit, diesen Kreis kennen zu lernen, und nach dem, was ich dort wahrgenommen habe, wundre ich mich nicht im geringsten über das gute Zeugnis, das ihm die Statistik ausstellt. Ein kleiner, dünn bevölkerter Kreis; darin ein einziges von Ackerbürgern bewohntes Städtchen (1500 Einwohner): kein Magnat, einige Rittergüter von mäßigem Umfange; neben den Bauern und Ackerstellenbesitzern nur so viel besitzlose Tagelöhner, als eben im Kreise nötig sind; mittelgutes Hügelland, das den Bebauer nährt, aber die Spekulation nicht anlockt; außer einem Marmorbruch keine Spur von Industrie; kein schiffbarer Fluß, keine Eisenbahn. Sehr bequemes Leben; niemand überhastet sich, niemand wird nervös. Verschläfts der einzige Semmelbäcker im Städtchen Sonntags früh mit seinen Lehrjungen, so essen die Honoratioren eben gestrige Semmeln oder Butterbrot zum Morgenkaffee. Pfarr- und Bauernwald genug, aus dem sich der Arme sein bißchen Winterholz zusammentragen darf (die Bürger erhalten ihr Brennholz aus dem Stadtwalde); daß sich die Holzarbeiter am Feierabend einige Äste oder Scheite mitnehmen, gilt als selbstverständlich. Als der alte S. und sein Sohn einmal einen ganzen stattlichen Baum heimschleppten, und der als freiwilliger Forstwart waltende Lehrer das rügte, sagte der Alte mit seinem treuherzigen Lachen: „Oder, Herr Lehrer! iber dos Zohnstocherla wern Se doch nee erscht reda!“ Der Alte ist als ehrlicher Mann und guter Christ gestorben; in einer andern Gegend wäre er zum

Digitized by Google

„vielfach bestraften Subjekt“ befördert worden. So in allem übrigen große Gemütlichkeit und bequemes Sichgehenlassen. Weder Prostitution noch andre in dieses Gebiet schlagende Laster und Verbrecher, aber auch keine Veranlassung dazu; denn der Landmann und der Sohn des Ackerbürgers heiraten jung; und stößt einem oder einer sonst was Menschliches zu, so wird nicht viel Aufhebens davon gemacht, denn bis zu den Spitzen der dortigen Gesellschaft gesteht jeder unbefangen ein, daß wir allzumal Sünder sind. Im Sommer arbeitet der Bauer, im Herbste feiert er sechs Wochen lang Kirmes, und keine Polizei stört ihm das Vergnügen, im Winter schläft er, wenn er nicht drischt. So war es damals, so wird es wohl auch heute noch sein. Ein Sozialdemokrat würde dort mit seinen Hetzschriften und Hetzreden schlechte Geschäfte machen, vielleicht gar nicht verstanden werden. Mit der Sozialdemokratie fällt jene Notwendigkeit argwöhnischer Überwachung des Volkes weg, die immer als sehr lästig empfunden wird, Erbitterung erzeugt und durch Anlässe zur Widersetzlichkeit der Kriminalität neuen Stoff liefert. Kurzum Zustände, die den thatendurstigen, schneidigen Beamten, den unternehmungslustigen Geschäftsmann, den begeisterten Freund des Fortschritts, den Lebemann zur Verzweiflung bringen würden. Wird der brave —auer aus seinem sturmfreien Klima nach Breslau, Berlin oder Beuthen verschlagen, so liefert er wahrscheinlich so gut wie ein andrer Landsmann seinen Beitrag zur dortigen Kriminalität.

Das einzige durchgreifende Mittel gegen eine hohe Kriminalität würde die allgemeine Rückkehr zu solchen Zuständen sein. Diese ist nun wohl nicht möglich; inwieweit sich durch auswärtige und innere Kolonisation wenigstens teilweise eine Wiederannäherung, eine Entlastung der großstädtischen und industriellen Brutstätten des Verbrechens bewerkstelligen ließe, bleibt immerhin der Erwägung wert und wird ja auch vielfach erwogen.

Hut ab! Der Sonntagsphilosoph hat uns in Nr. 35 d. Bl. belehrt, daß das Entblößen des Kopfes als Ausdruck der Ehrerbietung der letzte Überrest eines Gebrauches von wesentlich andrer Bedeutung ist und sich erhalten hat ungefähr wie eine Verordnung, die man aufzuheben vergaß, als die Verhältnisse, durch die sie hervorgerufen worden war, sich änderten. Insofern in der Umwandlung einer Schutzmaßregel in eine Höflichkeitsform ein Fortschritt erkannt werden kann, dürfen wir uns vielleicht der Hoffnung hingeben, daß „abermals nach hundert Jahren“ ein weiser Mann in der Lage sein werde, zu berichten, wie auch die Form endlich einer andern gewichen sei. Denn — die Herkunft der Sitte des Hutabnehmens ganz aus dem Spiele gelassen — zu ihrer Verteidigung wüßten wir nichts zu sagen. Zunächst was die Kirche betrifft: im Winter wohnen wir dem Gottesdienst in Mäntel oder Pelze gehüllt, vielleicht gar in Fußsäcken bei, der Kopf jedoch muß unbedeckt bleiben, im Sommer desgleichen, obgleich zwischen Straße und Kirche ein Wärmeunterschied von sechs oder acht Graden besteht. Und wer gedenkt nicht mit Schaudern der Katarrhe, die er sich beim Kirchenbesuche in Italien, namentlich im Frühjahr, geholt hat! Allerdings darf man ein Käppchen aufsetzen, wenn nur der Hut in der Hand bezeugt, daß jenes nicht die eigentliche Kopfbedeckung ist; aber ist das nicht ein Auskunftsmittel, daß wir bei andern Völkern belächeln würden? Wie viele, die einen Ausflug in orientalische Gegenden unternehmen, spotten oder schelten, wenn die Sitte der Moslems sie nötigt, Pantoffel über die Stiefel zu ziehen, bevor sie eine Moschee betreten; und doch verdient diese Sitte gewiß den Vorzug vor der unsern. Sie ist bequemer, gesünder und vor allem sinniger: man trägt den Staub der Straße nicht in das Gotteshaus. Und nun

Digitized by Google

das Begrüßen unter freiem Himmel, in Sonnenglut und Kälte, in Wind und Regen, die höflichen Umstände und Weigerungen im Gespräche, sich eher zu bedecken als der andre! Wenn da wenigstens die symbolische Berührung des Helms oder Tschakos auch den „Zivilisten“ gestattet würde! Zwar wird, da jetzt der Haar-Bacillus entdeckt worden ist, die Kahlköpfigkeit ebenso ausgerottet werden, wie alle übrigen Krankheiten durch „einzig sichere Mittel“ ausgerottet worden sind, aber gefährliche Erkältungen wird man sich immer noch durch das versteinerte Überbleibsel aus der Zeit des Lehnswesens, das „Hutab!“ zuziehen können, falls nicht eine kräftige Hand es aus dem Wege räumt. Quod deus etc.

Litteratur

Bauernstudenten. Erzählung von Arna Garborg. Aus der „Landsmaal,“ dem norwegischen Volksdialekt, übertragen von Ernst Brausewetter. Autorisirte deutsche Ausgabe. Budapest, G. Grimm, 1888

Garborg ist in seiner Heimat einer der berühmtesten unter den jüngern Schriftstellern. Aber trotz der Propaganda, die für ihn bei uns gemacht worden ist, ist er in Deutschland fast gar nicht bekannt worden. Wenn man nun die „Bauernstudenten,“ wie es heißt, seine beste Erzählung, gelesen hat, dann kann man sich daß sehr wohl erklären. Wie weit Garborg in der Ausbildung des Ibsenschen Materialismus gelangt ist, läßt sich aus dieser Erzählung nicht erkennen, wohl aber, daß er gerade so wie dieser es für den Beruf des Dichters hält, seinen Landsleuten einen Sittenspiegel vorzuhalten und im Tone des sogenannten „Entrüstungspessimismus“ zu wettern. Die schneidige Kraft seiner Satire, die Lebendigkeit seiner Bilder nach der Wirklichkeit, die außergewöhnliche Menge von Erscheinungen, die er alle in seinen Rahmen hineinpreßt, und das selbst durch die herzlich schwache Übersetzung fühlbare mächtige Pathos, das ihn erfüllt, mögen auf die Landsleute des Dichters großen Eindruck gemacht haben. Uns hingegen wird das Lesen dieser Erzählung durch ihre unschöne Komposition so schwer gemacht, daß nur ein starkes sittengeschichtliches Interesse uns den schweren Kampf mit ihrer Langeweile erleichtern kann.

Mit peinlicher Ausführlichkeit entwirft Garborg das Lebensbild eines der vielen Bauernstudenten seiner Heimat. Mit den künstlerischen Mitteln des revolutionären Naturalismus vertritt Garborg einen streng konservativen Standpunkt. Sein Zorn ist gegen die hohle Bildungswut, gegen die mit Meilenstiefeln vorschreitende Aufklärungssucht in Norwegen gerichtet. Der Bauer schämt sich plötzlich seines Standes, und die städtischen Schreier glauben über Nacht eine Kulturstufe erreichen zu müssen, die doch nur durch die Arbeit vieler Geschlechter erworben werden kann. Diese Bestrebungen bringen nun das ganze Bauernvolk in Gährung, die jungen Leute treten aus ihm heraus in eine Bildungsschicht, für die sie gar nicht erzogen worden sind, und so entsteht Unheil nach allen Seiten hin. Der

Digitized by Google

Vater eines Bauernstudenten, der aus Eitelkeit und Schwäche seinen etwas mehr als die andern aufgeweckten Jungen gleich zum Pfarrer, zum Bischof, oder doch mindestens zum vielbeneideten Regierungsbeamten machen will, richtet sich gewöhnlich durch die Kosten, die ihm sein Studentlein verursacht, zu Grunde. Der Bauernstudent aber hat sehr selten eine genügende Grundlage in seiner vom Zufall geschaffenen Bildung, er hält weder im Gymnasium noch auf der Hochschule gleichen Schritt mit seinen städtischen Mitschülern, er verlumpt daher sehr leicht, oder er rettet sich in den Nothafen des Hauslehrertums, und es ist noch ein Glück für ihn, wenn er eine reiche Partie machen kann, um durch diesen Verkauf seiner selbst ohne Vollendung seiner Studien wenigstens vor der nackten Lebensnot gesichert zu werden.

Dies in Kürze der Inhalt des Buches. Von den Anfängen der Elementarbildung im Dorfe alle Stationen hindurch, auf der „Gelehrtenfabrik," in der Universität, im Kaffeehaus, in der Hauslehrerschaft, am Hungertuch u. s. w. verfolgen wir das Schicksal eines Bauernstudenten. Die Fülle der Menschen und Zustände, die uns auf dieser Wanderung gezeigt werden, ist kaum übersehbar. Garborgs Kunst der Charakteristik ist von ungewöhnlicher Kraft und Tiefe. Wir blicken in den ganzen Bestand des norwegischen Volks- und Stadtlebens hinein. Vorzüglich ist die Schilderung des Studentenlebens, die Fuchskneipen, die Kommerse u. dergl. m. Das ist die gute Seite des Buches. Aber als moderner Realist hat Garborg sich nichts weniger als einen liebenswürdigen Helden gewählt. Es lag ja im Geiste seiner Satire, sich gerade einen Durchschnittsmenschen als Typus der Bauernstudenten auszusuchen und an ihm „experimentell" den Beweis für die Krankhaftigkeit der zu schildernden Zustände zu erbringen. Sein „Held" ist also ein ganz gewöhnlicher Bursch, nur nicht ganz so dumm wie die andern Bauernjungen, mit treuherzigen blauen Augen, aber ohne irgend welchen Charakter, ein Junge, der das einzige Talent besitzt, den Leuten die Antwort, die sie hören wollen, vom Gesicht abzulesen; zu einer eignen Meinung kann er sich (was Garborg zu unaufhörlichen Stichen Anlaß giebt) nie aufraffen. Mit bewundernswerter Kunst wird uns die Entwicklung dieses Burschen Daniel Sörbrut vorgeführt, aber je länger wir mit ihm zu thun haben, um so widerwärtiger wird er uns. Bedenkt man noch, daß die Erzählung die Bilder kaleidoskopartig an uns vorüber führt, nicht durch eine einheitliche Handlung unsre Spannung zu erregen versucht, sodaß die einzige Einheit der Erzählung durch den mit Absicht recht abgeschmackt hingestellten Typus der Bauernstudenten erzielt wird, so kann man sich vorstellen, wie viel Mühe es macht, dieses Buch zu lesen.

Wir glauben nicht, daß die neuesten Versuche, Garborg in Deutschland einzubürgern, von Erfolg sein werden. Er unterhält nicht und kann nur den fesseln, der sich eigens für die Zustände Norwegens interessirt.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Vom politiſchen Theater in Paris

Vor einigen Tagen fand im Pariſer Induſtriepalaſt eine großartige Feſtlichkeit ſtatt, die im Hinblick auf den immerhin noch möglichen für die Republik ungünſtigen Ausfall der nahe bevorſtehenden Wahlen (wir ſchreiben am Vorabend derſelben), auf die ſie freilich zu Gunſten des jetzt Beſtehenden einwirken ſollte, an das Gebot erinnerte: Du ſollſt den Tag nicht vor dem Abend loben. Es war eine ſzeniſche und muſikaliſche Feier, mit der eine Art Vergötterung oder Verhimmelung der Republik beabſichtigt war, und deren Mittelpunkt eine Triumphode bildete, die eine bisher unbekannte Madame Auguſta Holmes geliefert hatte. Veranſtalter des Feſtes war der Pariſer Stadtrat, der die Dichtung und die Kompoſition beſtellt und bezahlt, die zu ihrer Aufführung erforderlichen Muſiker und Schauſpieler beſorgt und die Ausſtattung der Bühne beſchafft hatte, auf der ſie ſich abſpielten. Die Bühne zeigte zwiſchen den Seitenvorhängen ein Panorama Frankreichs mit ſeinen Städten, Dörfern und Wäldern und im Oſten die Vogeſengrenze, hinter deren Bergen, zwar unſichtbar, aber grimmig und neidiſch, der Erbfeind lauerte — neidiſch beſonders, als unter den Klängen des Orcheſters der große ſymboliſche Triumphzug ſich auf den Altar des Vaterlandes im Mittelgrunde zu bewegte, der von Baum- und Blattpflanzenſchmuck umgeben war und auf dem, verhüllt mit einem dreifarbigen Schleier, eine geheimnisvolle Figur ſtand. Zuerſt kamen rebenbekränzte Winzer, dann Schnitter mit einer Ceres, die ſich mit Ähren und Kornblumen geſchmückt hatte. Darauf folgte, inmitten einer Schar von Soldaten, der Kriegsgott, der auf Schilden getragen wurde, und auf deſſen Helm der galliſche Hahn die Flügel ausbreitete, und dieſem folgte Neptun mit dem Dreizack auf einem Lager von Korallen und Algen. Weiterhin kam die Arbeit mit ihren Söhnen, kenntlich an Hämmern und anderm

Digitized by Google

Werkzeug, die Liebe mit Jünglingen und Jungfrauen in antiker Gewandung und zuletzt zwei Chöre von Putten, die teils emblematische wilde Tiere in Blumenfesseln führten, teils Schwerter in Myrtenzweigen trugen, die wohl an das des Harmodios und Aristogeiton erinnern sollten. Alles war allerliebst geordnet, hübsch erdacht, geschmackvoll, malerisch, feierlich, besonders als nach Beendigung des Zuges die Bühne, bis dahin von flammenden Feuern erleuchtet, sich verdunkelte, ein Trauermarsch ertönte und eine blondgelockte weibliche Gestalt in dunkeln Gewändern und mit Ketten an Händen und Füßen vor den Altar trat. Es war Frankreich. Das Orchester blies und sang ein rührendes Gebet. Man unterschied die Worte: Apparais, Deesse! Apparais! O terrible, o triomphante, o fière, o République, apparais! Und siehe da, das Gebet findet Erhörung, die Göttin läßt sich erbitten. Der dreifarbige Schleier verschwindet von dem Altar mit der verhüllten Gestalt, und mit dem Ausrufe: O peuple, me voici, du haut de l'Empyrée! steigt sie von ihrem Fußgestelle herab und steht der Trauernden, die ihren Mantel abwirft, bei, sich von der Kette zu befreien, womit das Melodrama allerseits befriedigend sein Ende erreicht. Gewaltiger Beifallssturm von den Bänken der zwanzigtausend Zuschauer, tiefe Rührung, mächtige Erhebung auf allen Gesichtern. „Sublim!" sagt einer zum andern. „Nicht übel!" meinen wir zu der Beschreibung. „Zwar ein wenig zu viel Allegorie, etwas mehr Phrase und Pose als billig, aber im ganzen gar nicht übel gemacht und echt französisch wie die ganze Ausstellung ringsum." Auch klang der Feuerlärm, der sich erhob, als bald nach den ersten Tönen der Triumphode eine Gasflamme ein Stück der Dekoration ergriff, fast wie die Stimme eines Omens, wie die Warnung vor zu großer Sicherheit, wie Hindeutung auf nahe Gefahr, die der gefeierten Republik droht — der Republik außerhalb der Theaterwelt. Doch das beiseite. Das aufgeführte Stück war echt französisch, ganz im Geiste unsrer Nachbarn jenseits der Vogesen, und insofern eine gut berechnete, der Republik bis auf weiteres nützliche Veranstaltung. Die Franzosen lieben den Schein und glauben an ihn, und so ist es politisch, sie gelegentlich damit zu versorgen. Dies ist hier wieder einmal durch die Freunde der Republik geschehen, indem sie eine Apotheose derselben durch lebende Bilder, Prozessionen, symbolische Enthüllungen und Gruppen, schwellenden Chorgesang und Orchesterdonner ins Werk setzten. Wir erblicken darin eine Erinnerung an das frühere Verfahren der Republikaner Frankreichs und eine Rückkehr zu ihren Wegen und Mitteln, an die Republik glauben zu machen.

Als die Franzosen der ersten Revolution oder richtiger deren Leiter endgiltig mit dem Königtum brachen, drückten sie ihre Begeisterung für das System einer Regierung durch Erwählte des Volkes oder richtiger Erwählte der zur Herrschaft gelangten Partei in richtiger Erkenntnis des Charakters der gallischen Nation durch Veranstaltung einer Reihe pomphafter Feste für die große Masse aus, in der die Republik sich selbst bespiegelte und das Volk durch

Digitized by Google

ihre Größe, Schönheit und Tugend berauschte. Es ist ein auf Vergeßlichkeit sich gründender Irrtum, wenn man jene Zeiten als Tage ungemischten düstern Schreckens und Bangens betrachtet. Im Gegenteil, selbst als das Fallbeil schon recht fleißig Köpfe abschlug, fuhr das vergnügte Paris fort, Feste aller Art zu feiern, nur waren es jetzt Volksfeste. Es verlor nichts, als der Glanz des Hofes verschwand, sondern gewann vielmehr; denn die Pracht in den Tuilerien und im Schlosse von Versailles zu sehen, war nur wenigen Bevorzugten vergönnt gewesen, und die Menge hatte kaum etwas von den Strahlen geschaut, die von Krone und Thron aus in die Säle und Höfe des Schlosses hineinleuchteten. Die Republik dagegen bewarb sich um die Gunst des großen Haufens, indem sie eifrig bemüht war, das Volk durch großartige Schauspiele unter freiem Himmel, erdacht und in Szene gesetzt von Leuten, die Sinn und Gabe für theatralische Wirkung besaßen, sich selbst vorzustellen und zum Bewußtsein seiner Größe und Macht zu bringen. Es sah da auf dem Marsfelde Altäre des Vaterlandes, der Freiheit, der Tugend, der Vernunft und andrer schöner Dinge, die natürlich nur in der Volksherrschaft verwirklicht waren, es sah große Prozessionen von Würdenträgern in phantasievollen Gewändern, öffentliche Eidesleistungen von Beamten, die es zu seinen Zwecken angestellt hatte und beaufsichtigte, Massen von uniformirten und bewaffneten Leuten und eindrucksvolle Zeremonien wie in einer ungeheuern Freimaurerloge, es hörte beredte Ansprachen, triumphirende Musik und schwamm in einem Schwall von Bruderliebe und allgemeiner Gleichheit, die keinen Unterschied der Stände und Rassen kannte und die ganze Menschheit umschloß. Und dabei müssen wir uns erinnern, daß dies in den Augen der Mehrheit des versammelten Volkes keineswegs ein leeres und bedeutungsloses Gepräng und Gerede war. Die Revolution wurde allmählich bei den meisten Franzosen der damaligen Zeit, wenigstens in den großen Städten, eine Art von Religion wie etwa der Islam mit seiner gewaltsamen Propaganda, ein allein seligmachendes, allenthalben beglückendes Etwas, ein Heiliges, Göttliches, das keine andern Götter neben sich duldete, weder im Lande, noch irgendwo sonst auf Erden. Man glaubte, als man seinen König abgesetzt und die Menschenrechte verkündet hatte, der Menschheit damit ein glorreiches Beispiel gegeben zu haben. Man träumte und hatte Gesichte von einem großen Bruderbunde, bestehend aus republikanisch geordneten Gemeinwesen in Deutschland, Italien, Spanien, England und selbst im fernen Rußland; denn das Selbstvertrauen und die Hoffnungen dieser Schwärmer flogen hoch und weit, und ihre Phantasie kannte keine Zügel. Es war eine Epoche der Verzücktheit, die oft der Verrücktheit nahe war und die durch jene Feste nicht wenig genährt und gestärkt wurde. Nachdem die Republik mit solchen Feierlichkeiten dem Volke empfohlen und eingeweiht worden war, kam die Zeit der Siege über die Koalition gegen sie, wobei die wahre Ursache dieser Siege verkannt und alles der Kraft der revolutionären Ideen zugeschrieben und ge-

Digitized by Google

dankt wurde. So kam man aus der Exaltation nicht heraus, und Paris erhielt unaufhörlich neue Gelegenheit zu Illuminationen, Volksfesten, Triumphzügen und Lobliedern auf die Freiheit, mit der man es so herrlich weit gebracht hatte, Ergüssen glühender Beredsamkeit und allgemeinen gegenseitigen Beglückwünschungen. Inmitten dieser neuen Kundgebungen, die aller Welt sichtbar waren, ging die Erinnerung an den Glanz der ehemaligen Hofhaltung gänzlich verloren, der schöne Schein des monarchischen Staates, der ja nur eine Minderheit beglückt und gewonnen hatte, geriet in Vergessenheit, und die Republik personifizirte sich als hochragende Mittelfigur, um die sich der allgemeine Jubel, die Volksbegeisterung drehte.

Bis jetzt hatten die gewählten Regenten der dritten Republik diese Überlieferungen aus der ersten Revolution nicht wieder aufleben lassen. Thiers, der erste Präsident der neuen Epoche, war ein kühler, klarer Kopf ohne viel Gefühl, ohne Sinn für den Schein und ohne Begeisterung für theatralische Festlichkeiten. Sein nächster Nachfolger Mac Mahon war ein Soldat, schlicht, nüchtern, verhältnismäßig bescheiden und mit seiner wohlbekannten Hinneigung zur Monarchie kaum geeignet, mit Glanz und Würde die Republik vor der öffentlichen Meinung zu vertreten. Grevy hatte noch weniger das Zeug dazu. Er brachte es fertig, die Führerschaft des Staates in ein Ding zu verwandeln, das sich wie die Stellung eines Prokuristen in einem großen Handelshause ausnahm. Ein ernster, pedantischer, lederner Herr mit stark ausgeprägtem Wohlgefallen an ruhigem Leben, für seine eigne Person wohl rechtschaffen, aber unglücklich durch einen selbstsüchtigen, ränkeliebenden Schwiegersohn, schien er in politischen Dingen keinen Willen zu haben, und noch viel weniger besaß er den Trieb zur Schaustellung seiner Würde und der Tugenden und Schönheiten der Republik, deren Haupt er war. Das Regieren überließ er seinen Ministern, die Verleihung von Dekorationen — in Frankreich von höherer Bedeutung als irgendwo anders — Herrn Wilson. Dieses System hätte nach Amerika gepaßt, vielleicht auch nach England oder Norwegen, in Frankreich mußte es notwendig ein schlimmes Ende damit nehmen. Die Anhänglichkeit an die Republik nahm mehr und mehr ab und war im Erlöschen, weil ihr Vorstand sich fortwährend im Hintergrunde hielt und gar nichts that, sie der Masse vor die Augen zu führen, weil er sich begnügte, aller sechs oder acht Monate sein Vegetiren dadurch zu unterbrechen, daß er das bisherige Besteck mittelmäßiger oder unfähiger Minister auf Verlangen der Mehrheit des Abgeordnetenhauses in die Rumpelkammer legte und mit einem neuen, aber nicht bessern ersetzte. Es war ein schläfriges, schales, farbloses, langweiliges Regiment, unter dem es nichts für das Auge, nichts sich zu erheben und zu erhitzen gab. Damit aber war für Boulangers Strebsamkeit und Talent die Gelegenheit gekommen, sich sehen zu lassen, und hätte er sie nicht ergriffen, so hätte sie sicher ein ähnlicher Gaukler und Schwindler benutzt. Die Franzosen wollten

Digitized by Google

theatralisches Leben in ihrer Republik, Darstellung der sie erfüllenden und bewegenden Bestrebungen, Wünsche und Pläne, bühnengerechten Lärm und Szenenwechsel, und siehe da, der „brave General" lieferte ihnen das alles in Fülle und verhieß ihnen mehr davon und Besseres für die Zukunft. Hoch im Sattel auf schwarzem Streitrosse, ausposaunt von einem Konsortium politischer Gauner und Jobber, die sich auf den Rummel verstanden, schauspielerte er den Parisern und dem, was in Frankreich wie sie empfand, begehrte und liebte, in seiner Person die „wahre Republik," die Rache an Deutschland und jenes ewige Verlangen nach Wechsel vor, das sich aller achtzehn oder zwanzig Jahre mit peinlichster Regelmäßigkeit bei ihnen äußert. Jetzt beginnt mans im Lager der Gegner ihm nachzuthun. Sie haben sich etwas von seiner Taktik angeeignet. Der fragwürdige Gedanke, ihn vor den Senat als Gerichtshof zu stellen, würde in einem andern Lande wahrscheinlich mit einem Fehlschlage geendet, wenigstens der Regierung in der öffentlichen Meinung geschadet haben. In Frankreich wird er bewundert, weil er mit der Verurteilung des Angeschuldigten gelungen ist. Das Beste aber, was der gegenwärtigen französischen Regierung und ihren leitenden Geistern begegnen konnte, ist das fortwährende und sich steigernde Gelingen und Gedeihen der Ausstellung, des großartigen Schauspiels, mit dem sie das hundertjährige Jubelfest der Revolution von 1789 feierten. Die freilich vielfach recht erkünstelte und auf bloßen Schein hinauslaufende Glorie derselben, die durch die gleichgiltige Haltung der monarchischen Staaten gegen die Gedenkfeier nur gewinnen konnte, bestrahlt auch den Präsidenten Carnot und seine Minister und bildet um sie einen Goldgrund, wenn auch nur in französischen Augen. Vom Eiffelturme kräht der gallische Hahn mit geschwollenem Kamme und gehobenen Flügeln voll Selbstgefühl in die Lande hinaus. Sitzt er hier doch höher, als die Pyramiden und der Kölner Dom reichen, und weiß doch das eitle Vieh nicht, daß der Erbauer des Dings damit nur eine unschöne Monstrosität in die Welt gesetzt hat. Die Republik hat den Franzosen aber mit der Ausstellung und ihren zweifelhaften Wundern Besseres und Gemeinverständlicheres geboten. Sie hat den Parisern nicht bloß ein stattliches Schauspiel vorgeführt und ihnen gezeigt, was Frankreich an großen Dingen vermag und leistet, sondern ihnen auch reichlich die Taschen gefüllt. Die Ausstellung war ausgedehnter, geschmackvoller angeordnet, prächtiger in den sie begleitenden Festlichkeiten als alle frühern, sie war aber auch gewinnbringender als sie alle. Die großen Gilden der Ladeninhaber und Gastwirte, reich geworden durch die Beute, die sie den zuströmenden Fremden abnahmen, preisen für diesen goldnen Segen dankerfüllten Herzens die Republik als Spenderin und wünschen ihr langes Leben und fröhliches Gedeihen. Als Napoleon III. die Ausstellung von 1867 eröffnete, war er auf dem Gipfel seiner Erfolge und seines Ansehens. Das Jahr zuvor hatte er Venetien von Österreich erhalten,

Digitized by Google

es an Italien verschenkt und dafür ein gutes Stück von dessen Gebiet bekommen. In Wien und Berlin bemühte man sich um seine Freundschaft, in Petersburg war das nicht minder der Fall. Kaiser und Könige besuchten mit ihrem Gefolge die Ausstellung, ihre Unterthanen erschienen in Menge, und alle ließen ein schönes Stück Geld zurück. Aber die Republik hat das weit überboten, und wenn demnächst nach Schluß des großen Theaters Kasse gemacht wird, werden wir ohne Zweifel erfahren, daß die Zahl der Besucher des Napoleonischen Schauspiels von der des Carnotschen mindestens um das vierfache übertroffen worden ist, während die jetzigen Einnahmen der Pariser sehr wahrscheinlich eine sechsmal so hohe Summe betragen werden als die, die ihnen der Besuch von 1867 einbrachte. Auch die Provinzen Frankreichs trugen erheblich dazu bei. In der That ist kein merkwürdigerer Beweis für den gewaltigen Reichtum dieses Landes zu finden, als der Strom von Leuten aus der Provinz, der sich bei Gelegenheit der Ausstellung in die Hauptstadt ergoß und Gasthöfen, Kaffeehäusern, Schenken, Theatern und sonstigen Vergnügungsorten und Sehenswürdigkeiten wie ein moderner Paktolus Massen von Gold zuschwemmte. Es war, als ob Deutschland niemals über die Ebnen des Landes hingefegt wäre und ihm fünf Milliarden Kriegssteuern abgenommen hätte, und als ob es keinerlei Nachwehen der großen Niederlage gäbe.

Die Moral der teils auf politischem, teils auf gesellschaftlichem Gebiete des heutigen Frankreichs sich vollziehenden Ereignisse und Prozesse liegt auf der Hand. Wenn die Republik am Leben bleiben will, so muß sie sich entschließen, mehr zu thun, als sich ans Pult zu setzen und die Angelegenheiten des Landes nüchtern und prosaisch zu besorgen, sie muß dem Geiste des Volkes entsprechend auch etwas für seine Schaulust thun, ihm ihr Wesen und ihren Wert zeigen, nicht allein durch Maßregeln und thatsächliche Leistungen, sondern auch durch Schaustellungen, die rascher auf die Wähler wirken als jene, die immer erst allmählich begriffen und geschätzt werden. Sie muß das Wohlgefallen der Franzosen an Theatralischem, Pomphaftem, Hochtrabendem berücksichtigen und sich mehr als bisher an das Gefühl, an die Einbildungskraft und die nationale Eitelkeit wenden. Selbst eine sehr sanft und bescheiden auftretende Monarchie bringt es nicht dazu, die Franzosen anzuziehen und sich geneigt zu machen. Ludwig Philipp war in seiner Weise — abgesehen davon, daß er die Politik zu Geschäften an der Amsterdamer Börse benutzte, die seiner Privatkasse zu Gute kamen — ein recht achtbarer König, der in Deutschland oder England bis an sein seliges Ende auf seinem Throne verblieben sein würde. Er beging aber den Mißgriff, zu wenig Schauspieler zu sein und den Prunk und Glanz seines Hofes möglichst einzuschränken. Der Mann mit dem Birnengesicht, der mit dem Regenschirm unterm Arme wie gewöhnliche Sterbliche über die Boulevards wandelte, wurde den Parisern erst langweilig, dann zum Gespött. Sie wollten einen König sehen und sahen nur einen Philister. Seine Bescheiden-

Digitized by Google

heit erschien lächerlich, seine Leutseligkeit wurde nicht als Herablassung empfunden; denn er hatte sich ja selbst klein gemacht wie die andern, und so lebte er gering geachtet, so folgte ihm, als er fiel, kein Bedauern in die Verbannung. Ähnlich erging es später Grevy, seinem republikanischen Abbild und Seitenstück. Der dritte Napoleon, der seine Nation besser kannte, hielt einen glänzenden Hof, erschien immer als Kaiser und brachte viel Geld unter die Leute, und so kam es, daß er wenigstens eine starke Partei gewann, die selbst nach Sedan wieder anflebte und wahrscheinlich seinen Sohn zuletzt auf den Thron gesetzt hätte, wenn dieser nicht vor der Zeit vom Tode ereilt worden wäre. In diesem Augenblick sieht sich die Republik von einer bedenklichen Schar von Feinden, Royalisten, Imperialisten, Boulangisten und Sozialisten bedroht. Dagegen würde eine nüchterne, nur auf Sachliches bedachte, ruhig und in Verborgenheit waltende Regierung, von der wenig zu sehen und zu reden wäre, nur geringe Aussicht haben, das Feld zu behalten, und hätte es dieses Jahr keine Ausstellung gegeben, keinen Zuzug aus der Provinz und kein Bankett der tausend und abertausend Maires, die als eben so viele Lobredner und Apostel der so viel vermögenden Republik von dem patriotischen Schmauß und Schauspiel in die kleinstädtische oder dörfliche Heimat zurückkehrten, so würden die Kohorten der Mißvergnügten außerordentlich gewachsen sein und aller Wahrscheinlichkeit nach am 22. einen entscheidenden Wahlsieg davongetragen haben. Auch jetzt noch ist ein solcher möglich. Gewinnt aber die Republik, so werden es ihre Anhänger zum guten Teile der Politik zu danken haben, die von der Revolution des vorigen Jahrhunderts und dem Kaisertum lernte und den Parisern durch Veranstaltung der großen Ausstellungskomödie mit ihren Festlichkeiten, Schauspielen, Aufzügen und Vergnügungen aller Art, sowie durch Heranleitung eines Goldstromes aus der Fremde und der Provinz die Republik als eine ebenso prächtige wie wohlthätige Einrichtung empfinden ließ. Diese Politik ist allerdings nicht sehr moralisch, aber welche erfolgreiche Politik wäre das jemals gewesen?

Digitized by Google

Zum bürgerlichen Gesetzbuch

Von Otto Gerland

Wie sehr der Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch für das deutsche Reich die Juristenwelt beschäftigt, zeigt die Zahl der bereits über diesen Gegenstand erschienenen Schriften und die Tagesordnung für den demnächst in Straßburg zusammentretenden deutschen Juristentag, der sich nur mit dem bürgerlichen Gesetzbuch beschäftigt. Aber auch der Nichtjurist hat ein wesentliches Interesse an der Frage, ob und wie das bürgerliche Gesetzbuch zustande kommt, da die Einigung Deutschlands auch auf dem Gebiete des Zivilrechts von ganz hervorragender politischer Bedeutung ist, und es niemand gleichgiltig sein kann, nach welchen Rechtsgrundsätzen er leben und wie er sich über das geltende Recht Rats erholen soll. Es mögen daher zwei kürzlich erschienene wertvolle Schriften über den genannten Entwurf hier einer kurzen Besprechung unterzogen werden, die deshalb eine größere Bedeutung haben, weil der Verfasser der ersteru, Ludwig Goldschmidt, den Stoff auch zum Gegenstande seiner an der Universität Göttingen zu haltenden Vorlesungen gemacht hat, die letztere aber erwünschtes Zeugnis dafür ablegt, daß auch unsre deutschen Brüder in Österreich lebhaft an dem Zustandekommen unsers bürgerlichen Gesetzbuches teilnehmen und uns ihre Kraft zur Mitarbeit widmen, wie denn auch der Verfasser dieser Schrift, Otto Gierke, schon anderweit, in Schmollers Jahrbuch, wertvolle Arbeiten über unsern Entwurf veröffentlicht hat.*)

Beide Verfasser erkennen die hohe Bedeutung des Entwurfs an, wünschen warm die Vollendung der begonnenen schweren, auf Jahrhunderte hinaus folgenreichen Arbeit, ja Goldschmidt würde es geradezu für ein „nationales Unglück" halten, „nicht nur, wenn der Versuch einer einheitlichen deutschen Privatrechtsordnung scheiterte, sondern auch, wenn der Entwurf jahrzehntelang zwischen Leben und Sterben schwankte," aber beide urteilen ungünstig über den Entwurf. Beide

*) Kritische Erörterungen zum Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich von Dr. Ludwig Goldschmidt, Privatdozent und Gerichtsassessor zu Göttingen. Erstes Heft: Die formalen Mängel des Entwurfs. Leipzig, Duncker & Humblot, 1889.

Die soziale Aufgabe des Privatrechts. Vortrag, gehalten am 8. April 1889 in der juristischen Gesellschaft zu Wien von Dr. Otto Gierke. Berlin, Julius Springer, 1889.

Digitized by Google

wollen mitarbeiten an dem Werke, und nur, um es zu fördern, nicht um ihm Schwierigkeiten zu bereiten, zeigen sie die von ihnen wahrgenommenen Mängel, damit diese jetzt, wo es noch Zeit ist, beseitigt werden. Daß über solcher Arbeit das kritische Auge geschärft und manchmal so geschärft wird, daß es etwas zu viel findet, ist natürlich, und die Verfasser werden es nicht übel nehmen, wenn man bei ihnen stellenweise eine derartige Schärfung der Augen wahrnehmen zu müssen glaubt. Aber im großen und ganzen wird man ihren Ausstellungen nur beipflichten können.

Goldschmidt beleuchtet die formalen Mängel des Entwurfs, und zwar im Anschluß an einen frühern Aufsatz Gierkes vor allem die Sprache. Beide finden, die Sprache des Entwurfs sei „nicht die Sprache, die einem deutschen Gesetzbuche ziemt. Sie ist ein abstraktes Juristendeutsch, mehr Übersetzung als Urbild, unvolkstümlich und für den Laien oft vollkommen unverständlich; sie entbehrt der Kraft und Tiefe, der sinnlichen Anschaulichkeit und der überzeugenden Beredsamkeit; sie artet vielfach ins Doktrinäre, Pedantische, Verkünstelte und dann wieder ins Triviale, Seichte, Schleppende aus. Der Entwurf ist von vornherein nur für Juristen geschrieben. Vielleicht war man der Ansicht, daß in den letzten Jahrzehnten die Rechtswissenschaft einen allzu sublimen Gipfel erklommen habe, als daß es noch ausführbar sein könnte, zugleich der Wissenschaft Genüge zu thun und volkstümlich zu reden. Vielleicht aber meinte man auch, daß die ganze Vorstellung von einem volkstümlichen Rechte gleich andern veralteten Schwärmereien in die Rumpelkammer gehöre, da schließlich bei dem Hineinreden der Laien in juristische Dinge nichts als Dilettantismus herauskomme.“ Nun verlangt Goldschmidt selbstverständlich nicht, daß das bürgerliche Gesetzbuch, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Juristen überflüssig mache, im Gegenteil. „Des vollen Gehaltes der Rechtssätze bis in seine kleinsten Veräderungen und Verästelungen kann nur der Jurist sich bemächtigen, braucht aber auch nur dieser. Der Allgemeinheit genügt die Möglichkeit der eignen Kenntnisnahme der Grundlagen, auf denen sich ihr Rechtsleben aufbaut.“ Diese Kenntnisnahme muß aber jedermann geboten werden. „Die Völker, die sich die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, d. h. die gesetzliche Anerkennung des Anspruchs, mit eignen Augen zu sehen, wie über ihre wichtigsten Interessen judizirt wird, zu erringen verstanden, werden sich auch nicht verkümmern lassen ihren Anspruch auf die Öffentlichkeit ihres materiellen Rechts, d. h. eine solche Fassung desselben, daß sie sich seines unmittelbaren Gehaltes, seines grundlegenden Inhalts durch eigne Geistesthätigkeit zu bemächtigen vermögen.“ Gerade um recht deutlich zu sein, um ja keinen Zweifel über den Inhalt seiner Bestimmungen aufkommen zu lassen, enthält der Entwurf oft die verwickeltsten und infolgedessen ganz unklare Sätze. Er bietet auch oft für denselben Begriff verschiedne Bezeichnungen, was wieder das Verständnis beeinträchtigt. Solche sprachliche Mängel sind aber umso betrübender, als wir

Digitized by Google

aus den letzten Jahrzehnten eine Anzahl in ihrer Fassung geradezu mustergiltiger Gesetze haben, z. B. die deutsche Wechselordnung, das Handelsgesetzbuch, die Reichskonkursordnung, das preußische Eigentumserwerbgesetz vom 5. Mai 1872, die preußische Vormundschaftsordnung. Aber nicht bloß die eigentliche Sprache, d. h. die gewählten Wörter, giebt Anlaß zum Tadel, nein, die Verfasser des Entwurfs vergessen auch oft, daß sie Gesetzgeber sind, und ein Gesetz, um mit dem Bericht des Bundesratsausschusses für das Justizwesen vom 9. Juni 1874 zu reden, „seine Anforderungen in ihrer ursprünglichen, unmittelbaren, praktischen Form aufzustellen hat." Sie steigen öfters von dem hohen Standpunkte des Gesetzgebers herab, der ihnen die Befugnis gewährt, zu befehlen, und tauschen dafür den Platz des Lehrers ein, der unterweist. Sie haben deshalb dem Entwurf zahlreiche lehrhafte Abstraktionen und Distinktionen einverleibt und lehrhafte Folgesätze gezogen, die nicht in ein Gesetzbuch gehören, sondern der Wissenschaft und Rechtsprechung überlassen werden müssen. Eine derartige Vermischung von Gesetzgebung und Wissenschaft hat noch nie Vorteil gebracht. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, alle von dem Verfasser zur Begründung seiner Ansichten gegebenen Beispiele anzuführen, es mag genügen, auf den höchst lehrreichen Inhalt der Schrift zu verweisen.

Gierke greift den Entwurf mit Rücksicht auf dessen materiellen Inhalt an. In einer lehrreichen geschichtlichen Begründung weist er nach, daß wir ein öffentliches Recht nötig haben, das durch und durch Recht ist, das zwar die Pflichten gegen das Ganze voranstellt, aber zugleich den Gliedern Rechte am Ganzen, dem Geringsten Anteil am Staate gewährt und verbürgt, das von der Notwendigkeit und Stetigkeit des Gemeinlebens ausgeht, aber doch die Freiheit in sich aufnimmt, daß wir aber auch ein Privatrecht brauchen, worin trotz aller Heilighaltung der unantastbaren Sphäre des Individuums der Gedanke der Gemeinschaft lebt und webt. Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, gelangt Gierke zu dem Ergebnis, daß der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs seine Aufgabe nicht erfüllt, da er zu sehr dem manchesterlichen Grundsatz des allgemeinen Gehenlassens huldigt. Das Eigentum wird zu romanistisch-individualistisch aufgefaßt. „Der Entwurf giebt die Chikane frei. Die Motive erblicken in der Freiheit des Mißbrauchs gewissermaßen die Blüte der privatrechtlichen Befugnis; ja bei der Rechtfertigung des Fehlens einer gegen sinnlose oder lediglich lästige Testamentsauflagen gerichteten Vorschrift erwärmen sie sich sogar für das durch die Testirfreiheit verbürgte Unrecht des mit Vermögen gesegneten Individuums, noch nach dem Tode andre Leute zu chikaniren." Mit Hinweis auf die Bestimmungen des preußischen allgemeinen Landrechts über das Verbot der Chikane, der Bestimmungen bezüglich des Bergwerkseigentums, des Erfinderrechts u. s. w. wird Abänderung des Entwurfs verlangt, namentlich bezüglich des Grundeigentums, wobei der Verfasser darauf hinweist, daß bei Aufrechthaltung der altrömischen Ausdehnung des Grund-

Digitized by Google

eigentums bis zum Mittelpunkte der Erde und bis in den blauen Äther hinein z. B. der Eigentümer einer Bergwiese das Durchführen eines Tunnels unter seinem Grundstück, ein Gartenbesitzer die Anlage einer Telegraphen- oder Telephonleitung über sein Grundstück hinaus verhindern könnte. Es werden Schutzwehren gegen Selbstzerstörung des Grundeigentums durch Verschuldung und Zersplitterung verlangt durch Ausbildung der dinglichen Rente neben Hypothek und Grundschuld, durch Beschränkung der Zwangsvollstreckung gegen das Grundeigentum, insoweit sie geeignet wäre, die Existenzgrundlage eines landwirtschaftlichen Betriebes zu zerstören, durch den Ausbau eines kräftigen Anerbenrechts. Der Verfasser will, entgegen dem Entwurfe, nicht das Eigentum als ein von allen übrigen Rechten spezifisch verschiedenes Recht aufgefaßt, sondern die Brücken zwischen Obligationen- und Sachenrecht befestigt und ausgebaut sehen; deshalb soll der Satz: „Kauf bricht Miete" beseitigt, das Erbzinsgut (in Anlehnung an das in der Provinz Posen eingeführte Rentengut) wieder eingeführt werden. Gierke hält den Entwurf auch bezüglich des Obligationenrechts für zu manchesterlich und verlangt deshalb eine Beschränkung der Vertragsfreiheit, soweit diese nur dazu dient, den Schwachen zu Gunsten des Starken auszubeuten. Als Weiterentwicklung der Beschränkungen der Auspfändung bezüglich der Lebensnotdurft des Schuldners erscheinen ihm daher Bestimmungen gegen den Wucher (nicht die Vertröstung auf ein besondres Wuchergesetz) notwendig, ferner die Aufrechterhaltung des unverzichtbaren Kündigungsrechts des Schuldners bei Überschreitung eines Zinsfußes von sechs Prozent, der Ausschluß der Forderung aufgewachsener Zinsen über den Bestand des Kapitals hinaus (des alterum tantum), das Verbot der Zinseszinsen, die Einschränkung des Vorabzuges von Zinsen, eine Beschränkung der Höhe der Konventionalstrafen, die Aufrechterhaltung des Anfechtungsrechts wegen Verletzung über oder unter die Hälfte (laesio enormis), die Aufrechterhaltung der lex Anastasiana, nach deren Inhalt der Erwerber einer abgetretenen Forderung nicht mehr einklagen kann, als er selbst dafür gegeben hat, Beschränkungen des Verkaufs der Früchte auf dem Halme, Einschränkung des Pfandrechts des Verpächters und Vermieters, das Verbot abstrakter Schuldversprechen u. a. m.

Muß man dem Verfasser auch Recht geben, wenn er sagt, daß „ein Schuldrecht, das keine höhern Gesichtspunkte als Verkehrsfreiheit und Verkehrssicherheit kennt, den Geschäftsunerfahrnen dem geriebenen Geschäftsmanne, den kleinen Bürger und Bauer dem größern Unternehmer, den Arbeiter dem Kapitalisten wehrlos in die Hand" giebt, so muß man doch Bedenken tragen, alle Forderungen des Verfassers vollständig zu befürworten, wenn man nicht unsern ganzen modernen Verkehr zerstören will. Aber jedenfalls regen die Ausführungen des Verfassers zu ernstem Nachdenken darüber an, wie weit man gehen darf, um neben Aufrechterhaltung des modernen Verkehrs den Schwachen

Digitized by Google

im Kampf ums Dasein gegenüber dem Starken zu stützen. Was sodann die persönlichen Beziehungen des Obligationenrechts anlangt, so „muß ein gesundes Privatrecht überall da, wo die Persönlichkeit selbst von der vertragsmäßigen Bindung ergriffen wird, den Begriff der Persönlichkeit in das Zentrum stellen." Deshalb verlangt der Verfasser neben einer angemessenen Regelung der Schadensersatzpflicht die Anerkennung des Rechts am Namen und andern Persönlichkeitszeichen, die das Handels- und Gewerberecht im Firmen- und Markenrecht angemessen entwickelt hat; er verlangt auch Aufnahme des Urheber- und Erfinderrechts in das bürgerliche Gesetzbuch. Besondres Gewicht legt er auf die Gestaltung dauernder persönlicher Verbindungen, in denen das Individuum mit einem Teil seines Wesens aufgeht. Deshalb soll das Familienrecht, das Erbrecht, das Gesinderecht, die gewerbliche Lebensgemeinschaft nicht wie im Entwurf nach romanistisch-individualistischer, sondern nach germanischer sozialer Anschauung geregelt werden, wie der Verfasser dies an Beispielen darlegt. Ein gleiches gilt bezüglich des Gesellschafts- und Gemeinschaftsrechts.

Während Gierke jeden auffordert, an dem Gelingen des großen Werkes mitzuarbeiten, macht Goldschmidt praktische Vorschläge für die Herstellung eines den gestellten Anforderungen entsprechenden Entwurfs. Ehe man an die materielle Prüfung des Entwurfs geht, soll er zuvor unter Beibehaltung seines jetzigen Inhalts in eine andre, volkstümliche, weniger doktrinäre, gleichmäßig durchgearbeitete Form gebracht werden. Diese Arbeit kann, namentlich mit Rücksicht auf die Herbeiführung der Gleichmäßigkeit in der Ausdrucksweise, nur ein einzelner Mann ausführen. Ein für eine solche hohe Aufgabe geeigneter Mann wird sich aber schon finden lassen. Dieser müßte und könnte etwa in Jahresfrist dem Entwurf die entsprechende Form geben. Alsdann müßte der überarbeitete Entwurf etwa zwei Jahre lang der öffentlichen Kritik unterbreitet, darnach aber zur Prüfung seines materiellen Inhalts unter Berücksichtigung der eingegangenen Beurteilungen einer aus juristischen Theoretikern und Praktikern und aus Männern des praktischen Lebens zusammengesetzten Kommission überwiesen werden, die aus höchstens zehn Personen bestünde und in der die Juristen die Minderzahl zu bilden hätten. Diese Kommission hätte den Entwurf zu prüfen und durch beigegebene juristische Hilfsarbeiter in eine dem Ganzen sich einfügende juristische Form zu bringen. Der so vollendete Entwurf müßte dann an den Reichstag gelangen, der ihn dann vermutlich rasch erledigen würde, sodaß nach Ansicht Goldschmidts in einem Jahrzehnt etwa das Gesetzbuch verkündigt werden könnte.

Beide Schriften seien den Berufnen warm empfohlen, die Berücksichtigung ihres Inhalts wird wesentlich zur Klärung der Ansichten beitragen. Hoffentlich findet der Beginn des neuen Jahrhunderts Deutschland im Besitz seines bürgerlichen Gesetzbuchs!

Digitized by Google

Materialiſtiſche Narrheiten

Von Karl Jentſch

Einem berühmten Naturforſcher unſrer Zeit iſt, wie er öffentlich bekennt, einmal das Bedenken aufgeſtiegen, ob er nicht durch jahrelang anhaltende Beſchäftigung mit einem einzelnen Gegenſtande die Fähigkeit eingebüßt habe, den Zuſammenhang größerer Erkenntnisgruppen noch richtig zu erfaſſen. Wenn auch nicht bei ihm, ſo übt doch bei ſchwächern Geiſtern einſeitige Beſchäftigung unzweifelhaft dieſe Wirkung aus, und daraus erklären ſich wenigſtens zum Teil die Tollheiten mancher Herren, denen über dem allzu langen Umgange mit geköpften Fröſchen das Verſtändnis für die menſchlichen Dinge abhanden gekommen iſt. Wir könnten das an verſchiednen andern nachweiſen, aber da wir einmal mit Herrn Herzen angebunden haben, ſo wollen wir ihn auch in dieſem dritten Aufſatz (vergl. Heft 29 und 37) als Haken benutzen, um unſre antimaterialiſtiſchen Erwägungen daran zu hängen.

Herzen hat aus dem Geſetze von der Erhaltung der Kraft gefolgert, daß ſich beim Menſchen zwiſchen Sinneswahrnehmung und Willensäußerung keine unkörperliche Seele einſchieben könne, daß demnach die geiſtige Thätigkeit weiter nichts ſei als eine beſondre Art von Gehirnſchwingungen. Er hat die Zeitdauer gemeſſen, die bei gewiſſen Vorgängen auf jene „Gehirnſchwingungen“ fällt, welche der gemeine Menſchenverſtand für Seelenvorgänge hält, und er weiß uns ſchließlich auch ganz genau zu ſagen, was für Wandlungen der Gehirnmaſſe es ſind, die uns als Bewußtſeinsvorgänge erſcheinen: es ſind ihre Zerſetzungen. Durch eine ausführliche Darlegung des Sinnes, der dieſem in ein gelehrtes Gewand gekleideten Unſinn zu Grunde liegt, würden wir unſre Leſer zu beleidigen fürchten. Man braucht kein Gelehrter zu ſein, um die Erfahrung zu machen, daß geiſtige Arbeit, ſchon die im bloßen Aufmerken auf die Tageserſcheinungen beſtehende, anſtrengt. Man braucht noch kein Phyſiologe und Biologe zu ſein, um ſich ſagen zu können, daß das Gefühl der Ermüdung auch in dieſem Falle eine körperliche Urſache haben müſſe, daß es wahrſcheinlich von einer Abnutzung der Gehirnmaſſe herrühre, und daß während der Ruhe im Schlaf das Fehlende erſetzt, das Zerrüttete wieder in

Digitized by Google

Ordnung gebracht werde. So wissen wir denn alle mit einander schon längst, daß das Bewußtsein vorzüglich (nicht ausschließlich, wie Herzen behauptet) „mit der desintegrirenden Phase der zentralen Nervenakte verknüpft" ist. Aber wir geben dieser Erfahrung nicht den verrückten Ausdruck, daß die Desintegration Bewußtsein hervorbringe, wie Herzen einige Zeilen weiterhin thut. Bei der Annahme einer Seele, als deren Zustand das Bewußtsein aufgefaßt würde, könnte ja die Redewendung immerhin noch einen Sinn haben. Man könnte sich dann die Sache folgendermaßen vorstellen. In der Wechselwirkung mit dem Leibe, dem sie angetraut ist, vermag die Seele niemals den Anfang zu machen. Hat sie z. B. im Schlafe das Bewußtsein verloren, so kann sie es nicht aus eigner Kraft wiedergewinnen, sondern zu völliger Ohnmacht verurteilt, muß sie abwarten, bis entweder die Wiederherstellung der Hirnmasse vollendet ist und im gesetzmäßigen Wechsel zwischen Aufbau und Zerstörung die letztere wieder an die Reihe kommt, oder bis ein Sinnesreiz, etwa der Schall der Weckeruhr, schon vor vollendetem Aufbau die Zersetzung wieder in Gang bringt, oder bis ein körperliches Bedürfnis solch vorzeitigen Wechsel herbeiführt. Freilich widerspricht dieser angenommenen Ohnmacht der Seele die Erfahrung. Wer sich fest vornimmt, zu einer bestimmten Stunde der Nacht zu erwachen, der erwacht, auch wenn er noch nicht ausgeschlafen hat. Wir wissen außerdem, daß Zersetzung und Wiederherstellung keineswegs immer zwei streng von einander geschiednen Zeitabschnitten zufallen, daß ein hoher Grad von Ermüdung nicht notwendig den Schlaf herbeiführt, und daß anderseits dieser auch ohne merkliche Ermüdung eintreten kann, daß überhaupt, wie Wundt sagt, die physiologischen Ursachen des Schlafes noch in Dunkel gehüllt sind. Aber wenigstens hätte bei dieser Annahme der Satz: die Desintegration bringt Bewußtsein hervor, noch einen Sinn. Herzen ist aber so weit wie Lewes, den er bekämpft, entfernt davon, die „Neurilität" und die „Sensibilität," zu deutsch Empfindung,*) für „metaphysische Entitäten" zu halten, d. h. für besondre Wesen oder richtiger für Eigenschaften eines vom Körper verschiednen Wesens. Empfindung ist nach Herzen nichts andres als die „subjektive Anschauung der Nervenschwingungen," eine besondre Form „dynamo-materieller Veränderungen [was soll das „dynamo"?], welche einzig und allein deswegen jedem Individuum einen subjektiven Anblick gewährt, weil sie in ihm selbst stattfinden." (Hierin steckt, nebenbei gesagt, noch eine zweite Tollheit. Wenn die Empfindung eine Anschauung wäre, die das Gehirn von seinen eignen Schwingungen und chemischen Prozessen hat, dann würden wir nicht den blauen Himmel und die grüne Flur und die schmetternden Trompetentöne und die süßen Blumen-

*) Ich sage absichtlich nicht „bewußte Empfindung," weil ich diesen Ausdruck für einen Pleonasmus halte. Empfindungen, die „unter der Schwelle des Bewußtseins bleiben," sind eben keine Empfindungen, sondern nur Nervenreize, Molekularbewegungen, die wegen ihrer Schwäche nicht empfunden werden.

Digitized by Google

düfte und das Wonnegefühl bei Berührung einer warmen, weichen Hand wahrnehmen, sondern nichts als eine wimmelnde graue Masse. Oder vielmehr, wir würden auch die nicht einmal wahrnehmen, weil schon die graue Farbe, die wir der Großhirnrinde beilegen, eine Seelenerfahrung ist, die mit der Licht zurückwerfenden Bewegung der Gehirnteilchen keine Ähnlichkeit hat.) Also nach Herzen ist das bewußte Seelenleben Wirkung und Äußerung der Gehirnzersetzung, während wir der Ansicht sind, daß umgekehrt das Gehirn durch die geistige Thätigkeit abgenutzt werde, wie jedes Werkzeug durch den Gebrauch.

So wird denn der Mensch zum Automaten, zum unbegreiflichsten aller Automaten, dessen maschinenmäßige Bewegungen Bewußtsein und bewußte Handlungen erzeugen. Vor diesem Unsinn schrecken unsre Materialisten keineswegs zurück. Nur eben das Bewußtsein, das doch nicht so recht in die Maschine passen will, stört sie einigermaßen, und sie suchen es denn auch mit guter Manier los zu werden. Zu diesem Zweck benutzen sie die bekannte Erfahrung, daß jede Thätigkeit durch Übung einen mehr oder weniger automatischen Charakter annimmt, wie wir das besonders auffällig beim Klavierspielen sehen, wo die schwierigsten Fingerbewegungen, deren jede anfänglich einzeln für sich Überlegung und Zeit erforderte, noch dazu mit dem gleichzeitigen Lesen verwickelter Notengruppen verbunden, so schnell vor sich gehen, daß die bewußte Überlegung ihnen nicht zu folgen vermag. Die Herren sagen nun: Zum Bewußtsein kommt uns die Zersetzung eines Hirnteils nur so lange, als die Übertragung des Zersetzungsprozesses auf die benachbarten Gehirnteile noch Mühe verursacht. Sind gewisse Gehirnbahnen auf die Übertragung schon eingeübt, und geht sie demnach ohne Hindernis von statten, so bleibt die Thätigkeit unbewußt, automatisch. Ganz folgerichtig meint demnach Maudsley, „die Menschen würden ohne das Bewußtsein keine weniger guten intellektuellen Maschinen sein als mit ihnen.“ Das findet denn doch ein Fachgenosse und Landsmann von ihm zu stark. Diese Ansicht, meint Lewes, würde zu dem ungeheuerlichen Schlusse führen, daß das schnelle Erkennen von Tieren und Pflanzen bei einem geübten Naturforscher keine geistige, sondern eine mechanische Thätigkeit sei. „Die vorschauende Erkenntnis, mit der ein Mathematiker die Lösung eines Problems erblickt, wäre ein mechanischer Prozeß, während das langsame und ungeschickt stockende Bemühen eines Neulings an demselben Problem ein geistiger Prozeß wäre. Die Vollkommenheit des Organismus würde zusammenfallen mit seiner Degradation zu einer Maschine.“ (Wieder eine Tollheit! Jeder Organismus ist eine Maschine und wird nicht im mindesten degradirt, wenn man ihn dafür hält. Aber das geistige Leben verliert seinen Sinn und wird zu einem verrückten, lästigen und widerwärtigen Spuk, wenn man es mit den Bewegungen der organischen Maschine verwechselt.) Herzen findet darin keinen Grund zur Entrüstung, so wenig wie in der Thatsache, daß der Musiker mit zunehmender Übung das Bewußtsein seiner einzelnen

Digitized by Google

Fingerbewegungen verliert. Worauf es bei allen solchen Einübungen ankommt, das wird unser Psychophysiker natürlich nicht gewahr. Er hält den Automatismus, das unbewußte Thun, für das Ziel, während es bloß Mittel zur ungehinderten Entfaltung eines höhern Bewußtseins ist. Nicht um sich als Fingerautomaten zu zeigen, spielt der Virtuose, sondern um in seinem Spiele die bewußten Empfindungen seiner Seele auszuströmen, und in den Seelen seiner Hörer die gleichen bewußten Empfindungen zu erregen. Aber zwischen seiner Seele und dem Klavier oder Streichinstrument schiebt sich noch ein andres Instrument ein, sein Nervensystem samt Muskelapparat. Dieses muß er, ehe seine Absicht erreicht werden kann, erst derart eingeübt haben, daß es ihm nicht mehr jede einzelne Fingerbeugung zum Bewußtsein bringt und so durch eine Menge untergeordneter bewußter Empfindungen das beabsichtigte bewußte Thun und Genießen stört.

Während demnach viele bewußte Bewegungen nur darum in unbewußte, automatische verwandelt werden, weil ihre Empfindung und die Aufmerksamkeit auf sie die Entfaltung eines höhern Bewußtseins hemmt, ist für Herzen der Automatismus das Ziel, dem die sich selbst vervollkommnende Menschenmaschine zustrebt. Würde dieses erreicht, so wären die Herren ihren großen Kummer los; gäbe es kein Bewußtsein mehr, dann könnte auch niemand mehr behaupten, daß es einen Geist oder eine Seele gebe. Vorläufig müssen sie sich noch die Mühe nehmen, immer wieder zu versichern, daß dieses geheimnisvolle Wesen, das die Nervenelemente in Schwingungen versetzen soll, wie der Musiker die Saiten seines Instruments anschlägt, nicht vorhanden sei, „daß ferner die Psychizität nichts andres ist, als der vom Instrument ausgehende Ton, und daß demzufolge die Nervenschwingungen jene [nämlich die Psychizität, das Seelenleben] nicht nur etwa begleiten, sondern geradezu ihr Wesen ausmachen." Und da nun ferner erwiesen ist, daß es die Zersetzungsprozesse sind, die Bewußtsein hervorbringen, so verhalten sich unsre bewußten Handlungen zur Zersetzung der Gehirnmasse, wie die Tonwellen zu den Schwingungen der Violinsaite. Wenn demnach der pflichtgetreue Weichenwärter noch nach zwölfstündigem Dienste auf seinem Posten ausharrt, bis er zusammenbricht, so hat er nicht darum sein Gehirn bis zur Ohnmacht angestrengt, weil er pflichtgetreu und willensstark war, sondern er hat Weichen gestellt, den ungestörten Bahnbetrieb ermöglicht und von einigen tausend Personen die Lebensgefahr abgewendet, weil es an jenem Tage seinem Gehirn einfiel, sich im Übermaß zu desintegriren, vielleicht in einem solchen Grade, daß die Redintegration nicht mehr möglich ist. Und wenn in diesem Augenblick in meinem Gehirn ein kleiner Zersetzungsprozeß vor sich geht, so ist dieser nicht eine Wirkung der Anstrengung, die das Schreiben dieses Aufsatzes verursacht, sondern ich schreibe diesen Aufsatz, weil mein Gehirn heute den schnurrigen Einfall hat, sich gerade in dieser eigentümlichen Weise desintegriren zu wollen;

Digitized by Google

und nimmt mir Herzen meine Ausführungen übel, so berufe ich mich auf die Unmöglichkeit, daß so ein gar nicht vorhandenes Ding wie meine Seele, oder mein Geist, oder mein Wille die chemischen Prozesse in meinem Hirn lenken, hemmen oder sonstwie beeinflussen sollte. Freilich kann sich dann Herzen seinerseits für sein Übelnehmen auf seinen naturnotwendigen Hirnprozeß berufen.

Ganz wohl ist Herrn Herzen doch nicht ums Herz bei dem Gedanken an den Automatismus, dem zu verfallen das Menschengeschlecht bestimmt sein soll. Wahrscheinlich erinnert er sich der Freude, die ihm so mancher seinen Materialismus stützende gelungne Versuch verursacht hat, einer Freude, die er doch ohne Bewußtsein nicht genießen könnte. So führt er denn Seite 128 bis 129 folgendes aus. Ist eine Thätigkeit durch Übung automatisch geworden, so wendet sich das Bewußtsein nach einer andern Seite: „Dort, wo die cerebropsychische Entwicklung unbebaute Gebiete begleitet [wäre nicht „antrifft“ oder „betritt“ richtiger?] beginnt es die Arbeit der Urbarmachung und bezeichnet die ersten Richtungen zukünftiger Straßen. [Wenn wir einen lieben Gegenstand betrachten, so befinden wir uns auf völlig urbar gemachtem Boden; trotzdem fahren wir zwanzig und mehr Jahre fort, den Gegenstand mit Bewußtsein zu beschauen.] Dies ist der cerebrale oder [natürlich!] intellektuelle Fortschritt.“ Bei den niedern Tieren wurde dieser Fortschritt sehr früh schon durch ihre mangelhafte Organisation gehemmt; sie sind stationär, ihr Handeln ist instinktiv, automatisch geworden. „Anderseits vermochte aus diesem Grunde von allen sogenannten höhern Tieren der Mensch sich auf eine derart erstaunliche Weise zu entwickeln, daß er sich einbildete, mit jenen nichts mehr gemein zu haben. Jene haben die ihnen von einer ärmern Organisation dargebotenen Möglichkeiten erschöpft und sind fortan dazu verurteilt, in dem Kreise eines mehr oder weniger vollständigen Automatismus sich herumzudrehen, den der Mensch allein zu durchbrechen und zu erweitern vermocht hat, und er hat ihn bereits so sehr erweitert, daß er sich einen unendlichen Horizont neuer und immer komplizirterer Erfahrungen eröffnete, wo seine bewußte Thätigkeit während unbegrenzter Zeiträume in Übung bleiben wird, ohne daß er Gefahr laufen dürfte, in den Zustand eines intellektuellen Automaten zu versinken.“ Wenn die Masse neuer und immer komplizirterer Erfahrungen zu unermeßlichem Umfange anschwellen sollte, so muß doch auch die Gehirnmasse, deren Schwingungen jene Erfahrungen sind, ins Unendliche anschwellen. Wie kommt es, daß unser Gehirn relativ nur wenig größer ist als das Affengehirn, trotzdem daß unser Gedankenvorrat den äffischen viel millionenmal übertrifft? So ganz wörtlich ist der „unendliche Horizont“ nun freilich nicht zu verstehen. Dem psychischen Fortschritt wird einst Halt geboten werden, „sei es infolge einer absoluten Grenze zwischen dem, was der Erkenntnis zugänglich und dem, was ihr nicht zugänglich ist, sei es infolge einer ebenfalls absoluten Grenze der organischen

Digitized by Google

Weiterentwicklung des menschlichen Gehirns. In beiden Fällen wird das Bewußtsein zuletzt die Gehirnthätigkeit immer mehr verlassen, und diese wird nach und nach den instinktiven, automatischen, mechanischen Charakter annehmen, nicht ohne auch in dem letzten Falle auf dem Wege der weitern Entfaltung durch eine neue Organisation abgelöst worden zu sein, die ebenso hoch über der Grundlage unsrer bisherigen Thätigkeit steht, wie diese über den Ganglien der untern Tiere." Aber „lange bevor dieses psychophysiologische Necplusultra erreicht ist," wird wahrscheinlich „die allmähliche Abkühlung des Sonnensystems der Möglichkeit jedes Lebens auf der Erdkugel ein Ende bereitet haben." Der Leser wird bemerken, daß diese eschatologische Phantasie es ist, die die Aufnahme von Herzens Schrift unter die „darwinistischen" einigermaßen rechtfertigt, obwohl auch derartiges oft genug geträumt wurde, ehe Darwin geboren ward.

O herrliches Endergebnis der modernen Wissenschaft! Atome, die kein Gott geschaffen hat, erbauen in ihrem blinden Spiele, das zwar von keiner göttlichen Vernunft geordnet wird, aber trotzdem streng gesetzmäßig verläuft, diese gewaltige Welt, deren zweckmäßige Einrichtungen von den materialistischen Forschern täglich in immer helleres Licht gerückt werden, die aber trotzdem keinen Zweck hat, weder im ganzen noch im einzelnen. Nachdem die Atome die graue Nervenmasse zu stande gebracht haben, fangen sie an, ihre eignen Bewegungen anzuschauen, d. h. eine geistige Thätigkeit auszuüben, obwohl es keinen Geist giebt. Das, was sie schauen, ist aber merkwürdigerweise nicht ihre eigne Bewegung, ihre beständige Umlagerung in fortwährenden chemischen Prozessen, sondern eine Mannichfaltigkeit von Farben, Tönen, Geschmäcken, Gerüchen, Kälte-, Wärme-, Druck- und Tastempfindungen, die von Lust- und Schmerzgefühlen begleitet sind. Und nachdem die Atome es bis zur Ausgestaltung des Menschenhirns gebracht haben, da erweitert sich jener Kreis von Wahrnehmungen, Vorstellungen und Gefühlen zu einer ganzen reichen geistigen Welt: Himmelslust und Höllenqual, engelhafte Entsagung und teuflisches Verbrechen, Göttliche und Aristophanische Komödien, Faustdramen und Jahrmärkte von Plundersweilern, Symphonien, Predigten und Zoten, Madonnen und Faune, trigonometrische Funktionen und Staatsverfassungen, theologische und astronomische Systeme, Psychometrie und Kurszettel, Familienblatt, Nana und Kladderadatsch, das alles gaukeln unsre Hirnatome sich vor. Diese Vorgauklung, bewußtes Denken genannt, ist aber nur ein durch Reibung erzeugter Funken; sobald die Atome auf eine bestimmte Thätigkeit, sei es nun Malen, Musiziren oder Rechnen mit Logarithmen, eingeübt sind und die Übertragung des betreffenden Zersetzungsprozesses glatt von statten geht, hört das Bewußtsein auf, und die Thätigkeit wird mechanisch. Wir werden es demnach im Verlauf unsrer zwecklosen Entwicklung schließlich so weit bringen, daß wir nicht allein verdauen, sondern auch malen, musiziren, lehren, Bücher schreiben und

Digitized by Google

den Staat regieren, ohne weder von dieser unsrer Thätigkeit noch von uns selbst etwas zu wissen. Aber ehe wir diesen erhabnen Zustand der höhern Bewußtlosigkeit erklimmen, werden wir eine höhere Gattung gebären, die durch noch höhere Regionen bewußter Erkenntnis und Thätigkeit (vielleicht Kolonisation des Mondes und Handelsvertrag mit den Marsbewohnern) zu einer noch höhern Bewußtlosigkeit empordringt. (Ob diese Affen dritter Potenz mit einer Hand und einem Fuß auskommen oder sich mit vier Armen und vier Beinen versehen sollen, darüber sind ihre Schöpfer noch nicht einig.) Und dieses grausame Spiel zweckloser Selbstpeinigung unzähliger Gehirne würde in Ewigkeit fortdauern, wenn ihm nicht glücklicherweise die Abkühlung unsers Sonnensystems ein Ende machte!

So oft die Herren an diesem Punkte ankommen, pflegt sich bei ihnen eine unbehagliche Empfindung einzustellen, die sie zu einem kühnen Sprunge rückwärts, mitten in die altmodische Religion und Moral hinein, verleitet. Und so schickt denn auch Herzen dem Schlusse seines Weltdramas den Satz nach: „Sollen wir deshalb ausrufen: Nach uns mag die Sintflut kommen? Nein, sagen wir lieber: Thue, was du sollst, komme, was mag!" Sollst? Woher denn dieses „sollst"? Nein! wir lassen uns nichts vormachen! In eurer Welt giebt es kein Sollen, sondern nur ein Müssen. Wenn die Gehirnschwingungen des Millionärs nur auf den Erwerb weiterer Millionen und auf das dadurch zu schaffende irdische Paradies gerichtet sind, woher sollten dann die Gegenschwingungen kommen, die ihn von der rücksichtslosen Ausbeutung einiger tausend Exemplare der Bimanen abhalten könnten? Sind ja doch diese Bimanen nur Brüder jener Quadrumanen und Quadrupeden, die von den Physiologen für wissenschaftliche Zwecke zu Hunderten geblendet, vergiftet, lebendig geschunden und gebraten, ihrer Klein- und Großhirne beraubt und auf tausenderlei Weise mit einer Virtuosität gemartert werden, die den Neid des Henkers Geiß (er wütete von 1650 bis 1660 gegen die Hexen zu Lindheim in der Wetterau) erregen könnte. Und außerdem: lehrt nicht Darwin das unverbrüchliche Gesetz, daß im Kampfe ums Dasein zur Veredlung der Gattung immer der Bessere siegen müsse, und ist nicht Darwins Besserer allemal — der Stärkere? Anderseits aber: wenn jene Tausende, die ausgebeutet werden, in der Natur sehen, wie ein Wespenschwarm den stärksten Ochsen umbringt, werden sie nicht ihre Bajonette, die zu führen man sie gelehrt hat, gegen die inländischen Hüter des Privateigentums richten, anstatt gegen den auswärtigen Feind des Vaterlandes? Was sollte sie abhalten? Der Fahneneid doch nicht etwa? Der hat ja nur Sinn beim Glauben an den lebendigen persönlichen Gott. Werden Gott, persönliche Unsterblichkeit und Willensfreiheit für leere Einbildung erklärt, dann fällt auch das „sollst" hinweg, das in jenen dreien wurzelt.

Um die Beseitigung der Überreste des Glaubens an die Willensfreiheit bemüht sich Herzen noch ganz besonders. Seine Polemik gegen die Willens-

Digitized by Google

freiheit ist teilweise Windmühlenkampf, so z. B. wenn er nachgewiesen haben will, „daß die Spontaneität in dem Sinne einer von dem Organismus erschaffenen Energie, welche weder materielle noch dynamische Antecedenzien hat, ein von der Wissenschaft zurückzuweisender Unsinn ist.“ Vollkommen einverstanden! Ein Willensantrieb, der vom Organismus erschaffen ist, aber nicht aus dem Organismus hervorgeht, ist Unsinn, und zwar doppelter Unsinn, während der vom Organismus erschaffene und in dessen Thätigkeit begründete Willensantrieb nur einfacher Unsinn sein würde. Dagegen ist der Willensantrieb als Lebensäußerung der von Gott geschaffenen Seele kein Unsinn. Zum andern Teile verläßt diese Polemik das physiologische Gebiet und führt gegen die Annahme der Willensfreiheit dieselben Gründe an, mit denen die Psychologen, Theologen und Metaphysiker schon seit Jahrhunderten die Annahme eines Wollens ohne Beweggründe bekämpft haben. Dabei versagt sich Herzen, wie man erwarten konnte, nicht die Genugthuung, auch den heiligen Augustinus und Luther anzurufen. Wir lassen uns hier auf den schwierigen Gegenstand nicht ein und beschränken uns einstweilen darauf, Wundt anzurufen, den modernen Physiologen gegen die alten Theologen. Er läßt die bekannten fatalistischen Folgerungen der Moralstatistiker nicht gelten, weil sie im Widerspruch stehen „mit der Existenz des Freiheitsbewußtseins, an der als einer unmittelbaren Thatsache des Bewußtseins nicht gezweifelt werden kann,“ erklärt den Menschen, was auch die Theoretiker sagen mögen, für „praktisch frei,“ und bezeichnet die Willensantriebe als integrirende Bestandteile „der allgemeinen geistigen Kausalität, für welche das Prinzip der quantitativen Äquivalenz von Ursache und Wirkung, welches die Naturkausalität beherrscht, keinen Sinn besitzt.“ Das liegt von Kant, gegen den Wundt polemisirt, doch nicht so gar weit ab.

Wie weit die Materialisten sich selbst täuschen oder nur die öffentliche Meinung beruhigen wollen, wenn sie aus dem Schiffbruche des geistigen Lebens die Moral zu retten suchen, mag dahingestellt bleiben. Erwähnen will ich nur, daß Herzen außer jenem übel angebrachten „sollst“ auch einen jener bekannten Rettungsversuche mit aufnimmt. „Je mehr wir, sagt er, die moralischen Erscheinungen untersuchen, desto bestimmter überzeugen wir uns, daß sie, weit entfernt, auf der schwankenden Grundlage von unfaßbaren Abstraktionen zu ruhen, vielmehr fest verankert sind auf dem Boden der beiden ursprünglichen Funktionen alles Lebenden, auf der Ernährung oder der Erhaltung des Individuums, dem Urquell des Egoismus, und auf der Fortpflanzung oder der Erhaltung der Art, dem Urquell des Altruismus.“ Daß sich das Weltgetriebe erhält durch Hunger und durch Liebe, hat auch unser großer Idealist Schiller erkannt, dazu in Prosa und in Versen dargestellt, wie der rohe Trieb allmählich ästhetisch und moralisch veredelt wird. Und der gläubige Christ bewundert die Verknüpfung des Höchsten mit dem Niedrigsten im Haushalte der Welt als

Digitized by Google

ein anbetungswürdiges Geheimnis der Weisheit und Güte Gottes. Aber wenn auch der Naturtrieb jene tausendfältige, vielgestaltige Thätigkeit erzeugt, in der samt dem Verstande auch das sittliche und das Schönheitsgefühl erwachen und an der sich der Geist zur höchsten Vollendung emporarbeitet, so wurzeln doch Kunst und Moral nicht im Naturtriebe, sondern in den Ideen der Seele. Jener „Altruismus," der den Stier auf die Kuh treibt, ist himmelweit verschieden von dem Pflichtgefühl, das dem Manne unter gewissen Umständen das geliebte Weib zu berühren verbietet, von der christlichen Nächstenliebe, die bei ihrem aufopfernden Walten des Geschlechtes derer, denen sie wohlthut, gar nicht gedenkt, und von unzähligen Äußerungen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, die mit dem Geschlechtstriebe schlechterdings in gar keiner Verbindung stehen. Jener „Altruismus" ist in nichts verschieden von dem „Egoismus," mit dem der Ochs die Butterblume frißt. Er kümmert sich dabei den Kuckuck um die Erhaltung seiner Gattung, und wenn er überhaupt etwas dächte, so würde er höchstens denken, daß ihm die Geschichte nicht allein Spaß macht, sondern daß es ihm auch sehr gesund ist, also seiner, des Individuums, Erhaltung dient. Anderseits ist auch das Fressen „Altruismus," denn die Butterblume, die der Ochs begehrt, ist weder er selbst noch ein Teil von ihm, sondern ein andres Individuum. Wäre die Moral nicht anderswo fester verankert als auf dem bezeichneten Boden, so würde der Anker in der Luft herumfliegen und jeder nicht angebundne Mann sich wie ein brünstiger Stier benehmen, ohne je von den übrigen Gebieten der Moral, die gar nicht mit diesem zusammenhängen, eine Ahnung zu bekommen. Die Ideen aber, in denen die Moral wurzelt, sind keine Abstraktionen, sondern lebendige Triebe der Seele, ganz ebenso haltbar, dauerhaft und widerstandsfähig wie die Naturtriebe, und die Moral ist in ihnen so fest verankert wie die Logik und die auf ihr beruhende Mathematik in den zwei Sätzen vom Widerspruch und vom zureichenden Grunde, die ebenfalls weder Gehirnschwingungen noch Naturtriebe sind.

Wenn die Narrheiten des Materialismus einesteils, wie wir im Eingange sagten, aus einer Verkrüppelung der Denkkraft durch einseitige Beschäftigung zu erklären sind, so darf anderseits auch die Befangenheit, das dogmatische Vorurteil nicht übersehen werden, von dem die Herren gebunden sind. Daß es keinen vom Körper verschiednen Geist giebt und geben kann, steht für sie schon vor Beginn ihrer Untersuchungen ebenso unzweifelhaft fest, wie das Gegenteil für den strenggläubigen Theologen, und dieses Vorurteil macht dem atheistischen Physiologen die unbefangne Prüfung seiner eignen Beobachtung und deren richtige Verwendung von vornherein unmöglich. Recht naiv tritt dieses Vorurteil bei Herzen (S. 95) zu Tage. Man dürfe, heißt es da, von einer Verschiedenheit physischer und psychischer Veränderungen nicht einmal reden; man müsse sich umsomehr davor in Acht nehmen, weil — vielleicht weil das den Thatsachen des Bewußtseins oder den Ergebnissen der exakten Forschung

Digitized by Google

widersprechen würde? Bewahre! Sondern „weil man sich auf diese Weise dem Dualismus nähert, den man bekämpft." Lediglich als Kuriosum setze ich noch den unmittelbar darauf folgenden Satz her: „Denn anstatt die Kluft zwischen dem obsoleten Spiritualismus und dem nicht minder obsoleten Materialismus zu überbrücken, wird sie dadurch nur umso breiter und tiefer gegraben." Herzen hält sich also nicht für einen Materialisten. Vielleicht ist seiner Ansicht nach nur der ein Materialist, der sein eignes Bewußtsein leugnet.

Durch ihren eignen Dogmatismus verwirken die Herren das Recht, gegen die zu polemisiren, die einen Schluß für falsch erklären, „unter dem Vorwande, daß er herabwürdigend sei, und nicht für herabwürdigend, weil er falsch ist." Und wenn Herzen meint, die Wissenschaft habe gar nichts zu thun mit ihren sozialen, juristischen, moralischen oder religiösen Konsequenzen, so sind wir mit Kant andrer Meinung; wir erachten die sittlichen Güter der Menschheit für wertvoller als die Ergebnisse der Physiologie und halten die „Postulate der praktischen Vernunft" aufrecht, wenn sie sich auch nicht aus Thatsachen der Körperwelt auf mathematischem Wege ableiten lassen, was sie gar nicht nötig haben, weil sie selber Thatsachen sind. Und dieser unser Dogmatismus, wenn es welcher ist, darf für sich eine größere Berechtigung in Anspruch nehmen als der Herzens; denn dieser hat kein Gut zu verteidigen, wir aber verteidigen in dem klaren Bewußtsein, daß all unser Wissen Stückwerk ist, jene der Brüder Seligkeit heischende Liebe, ohne die wir mit allem Wissenskram ein tönendes Erz und eine klingende Schelle sein würden. Und dabei laufen wir gar keine Gefahr für unsre Vernunft; denn das Vertrauen, der Fortschritt der Wissenschaft werde den Inhalt unsers Glaubens nicht auflösen, sondern bestätigen, und der Urquell der Liebe werde sich mehr und mehr auch als den Urheber der Vernunft offenbaren, hat uns bis heute nicht getäuscht. Wenn Herzen seinen Lesern weiß macht, der Glaube an Gott, die Unsterblichkeit der Seele und die Freiheit sei wissenschaftlich widerlegt, und man sei bei Strafe der Abdankung des eignen Verstandes gezwungen, das anzuerkennen, so unterschlägt er unehrlicher-, also auch unwissenschaftlicherweise die Thatsache, daß es auch heute noch Naturforscher ersten Ranges giebt, die jene angebliche Widerlegung nicht gelten lassen.

Widerlegt ist der Materialismus schon durch die von Lotze, Dubois-Reymond und Wundt hervorgehobene Thatsache, daß die einfachen Lust- und Schmerzempfindungen des niedrigsten Wurmes und die Molekularbewegungen seines Nervensystems grundverschiedne und völlig unvergleichbare Vorgänge sind. Seine volle Unvernunft aber entfaltet der Wahn freilich erst, sobald er es unternimmt, das geistige Leben des Menschen zu erklären. Daß er, wie jede Verirrung, auch einigen Nutzen stiftet, soll ihm nicht bestritten werden. In allen Gebieten der Erkenntnis verdanken wir nicht wenige neue Entdeckungen dem Eifer, mit dem die Anhänger der verschiednen Schulen nach Beweisen für

Digitized by Google

ihre irrigen Meinungen suchen. Nur darf man nicht so weit gehen wie jener Arzt, der vor kurzem in einer Wochenschrift sagte: Mag man sonst vom Materialismus denken, was man will, den Ruhm kann man ihm nicht streitig machen, daß wir ihm unsre moderne Naturwissenschaft verdanken. Nein, die verdanken wir ihm nicht. Doch darüber ein andermal.

Kaiserin Katharina und Melchior Grimm

In der kaiserlichen Bibliothek zu Petersburg ist eine der besten Porträtstatuen Voltaires aufgestellt, sie entstammt dem Meißel des berühmten Houdon. Da thront nun der Patriarch von Ferney inmitten der Bücherschätze, die einst seine Waffen waren, umgeben von seinen eigenen Werken, mit denen er die Bildung des Zeitalters bestimmte. Der Fremde aber, der in den Saal tritt, wird vor allem an den großen Einfluß erinnert, den der Geist Voltaires eben hier in diesem Rußland oder doch am russischen Hofe, in der vornehmen Gesellschaft von Petersburg beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch ausgeübt hat. Las doch schon Kaiserin Elisabeth (1741—62) mit Vorliebe Voltaires Bücher, und ihr Günstling Iwan Schuwalow korrespondirte mit ihm. Katharina aber konnte sich später in vielen Dingen geradezu als eine Schülerin Voltaires bezeichnen, schon vor ihrer Thronbesteigung hatte sie sich mit allem bekannt gemacht, was er geschrieben hatte, später sagte sie selbst: „In meiner Jugend wollte ich alles nach Voltaires Sinn und Schriften haben." Aber auch als Kaiserin bekannte sie sich noch oft genug zu seinen Ideen, ließ sich mehr als selbst Friedrich der Große mit ihm und der Schar seiner Getreuen in litterarische und geschäftliche Beziehungen ein. Er selber, Voltaire, wurde ihr publizistischer Anwalt vor Europa; in Flugschriften und Gedichten pries er ihre Herrschertugend, verherrlichte die Siege ihrer Heere, rief die Sympathien der Völker für sie auf, tadelte die russenfeindliche Haltung der Polen, beklagte Griechenlands Los, predigte den Kreuzzug gegen die Türken. Diderot empfahl ihr französische Gelehrte, Juristen und Ärzte, arbeitete allerlei Reformpläne für sie aus und gewann sie für den Gedanken, in Rußland eine Ausgabe der Encyklopädie zu veranstalten. Melchior Grimm, einer der rührigsten Führer der philosophischen Sippe, wurde ihr Beirat in allen litterarischen und künstlerischen Dingen, neben dem Botschafter war er gleichsam ein zweiter geheimer Vertreter der Kaiserin

Digitized by Google

in Paris, in erster Linie allerdings in Privatangelegenheiten thätig, aber bisweilen doch auch auf das politische Gebiet übergreifend. Dann waren Buffon, d'Alembert, Madame Geoffrin und andre, für die Katharina sich interessirte, bei jeder Gelegenheit legte sie an den Tag, wie hoch sie die Aufklärer und ihren Anhang schätzte. Es konnte nicht fehlen, daß sie in Rußland damit tonangebend wurde; der Geist Voltaires und der Encyklopädisten wurde durch sie in die russische Gesellschaft eingeführt.

Dennoch würde man irren, wenn man glaubte, Katharina habe sich den Ideen der Aufklärung ganz rückhaltslos hingegeben. Nicht so war es, daß sie sich von ihnen beherrschen ließ, sondern sie beherrschte diese Ideen und machte sie sich dienstbar. Mit freiem, überlegenem Geiste stand sie den Lieblingslehren des Jahrhunderts gegenüber, prüfte alle, unterwarf sich keiner, wählte überall das Beste und wies zurück, was sie mit den Interessen ihres Staates nicht vereinbar fand. Vor allem aber war es ein Grundsatz, der sie von den Aufklärern schied: nicht die Vernunft, sondern die Erfahrung erschien ihr als die höchste Richterin in allen politischen Dingen. Wie sie von diesem Standpunkt aus über die Meinungen der Pariser Philosophen gar oft sehr geringschätzig urteilte, zeigt am deutlichsten ihr Briefwechsel mit Grimm, den die Petersburger kaiserliche Gesellschaft für russische Geschichte im Laufe der letzten Jahrzehnte veröffentlicht hat.*)

Es ist nicht bloß höfische Schmeichelei, wenn er allen Urteilen Katharinas über die politischen Lehren der Aufklärer so durchaus und voll Begeisterung zustimmt: es war etwas Wahlverwandtes in der Denkart beider, der deutschen Fürstentochter und des deutsch-französischen Litteraten. Wie hätte er es nicht aufs dankbarste schätzen sollen, daß ihm seine Gönnerin einen wenn auch beschränkten Einblick in das Getriebe der politischen Welt eröffnete: hier war, was er bei Rousseau und Diderot und Mercier de la Riviere vermißte, eine Fülle von Erfahrung, wirkliches Leben, nicht bloß die grauen Schatten der Theorie. Nun will er gar keine Bücher mehr lesen. „Wenn man das Glück hat, in gewissen Köpfen lesen zu dürfen, schreibt er, ist man für die Lektüre schrecklich verdorben und zählt gewisse philosophische Deklamationen zu den unerträglichsten Kapuzinaden, die es giebt." Die Predigt eines orthodoxen Abbé ist ihm nun nicht unerträglicher als die Abhandlung eines Pariser Schöngeistes über den „Staat," die „Pflichten des Monarchen," das „politische Gleichgewicht," die „Teilung der Gewalten." Ganz und gar ist er der Kaiserin Meinung, wenn sie ihm über Diderots nachgelassene Bemerkungen zur russischen Gesetzgebung sagt, die Schrift sei ein wahres Kindergeschwätz,

*) Die Lettres de Catherine II à Grimm erschienen bereits 1878, die Lettres de Grimm, ed Grot zuerst 1880, dann vollständiger 1886. Einleitung und Anmerkungen beider Veröffentlichungen sind russisch.

Digitized by Google

worin weder von Sachkenntnis noch von Klugheit und Voraussicht etwas zu-spüren sei; wäre ihre Instruktion an die Juristen, die sie mit der Abfassung eines neuen Gesetzbuches betraut hatte, nach Diderots Geschmack gewesen, dann hätte sie auch das unterste zu oberst gekehrt. Ein andermal sagt sie: „Ich habe kein System, ich wünsche das allgemeine Wohl und thue dazu, was ich kann.“ Das war ein Wort, den Grimm und Galiani ganz aus der Seele gesprochen; diese hatten auch keines, aus spekulativen Gründen waren sie zu demselben Ergebnis gelangt, das die praktische Staatskünstlerin aus der Erfahrung zog. Und dann beschreibt sie ihm, wie sie mit ihren Notabeln verfährt, mit ihren Räten, wie sie sich vor allem Material vorlegen läßt, eine Menge Daten und Beispiele, dann erst erwägt sie und entscheidet, nie nach einer vorgefaßten Idee wie die Staatsweisen des Palais Royal. Wen wird es Wunder nehmen, daß diese Fürstin, scheinbar so ganz darauf vorbereitet, eine enthusiastische Verehrerin der Revolution zu werden, sich gleich anfangs von ihr abwendet, von Zweifeln und Bedenken rasch zu einem verdammenden Urteil gelangt? Aber Grimm ebenso, und zu gleicher Zeit, nicht etwa erst von ihr beeinflußt. Schon im Januar 1789 spricht er von dem „Schwindelgeist,“ der Frankreich, ja Europa erfaßt habe, und fürchtet, daß er in kurzer Frist zu einer Katastrophe führen werde. Und Katharina giebt ihm Recht, nennt ihn einen grand politiqueur. Nach den Ereignissen des 4. August aber, wo, wie er sich ausdrückt, „ein Haufe von halbtrunkenen Advokaten und jungen Edelleuten sichs in der Nacht hatte einfallen lassen, eine Menge von Rechten abzuschaffen, die seit Jahrhunderten bestanden,“ war er ein entschiedner Gegner der Revolution, Katharina wurde es erst, als sie von dem Attentat der bewaffneten Banden auf das Versailler Schloß (5. und 6. Oktober) hörte; nun erst ahnte sie „den höllischen Geist,“ der dieser Revolution innewohne. Und als Grimm im August 1790 dem Prinzen Heinrich von Preußen „geometrisch bewies,“ daß Frankreich ohne Rettung verloren sei, wenn nicht ein Gott herabsteige, um es zu retten, stimmte sie ihm völlig bei; nicht lange und ihre Diplomaten betrieben fast an allen europäischen Höfen die große antirevolutionäre Koalition. Grimm konnte, wenn es eitel war, sich einen Teil davon zuschreiben. Merkwürdig! Mitten aus den Kreisen, die die Revolution ein Menschenalter lang vorbereitet hatten, entstanden ihr nun, da sie ausgebrochen und vollzogen war, entschiedne und unversöhnliche Widersacher.

Melchior Grimm, dessen Leben uns erst kürzlich von einer berufenen Feder geschildert worden ist,*) war — wie man sich wohl erinnert — ein Deutscher aus Regensburg. Er hatte in Leipzig studiert, sich unter Ernesti eine gründliche philologische Bildung angeeignet, dann sich auf das Studium der Reichsgeschichte geworfen und dieses mit einer Dissertation über die Verfassungs-

*) Von Edmond Scherer, nun bereits verstorben.

Digitized by Google

änderungen unter Maximilian I. abgeschlossen. Eine Zeit lang hatte er für Gottsched geschwärmt und ein Trauerspiel in dessen Geschmack gedichtet, das vor dem gestrengen Meister Gnade fand und in dessen „Schaubühne“ aufgenommen wurde. Als Sekretär und Reisebegleiter war er dann nach Paris gekommen und hatte sich hier rasch zuerst eine gesellschaftliche, dann eine litterarische Stellung zu verschaffen gewußt. 1755 übernahm er die Leitung jenes handschriftlichen Journals, das unter dem Namen Correspondance littéraire bekannt ist und die deutschen Fürstenhöfe mit Pariser Neuigkeiten versorgte. Es sind im allgemeinen die Grundsätze der Encyklopädisten, die er da vertritt: religiöse Toleranz, Humanität in der Justiz, keine Privilegien, Volkswohl das erste Prinzip im Staat. Im übrigen zeigte er gegen dieneuen, aus dem Schoße der Aufklärung auftauchenden Systeme dasselbe zweifelnde Mißtrauen wie Voltaire: ihm war der Musterstaat der Physiokraten ebenso lächerlich wie Rousseaus Naturzustand und Gesellschaftsvertrag, er spottete über den dogmatischen Materialismus Holbachs ebenso wie über Linguets Apologie des Despotismus und der Sklaverei. Während aber Voltaires Skepsis sich doch hauptsächlich gegen das Bestehende kehrte — dieses sollte meist vernichtet werden, was dann geschehen mochte, kümmerte ihn nicht —, wurde Grimm aus Skeptizismus geradezu konservativ. Denn das, was die Systematiker der Aufklärung an die Stelle des Bestehenden setzen wollten, erschien ihm alles gar zu ungeheuerlich, als daß er es ernst hätte nehmen können, und so fürchtete er zuletzt, die Menschen möchten bei einer allgemeinen Zerstörung mehr verlieren als gewinnen. Mit dieser Ansicht steht er nicht so ganz allein im philosophischen Lager: der Abbé Galiani, ein Neapolitaner, der lange Jahre in Paris lebte und dort in den schöngeistigen Zirkeln ein gern gesehener Gast war, brachte allen philosophischen Systemen der Zeit eine noch entschiednere Zweifelluft entgegen. Wenn in einer Abendgesellschaft bei Holbach von den Herren und Damen einmal beschlossen wurde, es gebe keinen Gott, so war er es, der heftigen Widerspruch dagegen erhob: Les dés de la nature sont pipés, rief er den Verteidigern des Atheismus mit frecher Wendung zu, il y a là-haut quelque grand fripon qui se fait un jeu de vous attraper. Und an seine Freundin, Madame d'Epinay, schrieb er über die Ökonomisten: „Sie glauben mit vier leeren Worten und einem Dutzend Trugschlüssen alles gesagt zu haben und alles zu wissen. Werfen Sie doch alle diese großen, aber sinnlosen Worte von Blüte und Verfall der Reiche und Nationen u. s. w. weit von sich! Lassen Sie sich von diesen Ungeheuern der Einbildungskraft und von den »moralischen Wesen« nicht täuschen. Für uns darf es sich nur um das Glück wirklicher Wesen, existirender oder vorauszusehender Individuen handeln, um uns und unsre Kinder — der Rest ist Träumerei.“ Dieser Galiani, der dann in den berühmten „Dialogen über den Getreidehandel“ den Skeptizismus, wenn man so sagen darf, in ein System brachte, war von allen Aufklärern am meisten

Digitized by Google

nach Grimms Geschmack, er spendet ihm bei jeder Gelegenheit reiches Lob und begrüßt den „allerliebsten kleinen Abbé“ oft genug als Gesinnungsgenossen. Schon bevor er diesen kennen lernte, zweifelte er daran, daß es dem Menschen jemals gegeben sein könnte, das absolut Wahre zu finden: wie er zu Diderot einmal sagte, er leugne nicht die Existenz der Wahrheit, aber sie gleiche einer riesigen Statue, deren Haupt in den Wolken verborgen sei, die Sterblichen seien für ewig dazu verdammt, wie Würmer um ihren Sockel zu kriechen. Was ein moderner Dichter, der Grimm sehr irrtümlich als hohlen Schwätzer darstellt, seinem Helden Narciß Rameau in den Mund legt: wenn es einen Fortschritt der Menschheit gebe, so geschehe er in einer unendlichen Spirale und sei nur dem unsterblichen Auge sichtbar, war vielmehr Grimms eigne Meinung. Der Mensch, sagt er einmal bei Beurteilung einer Schrift von Rousseau, ist weder für die Freiheit noch für die Wahrheit gemacht. Unsinnige Träumer sind es also, die es nach großen Umwälzungen in Staat und Gesellschaft lüstet; der Gewinn wäre nicht des Opfers wert. Langsame, vorsichtige Reformen allein dürfe man wünschen, keine Revolutionen. Und die Philosophen möchten sich bescheiden: metaphysische Wahrheiten hätten keine Geltung in der Welt der Thatsachen; was in der Theorie richtig sei, müsse es darum noch lange nicht auch in der Praxis sein. So schrieb Grimm siebzehn Jahre, bevor Kant diesen Satz — angesichts der französischen Revolution — noch einmal zu bestreiten, der junge Gentz ihn mit neuen Gründen zu verteidigen unternahm. Und so war er, als er in den letzten siebziger Jahren zuerst in einen lebhaftern Briefwechsel mit Katharina trat, ein nicht ganz unvorbereiteter Schüler in dem Kursus praktischer Politik, der damit für ihn begann.

Der Briefwechsel Katharinens mit Grimm ist fast durchaus französisch. Wie frei behandeln aber diese beiden gebornen Deutschen die fremde Sprache! Von manchen Briefen der Zarin kann man kühn behaupten, sie seien mit der Feder Voltaires geschrieben: das sind seine Wendungen, sein Witz, seine Einfälle, sein Geist, nicht Nachahmung, nein, Nachschöpfung! Grimm dagegen hat sich seinen eignen Stil geschaffen, er zählt nicht zu den ersten Schriftstellern, die Frankreich im achtzehnten Jahrhundert besaß, aber doch zu den guten. Bisweilen aber gedenken beide Briefschreiber ihrer Muttersprache und bedienen sich ihrer ein paar Zeilen lang. Katharina besonders gern; ihre etwas altmodische, aber kräftige deutsche Prosa erinnert an die Redeweise der Frau Rath, wie sie uns Bettina schildert, ja selbst an die des jungen Goethe: es liegt etwas derb-genialisches in ihr. Sehr verschieden von Friedrich dem Großen liebt sie auch die deutsche Litteratur und bemerkt den großen Aufschwung derselben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts. „O wie gut doch diese Deutschen schreiben!“ ruft sie nach der Lektüre von Nicolais Sebaldus Nothanker (Mai 1781) aus. „Bei Gott, sie haben gelernt, ihre Sprache wie Voltaire zu handhaben.“ Und sie will, wenn sie nur mehr solche deutsche

Digitized by Google

Bücher findet, ſich dem König von Preußen zum Trotz eine deutſche Bibliothek anlegen. Auch hierin fand ſie Verſtändnis bei Grimm; wie ſehr er auch zum Franzoſen geworden war, der deutſchen Schriftſtellerei brachte er immer noch Teilnahme entgegen: in ſeiner Bibliothek hatte er Werke von J. J. Moſer, von Gellert, von Wolf, von Geßner, Zachariä, Winckelmann, Leſſing und Wieland; ſein Freund und Biograph Heinrich Meiſter, der die Fortſetzung der Correſpondance littéraire übernahm, verſichert auch, daß die erſten Schöpfungen Herders, Goethes und Schillers lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hätten. In demſelben Jahre, wo Katharina auf ihrem Landſitz zu Zarskoje Selo den Sebaldus Nothanker „unter Thränen der Heiterkeit und der Rührung“ las, trat er in einem Brief an Friedrich den Großen für die mächtig emporſtrebende deutſche Litteratur als Anwalt auf.*) Auch hier alſo, auf dem ſchöngeiſtigen Gebiete haben beide, Katharina und Grimm, ſich einmütig von den Feſſeln des franzöſiſchen Geiſtes, der jenes Zeitalter beherrſchte, zu löſen verſucht und ebenſo wie in der Politik Ideen ausgeſprochen, die außerhalb des Kreiſes der franzöſiſchen Aufklärung lagen.

Wien Eugen Guglia

Detlev von Liliencrons Gedichte

Daß in Kunſtfragen die allgemeine Theorie faſt gar nichts, die einzelne That aber alles entſcheidet, haben wir beim Leſen der Gedichte von Detlev Freiherrn von Liliencron (Leipzig, Friedrich) wieder einmal recht deutlich empfinden müſſen. Sofern er ſich kunſttheoretiſch mitteilt, wären wir mit ihm ganz einverſtanden: er preiſt Goethe, er liebt H. v. Kleiſt, Mörike, Storm, Gottfried Keller, C. F. Meyer und weiß Worte der Verehrung für dieſe Dichter zu finden, die zugleich bezeugen, daß er ſie in ihrer Individualität erfaßt hat, wie z. B. die Verſe an Conrad Ferdinand Meyer:

Ein goldner Helm in wundervoller Arbeit —
In einer Waffenhalle fand ich ihn
Als höchſte Zier.

Und immer liegt der Helm mir in Gedanken,
Des Meiſters muß ich denken, der ihn ſchuf —
Bin ich bei dir.

*) Abgedruckt in der Correspondance littéraire, ed. Tourneux, 16. Band.

Digitized by Google

An die Naturalisten sind die Verse gerichtet:

Ein echter Dichter, der erkoren,
Ist immer als Naturalist geboren.
Doch wird er ein roher Bursche bleiben,
Kann ihm in die Wiege die Fee nicht verschreiben
Zwei Kräuter aus ihrem Wunderland:
Humor und die feinste Künstlerhand.

Bei dem Unglück dieser Bildlichkeit (die Künstlerhand ein Kraut!) wollen wir uns hier nicht weiter aufhalten, wo es uns nur um die Grundsätze Liliencrons zu thun ist. Auch mit den nicht ausgesprochnen, sondern in seiner Praxis erkennbaren künstlerischen Ansichten und Absichten können wir uns grundsätzlich einverstanden erklären. Es ist ein echtes Künstlertum, wenn er den Mut seiner Persönlichkeit rückhaltslos offenbart und in der wahrhaften Mitteilung seiner Individualität, wie sie sich nun einmal im Strome der Welt und unter bestimmten sozialen und historischen Bedingungen gestaltet hat, sich keinen Zwang auferlegt. Der Lyriker kann gar nicht subjektiv genug sein. Und der Charakter, den Liliencron naiv und doch künstlerisch bewußt in seinen Gedichten zur Anschauung bringt, ist so typisch modern, wie nur möglich: es ist der norddeutsche Edelmann und Reserveoffizier unsrer Tage. Ein Mensch, der zugleich dem Frieden und dem Kriege dient, mit fast sensitiver Empfänglichkeit für die Geister des stillen Natur- und Lebensgenusses und gleichzeitig von starkem Temperament, von leidenschaftlichen Instinkten, vornehm in der äußern Form des Auftretens und heftig, zuweilen geradezu brutal in Liebe und Haß. Er ist Gutsbesitzer, seine ganze Thätigkeit ist dem Landbau gewidmet, er liebt mit tiefer Kraft die Scholle, auf der seine Väter schon gesessen haben. Aber wenn er vom Zaun seines Gartens aus eine Schwadron Husaren über die in reifen Ähren stehenden Felder dahinjagen sieht, so zürnt er nicht ob dieser Vernichtung einer großen Hoffnung, einer schweren Arbeit, sondern er fügt sich still: es muß so sein. Er fühlt sich ununterbrochen als Soldat mitten im Frieden. Die Erinnerungen an den großen Krieg, den er mitgemacht hat, sind ihm die liebsten, die stolzesten. Der ferne Ton der Militärmusik berauscht ihn. Seine Phantasie ist reich beladen mit Bildern und Gleichnissen aus dem Soldatenleben. Den Tod für das Vaterland feiert er als den schönsten. Mit hinreißenden Worten feiert er seinen jugendlichen Soldatenkaiser. Frei will er ein Cincinnatus auf seinem Erbgute bleiben; bei allem Mitgefühl mit der Armut ist er von nichts mehr entfernt als vom Sozialismus, aber der Degen hängt über seinem Bette, und der erste Ruf findet ihn in Uniform bei seinem Regiment. Diese Existenz des Soldaten und Gutsbesitzers veranschaulicht mit klarer künstlerischer Absicht die Lyrik Liliencrons. Andre Dichter, die kein praktischer Thätigkeit gewidmetes Dasein führen, sondern etwa gar ausschließlich von der Feder leben, bemitleidet Liliencron mit mehr oder weniger Ironie. Er ist sich seines für die echte Poesie

Digitized by Google

vorteilhaftern Daseins vollauf bewußt, und das ist auch ein tiefer künstlerischer Zug. Von seiner gesicherten Stellung aus fühlt er sich stark genug, mit bitterm Sarkasmus die poesiefeindliche Gegenwart zu verhöhnen. In dem Widmungsgedichte spottet er über sich selbst, indem er dem Freunde die Worte in den Mund legt:

Es ist denn doch wirklich nachgerade zu arg.
Der Deutsche verfelt selbst im Sarg;
Ich bestimme, schmiert er fürder Gedichte,
Wir stellen ihn gleich vor die Schwurgerichte.

Nichts haßt Liliencron so sehr als dieses Publikum. Vor der Gefahr, mitten im einsamen Landleben als Gutsherr in Philisterei zu geraten, warnt er sich selbst. Er macht, wenn es not thut, einen Sprung nach Hamburg, um sich aufzufrischen. Aber dem poesielosen Philister wirft er eine Invektive nach der andern an den Kopf. In Deutschland muß der Dichter verhungern (wiederholt er in vielen Gedichten), wenn er sich nicht der Handwerksarbeit für die lauwarmen Familienjournale ergeben will. Alle Stände vom Minister bis zum Schornsteinfeger werden geachtet, der Dichter nicht. Um den „Philister" zu ärgern, thut Liliencron alles mögliche. Er nimmt gar keinen Anstand, zu gestehen, daß er viel und nicht platonisch geliebt habe. Aus seinen flotten Leutnantsjahren giebt er Geschichten zum besten. Er hat viele Zeit beim Sekt und Spiel und bei schönen Mädchen vertändelt. Jetzt freut es ihn nicht mehr, aber nur darum, nicht aus moralischen Gründen, hat er sich auf sein Gut zurückgezogen. Diesen Philisterhaß lobt er am meisten an Goethe, den die deutschen Pastorstöchter verschrieen haben, weil er in den Römischen Elegien ehrlich war. Bis zum Cynismus geht Liliencron in seiner absichtsvollen Aufrichtigkeit, er ist wahrhaft um jeden Preis.

Wie man sich zu einzelnen Eigenheiten dieser Persönlichkeit stellen mag, ob man sie als eine lobens- oder als eine tadelnswerte Bildungsform bezeichnen mag, das ist Privatsache. Aber grundsätzlich muß zugestanden werden, daß diese mit aller Unmittelbarkeit sich darstellende Persönlichkeit echt lyrisch ist. Und ferner: soll die Lyrik nicht immerfort die alten ausgefahrenen Geleise verfolgen, soll die Gegenwart auch in der Kunst der Lyrik ihre Spiegelung und Kryſtallisation erleben, so kann es nur auf dem Wege geschehen, den Liliencron betritt. Denn daß er ein Typus seiner Zeit und einer sehr großen Zahl von Charakteren ist, die die Führung haben, leidet keinen Zweifel.

Aber auch im engern künstlerischen Sinne ist Liliencron bestrebt, für seinen eigentümlichen Lebensgehalt, für seine ursprüngliche Art zu fühlen eine persönliche Form zu finden. Die Sprache, als das künstlerische Ausdrucksmittel seiner Gefühle, soll ein neues Gepräge bei ihm finden. Aber wieviel Anerkennung wir ihm auch für sein Streben in diesem engsten Gebiete seiner Kunst zu zollen bereit sind, so können wir doch unsre Bedenken nicht zurückhalten.

Digitized by Google

Es ist lobenswert, neue Bahnen zu betreten, aber es müssen solche sein, die uns nicht auf Schritt und Tritt stolpern machen. Eine neue Sprache darf uns nicht als eine Summe von Sprachfehlern anmuten, sonst werden wir sie nie zu der unsrigen machen können. Der sprachschöpferische Trieb darf nicht unsern schlichtesten Ansprüchen auf Sprachschönheit ins Gesicht schlagen; der Dichter, der dieses natürlichste aller Gesetze willkürlich übertritt, steht sich selbst im Wege. Wenn Liliencron seiner Sprache zuweilen eine plattdeutsche Färbung giebt, so wollen wir ihm keinen Vorwurf daraus machen. Haben die Schwaben ein Recht gehabt, aus dem süddeutschen Volkslied und aus ihrer Mundart Worte herüberzunehmen, so soll es auch dem niederdeutschen Lyriker (nach Storms Vorgange) nicht verwehrt sein, in seinem Schriftdeutsch seine Mundart durchtönen zu lassen. Auch die Neigung Liliencrons, Wörter aus dem Jäger-, Soldaten- oder Landleben herüberzunehmen, darf grundsätzlich nicht getadelt werden. So sagt er bei der Schilderung einer Hasenjagd: „Wir preschen vor auf jenen Hügeln dort," oder „Der Hase flitzt, der Windhund hinterher," oder im Anfange des Gedichtes „Zwei Meilen Trab":

Es sät der Huf, der Sattel knarrt,
Der Bügel jankt, es wippt mein Bart
Im immer gleichen Trabe.

Aber Liliencron sucht nach neuen Wörtern. An Stelle des einfachen „sehen" setzt er gern und nicht bloß, wenn er von Tieren spricht, „äugen." Er schreibt: „Die Heide ödet so leer und dumpf, wie das Herz, das ein Freund betrog." Oder: „Guck (ich) einem Käfer zu, in dessen Flügel sich hundert Schillerfarben eingefunkelt." Oder: „Ich spannte scheu die Finger um die Schläfe und schielte glückentsetzt auf ihre Wangen." Er ist im stechenden Sonnenschein in endloser Ebne allein; da sagt er:

Ein Glutbecken hitzte den heißen Sand,
Unsichtbar umbrennt meinen Fuß ein Brand,
Blendend flackte das grelle Licht,
Das sich in flimmernder Spalte bricht:
Kaum kann ich die Augen offen halten
Durch die gekniffenen Wimpernspalten.

Die sinnlich schöne Anschaulichkeit wird hier durch die gesuchten Worte verdorben. In dem Gedicht „Hunger" heißt es:

Ein träges Wölkchen, das sich Sterne harkt,
Betupft das Glühlicht auf dem Rathausmarkt.

Und weiter:

„Das läßt tief blicken," wie das Sprüchlein spinnt,
Wenn ein Verleger solche Scherze sinnt.

Auch die Reimnot giebt kein Recht zu so gesuchten Ausdrücken. Das Roß nennt er einmal „Pflasterblitzer," Deutschland mit Vorliebe das „skatdurchtobte"

Digitized by Google

oder ähnlich, die Schlacht ein „Vorwärtsfest," den Schuh „Stiefelsitz," was geradezu sinnlos ist, das Schwert einen „Würgestahl." Ebenso sucht er nach starken Ausdrücken, wo der gewöhnliche besser wäre: „Nie schenkte dir das Glück verlechzte Tage." In dem Gedichte „Lieder aus dem Turm":

In die Einsamkeit meiner Gedanken gescheucht,
Verblut ich nach innen, die Brust verteucht.

In dem Gedichte: „Unter Goldregen und Syringen," das als naturalistisches Seitenstück zu Goethes „Wanderer" anmutet, heißt es:

Schon wie bestellt,
Bringt eine junge Schaffnerin
Mir zuschreitend im Schwebetritt
Den erlechzten Trunk.

In dem Gedicht: „Entsagung": „Schon wuchtet meine Stirn am Rand des Tisches." Wie schwer muß so ein Kopf sein!

Auch an ausgeführten geschmacklosen Gleichnissen fehlt es nicht, z. B. in dem angeführten Gedicht „Hunger" bei Erwähnung der Hamburger Börse:

Als Zwanzigmarkstück schlägt hier selbst dem Spatz
Das Herzchen, zirpt er auf dem Gnadenhort. . . .
Euch ist der Hunger leichtverzäunte Szene,
Und lachend beißen fort sie eure Zähne.

In dem Gedicht: „Einsamkeit und Manneskampf," das den Gedanken: ergieb dich nicht der Einsamkeit! poetisch darstellt, heißt es überaus geschmacklos:

Dein Diener endlich macht auf weichsten Schuhn
Die Grabesstille für dich wasserdicht.

Ebenso geschmacklos ist es, wenn Liliencron von seiner hochadlichen Begleiterin auf der Hasenjagd sagt:

So stolz, so hochmütig aller Welt
Bog sie die feine Hakennase kraus.

Nur schwülstig kann man das Gleichnis nennen:

Bei kühnem Angriff auf den Grund geraunt,
Versucht umsonst das Schiff sich zu befrein.
Vom Ufer eine Eisenbrücke spannt
Des Feindes zahlloser Geschoßverein.

Geschmacklos ist es, zu sagen:

Gewiß, ich bin kein Freudenschmäher,
Die Erde schleppt so manche Pein,
Und bin, bei Gott, kein Pharisäer,
Ich bin der Lust kein Stachelschwein.

Digitized by Google

Verfehlt ist das Bild:

Der Oberst vorne goldbelitzt,
Beschmutzt der Kragen, blutbespritzt,
Er will den Sieg erklettern.
Schon hat die Kugel ihn geritzt,
Der Degen blinkt, der Degen blitzt,
Der Huf gräbt Schädellettern.

In dem Gedicht „Schön Wetter" sagt das Bild genau das Gegenteil von dem, was der Dichter damit symbolisch andeuten will:

Lustig Liebesabenteuer,
Wir alleine nur am Steuer,
Weite Wassereinsamkeit.
Letztes Ufer im Verblassen,
Hoch am Maste der Pinassen
Wimpelt die Verschwiegenheit.

Man sollte doch meinen, so ein Fähnchen auf der Pinasse sei eher weithinleuchtende Verräterei als Verschwiegenheit.

Die Naturalisten warnt Liliencron vor Roheit, aber er selbst hat sich nicht vor dem Vorwurf, roh zu sein, gehütet. Oder sind wir auch „Philister," wenn wir folgendes Bild beanstanden:

Du wehrtest dich kaum, wenn gewaltsam und rauh,
Wie die Nymphe der Faun, an mein Herz ich dich preßte,
Und ich dir tuschelte: Schöne Frau,
Heut bleib ich in deinem Neste.

Und das soll im glänzenden Ballsaal geschehen sein! In dem Gedicht „In einem Frühlingsgarten" steht der Dichter im Dufte des Frühlings und beobachtet die kleine Gärtnerin bei der Arbeit:

Und heimlich flattert her ein Gruß,
Sie gräbt die Schollen auf.
Ihr derber Strumpf, ihr kleiner Fuß
Bringt schnell mein Blut in Lauf.

Das ist nur lüstern und nicht von der „feinsten Künstlerhand" gezeichnet, die Liliencron selbst fordert. Er ist überhaupt weit mehr Naturalist, als er selbst zugestehen möchte; denn er liebt starke Gegensätze, sucht nach Kraftausdrücken, schildert oft Dinge, bloß weil sie ihm am Wege liegen, nicht weil sie zur Idee des Gedichtes gehören; er bleibt allerdings in der poetischen Sphäre, weil er sich nicht aufs hohe Roß der Moral schwingt, weder Pessimismus noch Sozialismus predigt, überhaupt keine Tendenz macht, sondern bloß den Lebensgehalt seiner Persönlichkeit in kräftiger Anschauung darstellen will. Dies nebenbei, denn wir sind mit Liliencrons Sprachsünden noch nicht fertig.

Digitized by Google

Wir gestatten dem Lyriker Kühnheit, Sprunghaftigkeit, abgerissene Kürze, verdichtete Satzformen in seiner Sprache; aber Fehler gegen die Elemente der Grammatik darf er sich im Gedränge seiner Metren und Reime nicht erlauben. Mit der Rücksichtslosigkeit eines kampflustigen Reiteroffiziers jagt aber „Baron" Liliencron (er läßt sich selbst in dem Gedichte „Auf dem Jungfernstieg" so anrufen) über die Grammatik hinweg. In dem Gedichte „Unter den Linden" sagt er z. B.:

Als den Rauch ich roch im Straßenlärm,
Versank ich plötzlich im bunten Geschwärm.

Wenn wir auch das „Geschwärm" für „Schwärmen" gelten lassen wollen, so sollte es doch grammatisch richtig lauten: „Versank ich in buntes Geschwärm." Er sagt ferner: „Meiner Schulter dicht lehnt dein hold Gesicht," anstatt: an meiner Schulter. Er sagt:

Sie lehnt den Rücken leichthin an den Schreibtisch,
Hat zierlich Fuß dem andern Fuß gekreuzt.

Die Schilderung jenes stolzen Weibes mit der Hakennase schließt er:

Und doch war sie das Weib wie alle andern.

Dieser bestimmte Artikel anstatt des unbestimmten „ein Weib wie" ist ein grauenvoller Sprachschnitzer; sein Anlaß ist bloß Originalitätssucht. Ein andermal heißt es:

Sehnsucht, Riesin meiner Träume,
Heute wandelst du zum Zwerg.

Damit ist nicht etwa gemeint, daß die Sehnsucht zu irgend einem Zwerge hinwandle, nein, sondern daß sie, die Riesin, sich zum Zwerg verwandle! Wie garstig ist folgender Anfang eines sonst gedankenvollen Gedichts:

Lieber Hans, verzeihe, daß ich heute dir erst
Antwort schicke deinem letzten langen Schreiben.

Oder:

Ich beuge den Menschen nicht meinen Nacken,
Und lasse sie nicht an den Kragen mir packen.

In dem Gedichte „Der stille Weg," das sonst poetisch schön ist, heißt es:

Die Hitze lag, ein schwerer, dumpfer Alp,
Auf Blatt und Zweig und Ast der hohen Knicks,
Die sich zu grüner Mauer undurchdringlich
Verwachsen und wie Korb verflochten hatten.

Das soll heißen „zum Korb." Das Gedicht „In einer Winternacht" beginnt:

Viel Tausende haben sich aufgemacht
In stürmischer, schneeischer Mitternacht.

Digitized by Google

Um zu „stürmischer“ einen malerischen Laut zu gesellen, verwandelt er das richtige und übliche „schneeig“ in „schneeisch.“ In dem schönen Gedicht „Min Lev,“ worin der Dichter erzählt, wie er beim Brunnengraben ein altes goldnes Ringlein gefunden habe, das ihn stimmungsvoll anregt, lauten vier Verse:

Ich hob einen Ring nur ans Tageslicht
Und nahm ihn eilig vor mein Gesicht,
Und säubert' ihn fein, befreit' ihn der Erden,
Ließ wieder des Himmels anblicklich ihn werden.

Doch genug mit dem Aufstochern von Sprach- und Geschmacksünden; Liliencron hat noch verschiedne Abarten derselben, aber wir wollen sie ja nicht erschöpfen. Nur weil unsre neuesten Stürmer und Dränger, zu denen auch er zu zählen ist, glauben, mit vollgeblasenen Backen, mit wuchtig dreinschlagender Faust, mit dem Bekenntnis der elementarsten Triebe eine neue Poesie heraufbeschwören zu können, halten wir es für unsre Pflicht, einmal in Erinnerung zu bringen, daß selbst die Kunst, die keine klassische Schönheit anstrebt, sondern charakteristische Individualität, noch immer gewisse Gesetze berücksichtigen muß, wenn sie sich nicht von vornherein unerträglich machen will. Liliencron hat, um in seiner Sprache zu reden, wirklich Poesie im Leibe. Er ist ein phantasiereicher Mensch, er hat in ungewöhnlichem Grade die Kraft anschaulicher Sprache, mit einem Schlage weiß er uns mitten in eine Situation zu versetzen, seine Naturschilderungen sind sehr häufig von wirklicher Schönheit, seine Motive wirklich originell, wie z. B. das psychologisch tief wahre Gedicht „Unüberwindlicher Widerwille,“ das den unerklärlichen instinktiven Haß behandelt, der zwei Menschen erfüllt, die sich zum erstenmale sehen, und fühlen, daß sie Feinde bleiben werden. Man sieht durch seine Gedichte in eine kräftige, tiefe Mannesseele hinein und wird gefesselt trotz der rauhen und holperigen Sprache, trotz der seltsamsten Geschmacklosigkeiten wie der, den Strom freier Rhythmen plötzlich mit der Prosa zu vertauschen, oder eine alltägliche Wendung aufzunehmen, wie in dem sonst so hübschen Gedicht „Das Gewitter,“ worin er erzählt, wie er sich mit einem hübschen Mädchen beim Ausbruch des Wetters in eine enge finstre Hütte geflüchtet hat:

Rasch hinein und nicht gefackelt,
Keine Angst, ich bin kein Scheuel,
Und ich bin kein Menschenfresser.
Das nur darf ich schnell verraten,
Schiller kannte diese Moosburg,
Als er das berühmte Wort sang:
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

Digitized by Google

In solche trivial prosaische Wendungen verfällt Liliencron nicht selten. Nur eine sehr kleine Anzahl von Gedichten, wie „Rückblick," „Am Strande," „Glosse," „Cincinnatus," „Das Herz," „Die Rache der Najaden," „An Heinrich von Reder," „Festnacht und Frühgang," „An Phyllis," „Überraschung," „Seltsames Erwachen" und vielleicht noch ein paar andre werden nicht durch prosaische Ausfälle verdorben.

Das deutsche Volkstheater in Wien

Das Wort „Volk" wird in unsern Tagen nur zu häufig mißbraucht. Da giebt es „Volksvertretungen" und „Volksversammlungen," die nichts andres sind als Vertretungen gewisser Interessenkreise und Versammlungen von Ehrgeizigen, Schwindlern und Pöbel; da blüht eine „volkstümliche" Litteratur, die sich so nennen zu dürfen glaubt, weil sie niedrig, seicht und albern ist; da wird mit den Worten „Volkswohl" und „Volkswünsche" herumgeworfen, wo es sich doch um nichts andres handelt als um das Wohl und die Wünsche eigensüchtiger Streber. So ist es denn auch meist ein phrasenhafter Mißbrauch, wenn von dem modernen deutschen Theater als von einer Bildungsanstalt des Volkes gesprochen wird. In Wien wenigstens gewiß. Denn hier sind seit Jahren die Theater dem eigentlichen Volke entweder verschlossen, und an der Stelle, wo in andern deutschen Städten die gebildeten Stände sitzen, machen sich Börsenjobber breit, oder sie bieten solche Kost, daß sie unmöglich eine Bildungsanstalt genannt werden können. Nun soll dies anders werden. Was vor fünf Jahren Adam Müller in seiner Flugschrift „Wien war eine Theaterstadt" als das einzige Mittel, den kläglichen Verfall des Theaterwesens in Wien zu hemmen, bezeichnet hat: ein Theater, das, aus dem Volke hervorgegangen, für das Volk bestimmt ist, ist nun wirklich ins Leben getreten, am 14. September ist es eröffnet worden.

Die Aufgabe dieses Theaters wird eine dreifache sein: es soll durch Aufführung von Stücken, die von keiner andern Wiener Bühne dargestellt werden können, dem hiesigen Theaterwesen wieder einen höhern geistigen Gehalt verleihen, es soll die weiten Kreise des Mittelstandes dem Theater zurückerobern, und es soll durch seine niedrigen Preise eine wirtschaftliche Reform in unsern Bühnenzuständen anbahnen.

Das Kapital zu dem Bau ist durch einige hundert bürgerliche Familien aufgebracht worden, der Kaiser schenkte den Bauplatz im sogenannten Weghuber

Digitized by Google

Garten auf dem ehemaligen Neubauglacis. Ein sehr großer Vorteil wird es für das neue Theater sein, daß es keiner Aktiengesellschaft gehört, die eine möglichst hohe Verzinsung des Grundkapitals anstrebt, keiner Gruppe von Gründern, die, wie in dem abgebrannten Stadttheater, ihre Freilogen und Freisitze im Hause haben. Wenn Heinrich Laube im Stadttheater mit einer Tageseinnahme von 1200 Gulden nicht „leben" konnte, so wird diese Summe die höchste sein, die im deutschen Volkstheater durch eine Vorstellung wird erreicht werden können. Die Schauspielergehalte werden im Volkstheater also niedriger sein müssen als sonst in Wien, wo sie bisweilen von einer lächerlichen Höhe sind. Bei aller Achtung vor den Leistungen unsrer Künstler sei es doch gesagt, daß die Gehalte in einem zu grellen Mißverhältnis zu allen andern bürgerlichen Existenzbedingungen stehen. Mag man immerhin zugeben, daß so hervorragende Künstler wie die Wolter, Sonnenthal und Lewinsky unbezahlbar seien; aber es ist nicht zu rechtfertigen, wenn Schauspieler dritten und vierten Ranges — ein Herr Altmann z. B. am Hofburgtheater — Jahreseinnahmen haben, die sonst nur den höchsten Staatsbeamten zukommen. Vielleicht bedeutet auch in dieser Hinsicht das Volkstheater eine Wendung zum Bessern. Denn die andern Vorstadtbühnen werden zuletzt doch auch ihre Preise herabsetzen müssen; wie wir hören, hat das Karltheater, das nun unter der Leitung des bekannten Blasel steht, dies bereits gethan. Dann aber können sie auch nicht mehr so hohe Gehalte zahlen wie bisher.

Die Regierung hat, indem sie die Erlaubnis zur Errichtung des Volkstheaters gab, im Grundbuch festsetzen lassen, daß „Operetten und ähnliche Schaustellungen" darin nicht gepflegt werden dürfen. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß sich das neue Theater noch andre Beschränkungen auferlegte. Vor allem: kein Wettbewerb mit dem Burgtheater, wie ihn das Stadttheater einmal gewagt hat. Immerhin mögen die volkstümlichsten von unsern klassischen Stücken — wie die „Räuber," „Kabale und Liebe," „Götz von Berlichingen" —, ferner jene neuern Trauer- und Schauspiele, die am Hoftheater aus politischen oder andern Gründen keine Stätte finden können — wie Wilbrandts „Graf von Hammerstein," Lindners „Bluthochzeit," Fitgers „Hexe," Wildenbruchs „Neues Gebot," Vossens „Wehe den Besiegten" — gegeben werden, aber ihre Hauptaufgabe soll sie in der Aufführung wirklicher Volksstücke sehen: Iffland und Raimund von den Ältern, Nestroy, Anzengruber, Ganghofer, L'Arronge, Neuert von den Jüngern, seien die Säulen dieser Bühne. Von Fremdländischem wird sie sich schon um ihres Namens willen möglichst fernhalten müssen.

Die künstlerische Leitung des Volkstheaters ist Herrn Emmerich von Bukovicz, dem Bruder des verstorbnen Komikers und Direktors Karl von Bukovicz, anvertraut worden. „Es ist bisweilen ein ungeheurer Vorteil, nichts gethan zu haben," sagt ein geistreicher Franzose. Herr von Bukovicz genießt dieses Vorteiles. In jungen Jahren Offizier, verließ er nach dem Feldzuge von 1866

Digitized by Google

den Dienst und betrat mit der Gründung eines Wochenblättchens in dem Kurort Baden bei Wien die schriftstellerische Laufbahn, lieferte auch für diese Unternehmung u. a. einen Roman, betitelt „Ida oder die Entsagung.“ Zwölf Jahre später finden wir ihn als Korrespondenten der „Presse“ in Bosnien, später in Paris. Aber weder auf dem Gebiete der Litteratur noch auf dem des Theaters hat er Bemerkenswertes geleistet — vielleicht aber nur darum, weil ihm ein größrer Wirkungskreis fehlte. Dieser ist ihm nun gegeben, und wir werden sehen.

Noch einige Worte über das Gebäude. Hätten wir eine volkstümliche Baukunst, so müßten wir verlangen, daß dieses Theater ihre Formen zeige. Da das nicht der Fall ist, so sind wir zufrieden, daß es große Muster bescheiden und nicht ungeschickt nachbildet. Der Stil nähert sich der Renaissance, zeigt aber ganz moderne, nicht immer glückliche Einzelheiten. Bedeutender ist das Haus im Innern, wo es mehr an das Barocke erinnert. Alles ist behaglich, nichts zu ärmlich, nichts auch zu reich. Der Saal setzt sich aus einem bis zur Hälfte des Parterres reichenden, in gerader Flucht sich hinziehenden Proszenium, das nur Logen enthält, und aus einem Rundbau zusammen, aus dem letztern hängen die beiden Galerien, zwei großen Nestern vergleichbar, herab und überschatten selbst einen Teil des Parketts. Der plastische und ornamentale Zierat ist recht gut: so der Bacchantenzug an der Stirnseite des Gebäudes, die Büsten Schillers, Goethes und Lessings von Vogl, die Figuren an den Wänden des Innenraumes von Friedl, die Deckengemälde von Veith.

Es ist kein monumentaler Bau, dieses deutsche Volkstheater in Wien; mit dem Hofburgtheater, dem Parlament, dem Justizpalast läßt es sich nicht vergleichen. Aber es ist eine große Frage, ob monumentale Größe und Pracht dem Zweck der Bühne frommt. „Man baue Gotteshäuser für die Ewigkeit, keine Theater“ — eine weise Warnung, die ein hiesiger Schriftsteller den Theaterbaumeistern der Gegenwart zugerufen hat. Die Schöpfer des deutschen Volkstheaters haben sich daran gehalten; ihr Gebäude ist zweckmäßig, bequem, geschmackvoll, eine heitere, moderne Wohnung für den lebenslustigen, launenhaften Genius, dem das Theater nun doch gewidmet ist.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Leben ist doch schön! Wer das dem Marquis Posa nicht aufs Wort glauben will, der lese die Ankündigung, die das Berliner Tageblatt verschiednen Zeitschriften beigelegt hat, und er wird überzeugt werden. Gewiß haben Schmocks Nachfolger in „brillantem" Unsinn schon außerordentliches geleistet, und die Goldene Hundertzehn, Pear, Migargee u. a. überraschen uns immer aufs neue durch die Entdeckung von Beziehungen zwischen Winterüberziehern, Seifen und Pommaden und den Weltereignissen; auch erinnern wir uns, Virtuosen gesehen und auch gehört zu haben, die gleichzeitig sechs bis acht Instrumente bearbeiteten. Aber daß eine einzige Person ein Konzert auf der Reklamepauke mit Begleitung von Trompete, Maultrommel, Becken, Klappern u. s. w. geben und dabei, in demselben Atem, einen von papiernen Redeblumen strotzenden ästhetisch-kritisch-historisch-politisch-wirtschaftlichen Kommisvoyageurvortrag halten könne, haben wir erst durch jenes Ankündigungsblatt erfahren. Am liebsten würden wir das litterarische Meisterstück in seinem vollen Umfange hier wiedergeben, denn es wäre ein zu schwerer Verlust, wenn es klanglos beim Budiker einem unrühmlichen Ende zugeführt würde; doch müßten wir fürchten, von dem Verfasser wegen Nachdruck belangt zu werden. So wollen wir uns denn wenigstens durch Hervorhebung der Hauptschönheiten des Werkes Anspruch auf seinen Dank erwerben.

„Noch sind die deutschen Völker nicht arm an geistigen Heerführern. Mit festlichen Grüßen für Friedrich Spielhagen begann das Jahr, Gottfried Keller feierten wir im fruchtreichen Erntemonat, Theodor Fontane werden wir feiern, wenn das Jahr zur Neige geht, und noch stehen unerschüttert und jugendfrisch die beiden gewaltigen Schönheitspropheten Paul Heyse und Adolf Wilbrandt" — mit diesen Worten lädt uns der Verfasser zu einem Spaziergange durch kniehohen blühenden Unsinn ein. Keller zwischen Spielhagen und Fontane — das ist (ohne Vergleichung im besondern) ungefähr so, als hätte vor siebzig Jahren jemand gesagt: Tromlitz, Goethe und Houwald. Und man beachte wohl die feine Wendung. Spielhagen und Keller feierten „wir," Fontane werden „wir" feiern (unsern Glückwunsch voraus zu der Feier, welche „wir" — die deutschen Völker oder die Redaktion des Tageblattes — veranstalten werden), sie haben genossen das irdische Glück, sie sind abgefertigt, die andern stehen „noch unerschüttert" durch solche Feier. Nun folgt eine Charakteristik des einen unerschütterten gewaltigen Schönheitspropheten, Wilbrands, die ohne Zweifel wörtlich in die Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts übergehen wird. Jeder Satz, ja jeder Satzteil ein Brillant. „Farbenprächtige Schönheitsfreude," Wilbrandt trachtet stets, „dem schönen Inhalt ein schön Gewand zu geben," will „seinen Gästen nicht güldenen (!) Wein im hölzernen Becher kredenzen" (worin ihm der Verfasser, wie wir sehen, mit so „schönem" Erfolge nachstrebt); er ist „dann und wann ein wenig eingenickt, aber er hat sich nie lange auf dem Holzwege aufgehalten" (wörtlich!); selbst da, wo dieser Schönheitsdrang ein wenig über die Stränge zu schlagen schien (!), verleugnete sich niemals das wahrhaft dichterische Empfinden Wilbrandts." „Der heißblütige Sinnentaumel in

Digitized by Google

den Nero- und Messalinazeiten war ja nichts andres, als ein überreiztes Glücks- und Schönheitsverlangen“: soll einer sagen, was 'ne Sache ist! Seinem Schönheitsdrange folgend, hat der Dichter „oben im mecklenburgischen Lande“ (Mindergebildete glaubten bisher, dieses Land läge unten am Meere) einen Roman geschrieben und „zum alleinigen Abdruck für ganz Deutschland dem Berliner Tageblatt übergeben,“ welches ihn dem „großen Volk seiner Verehrer“ übermitteln wird.

Apropos, ein Schuß! Wilbrandt ist groß, aber das Tageblatt ist viel größer und fetter — gedruckt nämlich. Der Redner wischt sich den Schweiß, den ihm die poetische Anstrengung herausgetrieben hat, von der Stirne und geht zum Geschäft über. Er erzählt uns, daß bis 1870 die Berliner Presse nicht die Stellung eingenommen habe, wie die Zeitungen „der Hauptstädte der andern großmächtlichen Staaten,“ sogar von der Kölnischen und der Augsburger Zeitung (die zwar nicht genannt, aber deutlich bezeichnet werden) verdunkelt worden sei. Da traten zwei weltgeschichtliche Ereignisse ein, die Einigung Deutschlands und die Gründung des „Berliner Tageblattes,“ das aus einem „Berliner Lokalorgan durch selbstkritische Veredelung sich zu einem der ersten Organe der Tagespresse Deutschlands emporgeschwungen hat“ und nun „ehrenvoll mit an der Spitze der europäischen Tagespresse marschirt.“ Wer stellt ihm dieses Zeugnis aus? Ei nun, Redakteur und Verleger, und die müssen es ja wissen! Der große Erfolg ist auch kein Wunder. Das Blatt hat nur „Schriftsteller ersten Ranges“ zu Mitarbeitern, aber deren giebt es glücklicherweise heute in Deutschland eine Legion, es hat sich durch seinen litterarischen und wissenschaftlichen Teil „gewissermaßen zum unentbehrlichen (gewissermaßen unentbehrlich!) Begleiter für jeden gemacht, der unsre Zeit und ihre Strömungen nach allen Richtungen hin verfolgen will,“ es „verteidigt mutvoll (!) die verfassungsmäßigen Volksrechte,“ setzt die Leser stets durch gehaltvolle und tief eindringende (?) Aufsätze von dem neuesten Stande unsrer kulturellen (!) Bestrebungen in Kenntnis,“ auch von „allen neuen und wichtigen Vorkommnissen im Kunst- und Bühnenleben unter möglichster Vermeidung alles Reklamenbeiwerks“ (dieses „möglichst“ ist wirklich — unbezahlbar!), kümmert sich als „getreuer Eckart nicht um den Groll gewisser (!) Börsenmatadore“ — mit einem Worte, diese Zeitung ist „nicht nur ein Buch, sondern ein Lexikon alles zeitgenössischen Strebens.“ Die Klage, daß die Zeitung das Buch verdränge, „ist kaum berechtigt, diese Thatsache will uns vielmehr als eine erfreuliche Entwicklung bedünken.“ Uns — dem Redakteur und dem Verleger; das wird man ohne Schwur glauben!

Wilbrandt wird allgemein als eine feine Natur geschildert: wie wohlthuend muß es ihn berühren, daß er als Aushängeschild für diesen Bänkelgesang dienen darf! Auch er wird ausrufen: Das Leben, das solche Blüten treibt, ist doch schön!

Uns aber bekümmert eins. Da werden alle die bunt bemalten und bewimpelten Fahrzeuge hergezählt und lobpreisend beschrieben, auf denen das Tageblatt seine kostbaren Waaren verfrachtet, Politisches, Litterarisches, Lokales, Börsenteil u. s. w.; des schlichten Schleppers jedoch, der diese ganze Flottille stromaufwärts führt, ohne den sie kläglich stranden müßte, des Anzeigeblattes wird nicht mit einer Silbe gedacht. Das ist doch undankbar!

Digitized by Google

Litteratur

Lehrbuch der historischen Methode. Mit Nachweis der wichtigsten Quellen und Hilfsmittel zum Studium der Geschichte. Von Ernst Bernheim, Professor der Geschichte zu Greifswald. Leipzig, Duncker und Humblot, 1889

Dieses große Werk, das für den Historiker von Fach bestimmt ist, kann in diesen Blättern nicht mit der erforderlichen Genauigkeit beurteilt werden. Ein junger Historiker wird mit Nutzen die Quellenkunde und deren Hilfswissenschaften studiren, die Quellenkunde kritisch verfolgen und auch die Winke über die Interpretation der Quellen, die sehr ins einzelne gehen, gern benutzen. Selbst die wenigen Notizen über die zweckmäßige Darstellung des Stoffes sind nicht ohne Bedeutung für ihn. In dem grundlegenden Teil über den Begriff der Geschichtswissenschaft und dem Hauptkapitel über Methode liegt zwar viel, was zugleich weitere Kreise interessirt, aber auch viel sehr Strittiges daneben. Die Form einer Definition wird jetzt nicht mehr so hoch geschätzt wie ehemals, und so kann man der Definition der Geschichte, sie sei „Wissenschaft von der Entwicklung der Menschen in ihrer Bethätigung als soziale Wesen," auch bei einer gewissen Zustimmung doch nicht die Kraft beimessen, einige brennende Fragen von ihr aus zu entscheiden. Denn man kann leicht bemerken, daß die Definition ein Ideal aufstellt und so ergänzt werden muß: wenn es eine Geschichtswissenschaft giebt, so muß sie das und das sein. Es ist aber so gut wie sicher, daß wir dies Ideal noch nicht verwirklicht haben, und sehr wahrscheinlich, daß wir es nie verwirklichen werden. Das ist freilich unser allgemeines Los, aber wir müssen uns doch sagen, daß die Definitionen der idealen Geisteswissenschaften dadurch etwas an logischem Wert verlieren.

Bernheim sondert, wie es gewöhnlich geschieht, sorgfältig die Hilfswissenschaften der Geschichte von der Geschichte selbst. Aber sollte nicht auch die Betrachtung richtig sein, daß die heutige sogenannte Geschichte eine Hilfswissenschaft der künftigen wirklichen Geschichte sei? Gewiß hat er Recht, wenn er die Geschichte nicht auf politische Geschichte beschränkt, aber wenn ein Mitforscher sagt: Bei dem mangelhaften Betriebe der jetzigen Geschichtsbetrachtung, bei ihrer Zerflossenheit u. s. w. leiste ich der Zukunft einen bessern Dienst, wenn ich mich auf den politischen Rahmen beschränke, so ist dagegen mit einer Definition des Ideals nichts zu machen; ebensowenig ist über die Wirklichkeit, Möglichkeit und Methode der Kulturgeschichte daraus die viel erstrebte Einsicht zu gewinnen. Erst praktische Rücksichten müssen für die Bearbeitungen der Geschichte als entscheidend gelten. Das thut aber dem Werke Bernheims keinen Abbruch. Sein Lehrbuch wird ein Bestandteil der Bibliothek jedes historischen Seminars sein müssen.

Der Einfluß der Religion auf die Entwicklung des Eigentums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker und Humblot, 1889

In diesem Werke wird uns ein sehr wertvoller Beitrag zur Kulturgeschichte und Nationalökonomie dargeboten. Auf einem weiten religiös-geschichtlichen Boden hat der Fleiß des Verfassers seinen Stoff zusammengelesen und in eine lesbare Form gebracht. Von Zeit zu Zeit sammelt er die Fülle der Ergebnisse seiner Arbeit in eine Übersicht, um dem Leser eine Erleichterung zu geben. Der erste Abschnitt zeigt im allgemeinen, wie die Religionen die Autorität, die Vorbedingung von Staat und Eigentum begründen und so das Recht von den Göttern ableiten,

Digitized by Google

wie sich das Eigentumsrecht bei sehr einfachen Völkern sodann an Todesfällen zu entwickeln pflegt, sofern die gesamte oder die erworbene Habe dem Toten mitgegeben wird. Die Götter werden als die vornehmste Eigentumsquelle angesehen, sie machen es auch leicht, sich eines Eigentums zu entäußern (Tempelsteuer), wenn es nur zu ihren Gunsten geschieht. Ja bald wird von verschiednen Systemen in ethischer Weiterentwicklung verlangt, daß der Religion zuliebe der Eigentumstrieb eingeschränkt werde, insofern die Reichen schwerlich ins Himmelreich kommen. Merkwürdig ist, daß der Islam sich hierin vom Christentum wesentlich unterscheidet. Im Christentum ist die Verklärung der Armut ein durchgehender Zug, der Luxus wird der Kirche vorbehalten, die Zinsverbote (Wucherverbote) sollen ursprünglich den Armen schützen. Als später der Kirche große Reichtümer zuflossen, wurde die Ansicht über Zins notwendig anders. Damit wurde aber auch die Opposition gegen die Kirche gestärkt. Der Verfasser zeigt genau, wie die Päpste sich für befugt hielten, über alles menschliche Eigentum zu verfügen, besonders bei Gregor VII. verweilt er, aber auch die neuere Zeit bis 1864 hält theoretisch dieselbe Überordnung des Staats über die Kirche fest.

Ein zweites Kapitel zeigt, wie die menschliche Thätigkeit (Arbeit) durch Religion geleitet wird. Wir sehen die schöne Wirksamkeit der Klöster, die Missionsthätigkeit, die Pflege von Wissenschaft und Kunst sich entwickeln. Besonders interessant ist, wie die Kirche sich ungeheure Mittel erwirbt, die in gewissen Gebieten sich bis zur Aneignung der Hälfte alles Grundbesitzes ausdehnten. Der letzte Teil hebt gebührend die Schattenseiten aller dieser religiösen Einflüsse hervor, insbesondre die Verfolgungen der Ketzer, die Förderung des Aberglaubens, die Hexenprozesse und vieles ähnliche. Überall zieht der Verfasser die besten Fachschriften zur Kontrole heran. Wir scheiden von ihm mit dem Eindruck gediegner, unparteiischer Gelehrsamkeit in deutschem Sinne.

Logik. Von Dr. Christoph Sigwart, o. ö. Professor der Philosophie in Tübingen. Erster Band. Die Lehre vom Urteil, vom Begriff und vom Schlusse. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. Freiburg i. B., Mohr, 1889

Dieses Werk hat den wissenschaftlichen Ruf des Verfassers begründet und sich mit seinem Namen in eins gesetzt. Es erübrigt daher nur ein kurzes Geleitwort, um diese zweite Auflage — in verhältnismäßig kurzer Zeit, bei solchem Gegenstande eigentlich Geleits genug — den Lesern zu charakterisiren. Dem Studium der Logik ist in neurer Zeit durch Stuart Mill in England und Trendelenburg in Deutschland wieder nachhaltige Anregung geworden. Namentlich des erstern energischer Versuch die bekannten „spanischen Stiefel" dieser Wissenschaft mit der Gangart der modernen Erfahrungswissenschaft in Einklang zu bringen, hat reichhaltige Früchte getragen. Auch Sigwart bekennt durch ihn angeregt worden zu sein. Zudem wurde die krause Geschichte dieser Wissenschaft durch Prantls großes Werk, das die Einzeluntersuchung hierin eröffnete und vorausnahm, zum erstenmale ins Licht gestellt. Der Verfasser löste die Aufgabe, die nunmehr zu thun blieb. Er räumte mit viel altem Ballast und der überstrengen Wertschätzung des Gebietes auf, ohne es völlig aufzugeben, wie es eigentlich im Sinne der Millschen Tendenz lag und bei dem geistvollen Skeptiker Überweg zur Erscheinung kommt. An der logischen Evidenz, der letzten Gewißheit des Fürwahrhaltens hält Sigwart mit Betonung fest; ohne sie wird Wissen zum Meinen. Die neueste Fortsetzung der logischen Debatte, die sich an die großen Werke Schuppes, Lotzes, Wundts knüpft und in scharfer Beleuchtung mancher früher ganz im Dunkel gelassenen Teilstrecke des Ge-

Digitized by Google

bietes gipfelt, ist im wesentlichen dieser neuen Aufgabe zu Gute gekommen. Die Übersichtlichkeit seiner Anlage und die lichtvolle, trotz der Trockenheit des Vorwurfs stets lebhaft fesselnde Art des Vortrags ist überall dieselbe geblieben.

Aus der Innenwelt. Psychologische Studien von Dr. phil. Susanna Rubinstein. Leipzig, Alexander Edelmann, 1888

Wer die Wissenschaft im Gegensatz zur Kunst als einen Weinberg ansieht, worin jedermann und jedes Weib — wenn es auch nicht Dr. phil. wäre — arbeiten dürfen, vorausgesetzt, daß sie nur fleißig sind, der wird diesen Studien, auch wenn er ihnen als Fachmann keine Belehrung verdanken sollte, seine Anerkennung nicht verweigern. Wenn es auch meist nur die Spitzen und stark erleuchteten Höhenpartien der Forschung sind, die die Verfasserin zu ihrem Spezialstudium gewählt hat, so liegen sie doch immerhin, zumal für die weibliche Natur, hoch genug, um schon ihre Erarbeitung und geübte Überblickung ansehnlich genug erscheinen zu lassen. Unweiblich kann zudem gerade die Beschäftigung mit Problemen des Seelenlebens nicht genannt werden. Nur geschieht ihrer wissenschaftlichen Darlegung durch die weibliche Natur mitunter etwas Eintrag, die mit großen Worten nicht so karg ist wie der nüchterne männliche Dr. phil., auch vieles als schon erwiesen und abgeschlossen hinnehmen möchte, worin jener skeptisch genug nur eine wissenschaftliche Blase zu sehen vermag, die morgen zerplatzt. Auch ist der Stil dem Gegenstande nicht immer angemessen; die vielen Fremdwörter, die nicht als wissenschaftliche Ausdrücke, sondern nur zum Staat verwendet werden, muß sich die Verfasserin baldmöglichst abgewöhnen. Im Ganzen legen aber ihre Studienfrüchte für den Ernst und die Reife ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen rühmliches und stellenweise auch zweifellos anregendes und förderndes Zeugnis ab.

Wie denkt das Volk über die Sprache? Gemeinverständliche Beiträge zur Beantwortung dieser Frage. Von Dr. Fr. Polle, Professor am Bitzthumschen Gymnasium zu Dresden. Leipzig, Teubner, 1889

Dies Buch ist eine wahre Herzensfreude in unsrer schnelllebigen Zeit. An seinen Beobachtungen ist ganz gewiß ein Menschenalter hindurch gesammelt worden, und die Sichtung und Anordnung des reichen Stoffes mag dem Verfasser viele urbehagliche Stündchen verschafft haben. So langsam wie dieses Buch, werden heutzutage nicht viele geschrieben; dafür will es freilich auch langsam und mit einigem Versenken gelesen sein.

Nicht als ob wir mit allem einverstanden wären, was Polle über den höchst anziehenden Gegenstand vorbringt; im Gegenteil, es regt sich hie und da beim Lesen der Widerspruch. So sind unsers Erachtens die abscheulichen Liederlichkeiten des Stils, die er S. 44 ff. erläuternd bespricht (Zittel in seinen „Libysche Briefe," das Sternbild des Stier, des Skorpion), unter keinem Gesichtspunkt in Schutz zu nehmen, sondern mit Feuer und Schwert zu verfolgen.

Und daß Lenaus „Bitte":

Weil' auf mir, du dunkles Auge,
Übe deine ganze Macht,
Ernste, milde, träumerische,
Unergründlich süße Nacht

als ein Lied an die Nacht zu fassen sei, soll uns Polle auch nicht einreden. Wir haben nie an etwas andres als ein tiefdunkles Mädchenauge bei dem schönen Liede gedacht und werdens auch fürder so halten. So gehen uns auch die Betrachtungen

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095324

über Lautmalerei und Bedeutung der Laute (S. 47 ff.), die allerdings nur schüchtern vorgebracht werden, etwas zu weit.

Aber was will das heißen gegen den Genuß, den es bereitet, jemand reden zu hören, der mit der unverkennbarsten, kindlich aufrichtigsten Freude dem Denken des Volkes auf seinen bisweilen gar verschlungnen Pfaden nachspürt, über seine gedankenlosen Dummheiten gemütlich zu lachen und ihnen doch zugleich eine höhere, sozusagen philosophische Bedeutung zu geben versteht? Man hat wohl auch schon manchmal solche Wendungen gehört, wie sie in dem Kapitel von unmittelbaren Widersprüchen und gedankenlosen Übertragungen vorgebracht werden: „Wie der Baum dort heißt? Er heißt die Gelberöder Kiefer, ist aber eigentlich eine Schwarzpappel." „Mein Vater war Milchfrau (oder Brezeljunge)." „Ein bißchen dumm ist ja am Ende jeder, aber so dumm wie mancher ist doch eigentlich keiner." Aber diesen und andern Späßen nun auch eine ernste wissenschaftliche Seite abzugewinnen und trotzdem nicht langweilig zu werden, das ist Polles Kunst.

„Es ist ein geistreiches Buch, und man merkt es ihm gar nicht an" (S. 13).

Reichstreu-Denkfrei. Gedichte zu Schutz und Trutz aus der Schweiz. Von Ernst Ludwig Rochholz. Leipzig, Mauert und Rocco, 1889

Ein alter Kämpe — „er kam in jenem Jahr zum Lichte, als korsisch war der deutsche Stil" — „legt dieses Stammbuch tief bescheiden ans Fußgestell zu des Vaterlands Trophäen und geht zur Ruh." Bei wackerer Gesinnung, die sich so einführt, verbietet sich strengere, kunstmäßige Kritik, die sich der als Geschichts- und Sagenforscher verdiente Dichter gelegentlich selbst verbittet. Wem die Musterkarte des Jahrhunderts von einem Zeitgenossen Goethes, Arndts und Jahns unter deutschschweizerischem Gesichtspunkte merkwürdig erscheint, verabsäume nicht, in das hübsch ausgestattete Bändchen hineinzusehen. Wahrlich eine bunte Mischung! Germanischer Tugendbund und Juliradikalismus, David-Strauß'sche Christenverfolgung und Antisemitismus, fortschrittlicher Männerstolz vor Königsthronen und reichspatriotische Wallungen gegen die romanischen Schweizer — das alles in einem Stil, in dem die Romantik über das junge Deutschland dem modernsten poetischen Kraftstil des „Züricher Verlagskomptoirs" die Hand reicht. Manchmal setzt ein glücklicher Liedrefrain ein, der bei derber deutscher Volksnatur wohl zu etwas Beranger gleichwertigem sich hätte ausbilden können. Aber ein deutscher Litterat hat dazu allemal zuviel studiert. Der Verfasser, von Haus aus selbst Franke, hat die fränkische Dichtertrias Jean Paul, Rückert, Platen gekannt, ethnographische Ausfälle deuten auf seine Studien.

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 48. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten um schleunige Erneuerung des Abonnements.

Leipzig, im September 1889

Die Verlagshandlung

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google